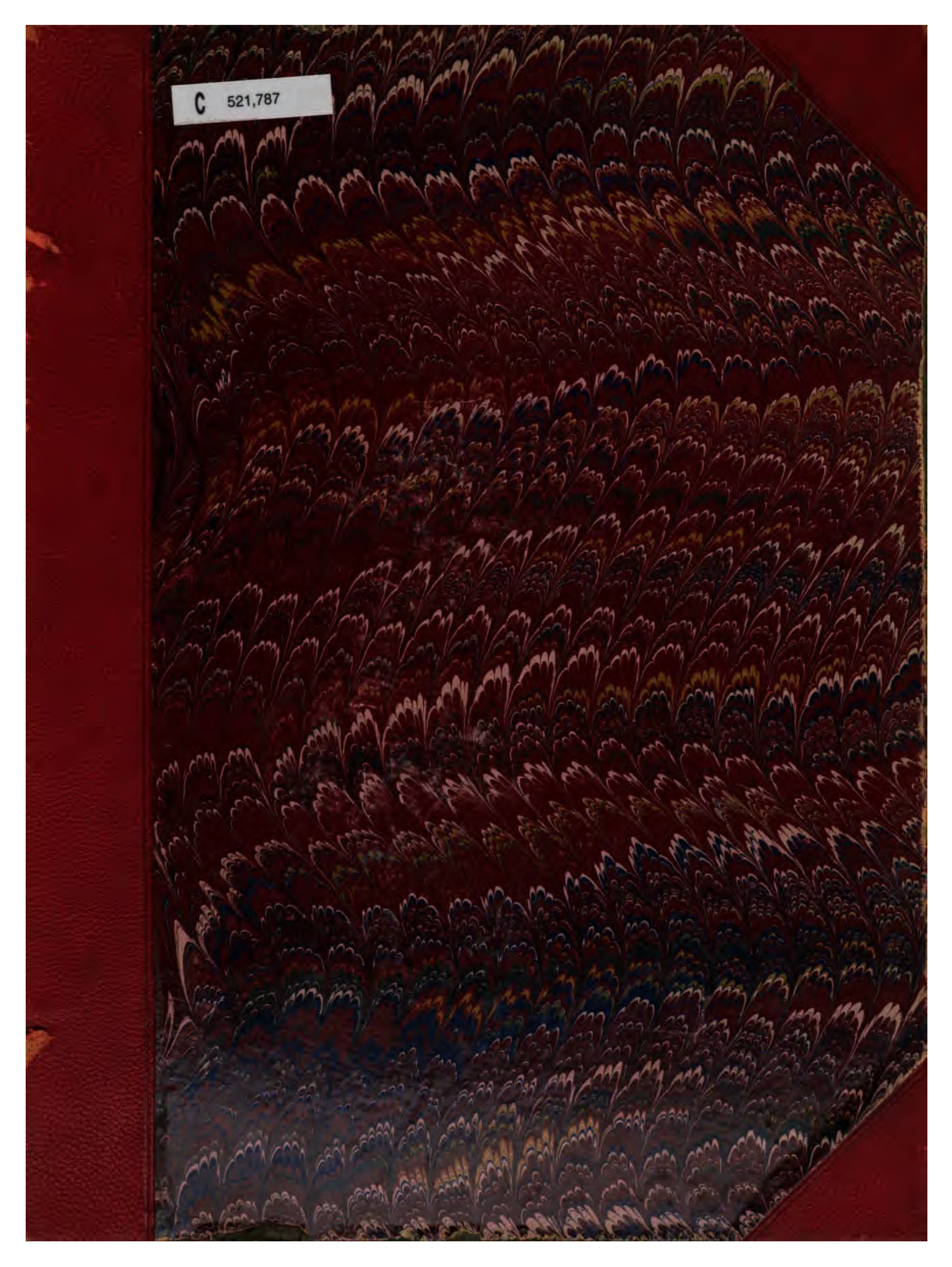
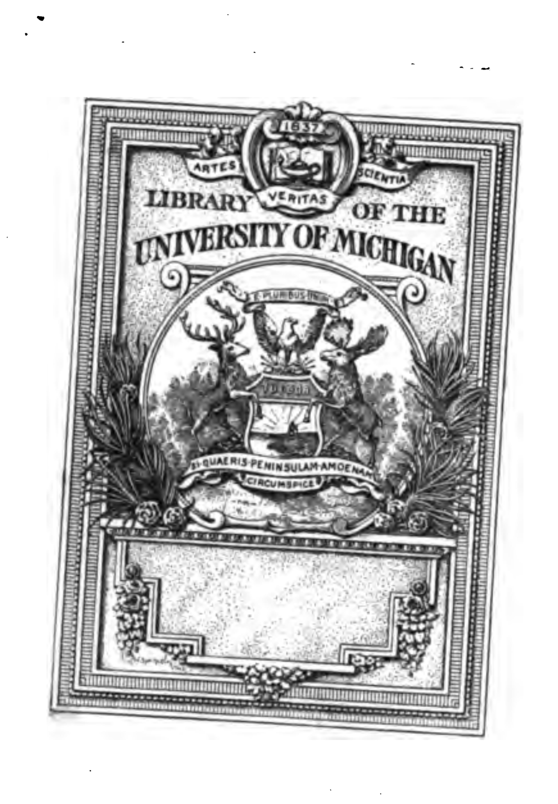



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



JAHRESHEFTE

DES ÖSTERREICHISCHEN
ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTES
IN WIEN

BAND IX

MIT 4 TAFELN UND 109 TEXTFIGUREN

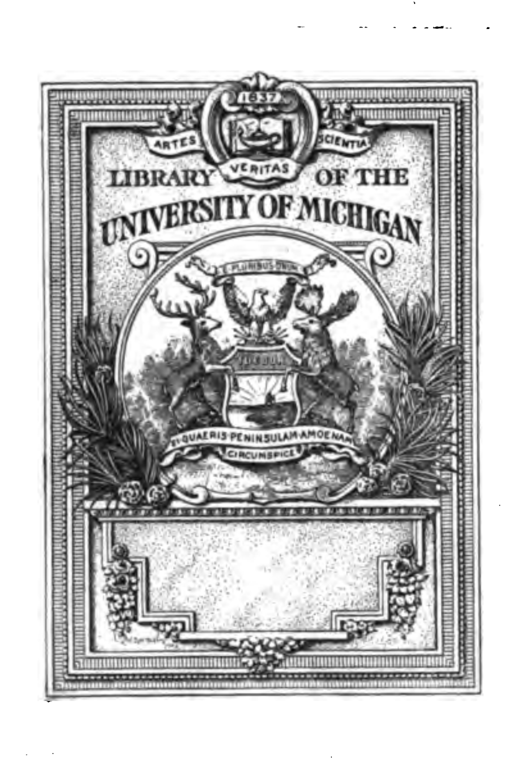
WIEN
ALFRED HÖLDER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
BUCHHÄNDLER DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
1906

16.36

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn

ÜBERSICHT DES INHALTS

BEIBLATT


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Wir wenden uns daher sofort zu dem zweiten der angeführten Hauptmomente: zur Art und Weise, wie die gegebenen Ideen verkörpert wurden. Hier handelt es sich wesentlich um zwei Seiten der Betrachtung: um die Composition und um das Verhältnis zwischen Form und Fläche. In diesen beiden gelangt das specifische Kunstwollen zum Ausdruck; dagegen erscheinen die natürlichen Hemmnisse, die Rohstoff und Technik einer mit den ersten Anfängen ringenden Kunst entgegensetzen mögen, an den Bechern von Vafio in solchem Maße überwunden, daß wir von ihnen als untergeordneten Factoren der Stilbildung hier absehen können.

Composition ist Zusammenfassung mehrerer Teile zu einem einheitlichen Ganzen: sei es der Glieder zu einer Figur, sei es mehrerer Figuren zu einer Gruppe. Zu einer Composition in solchem Verstande ist der Altorientale, namentlich der Ägypter, so gut wie niemals gekommen. Es wurde längst bemerkt, daß die Teilflächen an den ägyptischen Figuren zwar sorgfältig für sich beobachtet und möglichst kristallinisch angeordnet, d. h. klar abgeschlossen und symmetrisch aneinander gereiht sind, daß es aber an den zwingenden Verbindungen dazwischen fehlt: und damit — wenigstens für den modernen Beschauer — auch an dem überzeugenden Eindrucke des notwendigen Zusammenhanges der Glieder zu einem Ganzen, wovon zugleich ihre Befähigung zur Erfüllung der vorgestellten Bewegungsfunctionen abhängt. Das Gleiche gilt von der ägyptischen Gruppenbildung: die Figuren sind von gleicher Höhe und in gleichen Abständen aneinander gereiht, aber es mangelt die Dominante, die sie zu einer auf den ersten Blick erkennbaren Einheit vereinigen würde. Die Erfinder der Composition sind vielmehr die Griechen oder — vorsichtiger ausgedrückt — ihre wohl indogermanischen Vorläufer in der vorhomerischen Zeit. Die Kriegervase von Mykenä mit ihrer einseitigen Reihung scheint zwar hierin den Ägyptern nicht überlegen (in anderen Beziehungen ist sie es allerdings ganz wesentlich); aber schon die Becher von Vafio lassen auf eine unabsehbare Entwicklung zurückblicken. Daß diese Tatsache in ihrer vollen Tragweite noch nicht überall nach voller Gebühr Anerkennung gefunden hat, scheint mir wesentlich Heinrich Brunn mit seinen wie immer geistreichen aber keineswegs ganz vorurteilsfreien Bemerkungen über diese Denkmäler in seiner Griechischen Kunstgeschichte (47 ff.) bewirkt zu haben. Ihm galt als der Ausgangspunkt der Entwicklung der griechischen Composition die starre kristallinische Gruppierung mit dominierender Mitte, wie sie auf den Dipylonvasen zuerst entgegentritt. Die mykenische Composition der Becher von Vafio erschien ihm daneben noch als rohere, zuchtlosere Vorstufe. Wir haben

zunächst dieses Ergebnis durch eine Analyse der beiden Becher-Reliefs zu überprüfen.

Da ist einmal auf dem einen Becher (Fig. 1) in der Mitte, dem Henkel gerade gegenüber, ein einzelner Stier im Netze zu einer halbkugeligen Masse zusammengeballt. Rechts und links davon je ein weiterer Stier, denen es gelungen ist, der Falle zu entgehen: der eine macht davor kehrt und entflieht in gestrecktem Laufe, indem er die Hinterbeine hoch in die Luft wirft und die Vorderbeine abwärts setzt; der andere hinwiederum hat das Netz durchbrochen und im Emporspringen — die Hinterbeine unten, die Vorderbeine oben — zwei seiner Nachsteller überrannt. Wir haben hier also nicht bloß eine klare Scheidung in Mitte und Flanken, sondern auch neben der ideellen eine ganz unverkennbare materielle Responsion zwischen beiden Flanken: dort der hinabtauchende, hier der emporstürmende Stier; jener wirft im Contrast zur Gesamtbewegung, die nach abwärts geht, den Kopf empor, dieser senkt ihn im gleichen Contraste zu seiner Gesamtbewegung; ja selbst die Bewegung des Schweifes, so unauffällig-natürlich sie erscheint, ist an allen Stieren durch das gleiche Gesetz bestimmt. Das ist nun nicht bloß Composition im Sinne der Einheit, sondern eine solche, die bereits bewußtermaßen mit Contrasten arbeitet: es ist mit einem Worte die contrapostische Composition wie sie die griechische Kunst späterhin erst wieder frühestens in der classischen Kunst erreicht hat. Und wie fein ist doch die wohlstudierte Absicht verschleiert und ins Selbstverständliche übergeführt! Beim linken Stier wird unsere ganze Aufmerksamkeit vom latenten Schema durch die zwei Männer abgelenkt, beim rechten erfüllt der davor gestellte Baum den gleichen Zweck. Man beobachte ferner, wie selbst die Bildung des im Netze gefangenen Stieres in der Mitte eine contrapostische ist: die Vorderbeine links, die Hinterbeine rechts; und doch erscheint uns diese seltsame Verrenkung nicht auffallend und absichtlich studiert, weil sie durch die momentane Situation des in die Schlinge gefallenen hinreichend erklärt wird.

Es ist als eine nicht hoch genug zu veranschlagende Gunst des Schicksals zu bezeichnen, daß neben dem soeben besprochenen Becher ein zweiter gefunden wurde, an dem sich das vom ersten Gesagte (und künftig zu Sagende) erproben und so erst recht zur Gewißheit erheben läßt. Da fällt schon vor allem der Contrast in der Gesamthaltung auf: dort größte Energie in den ungestümen Bewegungen, hier beschauliches Stehen oder ruhiges Schreiten. Das kann nicht zufällig sein; doch uns interessiert jetzt zunächst die Composition des zweiten Bechers im einzelnen (Fig. 2). Wiederum scheiden sich Mitte und Flanken klar vonein-



Fig. 2 Relief der Becher von Vafio.

ander. Beherrschte dort das Centrum ein einziger Stier, aber in enger Verbindung mit einem zweiten Dinge — dem um zwei Bäume geschlungenen Netz — so sind es jetzt zwei Stiere, welche die Mitte einnehmen. Schon dieser mykenische Künstler scheint somit eine einzige Spitze als Dominante für eine allzu starre Fessel empfunden zu haben. Wer erinnert sich hiebei nicht des Umstandes, daß auch die spätere classische Composition der Griechen mit Vorliebe anstatt eines einzigen Centralmotives ein Paar anbringt (z. B. in der aldobrandinischen Hochzeit, um eines der bekanntesten Beispiele zu nennen)? Man wird es vielleicht auch der Phantasie zugute halten, wenn sie dadurch an das Doppelkönigtum und Doppelconsulntum gewisser antiker Staatswesen gemahnt wird. — An den Flanken des zweiten Bechers begegnen wir wiederum je einem einzelnen Stier, in contrapostischen Bewegungen zueinander: der rechte grast und senkt hiebei den Kopf zu Boden; der linke brüllt und erhebt daher den Kopf hoch in die Luft, wobei das Brüllen durch den Umstand, daß eines seiner Hinterbeine gleichzeitig durch einen Mann gefesselt wird, hinreichend motiviert ist. Auch die Verteilung der Bäume trägt dazu bei, den Eindruck des Absichtlichen in der Composition zu verwischen. Darum berühren offenbar uns Moderne diese Reliefs so wunderbar, weil auch wir alles Absichtliche im modernen Kunstwerk strengstens vermieden zu sehen wünschen.

Die Mittelgruppe der zwei Stiere auf dem zweiten Becher gibt noch zu einigen weiteren Beobachtungen Anlaß, die wir an dieser Stelle sofort einschalten wollen. Der hintere Stier ist nur mit seinem Vorderleibe völlig sichtbar; sein Hinterleib erscheint bis auf weniges durch den vorderen Stier gedeckt. Die Ägypter vermieden eine solche Deckung grundsätzlich; wo sie ihnen aber durch den Gegenstand unbedingt geboten war, dort wurde sie eben als notwendiges

Übel behandelt: von einem Viergespann z. B. wurde bloß das vorderste Pferd vollständig gezeichnet, von den übrigen dreien ließ man lediglich die äußersten Contouren vorschauen. Ganz anders unser mykenischer Künstler: er zeigt vom hinteren Stiere nicht bloß die volle vordere Hälfte des Leibes, sondern auch vom Hinterleib einzelne abgetrennte Teile, wie die Hinterbeine und Stücke des Schweifes, den er zu diesem Zwecke geflissentlich über den Rücken des vorderen Stieres emporsteigen läßt. Motiviert erscheint die Unruhe, die sich in dieser Bewegung des Schweifes verrät, durch die parallele Unruhe in der Haltung des Kopfes, von der gleich noch im besonderen die Rede sein wird; vergleicht man übrigens daneben den vorderen Stier in seiner Ruhe, so wird man unschwer erkennen, daß es auch innerhalb dieser Mittelgruppe wiederum auf einen Contrast abgesehen gewesen ist. — Die volle Würdigung dieser Abweichung von der ägyptischen Gepflogenheit, jedwede Deckung peinlich zu vermeiden, wird sich erst später ergeben.

Ganz besonders auffallend muß ferner den Kunsthistoriker das gewissermaßen geistige Verhältnis berühren, in welches die beiden Stiere in der Mitte zueinander gebracht erscheinen. Der hintere wendet den Kopf wie liebkosend zu dem vorderen zurück, der seinerseits aus der Bildfläche zum Beschauer herausblickt. Die wirklich epochale Bedeutung der letzteren Kopfwendung in der Geschichte des Reliefs wird uns an späterer Stelle noch beschäftigen; hier sei nur daran erinnert, daß man aus der ganzen altorientalischen Plastik wohl kein einziges Beispiel beibringen kann, daß Tiere, die nicht etwa wie Mutter und Junges in natürlichem Blutsverhältnis zueinander stehen, in eine so gemütliche (sit venia verbo) Verbindung untereinander gesetzt erscheinen. Die sexuelle Paarung, wie sie ägyptische Wandbilder aus den bekannten vorstellungszwecklichen Gründen gerne zeigen, repräsentiert ein materielles, nicht ein ethisches Verhältnis. Dieses letztere läßt der Ägypter sogar an menschlichen Figuren nur selten und dann nur zögernd hervortreten; der mykenische Künstler hat sich nicht gescheut, es in einem sehr primitiven Ausmaße sogar an Tieren zum Ausdrucke zu bringen. Wird man zu tadeln sein, wenn man sich versucht fühlt, darin indogermanische Naturteilnahme an Stelle der praktischen Ausnützungstendenz der Altorientalen zu erblicken?

Doch zurück zu den greifbareren Elementen unserer Betrachtung! Schon jetzt wird sich das bisherige Ergebnis derselben dahin zusammenfassen lassen, daß die Composition der Reliefs der Vafiobecher nicht, wie Brunn wollte, eine rohe Vorstufe der Dipylon-Composition bedeutet, sondern alles Dipylonmäßige

ungeheuer weit hinter sich läßt. Was das Dipylon angestrebt hat — die Zusammenfassung einer figurenreichen Scene zu einem geordneten einheitlichen Ganzen unter der Herrschaft einer Dominante — das haben auch die Vafiobecher vollkommen gelöst. Die Frage kann nur dahin lauten, welche Lösung wir als die kunstreichere zu schätzen haben: die einfache, starr symmetrische Wiederholung rechts und links von einer Mittelachse oder die sinnreiche Auflösung contrastierender Linien und Bewegungen in ein Massengleichgewicht? Die Antwort gibt die classische Kunst, die das letztere zum Zielpunkt ihrer Compositionsbestrebungen gemacht hat; und wir können uns damit begnügen.

Aber nicht genug: in einigen Punkten geht die Composition der Vafiobecher über die classische, ja über alle antike Composition überhaupt noch hinaus. Die strengclassische, vorlysippische Kunst ist niemals zu einer eigentlichen Landschaft gelangt. Forderte es der Gegenstand der Darstellung, eines der von uns als landschaftlich empfundenen Dinge — Bäume, Sträucher, Häuser, Tiere u. dgl. — im Bilde anzubringen, so wurde es genau wie die menschliche Figur in ihrer objectiven, in sich abgeschlossenen Existenz hingestellt. Dem gegenüber begegnet uns an den Bechern von Vafio, tausend Jahre vor den analogen alexandrinischen Versuchen, eine wirkliche Landschaft, beinahe im modernen Sinne. Da ist ein gemeinsamer Boden, auf welchem alle Menschen und Tiere sich bewegen und in welchem alle Bäume (mit einer Ausnahme) haften. Und dieser Boden zeigt nicht etwa eine plastische Teilung, eine Brechung in objectiv abgeschlossene, individuelle Einzeldinge (Steine, Schollen, Felsen) und noch weniger ist er eine bloße mathematische Linie wie bei den Ägyptern und im Dipylon: dieser Boden ist vielmehr genau der amorphen Masse nachgebildet, als welche er sich gewöhnlich in der Natur dem flüchtigen Blicke darstellt. Am ersten Becher mit dem stürmischen figürlichen Inhalt erkennen wir am Boden skizziertes Gras mit seitwärts bewegten Halmen; auf dem zweiten ist der Graswuchs zwischen den steinigen Schollen nur durch flüchtige Punktierung (die Vorläuferin der spätantiken Bohrtechnik) angedeutet. Was ferner die Bäume und Sträucher betrifft, so starren sie nicht etwa als halbgeometrische Gebilde senkrecht in die Höhe, sondern sie zeigen ungescheut jene Abweichungen von der normalen Verticale, wie sie durch die zahllosen Zufälligkeiten in der Natur bedingt sind. Man nehme nur als Beispiel die Palme, hinter welcher der fliehende Stier hinwegrast: die in der Mitte geknickte Linie ihres runzeligen Stammes ist das geflissentliche Gegenteil aller archaisch-kristallinischen Kunst, ganz ver-

gänglich-zufällige Natur; und doch hat diese Natur den tieferwogensten Kunstzweck zu erfüllen, indem sie den im eiligen Laufe ungewöhnlich langgestreckten Leib des Stieres wohlgefällig in zwei Hälften teilt und mit der geknickten Linie zugleich die Bewegung des Stieres in der gleichen Richtung höchst wirksam begleitet. Dagegen möchte ich der Deckung der Hauptsache (des Stieres) durch die landschaftliche Nebensache (den Baum) — so ungewöhnlich und unclassisch sie auch ist — keine entscheidende Bedeutung mehr beilegen, seitdem ich ähnliche Deckung (fliehender Stier im Gebüsch), allerdings in völlig kunstloser Composition, auch an einem Relief des Tempels Ramses III. zu Medinet Habu beobachten konnte.

Nur in einem einzigen Punkte hält diese mykenische Landschaft nicht dasjenige, was wir Modernen von ihr verlangen müßten. Von den beiden Bäumen, an denen das Fangnetz befestigt ist, haftet nur der vordere fest im Boden, während der hintere frei in der Luft schwebt. Hier waren im Künstler offenbar zwei ihm gleich wichtig dünkende Bestrebungen in Conflict geraten: einerseits sollte er die landschaftliche Einheit für die optische Betrachtung wahren, anderseits den Vorgang möglichst klar erscheinen lassen. Da beides zugleich nicht zu erreichen war, entschied er sich für das letztere. Ein Moderner würde sich nicht einen Moment besinnen, dasjenige zu tun, wovor der Künstler von Vafio zurückscheute: er würde den hinteren Baum unbedenklich zum Teile decken. Die Antike hat es eben niemals, selbst in der spätesten römischen Zeit nicht, über sich gebracht, die Klarheit der optischen Einheitlichkeit, die objective Existenz der Dinge der subjectiven Erscheinung derselben auf der Netzhaut des menschlichen Auges schlankweg zu opfern. Darin erweist sich diese mykenische Kunst, soweit sie im allgemeinen über den befangenen Objectivismus hinausgestürmt war, doch eins mit jenem unverrückbaren Grundsatz aller antiken Kunst, der bei den Altorientalen von allem Anbeginn der leitende gewesen ist, schon frühzeitig — wie eben die Vafiobecher lehren — von den Vorläufern der Griechen übernommen wurde und von der ausgebildeten Antike bis zu ihrer Sterbestunde niemals gänzlich verleugnet worden ist.

Um so höher wird man es anzuschlagen geneigt sein, wenn man den Künstler der Vafiobecher auf einem andern Punkte alle antike Kunst weit hinter sich lassen sieht. Es sind jene merkwürdigen tropfsteinartigen Gebilde gemeint, die vom oberen Rande in den Reliefgrund hereinragen. Der Kunstzweck, dem sie dienen sollen, ist klar: sie haben den leeren Grund auszufüllen. Es ist dieselbe Tendenz, die uns, zum Unterschiede von der altorientalischen Kunst, die hierin

ganz anders gedacht hat,[1]) an den Grabstelen von Mykenä entgegentritt. An diesen scheint der Horror vacui, den die Ägypter niemals gekannt haben, beschwichtigt durch gesetzmäßig componierte Spirallinien, d. h. halbkristallinische Elemente. Was bedeuten aber die geballten amorphen Massen auf den Bechern von Vafio? Ornamente sind es nicht, denn sie entbehren aller gesetzmäßigen Composition. Also müssen es Nachahmungen von Naturerscheinungen sein und da kann für diese Gebilde nur zweierlei in Betracht kommen: entweder die den Horizont besäumenden Bergketten oder die am Firmament hängenden Wolken. Ob man sich für das eine oder für das andere entscheidet: beides wäre gleich unerhört in der antiken Kunst bis in die späteste Zeit. Wenn auch die nachlysippische Antike dem subjectiven Raumgefühl bedeutende Concessionen gemacht hat: so weit in die Tiefe ist das Auge des antiken Künstlers niemals gedrungen, daß es den Raum bis an den Horizont oder an den Zenit beobachtet und berücksichtigt hätte. Und doch bleibt uns zur Erklärung nichts anderes übrig, als uns für eines der genannten Elemente zu entscheiden. Es kann auch kaum zweifelhaft sein, auf welches die Entscheidung fallen wird: denn nur an Wolken, nicht aber an Bergen lassen sich die Zerschlissenheiten und vielfachen Unterbrechungen der hängenden Massen erklären, wie sie uns namentlich am zweiten Becher entgegentreten. Wären es Berge, so würden sie ferner für den optischen Eindruck, den ja der Künstler, wie schon bemerkt wurde, überall nach Möglichkeit angestrebt hat, auf den Kopf gestellt erscheinen, ohne daß dies durch die Anforderungen der Klarheit etwa in der Weise gefordert wäre wie an dem vorhin erwähnten hinteren der beiden netzhaltenden Bäume.

Unser zweites Ergebnis, das noch immer die Composition betrifft, wird sich also dahin zusammenfassen lassen, daß die Becher von Vafio eine Landschaft zeigen, die erstens einen für subjective Momentanschauung berechneten Ausschnitt der Erdoberfläche umfaßt, wie er der altorientalischen Kunst ganz fremd,

[1]) Der Objectivismus in jener starren Fassung wie er bei den Altorientalen entgegentritt, muß notwendigerweise die Tendenz entwickeln, nach Möglichkeit alles zu entfernen, was an Raum und Zeit erinnert. Dazu gehört auch der Grund (des Reliefs wie der Malerei), von dem die Ägypter sehr wohl empfunden haben, daß seine Anerkennung die Emancipation des Raumes zum Endresultat haben mußte. Daher die geflissentliche Außerachtlassung, ja Verneinung des Grundes in der ägyptischen Kunst, wie sie sich namentlich im Relief en creux und sodann in dem geradezu gesuchten Mißverhältnisse zwischen Grund und Figur ausspricht. Dagegen ist das erste, was die mykenischen Reliefbildhauer einführen, die Ausfüllung des leeren Grundes durch Ornamente. An der Kriegervase bedurfte es dessen nicht, weil sich hier mit den vielen ausladenden Spitzen allein schon ein befriedigendes Verhältnis zwischen Grund und Muster herstellen ließ. Das alles sagt schon deutlich, daß es diese Kunst rasch zu einer Anerkennung des Raumes bringen mußte.

in der griechischen Kunst erst in nachlysippischer Zeit wieder erreicht wurde, zweitens aber auch die Erscheinung des Wolkenhimmels über der Erde berücksichtigt, was in der Antike niemals mehr, dagegen erst wieder in der Kunst des ausgehenden Mittelalters Beobachtung gefunden hat.

Das zweite rein künstlerische Element am Kunstwerk ist das daran beobachtete Verhältnis zwischen Form und Fläche. Zwar sind alle Naturdinge geformt und zugleich von Flächen begrenzt. Daraus folgt aber noch nicht, daß dieses Verhältnis an den plastischen Nachbildungen der Naturvorbilder einfach von den Originalen copiert wäre. Gerade in diesem Verhältnis drückt sich der Wechsel der Zeiten und Völker, die Abfolge der Stile besonders vernehmlich aus. In welcher Gestalt tritt es uns an den Bechern von Vafio entgegen?

Auch hier erscheint ein historischer Rückblick auf die vorhergehende Entwicklung geboten. Das altorientalische Relief ist ein Flachrelief, d. h. die Figuren sind scharf begrenzt in Höhe und Breite, dagegen nur zurückhaltend und schüchtern in der Tiefendimension. Es erklärt sich dies aus einer Grundtendenz, die in der Weltanschauung der altorientalischen Völker wurzelt, die uns aber hier nur in ihrem Einflusse auf die bildende Kunst interessiert. Die ägyptische Kunst will die Dinge so wiedergeben, wie sie objectiv, frei von den verwirrenden und trübenden Zufälligkeiten unserer Gesichtssinneswahrnehmungen erscheinen. Der Ägypter prüft die Dinge genau in der Nähe unter Controle des Tastsinnes und modelliert danach sorgfältig Teil um Teil, aber er findet die volle Klarheit, sei es des Ganzen, sei es der Teile, bloß in der Begrenzung der Höhe und Breite erreichbar; die Tiefe bleibt immer unklar für das Auge, aber sie ist gleichwohl gegeben, ein notwendiges Übel, und muß daher berücksichtigt werden, soll aber auf das möglichst geringe, d. h. möglichst wenig störende Maß reduciert bleiben. Dies äußert sich gleichmäßig in der ägyptischen Rundfigur mit ihrer flächenhaften Frontansicht, im ägyptischen Flachrelief, und wohl am schlagendsten in der ägyptischen Malerei mit ihren silhouettenhaften, modellierungslosen Umrißzeichnungen. Überall ist der Schatten, dieser Anzeiger der Form soviel als möglich vermieden, denn der Schatten ist nichts Körperliches und daher nur geeignet, Unklarheit zu schaffen. Der Altorientale mit seinem charakteristischen Sinn für objectiv-materielle Wirklichkeit fügt also ein Kunstwerk Teil um Teil zusammen, wie er sie in strengster Nahsicht, unter Controle des Tastsinnes erfaßt; aber er gelangt niemals dazu, die ganze Figur (und noch weniger ganze Gruppen von Figuren) in einem Momente als optische Einheit von seinem persönlich-subjectiven Standpunkte aus zu erfassen. Alle altorientalische Kunst ist

darum objectivistisch, raum- und zeitlos: in der Malerei Silhouette, im Geformten ganz flach gewellt, mit möglichst schwachen und breiten Schatten.

Schon die ältesten Denkmäler, die sich auf nachmals griechischem Boden gefunden haben, zeigen einen ganz verschiedenen Charakter. Man sucht vergeblich in der ganzen altorientalischen Kunst Darstellungen, wie z. B. jene linear gravierten Figuren von Hirschen auf der Oberfläche troischer Spinnwirtel (Fig. 3). Hier ist nicht bloß die Tiefendimension unterdrückt, sondern alles überhaupt auf eine einzige Dimension — die Länge — reduciert. Die gravierten Linien sind hier nicht Begrenzungen des Körpers, die sich flächenhaft dazwischen ausdehnen, sondern sie sind selbst Repräsentanten der Körper. Diese Hirsche sind also gewiß nicht in der Nahsicht, unter Controle des Tastsinnes aufgenommene Bilder, sondern auf rein optisch-fernsichtiger Anschauung beruhende Erinnerungsbilder. Es sind phantastische und unklare Gebilde, die von vornherein auf alle Tastbarkeit verzichten. Diese griechischen — wenn wir sie so nennen dürfen — Künstler verfuhren also genau entgegengesetzt zu den Altorientalen: faßten diese die Teile ins Auge und fügten daraus ein Ganzes zusammen, so sieht dieser Vorläufer der Griechen vor allem das Ganze, das auch wir heute als solches sofort erkennen, wogegen aber die Teile für sich aller Bedeutung bar bleiben; verfuhr der Ägypter objectivistisch, trachtete er die Dinge so wiederzugeben, wie sie jenseits der Zufälligkeiten der optischen Erscheinung wirklich und tastbar **sind**, so geht der Indogermane subjectivistisch zu Werke, indem er bloß die Hauptzüge eines momentanen optischen **Eindruckes** wiedergibt. Es ist klar, daß eine so phantastische, körperlose Kunst wie diejenige an den troischen Spinnwirteln aus sich selbst niemals zu höherer Vollendung hätte gelangen können und daß es für ihre Träger nur von Segen war, daß sie mit der objectivistischen altorientalischen Kunst bekannt geworden sind. Es ist aber nicht minder klar, daß die objectivistische Kunst nach allen Seiten hin alsbald unübersteigliche Schranken finden mußte (und in der Tat, wie namentlich die ägyptische Kunst beweist, gefunden hat), über welche Schranken nur eine subjectivistisch-phantastische Kunst hinweg konnte. Es tritt uns hier mit einem Worte der Gegensatz zwischen der altorientalisch-semitischen und der indogermanischen Cultur entgegen, wie er die ganze bisherige Entwicklung der Menschheit hauptsächlich beherrscht. Der im letzten Grunde stets retardierende Einfluß der Orientalen war auch für die Abendländer

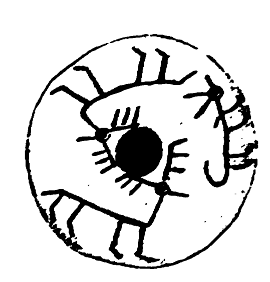


Fig. 3
Troischer Spinnwirtel.

im richtigen Momente immer von Nutzen; aber der wahre Fortschritt und daher die endgültige Oberhand in Politik und Cultur ist doch schließlich allezeit den Indogermanen zugefallen.

War nach dem Gesagten das Platzgreifen eines orientalischen Einflusses für das Zustandekommen der späteren griechischen Kunst unbedingt vonnöten, so sehen wir diese Vorbedingung eines weiteren Fortschrittes zweifellos erfüllt in der sogenannten mykenischen Kunst. In dieser ist der orientalische Einfluß längst ebenso sicher festgestellt als ein anderer, nichtorientalischer Bestandteil derselben. Uns interessiert hier lediglich das Relief. In Mykenä tritt es uns zuerst an den Grabstelen als Flachrelief entgegen. Das ist wohl ägyptisch (wofür die Spiralornamente einen secundären Beweis bilden) und scheint auf den ersten Blick sogar genaue Copierung des ägyptischen Flachreliefs. Aber bei näherer Betrachtung ergibt sich doch ein interessanter Unterschied: es fehlt in Mykenä jede Modellierung in der dritten Dimension. Der Ägypter glaubte diese nicht ganz unterdrücken zu dürfen, weil sie einmal an den Dingen objectiv vorhanden war und dem Beschauer in der Nahsicht nicht entgehen konnte. Aber selbst diese ganz flach gewellte Modellierung der Ägypter hat der mykenische Künstler verschmäht: seine Figuren zeigen eine absolut ebene Oberfläche, wie sie uns die rein optische Erscheinung in der Fernsicht an den Dingen vortäuscht. Von der einen Dimension der troischen Spinnwirtel ist hier der indogermanische Künstler unter Einfluß der ägyptischen Kunst wohl zu zwei Dimensionen übergegangen, die dritte läßt er aber noch unbedenklich außer acht, weil er eben an die subjectivistisch-optische Betrachtungsweise gewöhnt ist.

Diese anscheinend primitive, in der Tat aber mit dem Grundgefühl einer ganzen großen Völkerfamilie aufs innigste verwachsene Entwicklungsstufe muß man sich gegenwärtig halten, wenn man sich klar werden will, wie das Relief auf den Bechern von Vafio auf den ersten Blick einen schlechterdings verblüffenden Anachronismus darstellt. Nachdem wir bisher bei Ägyptern und Mykenäern bloß das flachste Relief angetroffen haben, stoßen wir da plötzlich und unvermittelt auf das ausgesprochenste Hochrelief. Und zwar ist es ein Hochrelief nicht etwa bloß der absoluten Erhebung im ganzen nach, sondern auch vermöge der geformten Behandlung der tastbaren Fläche. Keine Spur mehr von Zaghaftigkeit gegenüber der Tiefendimension, von ängstlicher Vermeidung der Schatten: vielmehr geflissentliche Häufung von gewaltigen Hebungen und Senkungen, Falten und Buckeln, bewußte Gegensetzungen von Licht und Schatten. Die Art und Weise, wie die Köpfe und Beine der Tiere, die Rümpfe der Menschen modelliert

sind, läßt sich nicht anders als schlankweg malerisch bezeichnen. An Stelle der peinlichen Klarheit der breiten und flächenhaften Teile ein stürmisches Aufeinander von körperlosen Lichtern und Schatten! An Stelle der flachwelligen, halbschattenden Übergänge stellenweise (wie an den Rippen der Stiere des zweiten Bechers) geradezu lineare Gravierung wie in der grundsätzlich fernsichtigen spätesten Antike! Wann ist in der Geschichte der bildenden Kunst ein solches Relief wiederum anzutreffen? Die ganze frühgriechische Kunst von der homerischen Zeit an kennt nur das Flachrelief im ägyptischen Sinne, und wo ein verfrühtes Hochrelief begegnet wie in Selinunt, dort ist es ein solches bloß der absoluten Erhebung über den Grund nach, nicht aber in der Behandlung der Fläche, die glatt ist und alles Geformte noch emsig vermeidet. In der classischen Zeit hat das Hochrelief freilich gründliche Ausbildung erfahren; aber eine dermaßen untaktische, überwiegend optisch-malerische Auffassung der Fläche wie an den Bechern von Vafio wird man auch nicht in der alexandrinischen Kunst, ja nicht einmal in der spätesten Antike in gleich extremem Maße antreffen. Für einen so rücksichtslosen Durchbruch des Optischen haben sich erst in der neueren Kunst wiederum die nötigen Voraussetzungen gefunden.

In diesem Zusammenhange wäre noch einmal auf den schon erwähnten Umstand zurückzukommen, daß zwei von den Stieren die Köpfe aus der Reliefebene heraus, en face dem Beschauer zukehren. Die altorientalische Kunst hat dies im Relief grundsätzlich vermieden, was einerseits vor allem im Objectivismus, der sich um den Beschauer grundsätzlich nicht kümmert, anderseits in der Tendenz auf Vermeidung der Tiefendimension oder, was dasselbe ist, der Verkürzung begründet ist, wobei namentlich die Schwierigkeiten bei der Bildung der Nase (des „Gesichtsvorsprunges") maßgebend gewesen sein mochten. Die Ausnahmen von dieser Regel in der altorientalischen Kunst sind höchst selten; wo sie in der ägyptischen Kunst vorkommen, betreffen sie nur die Malerei, niemals das Relief. Darf man es da für eine zufällige Ausnahme ansehen, daß die en face-Stellung des Kopfes auf diesen zwei Bechern wiederholt vorkommt?[2]) Das

[2]) Die Köpfe der menschlichen Figuren auf den Bechern sind zwar bei zweien im reinen Profil wiedergegeben, aber beim Gespießten ist es doch schon etwas mehr als dieses; leider läßt der galvanoplastische Abguß, der mir zur Verfügung steht, die Bildung der Gesichtspartien dieses Mannes nicht mit hinreichender Deutlichkeit erkennen, woran freilich die Hauptschuld der Künstler mit seiner auch auf die Köpfe übertragenen Sucht nach dem Eindruck des malerisch Geformten trägt. Um so wichtiger ist gegenüber dem ägyptischen Postulat nach klarer Erscheinung des Rumpfes en face samt beiden Armen die absolute Profilbildung des Rumpfes desjenigen Mannes, der vom Rücken des Stieres kopfüber herabstürzt. Dieses Bewegungsmotiv allein, wodurch das Object des menschlichen Körpers buchstäblich auf den Kopf gestellt erscheint, ist durch einen Abgrund von allem Altorientalischen geschieden. Die

Problem der Verkürzung, das in der griechischen Kunst erst während der Übergangszeit zur classischen wieder Aufnahme gefunden hat, erscheint schon hier in der mykenischen Kunst in Angriff genommen und unbekümmert um die daraus resultierende Unklarheit zur Lösung gebracht. Nur eines muß dabei als eigenartig, und weil es sich auch auf anderen mykenischen Denkmälern vorfindet, offenbar keineswegs zufällig, hervorgehoben werden: die Köpfe der beiden in Frage kommenden Stiere sind zwar senkrecht zur Ebene verkürzt, aber nicht in der normalen Verticale, sondern in der Horizontale bewegt. Man kann dies nicht anders erklären, als daß es der Künstler vermeiden wollte, den Stier unmittelbar auf den Beschauer blicken zu lassen. Es verrät sich hierin zweifellos ein Einfluß des Objectivismus, den auch die classische Kunst, nachdem sie die Verkürzung officiell zugelassen hatte, in ähnlicher Weise festgehalten hat. So finden wir in der classischen Kunst die Köpfe zwar in Verkürzung aus dem Bilde herausschauend, aber in der Regel nicht en face, sondern in Dreiviertelprofil genommen. Erst die christliche Kunst hat tiefbegründeterweise den directen Verkehr zwischen Kopf und Beschauer zur Regel gemacht.

Nachdem wir hiemit die Stellung der Vafiobecher innerhalb der Entwicklung von Composition und Relief präcisiert, erübrigt uns noch, die darin verkörperte Idee in Betracht zu ziehen. Gerade in den ältesten historisch erkennbaren Zeiten, da die festen Vorstellungen des Glaubens die ganze Naturauffassung und alle Lebensbeziehungen beherrschen und Kunst mit Religion wesentlich identisch ist, hat die Idee für die reine kunstkritische Würdigung am wenigsten zu besagen, weil sie der individuellen Gestaltung durch den Künstler gar keinen oder doch nur einen ganz geringen Spielraum offen läßt. So bietet z. B. im ägyptischen Kunstwerk die Idee bloß dem Ägyptologen, nicht aber dem Kunsthistoriker tieferes Interesse. Wir werden daher erwarten dürfen, auch an den mykenischen Denkmälern überall Bezüge zur Gottheit und zum Cultus wahrzunehmen. Ist dies bei den Stierfangscenen von Vafio der Fall? Es wäre zwar nicht schlankweg ausgeschlossen, aber es hält doch überaus schwer, sich davon zu überzeugen. Die Lust, mit welcher die verschiedenen Abenteuer samt ihren zufälligen und vergänglichen Details geschildert sind, erweckt die stärksten Zweifel an der Mög-

Vorbedingung für das Gelingen einer solchen Figur war ihre optische Erfassung als eines Ganzen. Einer so bewunderungswürdigen Sicherheit in der überzeugenden Wiedergabe der eruptivsten Bewegungen begegnen wir später erst wieder nach der neuerlichen Rehabilitation der optischen Aufnahme in der griechischen Kunst, d. i. in der hellenistischen Zeit, mit deren barocken Bildungen die Reliefs von Vafio überhaupt weitgehende äußere Verwandtschaft zeigen. Es beruht dies offenbar auf der beiden gemeinsamen Steigerung der Bewegung im Motiv und in der Formgebung.

lichkeit der Annahme, es habe sich dabei wesentlich um die Erweckung religiöser Vorstellungen gehandelt. Faßt man aber daneben die große Masse der übrigen mykenischen Denkmäler ins Auge, so wird man vollends finden, daß der religiöse Charakter darin überhaupt in überraschendem Maße zurücktritt.

Um sich davon recht anschaulich zu überzeugen, braucht man nur die Erscheinungen der ägyptischen Kunst daneben zu halten. Die ägyptische Kunst entlehnt nicht bloß ihre wichtigsten schmückungszwecklichen Motive (z. B. Lotus, Papyrus, Scarabaeus, Uraeus) dem Cultus, sondern auch die scheinbaren Genrescenen in den ägyptischen Gräbern, die zum Teil mit unseren Becherreliefs einige sachliche Verwandtschaft zeigen, beziehen sich auf die bekannten religiösen Sepulcralvorstellungen der Ägypter. Nur die Schlachtenbilder der Ramessidenzeit machen eine Ausnahme, aber indem sie sich ähnlich wie die assyrischen Kriegreliefs auf die Taten des Königs beziehen, dienen sie im Grunde auch nur der Verherrlichung der Taten der heimischen Gottheit. Die mykenische Kunst tritt nun darin von vornherein in einen grundsätzlichen Gegensatz zu den schöpferischen altorientalischen Künsten, daß sie das dort zu religiösen Vorstellungszwecken Geschaffene rein schmückungszwecklich verwertet. Von den pflanzlichen Ornamenttypen (Lotus) wird dies wohl allgemein zugegeben; warum soll die gleiche, von religiösen Vorstellungen vollständig absehende Auffassung nicht auch für figurale Darstellungen gleich unseren Stierfangscenen gelten? Diese wären dann rechte und schlechte Genrebilder im modernen Sinne. Die Kunstgeschichte lehrt aber, daß Genrebilder nur in solchen Perioden geschaffen wurden, deren Kunstabsicht ganz wesentlich auf optische Einheitlichkeit gerichtet war und die in der bildenden Kunst entweder gar nicht oder doch nur in secundärem Maße den adäquaten Ausdruck der religiösen Vorstellungen gesucht haben. Wie sehr die erstere Voraussetzung für unsere Becher zutrifft, wurde schon früher auseinandergesetzt; aber auch die zweite scheint durch das betonte auffällige Zurücktreten des religiösen Charakters an den mykenischen Denkmälern wenigstens indirect bestätigt. Haben wir also aller Wahrscheinlichkeit nach in den Reliefs der Vafiobecher in der Tat Genrebilder zu erkennen, so bedeutet dies abermals einen verfrühten Vorstoß nach einer Richtung, die erst in der hellenistischen Periode, nach Erschütterung des in der homerisch-hesiodischen Zeit ausgebildeten Götterglaubenssystems, wieder möglich geworden ist. Ich bekenne jedoch, an keinem Genrebild der Antike eine gleich packend momentane Auffassung des bewegten alltäglichen Geschehens angetroffen zu haben. Die Auffassung der Vafioreliefs hat hierin einzig in neueren Kunsterzeugnissen der germanischen Völker — voran die Holländer des 17. Jahr-

hunderts — ihre nächsten Analogien; die Verwandtschaft zwischen beiden äußert sich am stärksten in dem intimen Eingehen auf die animalische Natur. Und damit sind wir zu einem weiteren höchst beachtenswerten Punkte im Sondercharakter unserer beiden Becher gelangt.

Von der gewissermaßen seelischen Beziehung, in welche die zwei Tiere in der Mitte des zweiten Bechers zueinander gebracht erscheinen, ist schon früher die Rede gewesen. Der erste Blick auf beide Becher lehrt aber schon, daß die Stiere überhaupt die Hauptsache sein sollen und nicht die Menschen. Namentlich der zweite Becher mit seinem ruhigeren Inhalt zeigt uns ein Viehstück ganz im Sinne der alten Holländer. Der Mensch ist zwar darauf dargestellt, aber er tritt gegen die Stiere in doppelter Beziehung zurück.

Einmal in den Dimensionen: die Stiere sind verhältnismäßig weit größer genommen als die Menschen (und die Bäume). Das ist in unseren Augen ein empfindlicher Mangel: neben dem in der Luft schwebenden Baum, der einzige,[3]) den wir vom modernen Standpunkte diesen Kunstwerken vorzuwerfen haben. Es äußert sich hierin offenbar wiederum die Klarheitstendenz aller antiken Kunst: die Hauptsache darf durch die Beigaben nicht verdunkelt werden, sondern muß auf den ersten Blick klar hervortreten. Oder meint man etwa, der Künstler sei sich über diesen Mangel vom Standpunkte der einheitlichen optisch-fernsichtigen Momentauffassung nicht klar gewesen? Wie wäre er aber dann imstande gewesen, die Stiere (aber auch Menschen und Pflanzen) als Individuen in ihrer isolierten Ganzheit, obendrein in den blitzschnellsten Bewegungen so meisterlich einheitlich zu erfassen, wie es den Altorientalen niemals, den Griechen erst weit später wiederum gelungen ist?

Das zweite, nicht minder bedeutsame Moment, worin der Mensch namentlich auf dem ersten Becher gegen die Tiere zurücksteht, liegt im Darstellungsinhalt selbst. Die ganze Ordnung der antiken Welt beruhte auf dem Rechte des Stärkeren: der Siegende hatte nicht bloß immer Recht, sondern er fand auch immer Gefallen. Das Stärkste aber in der sichtbaren Welt ist der Mensch: alle übrige Creatur ist ihm daher untertan und hat seinen Nutzzwecken zu dienen. Auch in den Darstellungen auf unseren Bechern erweist sich der Mensch schließlich als der Stärkere: das einemal wird der Stier durch menschliche List ge-

[3]) Die Bemängelungen der Vorderbeine des flüchtenden Stieres und der Projection des in das Netz geratenen bei Brunn a. a. O. sind ganz ungerechtfertigt. Der zweite Tadel ist wohl nur auf Grund einer photographischen Ansicht geäußert worden, denn der galvanoplastische Abguß zeigt eine vollkommen correcte Rückenlinie vom Kopf bis zum Schweif. Was aber den ersteren Punkt betrifft, so möchte man fragen, ob Brunn wohl jemals einen Stier in gestrecktem Laufe beobachtet hat?

fangen, das zweitemal mit Hilfe von Stricken gefesselt abgeführt. Ja es möchte fast scheinen, als ob der schließliche Sieg des menschlichen Witzes über die physische Überlegenheit der Tierwelt überhaupt das leitende Thema des Künstlers gewesen wäre. Erscheint es aber daneben nicht wie ausgleichende Gerechtigkeit, wenn der Künstler auch die wuchtige und elementare Gewalt des Tieres, das mit einem Anlaufe gleich zwei Männer über den Haufen rennt, zum gebührenden Ausdrucke gelangen ließ? Damit rühren wir abermals an einen Zug, der für die indogermanischen Völker im Gegensatze zu den Orientalen charakteristisch ist, und zwar um so charakteristischer, je unberührter sie von orientalischen Einflüssen geblieben sind. Die semitischen und die germanischen Völker bilden darin die Extreme; die romanischen stehen dazwischen in der Mitte.

Wir dürfen nun die Resultate unserer Untersuchung zusammenfassen. Wenn wir an den frühesten griechischen Denkmälern wohl einzelne Vorboten der späteren nationalen Entwicklung, daneben aber überwiegend die Einflußzeichen einer weit überlegenen orientalischen Kunst erwarten zu sollen glaubten, so fanden wir an den Bechern von Vafio alle maßgebenden Factoren — Composition, Reliefbehandlung, Idee — nicht bloß von allem Altorientalischen durch eine abgrundtiefe Kluft geschieden, sondern auch über die nachhomerischen frühgriechischen Stadien der Entwicklung weit hinausgeschritten, ja zum Teil selbst den classischen und den hellenistischen Kunstcharakter überbietend. Die Erklärung aber für dieses auf den ersten Blick vielleicht verblüffende Resultat möchten wir in folgendem Gedankengange suchen.

Die griechische Kunst hat sich nicht durch eine einfache Fortbildung der altorientalischen gebildet, sondern durch einen Gegensatz, in den sie von allem Anbeginn zur altorientalischen getreten ist. Am klarsten liegt dieser Gegensatz in der Behandlung des Verhältnisses zwischen Form und Fläche zutage: bei den Orientalen objectiv-nahsichtiges Erfassen der Teile in ihrer tastbaren Flächenhaftigkeit und mechanische Zusammenfügung derselben zu einem Ganzen; bei den Griechen (oder — vorsichtiger gesprochen — bei ihren indogermanischen Vorläufern auf nachmals griechischem Boden) von vornherein subjectiv-optisches Erfassen des Ganzen in der Fernsicht, zunächst als bloßes Erinnerungsbild in der Phantasie. Aber auch in der Composition ist der Gegensatz wohl von Anbeginn latent gewesen: bei den Orientalen die Neigung für rein materielle Ordnung der Teile mittels eines möglichst kristallinischen Parallelismus der Linien und Flächen; bei den Griechen von vornherein eine Auflockerung des anorganisch-leblosen Kristallinismus infolge der Rücksichtnahme auf die organische Bewegung, zuerst

auf die körperliche, die die Ägypter stets nur als notwendiges Übel hingenommen haben, bald aber auch auf die geistige, welch letztere die Ägypter überhaupt grundsätzlich von der bildenden Kunst ausgeschlossen haben. In der Idee endlich ist der Gegensatz nicht minder unverkennbar: bei den Altorientalen die Identität aller Kunst mit der Religion, d. h. die Identificierung aller Erscheinung und alles Geschehens mit dem Walten einer objectiv-persönlichen Gottheit; bei den Griechen ein subjectives Interesse an den Dingen in ihren Beziehungen und causalen Zusammenhängen, sei es mit dem Beschauer, sei es untereinander. Es kündigt sich hiemit schon in der mykenischen Zeit das Volk an, das später die Philosophie und die Naturwissenschaften erfinden wird und aus dessen Schoße zuerst die Erkenntnis geboren werden wird, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei.

An den troischen Spinnwirteln war es, daß wir die ersten bescheidenen Äußerungen einer nichtorientalischen Auffassung feststellen konnten. Diese primitive Kunst, die der Kunsthistoriker nach Analogie von Beobachtungen bei Kelten und Germanen als die indogermanische bezeichnen darf, hat alsbald von der orientalischen Kunst Notiz genommen und davon gelernt. Nun verwertet sie das Erlernte und bringt das Eigene zum ersten Male in höherem, monumentalerem Maße zum Durchbruch: dies ist geschehen in der mykenischen Kunst, wofür uns eben die Becher von Vafio Zeugnis liefern. Was die optisch-materielle Erscheinung der Dinge betrifft, so fehlte zu ihrer vollendeten Wiedergabe, wenigstens im Relief, dieser Kunst nur mehr weniges; wie schon wiederholt bemerkt, hätte hierin selbst der moderne Bildhauer nicht viel hinzuzufügen. Es kommt nun alles darauf an, sich klar zu machen, was dieser Kunst, trotz ihrer Vollendung nach der einen Seite, dennoch gefehlt hat, so daß sie die classische Kunst niemals aus sich selbst heraus hätte gebären können. Da ist es vor allem die Verkörperung sittlicher Ideen durch die menschliche Figur als deren Träger, die innerhalb des mykenischen Kunstcharakters kaum jemals möglich gewesen wäre; eine solche hat vielmehr zur unumgänglichen Vorbedingung die nahsichtige Aufnahme, und zwar nicht so sehr der Landschaft und der Tiere, sondern einzig des Menschen und seines Antlitzes.[4]) Hier ruht der Punkt, worin die altorientalische Kunst mit ihrer einseitig-nahsichtigen Ausbildung der menschlichen

[4]) In diesem Lichte betrachtet, scheint es charakteristisch, daß die mykenische Kunst keine großfigurigen Darstellungen hinterlassen hat, wie sie die ägyptische Kunst so zahlreich aufweist, und die zu einer nahsichtigen Betrachtung und Nachbildung der Dinge zwingend herausgefordert hätten. Auch die neue Kunstgeschichte lehrt, daß die überwiegend optischen Probleme mit größtem Erfolge immer mit kleinen Figuren gelöst werden.

Figur den indogermanischen Völkern von entscheidender Wichtigkeit geworden ist. Die altorientalische Kunst selbst hatte zwar alles Geistige von den Figuren strenge ausgeschlossen; aber sie hatte einen Typus der materiellen Erscheinung des Menschen in der kristallinischen Ruhe des objectiven Seins geschaffen und von diesem, nicht aber von einem mehr oder minder phantastischen Erinnerungsbilde mußten die Griechen den Ausgang nehmen, um die leibliche und geistige Schönheit und in der weiteren Folge auch die geistige Bewegung im Menschen zur vollendeten Wiedergabe zu bringen.

So erklärt es sich, daß die so rätselhaft-interessante und einseitig hochgebildete mykenische Kunst verschwinden konnte, um einem Dipylon Platz zu machen. Nach dem Gesagten kann ich auch heute nicht anders als vor sieben Jahren, im Dipylon — wenigstens was das Figurale darin betrifft — wesentlich bloß einen Rückfall ins Altorientalische erblicken, so sehr ich mir anderseits bewußt bin, daß dieser Rückfall eine notwendige Durchgangsstufe zur classischen Kunst gebildet hat. Waren schon auf der Kriegervase von Mykenä an den schreitenden Kriegern die hinteren Arme unterdrückt, weil dies eben der optischen Erscheinung mit Notwendigkeit entsprach, so gelangen nun im Dipylon an den menschlichen Figuren wieder beide Arme neben dem en face gebildeten Rumpfe zur Ansicht, wie es dem objectiven Habitus des Menschen entspricht und daher in der ägyptischen Kunst die selten übertretene Regel bildet. Waren schon auf dem Stierfänger von Tiryns die Begrenzungen von Schenkel- und Wadenmuskel eingezeichnet und damit eine Modellierung eingeführt, wie sie der Ägypter in seiner Tiefenscheu niemals, die nachhomerische Kunst erst im Verlaufe von Jahrhunderten ausgebildet hat, so sind die Dipylonfiguren wieder reine Silhouetten nach ägyptischem Muster. Die Composition nähert sich ebenfalls wieder der starren Reihung der ägyptischen Kunst und nicht minder steht der Inhalt der Dipylongemälde mit seinen religiösen Sepulcralscenen dem ägyptischen Bilderkreise näher als die Becher von Vafio. Natürlich fehlt es im Dipylon anderseits nicht an Elementen, die wir als specifisch griechisch ansprechen dürfen und das Wesentlichste darunter ist wohl der Umstand, daß die dominierende Mitte der Composition nicht mehr preisgegeben wurde; aber was den äußeren Eindruck beherrscht, sind überwiegend Symptome des Rückschrittes und zugleich der Wiederaufnahme der orientalischen Schule.

Zum Schluß mögen noch einige Worte über die weitere Entwicklung des geschilderten Gegensatzes in der Kunst des Altertumes Raum finden. Auch die zweite Phase der Erschließung gegenüber den orientalischen Errungenschaften

ist mit dem glorreichen und einzigartigen Ausgleich der vorhandenen Gegensätze in der attischen Blütezeit, schließlich in Composition, Form und Fläche, und Idee überwiegend zur specifisch indogermanischen Auffassung zurückgekehrt. Als im weiteren Verlaufe der Geschichte ein von orientalischen Einflüssen in minderem Grade als die Griechen berührt gewesener indogermanischer Stamm — die Italiker — in das antike Kunstschaffen schöpferisch eintrat, war es nur das Natürliche, daß zunächst die specifisch indogermanischen Elemente — Fernsicht, malerische Composition, Wiedergabe der Erscheinungen nicht bloß um ihrer religiösen Bedeutung willen — noch mehr die Oberhand gewonnen haben. Wenn man diese römische Kunst in einen principiellen Gegensatz nicht bloß zur altorientalischen, sondern auch zur griechischen stellen wollte, so ist dagegen zu erinnern, daß es nicht die Griechen als solche sind, die den Italikern gegenüber in einem gewissen Gegensatze (übrigens mehr gradueller als habitueller Natur) erscheinen, sondern die Griechen in jener Orientalisierung, die sie zu wiederholten Malen und nicht ohne triftigen Grund und Nutzen erfahren haben. Was die Italiker im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit vollbracht haben, das ist von Seite der Griechen, wie eben die Becher von Vafio lehren, im Principe schon Jahrtausende früher, unter ganz anderen ursprünglicheren Verhältnissen, in noch radicalerer Weise durchgeführt worden. Wenn es aber noch eines Beweises dafür bedürfte, daß die einseitig indogermanische Richtung trotz der ihr allein innewohnenden Fortbildungskraft auf die Dauer der Auffrischung durch den Orientalismus nicht entraten kann, so hat ihn die Kunstgeschichte am Ausgange des Altertums geliefert: von den Antoninen ab erfolgt eine neuerliche Orientalisierung in Politik und Recht, Cultur und Kunst, die nun nicht bloß die längst halborientalisierten Griechen, sondern auch die Italiker erfaßt. Abermals sollte es ein Jahrtausend währen, bis man neuerdings an die Kunststufe der Becher von Vafio herangekommen, diesmal allerdings zugleich auch wesentlich darüber hinausgekommen ist. Die Rolle des Vorwärtsstürmens ist diesmal den germanischen Völkern zugefallen; ihnen gegenüber vertreten jetzt den Orientalismus die Romanen, wie seinerzeit den Italikern gegenüber die Griechen, diesen gegenüber die Ägypter und die Vorderasiaten.

ALOIS RIEGL †

Zum Edictum Diocletiani.

Das im folgenden besprochene Bruchstück des diocletianischen Maximaltarifes fanden Ad. Wilhelm und ich, als wir im Frühling des Jahres 1902 einen Streifzug durch Messenien unternahmen, an der Kirche von Vitylo, das auf der Stätte des alten Oitylos steht, eingemauert. Da die Lichtverhältnisse eine Abschrift nicht rätlich erscheinen ließen, begnügten wir uns mit zwei Abklatschen, nachdem wir uns überzeugt hatten, daß unter dem umgebenden Verputz keine weiteren Teile der Inschrift verborgen waren.



Der auf allen Seiten gebrochene Stein (0·42 × 0·20 m) enthält in 19 Zeilen — denn von der der ersten vorausliegenden hat sich zwar ein kleines Eckchen erhalten, aber kein sicherer Rest feststellen lassen — das linke Drittel eines Columnenbruchstückes aus der Vorrede, welches I 23—28 dem Abdrucke bei Blümner (Der Maximaltarif des Diocletian, Berlin 1893) = CIL III Suppl. 1926 bis 1953 [1]) beziehungsweise dem in dieser Partie zugrunde gelegten Texte von Stratonikeia entspricht. Von Z. 7 an sind die Zeilenanfänge und ein Teil des vorliegenden freien Raumes erhalten, der letztere in der Höchstbreite von 0·03 m, ohne daß sich Spuren einer vorhergehenden Columne entdecken ließen. Der vorausliegende Teil des Textes muß im Exemplar von Oitylos (einschließlich des Exordiums) etwa 100 Zeilen umfaßt haben; in welcher Raumverteilung läßt sich nicht

[1]) Die in späteren Nachträgen mitgeteilten Bruchstücke sowie das im Journ. of hell. stud. XXIV 195 publicierte griechische Fragment aus Korone (Messenien) beziehen sich nicht auf die hier zu behandelnde Partie.

mehr feststellen. Die vollständigen Zeilen unserer Inschrift zählen von 34 bis 39 Buchstaben, im Durchschnitt ziemlich genau 36. Dieses Schwanken erklärt sich nur zum Teil aus der größeren und geringeren Breite der einzelnen Buchstaben; es sind auch die Buchstaben in den mittleren Zeilen des erhaltenen Bruchstückes (7—15), wie deutlich zu erkennen, weiter gesetzt. Die Abteilung erfolgt nach Silben; aus diesem Grunde ist es nicht möglich, mit Sicherheit zu sagen, ob die Zeilenabschlüsse in senkrechter Linie standen oder nicht. Doch möchte ich mich, nach genauer Berechnung aller in Betracht kommender Buchstabencombinationen und ihrer Maße, für das erstere entscheiden, da die hierbei gewonnenen Resultate bis auf wenige Millimeter stimmen. Den neuen Absatz in Z. 13 hat das Exemplar von Oitylos mit dem von Plataiai gemein.

abundan-
1 *tiam re*BUSPROUE*nire et quibus senper studium*
2 *est I*N9UAESTUMT*rahere etiam beneficia diui-*
3 *n*AACPVbLICAEFEL*icitatis affluentiam strin-*
4 *g*ERERURSUS9U*e anni sterili* ? ? ? ? ? ? ? ? ? ?
5 ? ? SIAETIbUSAD9*ue institorum officiis nun-*
6 *d*INARI9UISINGU*li maximis diuitiis diffluen-*
7 TES9UAEETIAMPO*pulos affatim explere po-*
8 TUISSENTCONSE*ctentur peculia et lacera-*
9 TRICESCENTENSI*mas persequantur eorum*
10 AUARITIAEMOD*um statui provinciales no-*
11 STRICOMMUNIS*humanitatis rätio persua-*
12 DET
13 SEDIAMETIAMIPS*as causas quarum necessi-*
14 TASTANDEMPRO ? ? ? ? ? *diu prolatam patienti-*
15 AMCOMPULITEX*plicare debemus ut quamuis*
16 DIFFICILESITTOT*o orbe auaritiam saeuien-*
17 TEMSPECLALIAR*gumento uel facto potius re-*
18 UELARIIUSTIOR*tamen intellegatur remedii*
19 CONSTITUTIO *cum*

Die Schrift ist aus ziemlich verschiedenen Elementen zusammengesetzt. **A C D M N P T X** zeigen quadratischen Lapidarcharakter, **F L** (stets mit abwärts geneigter Querhaste), **R** (die erste senkrechte Haste oft etwas länger) erinnern an schmale Capitalschrift; **E G** (eckig), **O** (meist kleiner), **9 S U** (Ч) haben Uncial-, **b** Minuskelform; h y z sind nicht vertreten. Die Ecken der Buchstaben zeigen manchmal überragende Köpfe und Ausweiterungen (**D M**); doch läßt sich nicht feststellen, inwieweit dies auf Absicht oder auf das dem Meißel allzuleicht nachgebende Material (Sandstein?) zurückzuführen ist. Die Höhe der Buchstaben schwankt zwischen 0·0011 (**O**) und 0·018m (**S**); manche zeigen ein deutliches Überliegen nach links. Im allgemeinen macht die Inschrift den Eindruck sorgfältiger Nacharbeitung einer auf dem Stein angebrachten Vormalung, die ihrerseits vielleicht unmittelbar und genau nach einem handschriftlichen Exemplar in Vergrößerung hergestellt worden war. Zu dieser Vermutung führt nicht nur die im ganzen fehlerfreie Wiedergabe (nur Z. 17 **SPECLALI** und vielleicht Z. 5

DIAЄTIbUS), sondern auch die genau der buchmäßigen Papyruszeile entsprechende Zeilenlänge. Hinsichtlich beider Umstände unterscheidet sich unser Exemplar von den übrigen im Osten gefundenen.

Für den Text waren von vornherein keine großen Überraschungen zu erwarten. Das Bruchstück von Oitylos gehört zu einer auch anderweitig erhaltenen Partie und versagt leider gerade an denjenigen zwei Stellen, die auch im Exemplar von Stratonikeia lückenhaft sind. I 24, wo Strat.

rursusque anni sterili(tate de seminum) iactibus bietet, ist in Oit. nur
rursusqu | . . . . . . ctibus deutlich zu lesen;

ebenso hat I 27

Strat. pro(icere nos) diu prolatam patientiam conpulit
Oit. pro | am compulit.

Ganz ohne Ertrag bleibt indes die Heranziehung unseres Fragmentes doch nicht, insofern nämlich die geringere Zeilenlänge und die fortlaufende Schrift gesichertere Berechnung gestatten. Daß in I 24 (zu Anfang der Z. 5 im Bruchstück von Oitylos) für die drei breiten Buchstaben NUM kein Raum ist, darf als unbestreitbar gelten; und da der dritte Buchstabe mit ziemlicher Gewißheit als S gelesen werden kann, liegt die Ergänzung de mes[sis iactibus sozusagen auf der Hand (MЄS ist gegenüber SЄMI nur um den schmalsten Buchstaben Jota kürzer). Desgleichen darf es für sicher gelten, daß das syntaktisch durchaus entbehrliche nos in I 27 (Z. 14 Oit.) nicht unterzubringen ist.[2]) Ob Mommsens Ergänzung pro(icere) das Richtige trifft, ist schwerer zu sagen. Zum mindesten ist es sehr fraglich, ob im Exemplar von Oitylos auf PRO wirklich ein I folgte. Das größte Intervall wischen O und einer folgenden senkrechten Haste beträgt am Abklatsch 0·005 m; und hier könnte eine solche erst nach 0·008 m gestanden haben. Eher lassen die Spuren auf C (Є) oder allenfalls S schließen. Der sich sehr stark an die panegyrische (nicht dichterische wie Blümner S. 55 meint) Diction anlehnende Ausdruck ließe (wie kurz vorher statui . . . persuadet) die Ergänzung: causas, quarum necessitas tandem pro(cingi) diu prolatam patientiam compulit nicht unmöglich erscheinen; ‚die Gründe, deren Gewicht Unsere lang erstreckte kaiserliche Geduld endlich gezwungen hat, sich zu entscheidendem Handeln aufzuraffen.'

Graz, 10. Juli 1905. HEINRICH SCHENKL

[2]) Auch im Exemplar von Stratonikeia CIL III 804 reicht der vorhandene Raum dafür nicht aus; selbstverständlich noch weniger für das von Mommsen zuerst dafür vorgeschlagene nimis. [Mittlerweile ist das vorliegende Fragment auch von E. S. Forster in dem am 22. Nov. 1905 ausgegebenen 2. Heft des Journ. of hell. stud. XXV veröffentlicht worden, aber nach einem unvollständigeren Abklatsch und in ungenauerer Wiedergabe und Ergänzung, so daß ich keinen Anlaß habe, an meinen obigen Ausführungen etwas zu ändern.]

Das collegium fabrum in Aquileia.

Bei Pais, Corporis inscr. Lat. suppl. Italica n. 181 hat Th. Mommsen die folgende für das römische Vereinswesen nicht unwichtige Inschrift aus Aquileia nach einem Abklatsch Gregoruttis herausgegeben:

D M | M · ANTON | VALENS · VET | FILIVS | HORIVNDVS | FAB · VERVTÓ | TITVLVM · POS | MIHI · ET · COIVGI | MEAE · FLÁVIAE | CRÉSCENTÍNÁE | HOC · TITVLO · MEO | INSERVI · DOMVM | MEAM · IN · QVÁ · MVLTÓS | ANN · HABITAVI · SICVT · TESTA | MENTO MEO SANXI VT · LIB | LIBERTABQ · MEIS · POSTERISQ · EÓR | QVEM · RELIQ · VERO NE · VENEAT · NE · FI | DVCIETVR EX · QVA REDITVS · EIVS · VT · DETVR | DECVRIAE MEAE · * XV MARON COLLEG · FABR * XX^{v} | AD PARENTALIA · * XIIS · SICVTI MIHI · ET · COIVGI · MEAE | PONATIS · SIC TAMEN VI · DECVRIA MEN VT VINVM QVOD ACCIPIM | DE MARCIANI · IN VIC · PROVINC · IIII · IDVS · MAI · VT | AD · SEPVLC MEVM PROFVNDATIS · MI ET COIVGI ME | ET · IPSI EPVLET · QVOD SI NON FECER · DVNC · XXV DEC | APOL · MI · FACIET

Er bemerkt dazu: Emendatis quantum fieri potest iis quae infantia scriptoris male enuntiavit, haec fere is non tam scripsit quam scribere debuit: D(iis) M(anibus). M. Anton(ius) Valens, vet(erani) filius, oriundus Fab(ia) Beryto, titulum pos(ui) mihi et coniugi meae Flaviae Crescentinae. Hoc titulo meo inserui, sicut testamento meo sanxi: domu(s) me(a) in qua multos ann(os) habitavi, (quam) lib(ertis) libertab(us)q(ue) meis posterisq(ue) eorum reliquero (immo: reliqui), ne veneat ne(ve) fiducietur, ex qua reditus eius ut detur (immo: et ex reditu eius ut dentur) decuriae meae * XV, ma[t?]ron(is) collegii fabr(um) * XXV, ad parentalia * XIIS sic, uti (vos decuriales mei) mihi et coniugi meae (rosam) ponatis; sic tamen, ut decuria mea ut (immo: item sic ut vos decuriales mei) vinum, quod accipim(us) de Marciani (taberna) in vic(o) provinc(iae?), IIII idus Mai. ad sepulc(rum) meum profundatis mi(hi) et coniugi me(ae) et ipsi epulet(is) (immo: epulemini); quod si non fecer(itis), [t]unc ex [*]XV decuria Apol(linaris) mi(hi) faciet. Multa parum certa esse quivis perspiciet, praesertim quae leguntur v. 19—22.

Hinter dieser Mommsenschen Publication trat die im ganzen viel unvollkommenere gleichzeitige von Gregorutti (Archeografo Triestino X 405 ff.) vollständig zurück und fand auch bei Waltzing[1]) keine Beachtung. Indessen bietet sie doch an einer wichtigen Stelle (Z. 19) eine richtigere Lesung und Erklärung.

Die Prüfung eines guten Abklatsches und des Steines selbst ergab mir folgende Berichtigungen von Mommsens Text. Zunächst scheint die Angabe:

[1]) Étude historique sur les corporations professionnelles chez les Romains III 128 n. 441.

litteris saec. III. unrichtig. Nach der Form der Buchstaben gehört die Inschrift wahrscheinlich noch dem Ende des 2. Jahrhunderts an. — Ferner stehen apices in Z. 1—3: ANTÓN VALÉNS FÍLIVS, dagegen fehlt ein solcher auf FLAVIAE (Z. 9). — Z. 18 REDSTVS, i sieht fast wie S aus. — Z. 19 die erste Zahl ist deutlich nur XXV; so auch Gregorutti. — Z. 21 schon das t von tamen könnte als i gelesen werden; hinter tamen: IVT oder IVI. — Z. 23 PROEVNDATIS. — Z. 24 XXV, die erste Ziffer scheint zwar von einer feinen Linie durchkreuzt zu sein, doch ist diese links ganz undeutlich und außerdem schräg von links unten nach rechts oben gezogen, während an den beiden anderen Stellen der Inschrift das Denarzeichen einen kräftigen wagerechten Querstrich hat. Es handelt sich also nur um eine zufällige Ritzung des Steines. — Zahlreich sind die Ungenauigkeiten in der Wiedergabe der Interpunction. Z. 1 und 2 stehen hederae, keine Punkte. Punkte stehen nach Z. 17 reliquero, Z. 18 qua, Z. 19 maron, Z. 24 ipsi; keine Punkte nach Z. 9 meae, Z. 17 reliq, ne, veneat, ne, Z. 18 reditus, eius, ut, Z. 20 parentalia, mihi, et, coiugi, Z. 21 iut (s. oben), Z. 22 idus, Z. 23 ad, Z. 24 dunc.

Bei der Erklärung ist Mommsen durch das in Z. 19 falsch gelesene Denarzeichen irre geleitet worden. Es veranlaßte ihn nämlich, hinter XV zu interpungieren und maron zu matronis zu ergänzen. Damit kam eine höchst bedenkliche Singularität in die Inschrift hinein. Denn es finden sich zwar matres in Collegien nicht selten, auch in dem der fabri,[2]) matronae dagegen nirgends sonst.[3]) Außerdem wurde der Zusammenhang gestört. Denn decuria läßt sich zu ponatis nur dann leicht ergänzen, wenn es unmittelbar vorhergeht, nicht aber wenn die matronae dazwischen geschoben sind. Nach Beseitigung des Denarzeichens kann nun XXV MARON zu decuriae meae gezogen werden, womit dieser Anstoß fortfällt. Was ist aber MARON? Offenbar, wie auch Gregorutti annimmt, der Name der Decurie, zu welcher M. Antonius Valens gehörte. Wenn in dem Colleg eine Decurie nach Apollo genannt ist, warum soll nicht eine andere den Maron[4]) als Schutzpatron verehren, den Priester des Apollo in Ismaros, welcher dem Odysseus ἡδὺν ἀκηράσιον οἶνον schenkte?[5]) Paßt doch der Inhalt der Inschrift auf das Mitglied einer decuria Maronia aufs beste. Als Marons Vater galt Οἰνοπίων, der Sohn des Dionysos, oder auch Dionysos selbst.[6]) Die Pflege der Reben stand unter

[2]) Z. B. CIL III 1207; XI 1355.

[3]) Waltzing a. a. O. I 448.

[4]) Gregorutti 407: La scuola degli Apollinari dell' epigrafe avrà senz' altro preso il nome da Apolline, ed è pertanto probabile, che anche quello de' Maronensi derivi da una qualche divinità, forse da Marone, divinità bacchica, cui Nonno assegna per padre Sileno, oppure dal soprannome di Bacco chiamato anche Maroneo.

[5]) Od. ι 197 ff.

[6]) Hesiod in Schol. zu Od. ι 198; Eustathios zu Homer 1623; Euripides Kykl. 141 ff.

seiner besonderen Obhut.[7]) Er wurde als ἀκροπότης dargestellt,[8]) ja Kratinos nannte den Wein selbst μάρων.[9]) Im thrakischen Maroneia, das er gründete, wurde er in einem Heiligtum verehrt,[10]) und daß dieser Cultus weiter verbreitet war, zeigt ein aus Griechen und Römern gemischtes Verzeichnis von Mysten auf Samothrake vom Jahre 64 n. Chr., in dem auch ΜΥϹΤΑΙ ΜΑΡΩ[νος] erscheinen,[11]) und eine Weihinschrift in Olbasa in Pisidien: Aurel(ius) Nico du[ovir col(oniae) sta]tuam dei Mar[onis dul]cissimae pa[triae de suo].[12]) Die Anordnung der Weinspenden kehrt nun zwar in vielen Grabschriften wieder, ungewöhnlich aber ist die Bestimmung unseres Steines, daß ein genau bezeichneter Wein verwendet werden müsse. Wenn Valens Wert darauf legt, seinen Manen denselben Wein zu sichern, den er bei seinen Lebzeiten getrunken hat — offenbar eine gute Marke, einen οἶνος Μαρώνειος[13]) — so dürfen wir daraus schließen, daß der gemeinsam bezogene Wein eine gewisse Rolle im Leben der Decurie gespielt hat.[14]) Das stimmt also durchaus zu ihrem Namen Maronia. Ob jemand, der es als seine Haupteigenschaft bezeichnet, veterani filius zu sein, wirklich ein eifriger faber gewesen ist, muß füglich bezweifelt werden.[15]) Wohl aber wird er bei den Festessen und Gelagen der Decuria seinen Mann gestellt haben. Daß wir dem Maron gerade in Aquileia begegnen, wird durch die vielfachen auch sonst erkennbaren Beziehungen der verkehrsreichen Hafenstadt zum griechischen Osten ausreichend erklärt.

Wie ist die Ziffer vor MARON zu deuten? Offenbar ebenso wie die vor dec(uria) Apol(linaris). Ist es die Nummer der Decurie im Colleg, wie Gregorutti will? Dagegen spricht besonders die Gleichheit beider Ziffern. Eine von beiden müßte geändert werden. Ferner würde die doppelte Bezeichnung der Decurie auffallen. Decurien wie Centurien, welche einen Namen tragen, führen keine Nummer und umgekehrt.[16]) Entgegenstehende Beispiele sind mir nicht bekannt. Ich möchte daher vermuten, daß in derselben Weise wie die Stärke von Auxiliarcohorten durch ein beigesetztes ∞ oder D[17]), milliaria oder quingenaria, gekennzeichnet wird,

[7]) Diodor 1, 18 und 20; Philostratos Her. 8 p. 294.

[8]) Nonnos 19, 310; 18, 109ff.; 29, 247.

[9]) Pollux 6, 26.

[10]) Diodor 1, 20; Eust. a. a. O. S. Reinach, Bull. de corr. hell. V 93f. n. 17 Inschrift aus Maroneia: ἱερεὺς Διὸ[ς?] .... [καὶ] Διονύσου καὶ Μάρωνος.

[11]) CIL III 7368.

[12]) CIL III 6888.

[13]) Philostratos, Εἰκόνες 32 p. 396.

[14]) Über die Geselligkeit in den Collegien vgl. z. B. Waltzing a. a. O. I 322ff. Kornemann bei Pauly-Wissowa unter collegium Sp. 402.

[15]) Es wurden nicht nur Angehörige desselben Berufes aufgenommen: Waltzing I 342ff. Kornemann 417.

[16]) CIL III 4497; VI 647; 8802; X 1403; 1873; 1874; 1888 und III 7905; VI 1060; 9405; 10146 bis 48; 10300; XI 126; 132; V 5701; 5738; 5888 usw.

[17]) In den Militärdiplomen öfter ohne den differenzierenden Strich als mit demselben.

hier die Mitgliederzahl der Decurie angegeben werden soll, und XXV durch quinaria vicenaria aufzulösen ist. Eine Anlehnung an den Gebrauch der Armee ist bei dem militärischen Charakter des Collegs der fabri[18]) wohl verständlich. Man könnte versucht sein, dafür auch anzuführen, daß die Geldsummen, welche die Decurie von Valens empfängt, bei einem Bestande von 25 gerade einen Denar und einen Quinar auf den Kopf ergeben. Aber 25 Denare sind genau ein denarius aureus und $12^1/_2$ ein victoriatus aureus. Es kann danach nicht zweifelhaft sein, daß wir runde Summen vor uns haben. Die gleichen Beträge kehren daher auch sonst öfter wieder.[19]) Es gibt aber andere Gründe, welche es wahrscheinlich machen, daß Decurien von 25 bei den fabri gebräuchlich waren. Die Liste der zehnten Decuria der fabri tignuarii in Rom, CIL VI 9405, zählt 22 Namen. Vermutlich waren von den normalen 25 Plätzen drei unbesetzt. Schon Waltzing[20]) berechnet danach das ganze Colleg, das 60 Decurien hatte (CIL VI 1060), auf etwa 1500 Mitglieder. Wenn ferner die fabri in Sarmizegetusa vier Decurien haben (CIL III 1431),[21]) in Emona ebensoviele (III 3893), die fabri tignuarii in Luna 12 (XI 1355) und in Ostia 16 (XIV 160),[22]) so erklären sich diese Zahlen am besten, wenn man die Decurie zu 25 rechnet. Man erhält dann Collegien von 100, 300 und 400 Mitgliedern.

Meine Übersetzung lautet nun von Z. 11 ab folgendermaßen:

In diese (huic) meine Grabschrift habe ich mein Haus gesetzt (d. h. eine Bestimmung über mein Haus), in dem ich viele Jahre gewohnt habe, mit derselben Absicht, wie ich auch durch mein Testament angeordnet habe, daß, wenn ich es (quam = cum eam) meinen Freigelassenen beiderlei Geschlechtes und deren Nachkommen hinterlassen haben werde, es weder verkauft noch verpfändet werden darf, daß (vielmehr) von ihm aus seinem Ertrage gegeben werden sollen (dentur) meiner maronischen Decurie von 25 Mitgliedern des Collegiums der fabri 25 Denare, zum Totenopfer $12^1/_2$, unter der Bedingung, daß ihr (meine Decurie) es mir und meiner Frau ausrichtet; in der Weise aber, daß (ut) ihr, meine (mea) Decurie, den Wein, welchen wir aus dem (Geschäft) des Marcianus im vicus der Provinz (?) erhalten, am 12. Mai bei meinem Grabmal spendet (profundatis) für mich und meine Frau und selbst speist; wenn ihr das nicht getan haben werdet, dann wird es die apollinarische Decurie von 25 Mitgliedern mir tun.

Graz. OTTO CUNTZ

[18]) Waltzing a. a. O. II 351 ff.

[19]) CIL VI 9626; XI 126; V 4489; XIV 2408; III 2107.

[20]) Waltzing a. a. O. I 351.

[21]) Zu anderer Zeit allerdings drei: CIL III 1493; 1494.

[22]) 11 Decurien in Apulum (CIL III 1043) sind nicht ganz sicher.

Über antike Hohlformen.

I. Ptolemy Philopater or Hermes?

In the plaster-cast which is reproduced in Jahreshefte VIII 83 Fig. 24 Fr. Hauser claims to have discovered an indubitable portrait of Ptolemy IV (with the wings of Hermes), and from this he draws the conclusion that the Cairo moulds as a whole date from the 3 rd century B. C., — an important result, as he says, for the history of Hellenistic art. The catalogue which is so severe a trial to the patience of my confident critic described the bust as a Hermes. And a Hermes, it seems to me still, is all that it really is.



Fig. 4 Hohlform im Museum von Kairo.

I noted in the catalogue that the object in question was probably part of a mould for making a vase in the form of a bust. Figs. 4 and 5 will show more clearly than any description the type of vase which I mean. Fig. 4 is a photograph of a plaster-cast from another mould, no. 32015, a companion-piece to the alleged portrait of Ptolemy: the top of the head would of course be sliced off to serve as a lid, and the hinge would be formed out of the round projection behind. Hauser would have been less sceptical about this point if he had understood it better.



Fig. 5 Vase in Büstenform im Museum von Kairo.

The superficial resemblance between the bust and the coin-portraits consists of three points, — the curve at the end of the nose (though the whole outline of the nose is by no means the same in both cases), the modelling of the hair, and the short whiskers. The first of these traits is by itself no indication that the head is a portrait, for one often finds it on ideal types in bronze and

terracotta: to take an instance from close at hand I may point to a statuette of Dionysos in my catalogue of the Cairo bronzes, pl. I, no. 27643. The modelling of the hair in small round studs is particularly common on coins (being a very natural method for the die-cutter to adopt), but it is also found on bronzes and terracottas innumerable, e. g. figs. 4—6. But the whiskers are the point which Hauser relies on as the decisive proof of portraiture. Is it necessary to remind the reader how frequently Hermes, like the youthful Herakles, is represented in Ptolemaic and Roman times with a slight growth of hair on the cheeks? A glance at figs. 5—7 is sufficient. As far as this point goes, one might as reasonably discover a portrait of a Greek philosopher in a bearded Sarapis.



Fig. 6 Terracotta im Museum von Kairo.



Fig. 7 Bruchstück einer Vase im Museum von Kairo.

Beyond these accidental points of resemblance (two of which are stock characteristics of Hermes-heads) there is no likeness between the bust and the coins. Chin and neck are entirely different. The mould is simply a bust of Hermes without a touch of portraiture. From the companion-piece, fig. 4, we see that in all probability it ought to be restored with a plume in front between the wings. The god is looking up with head half turned and contracted brows: note the deep diagonal furrow across the forehead, just as on fig. 7. Both the pose and the expression are thoroughly characteristic of Hermes, cf. in particular fig. 6. But what a difference in spirit between this ideal type, with the clouded, watchful look, and the thick, stolid, John Bull-like Ptolemy (vol. VIII 84, fig. 26).

Apart from the identification Hauser brings forward no special argument for dating the moulds to the third century B. C. He merely rebukes me in general terms for not seeing that a find which has many intimate points of resemblance with the Naples bronzes might well belong to the early Ptolemaic period. That may be, but before admitting that it is so early one would like some more satisfactory evidence than a vague dictum about the relations between Alexandrian and Campanian art. It is known, for instance, that such objects as

the tripod-bust, no. 32223, pl. XVI,[1]) or the lamp, no. 32287, pl. XIX,[2]) were made in Roman times both in Egypt and in Europe; but I do not know what grounds there are for believing that exactly similar things were made at Memphis in the third century and that the moulds belong to this earlier stage. The mere fact that the find includes an exact, mechanical copy of an old masterpiece rouses at least a suspicion that the moulds are of late date. Is a figure like no. 32033, pl. VI,[3]) more likely to be early Ptolemaic or Roman? I refrain from going through the list of little points which seem to me indicative of the later period, but let me select one object for closer analysis by way of example. No. 32009, pl. I, is part of a naked Aphrodite with upraised arms and a corkscrew curl on each shoulder,[4]) — a type which was particularly common about the first century A. D. Figures of this sort often follow the fashion of the day in jewellery and in the dressing of the hair.[5]) Now the arrangement of the hair on no. 32009 recalls certain coin-portraits of the last Kleopatra,[6]) which have the same little round projections at the top of the forehead (four in all when complete);[7]) and one finds no such close parallel on any of the third century portraits. Again, some of the earliest mummy-masks have the hair similarly waved, though without the four little studs, and these belong to the first century A. D.[8]) The necklace too is of a type which occurs on the Hawara portraits.[9])

Such connections, though they do not prove anything definitely, are surely some justification for the date proposed by me, i. e. the early Roman period. In placing part of the series not long before the Antonine age I laid too much weight on certain points, but Hauser fails to convince me that the moulds are from two to three hundred years older than the Campanian bronzes.

[1]) Cf. my catalogue of the Cairo bronzes no. 27818, pl. XIII, and no. 27819, pl. VII: about the late date of these there is no doubt.

[2]) Cf. Ant. di Ercolano VIII, pls. 38—42.

[3]) Very possibly part of an Egyptian god, such as the hawk-headed Horus. Most of the similarly armed figures in Graeco-Egyptian bronzes and terracottas are native gods.

[4]) For the complete type see Reinach, Répertoire II p. 361, 362.

[5]) Grk. Bronzes, no. 27654, pl. II. One in the Br. Museum wears a pendant consisting of three figures (two Demeters and Harpokrates?) like several of the 1st cent. mummy-masks from the Fayum, e. g. Petrie, Hawara, pl. IX, no. 3.

[6]) I. e. the late Antony-Kleopatra coins, see Σβορῶνος, Νομ. Πτολ. pl. XLIII, nos. 22—24.

[7]) Cf. a grave-relief in the catalogue of Greek sculpture in Cairo, n. 27542, pl. XXI. (Some of these stelae are incorrectly dated in the Introduction.)

[8]) E. g. Cairo, nos. 33183 and 33192, but I do not know any published specimens to refer to.

[9]) Petrie, Hawara, Biahmu, Arsinoe pl. XI no. 11.

II. Moulds for plaster-casting.

In a paper which is full of remarkably interesting information (whether or not one agrees with all the conclusions which he draws from his researches) E. Pernice has discussed the use of piece-moulds in ancient bronze-casting and plaster-casting.[10]) Perhaps there is not enough of material in existence to decide the questions which he raises, but it is to be hoped that something more will be done by work on the same lines. Meanwhile, as a small contribution to the inquiry, I think it is worth while stating what is known about plaster-casting in Egypt, or rather what I have noted within a rather limited area of observation. For there are plenty of casts in Egyptian collections and it was quite possibly in Egypt that the Greeks first became acquainted with the practice.

The greater part of the material is comparatively late. At El Amarna, however, Petrie found considerable traces of plaster-casting, including the well-known head of Akhenaten (Tell el Amarna, p. 31). Petrie regards this as a death-mask, but, as Borchardt has said, it is more probably a cast from a piece of sculpture (Zeitschr. für Aeg. Sprache, vol. 36, p. 144). It seems to have been made in a simple mould comprising only part of the front of the head.

Among the antiquities of later times plaster-casts are quite common. Most, or at least many of them, are models or studies from sculptors' work-shops. Conspicuous among these are the royal heads, either flattened or left rough behind, some of which are evidently reproductions of limestone originals. We find also casts of other parts of the human figure, such as hands and feet. There are also more or less complete casts of whole statuettes, some of them fairly large. Of animals and animals' heads we have several specimens.

Most of these objects seem to have been made in a simple mould, open behind. To judge by the marks which one sees on their backs, some of them were probably pressed in the mould rather than cast in the proper sense of the word: real casting, however, was certainly practised. Some of them again were made in open-backed moulds of two or more parts as one can tell from the sutures.[11]) A hawk in Cairo (Cat. Gén., no. 33488) has been cast in a bipartite mould open below. At Gemaiyemi in the eastern part of the Delta Mr. Griffith found an interesting collection of plaster-casts of Osiris and other deities[12]): some of these were practically complete, while in other cases the cast included only

[10]) Jahreshefte VII 154.

[11]) E. g. head of Bes in Cairo, Cat. Gén. no. 33483, from a bipartite mould; lion's head in Berlin, Jahreshefte VII 158, from a tripartite mould.

[12]) Nebesheh (published with Tanis II), p. 41: no illustrations are given.

a certain part of the figure. The author does not go into technical details, but perhaps we may assume that they were made in not very complicated piece-moulds.[13]) The site was a purely Egyptian one and the circumstances of the find indicated that the casts were not later than the early Ptolemaic period.

Further it is very probable that some of the ancient moulds which we possess were intended for plaster-casting. The one which is here reproduced, Fig. 5, is described as no. 32366 in my catalogue. It is a right arm with bent elbow and open palm, such for instance as we find on statuettes of the god Min. I formerly took it to be a mould for making the final model of an Egyptian bronze, without paying sufficient attention to its provenance. It came from Saqqarah (i. e. Memphis), evidently from the débris of a sculptor's workshop, together with some unfinished studies and several plaster-casts. It is therefore most likely itself a mould for plaster-casting: for, as I said above, various parts of a figure were often made separately in this way, whether to serve as separate models or to be afterwards joined on to the rest of the figure. The plaster would no doubt be poured in while liquid through the narrow opening.



Fig. 8 Ägyptische Gipsgußform.

It appears then that plaster-casting was practised in Egypt from an early period, but we do not know when piece-moulds first came into use. The Gemaiyemi figures would presumably be made in piece-moulds, and these come from a site which according to Griffith was inhabited by Egyptian artisans — bronze-casters, sculptors, glass-workers — from about the time of the Persian invasion to within

[13]) A piece-mould is a mould of two or more parts which fit together. On p. 175 of the article cited Pernice denies that piece-moulds were used in the making of the Naples wrestlers, but admits that the trunk and limbs may have been copied by means of bipartite moulds. I see no reason why they should not have been made in moulds of more than two pieces, and in any case a bipartite mould is a piece-mould. All that can be inferred therefore is that in this particular work piece-moulds were not used in the reproduction of intricate detail. And even in a Graeco-Egyptian atelier it is very probable that difficult little details were likewise copied by hand on the wax-coated model.

the Ptolemaic period. It is therefore probable that at the beginning of the Hellenistic age the native workmen were already acquainted with the art of taking plaster casts in piece-moulds; but at what period they first adopted it or discovered it we cannot say. Was it the Greeks of Alexandria who introduced it into Egypt, and was it really invented (as Pliny is understood to say) by Lysistratus of Sicyon? A definite answer is not yet possible. But certainly the Egyptians had made some progress in the art of plaster-casting before the Greeks were in a position to teach them anything. And the use of piece-moulds, wherever and whenever they were invented, seems to have become more general in Egypt than elsewhere, for we find them regularly employed not only for plaster reproductions but for bronzes and terracottas.

Cairo, June 1905. C. C. EDGAR



Fig. 9 Golddiadem aus Michałków.

Zum Goldschatz von Michałków.

1. Polosartiges Diadem. In dem großen, von mir veröffentlichten[1]) Goldschatze von Michałków befindet sich außer den charakteristischen Fibeln, deren Typen im engen Zusammenhang mit der Entwicklung der Fibelformen in Griechenland und in Mitteleuropa[2]) stehen, noch ein prachtvolles Goldblech von einer Form,

[1]) Hadaczek, Złote skarby michałkowskie, Kraków 1904.

[2]) Siehe meinen Aufsatz in Jahreshefte VI 116f.

welche gleichfalls nur in dem nämlichen Zusammenhang zu erklären ist. Das in Fig. 9 abgebildete papierdünne Goldblech ist 0·085 m breit, 0·60 m lang und besteht jetzt aus acht Stücken, in welche es von den unkundigen Findern zerrissen worden ist. Zwischen dem sechsten und siebenten Fragmente fehlt ein circa 0·07 m langer Teil. Abgesehen von diesem Fragmente passen die Bruchstellen gut aneinander und zusammengesetzt bilden sie ein langes Band, dessen beide Enden, wie je drei correspondierende Löcher zeigen, aufeinandergelegt waren. Der untere Rand des Bandes ist einwärts umgebogen. Dieser Umstand zeigt, daß es sich um die Goldverkleidung eines aus steifem Material hergestellten kreisrunden Schmuckes handelt, höchstwahrscheinlich eines Kopfschmuckes nach Art der altgriechischen, polosartigen, meistens von älteren Frauen getragenen Diademe, wie sie in Griechenland zuerst in der Zeit der Herrschaft des geometrischen Stiles ausgebildet und in vielen Gegenden noch lange nachher im Gebrauche waren. Solche griechische Diademe sind aus vielen in Gräbern gefundenen Exemplaren[3]) in Gold oder Bronze, wie auch aus zahlreichen Darstellungen auf archaischen Vasen,[4]) Münzen,[5]) Terracotten[6]) und



Fig. 10 Kalksteinkopf aus Cypern im Nationalmuseum zu Athen.

[3]) Vgl. Diademe abg. Perrot-Chipiez, H. d. a. VII 246 f.; Athen. Mitt. XVIII 109; Arch. Ztg. 1884 Taf. 9 Abb. 1. 2. 4. 5; Ephem. arch. 1892 π. 8. 9; Arch. Anz. 1891 S. 124 f.; Bull. de corr. hell. XIX 211 f. 23. 27.

[4]) Vgl. z. B. die Artemis der schwarzfigurigen Vase bei Reinach, Répertoire des vases peints II 56. 3; die Eileithyia der schwarzfigurigen Vase ebenda I 116; die Demeter der rotfigurigen Vase ebenda I 10.

[5]) Siehe den Herakopf auf Münzen von Argos abg. Catal. coins Brit. Mus. Pelop. pl. XXVII 9. 11.

[6]) S. Winter, Die Typen der figürlichen Terracotten I 4 Abb. 1; 8 Abb. 6. 7; 9 Abb. 1; 29 Abb. 3. 5.

manchen Steinköpfen[7]) (Fig. 10) bekannt. Der Schmuck dieser mehr minder breiten Reifen besteht zumeist aus getriebenen Motiven des geometrischen, vegetabilen oder figürlichen Kreises; manchmal ist der Kopfschmuck vorne über der Stirn zur Bezeichnung der Mitte mit einer plastischen Spirale versehen, die wohl auch als Handgriff fungierte; öfters erscheint auch oben am Rande eine frei angesetzte oder aus dem Blech ausgeschnittene Verzierung.

In diesem Betracht stimmt nun das Michałkówer Goldblech durchaus mit den altgriechischen Diademen überein. Es erscheinen an seinem oberen Rande wechselweise zwei getriebene und ausgeschnittene Motive, deren Grundformen sich ebenfalls aus dem Schatze der antiken Ornamente erklären und erst unter Heranziehung der antiken Parallelen vollkommen verstehen lassen.



Fig. 11 Bronzeanhängsel im Museo civico zu Volterra.



Fig. 12 Bronzeanhängsel im Museo civico zu Volterra.

Mit dem ersten Michałkówer Ziermotiv läßt sich ein hauptsächlich aus italischen Funden bekanntes, meistens in bronzenen Exemplaren vertretenes Anhängsel[8]) vergleichen, das die Form eines halbmondartigen, auf einem Stengel angesetzten Drahtes mit spiralartig eingebogenen Enden hat. Die Halbmondenden des Michałkówer Ziermotives zeigen an Stelle der Spiralen kleine Hörnchen, welche auch sonst in diesem Goldschatze öfters vorkommen. Eine augenscheinliche Analogie zu dem anderen Michałkówer Ziermotive bieten zwei Varianten eines ebenfalls in italischen Gräbern aus der Zeit zwischen dem 10. und 7. Jahrhundert v. Chr. auftretenden Anhängsels.[9]) Seine Grundform ist die des gleichschenkligen Kreuzes, dessen senkrechter Schaft beiderseits in verdoppelte Spiralen ausläuft (Fig. 11). In dem Michałkówer Ziermotive sind die Spiralen durch Hörnchen ersetzt nach der-

[7]) Der Kopf aus Cypern (Fig. 10) ist im Profil abg. Hadaczek, Der Ohrschmuck der Gr. und Etr. 29 Fig. 49.

[8]) Zu vergleichen sind Anhängsel, abgebildet Strena Helbigiana 208 Fig. 11; Gozzadini, Intorno agli Scavi fatti presso Bologna Tav. VII 1; Notizie degli Scavi 1889 Tav. I f. 26 p. 316, 320; Bull. di Paleoetn. It. XXVII 199 f. 3a. Sie sind meistens mit Wasservögelköpfen verziert.

[9]) Vgl. das Anhängsel abg. Gozzadini, Intorno agli Scavi fatti presso Bologna 1877 Tav. XII 13, ferner das Anhängsel abg. Monumenti ined. X tav. X.

selben logischen Entwicklung, welche in der zweiten Variante des italischen Anhängsels an dieser Stelle Vogelköpfe anbringt (Fig. 12).

2. Einige Ziermotive. Die Betrachtung der einzelnen auf den Michałkówer Goldsachen sichtbaren Ziermotive führt auf analoge Muster des in Griechenland am üppigsten entwickelten geometrischen Stils, zu dem sie in nächster Beziehung stehen. Wenig Gewicht darf hierbei auf eingeritzte Linien, getriebene Punkte, Buckelchen und concentrische Kreise gelegt werden, die auch sonst zu den gewöhnlichsten und deshalb langlebigsten Motiven des geometrischen Stiles gehören. Größere Aufmerksamkeit verdienen dagegen vor allem drei besonders auf zoomorphen Fibeln verwendete Muster (Fig. 13). Das eine imitiert eine Applike von quadratischem Grundrisse, bei der um einen centralen Buckel im quadratischen Schema vier durch seichte Rillen untereinander verbundene kreisrunde Vertiefungen eingestanzt sind. Dieses Motiv verdankt seine Entstehung vier gleich großen Nägelchen, welche in der Toreutik des geometrischen Stils infolge des mangelhaften Lötungsverfahrens eine große Rolle spielten und kreuzartig um einen Punkt oder Kreis zusammengestellt wurden, wie ähnliche „Kreuze“ an verzierten Gegenständen des griechischen geometrischen Stiles vergegenwärtigen. Sie treten allein als fliegende Füllmotive [10]) auf oder werden mit concentrischen Kreisen [11]) umrahmt.



Fig. 13 Tierfibel aus Michałków.

Verwandt ist das zweite Michałkówer Muster, welches drei kurze trigonal um ein Zentrum angelegte Nägelchen aufweist. Genetisch ist es mit dem ersten Ziermotiv so eng verbunden, daß eine solche Form auch für Griechenland voraus-

[10]) Siehe den Deckel des Tonkastens aus Theben abg. Jahrb. des d. arch. Inst. III 357; Ohnefalsch-Richter, Kypros Taf. CXXXIII Abb. 1—4.

[11]) Siehe den Boden der Dipylonschale aus dem Friedhof am Stadtberge von Thera abg. Athen. Mitt. XXVIII Taf. III.

gesetzt werden muß, obwohl sie auf griechischen Monumenten dieser Epoche äußerst selten vorkommt.

Besonderes Interesse beansprucht das dritte Ziermuster. Es erscheinen von doppelten concentrischen Kreisen umrahmt drei plastische Vogelköpfe mit Hälsen, welche um ein centrales Kreuzmotiv zu einer Art „Triquetrum“ vereinigt sind. In Griechenland tauchen in der Zeit der Herrschaft des geometrischen Stiles die Vorstufen dieses Motives in der Form von drei an einen Punkt oder Kreis symmetrisch angesetzten Bogenlinien [12]) auf; schon in der nächsten Epoche indes kommt auch in Griechenland ein vollkommen dem Michałkówer Ziermuster ähnliches Triquetrum vor, das weiterhin dort eine mannigfaltige Entwicklung erlebt. Der Revers einer lykischen Münze [13]) aus der Zeit von 500—460 v. Chr. zeigt ein Triquetrum, welches um einen Kreis vereinigte Wasservögelköpfe aufweist, an einer anderen Münze [14]) sind in gleicher Weise Hahnenköpfe, an einer dritten Köpfe phantastischer Tiere [15]) verbunden. Zuletzt entwickelt sich aus diesen Anfängen durch Zusammenstellung dreier menschlicher Beine die bekannte Triskelis.[16]) Höchstwahrscheinlich ist es daher, daß die Köpfe von Wasservögeln, die zu den beliebtesten Motiven des geometrischen Stiles gehören, bereits in jener Zeit in Griechenland im Triquetrum vorkamen.



Fig 14 Goldgegenstand aus Michałków.

Das in Fig. 14 wiedergegebene, in zwei Exemplaren vorhandene goldene Object des Michałkówer Fundes ist seiner Verwendung nach unklar, findet aber für die äußere Form eine schlagende Analogie in dem Ziermotiv, das an zwei italischen Brustschmuckplatten [17]) öfters angewendet erscheint und offenbar von einem Gegenstand abgeleitet ist.

Die in Fig. 15 abgebildete Zierscheibe zeigt die Form des Vierblattes ähnlich stilisiert, wie die stark schematisierten Rosetten auf einigen Vasen [18]) der geo-

[12]) Besonders gut dargestellt ist das Triquetrum dieser Form auf lykischen Münzen, s. Hill, Catal. of the greek coins of Lycia, Pamphylia and Pisidia pl. II 8—9. 11—13, 14—18.

[13]) Hill, Catal. of the greek coins of Lycia, Pamphylia and Pisidia pl. XLIV 5.

[14]) Hill, Catal. of the greek coins of Lycia, Pamphylia and Pisidia pl. III 1. 2. 3. 4.

[15]) Hill, Catal. of the greek coins of Lycia, Pamphylia and Pisidia pl. III 14.

[16]) Hill, Catal. of the greek coins of Lycia, Pamphylia and Pisidia pl. XIX 1—6; Svoronos, Numismatique de la Crète ancienne pl. XVII 6; als Schildzeichen oft auf Vasen dargestellt, vgl. Reinach, Répertoire des vases peints II 213. 1.

[17]) Die erste ist abgebildet Monumenti X tav. X b, 2; Martha, L'art étrusque 102 Fig. 98. Die zweite ist besprochen in Arch. Ztg. 1884 Taf. 10. 2.

[18]) Siehe Jahrbuch d. k. d. arch. Inst. XIV 41 Abb. 28, 205 Abb. 72, 208 Abb. 76—77, 215 Abb. 101.

metrischen Stilrichtung. — Beide an zoomorphen Fibeln (Fig. 13) dargestellten Tierformen (in stark geometrisch vereinfachter Gestaltung) gehören durchaus dem Kreise verwandter aus dem Süden bekannter Formen dieser Epoche an. So erscheint der Typus des mit geöffnetem Rachen lagernden Tieres in genau entsprechender Weise auf einer bronzenen aus Mittelitalien stammenden Zierscheibe des Dresdener Albertinums;[19]) beim zweiten Michałkówer Typus wirft das Tier den Kopf nach dem Rücken zurück ganz gleichartig wie viele Tiere auf griechischen Vasen[20]) der geometrischen Stilrichtung.



Fig. 15
Goldene Zierscheibe aus Michałków.

Zu diesen Vergleichen, welche uns belehren, wie eng der Goldschatz von Michałków mit dem Formenbereiche des griechischen und italischen geometrischen Stils verbunden ist, kommt noch das Auftreten der im Süden erfundenen Filigrantechnik, womit einige Michałkówer Goldperlen verziert sind (Fig. 16).



Fig. 16 Goldperlen aus Michałków.

Beide hierbei angewendeten Motive — die s-förmige Spirale und die Wellenlinie[21]) — waren in Griechenland gleichfalls in der Zeit des Dipylonstils allgemein üblich.

Nach alledem sind wir zur Folgerung berechtigt, daß der Michałkówer Goldschatz wahrscheinlich in der Zeit zwischen dem 8. und 6. Jahrhundert v. Chr. wohl nicht in Galizien, sondern irgendwo in den nördlichen Ländern der Balkan-

[19]) Erwähnt im Arch. Anz. VIII 98, vgl. Not. d. sc. 1895 p. 258; 1896 p. 517.

[20]) Vgl. liegende Rehe der Vase in Kopenhagen, abg. Arch. Ztg. 1885 Taf. 8.

[21]) Vgl. Collignon-Couve, Catalogue des vases peints du Musée national d'Athènes pl. XIII Abb. 238.



Fig. 17 Bronzeanhängsel aus Jasionów.

halbinsel zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meere gearbeitet wurde. Sicher ist er indes mit den Skythen nicht in Verbindung zu bringen, da die skythische Tracht den Gebrauch der Fibel ausschloß. Zudem gehört der ganze Schatz wahrscheinlich einer Epoche an, in welcher die Skythen ihre Sitze am Schwarzen Meere noch nicht inne hatten, das Land am nördlichen Gestade vielmehr noch von den Kimmeriern bewohnt war, welche im Laufe des 8. und 7. Jahrhunderts von den Skythen allmählich verdrängt wurden. Da die ethnische Verwandtschaft der Kimmerier mit den Thrakern und Illyriern immer glaubhafter wird, läge es nahe, den Goldschatz von Michałków mit dem Namen eines dieser Völker in Verbindung zu bringen.

3. Der Michałkówer Goldschatz innerhalb der ostgalizischen Gräberfunde. In letzter Zeit mehren sich die Anzeichen, daß der Goldschatz von Michałków als Depotfund in Ostgalizien nicht vereinzelt steht, sondern daß er als das vollendetste Erzeugnis einer Culturschichte angesehen werden darf, die die Funde aus zahlreichen Nekropolen, z. B. bei Czechy, Jasionów, Wysocko und Smólno vergegenwärtigen. Unter den Beigaben, mit welchen die Skelette ausgestattet sind, fanden sich einige Gegenstände von der dem griechischen geometrischen Stil eigentümlichen Typik. So wurde auf dem Friedhofe von Czechy neben zahlreichen Nadeln auch eine bronzene Plattenfibel mit einfacher





Fig. 18 Terracotta aus Jasionów.



Fig. 19 Terracotta aus Smólno.

Spirale,[22]) auf jenem bei Smólno eine kreisrunde, glatte Zierscheibe aus Bronze[23]) aufgefunden; auf einem von mir untersuchten Friedhofe bei Jasionów kam ein wahrscheinlich als Ohrschmuck dienendes bronzenes Anhängsel in Form einer Brillenspirale[24]) zum Vorschein, auf dem zweiten Friedhofe bei Jasionów ein anderes von der Form, die bis jetzt nur aus Boeotien[25]) bekannt war (Fig. 17).

Höchst interessant sind zwei Tongefäße, welche der Nekropole bei Jasionów entstammen. Das eine (Fig. 18) stellt einen plastisch gebildeten, offenbar als Spielzeug dienenden Wasservogel auf einem Standfuße dar; ein Seitenstück (Fig. 19) ist vor Jahren in der Nekropole bei Smólno gehoben worden. Die ganze Form ahmt metallene Vorbilder nach, welche sowohl in Griechenland[26]) als auch in Italien[27]) in der Zeit der Herrschaft des geometrischen Stiles wohl massenhaft verfertigt wurden.

Das zweite Gefäß (Fig. 20) ist in der oberen Hälfte mit einem Fries von sechs schematisch eingeritzten Vierfüßlern verziert. Die lineare Stilisierung der Tiere ist noch einfacher als auf griechischen Vasen dieser Epoche.

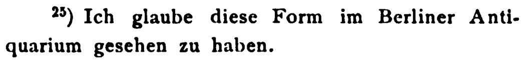
Diese Parallelen mögen genügen, um den Zusammenhang des Goldschatzes mit den Nekropolen darzutun und zur Vermehrung der Analogien aus neu zu entdeckenden Friedhöfen anzuregen.

Lemberg, December 1905. KARL HADACZEK

[22]) Die Fibel wird in der Sammlung der k. k. Universität in Lemberg aufbewahrt. Zur Form vgl. die Fibel aus Boeotien abg. Jahrb. d. d. arch. Inst. III 363 Abb. b.

[23]) Zur Form vgl. Hadaczek, Złote skarby michałkowskie Taf. VI 1.

[24]) Vgl. Hadaczek, Der Ohrschmuck der Griechen und Etrusker 13 Fig. 19.



[25]) Ich glaube diese Form im Berliner Antiquarium gesehen zu haben.

[26]) Vgl. die Wasservögel auf den Deckeln der geometrischen Vasen abg. Jahrb. d. d. arch. Inst. XIV 207 Fig. 74.

[27]) Vergl. Bronzevase abgebildet Martha, L'art étrusque 72 Fig. 65.



Fig. 20 Tongefäß aus Jasionów.

Zwei Erlasse des Kaisers Valens über die Provinz Asia.

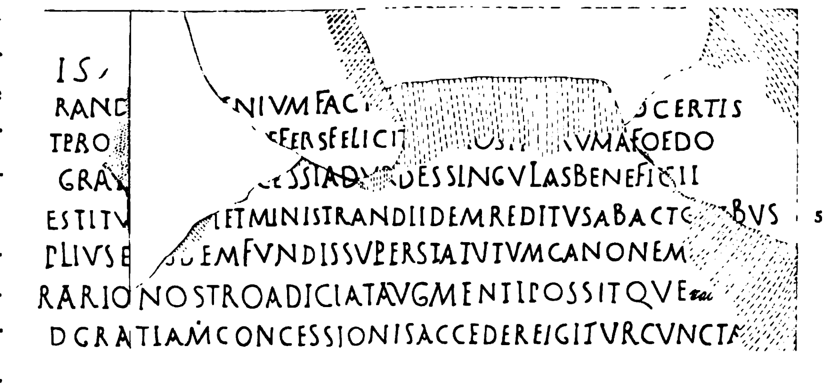
I. Erlaß an Eutropius über das Gemeindeland.

D. D. D. n. n. n. Auggg. Valentinia[nus, Valens,] Gratianus. Hab(e), Eutropi car(issim)e nobis. vac. Platz für ca. 34 Buchst.

Quod ex red]itibus fundorum iuris re[i pribatae, quo]s intra Asiam diversis quibusque civitatibus ad instaurand[am mo]enium fac[iem .... pr]o certis sumptibu]s habita aestimatione concensimus capere quidem urb[e]s singulas beneficii nostri uberem fructum et pro [temporum r]efers felici[tate nostror]um a foedo prioru]m squalore ruinarum in antiquam sui faciem nova reparatione consurgere, verum non integram gra[tiam con]cessi ad [ur]bes singulas beneficii perv?]enire, si quidem (dum) pro partibus praestitis reditus civitatibus potius ⟨q[ua]m⟩ ipsi cum reditibus fundi fuerint restitu[end]i et ministrandi, idem reditus ab acto[ri]bus pr]ibatae rei nostrae et diu miserabiliterque poscantur et vix aegr⟨a⟩eqne tribuantur adque id, quod amplius e[x i]sdem fundis super statutum canonem c]olliga⟨n⟩tur, et isdem civitatibus pereat eorundemqu⟨a⟩e actorum fraudibus devoratum nihil tamen aerario nostro adiciat augmenti possitque a curialibus vel excultione maiore vel propensiore diligentia nonnullus praestitionis cumulus ad gratiam concessionis accedere, igitur cuncta diligenti coram investigatione perspeximus. ~ Et primum Efesenae urbi, quae Asiae caput est, missa ad nos dudum legatione poscen[ti p]artem redituum non fundorum advertimus fuisse concessam; unde illi interim, quam esse omnium maximam nulla dubitatio est, in parte co[n-c]essa cum eo fundo, quem Leucem nomine nostra iam liberalitate detentat, tra[di] centum iuga promulgata sanctione mandavimus, ut eius exemplo, quid adhoc ista in reparandis moenibus profecerit, intuentes an reliquis praestandum sit similia, decernamus. Hac san(e) quia ration[e] plenissima, quod intra Asiam rei publicae iu[g]a esse videantur cuiusque qualitatis quantumve annua praestatione dependant, mansuetudo nostra instructa [c]ognovit, offerendam experientiae tu[ae credidimus optionem, ut, si omnem hanc iugationem, quae est per omnem diffusa⟨m⟩ provinciam, id est sex milia septingenta triginta sex semis opim[a adque idonea iuga, quae praeter vinum solidorum ad fixum semel canonem trea milia extrinsicus solidorum annua praestare referuntur, sed et septingenta tr[ia deserta

et iam defecta [a]c sterilia iuga, quae p[e]r illa, quae idonea diximus sustinentur, suscipere propria praestatione non abnuis, petitis maiestas nostra consen[tiat, s[c]ili[c]et u[t] arbitrio tuo per curias singulas omni iugatione dispersa retracto eo redituum modo, quem unicuique civitatum propria largitate concen[simus, r]eliquam summam per officium tuum rei privatae nostrae inferre festines, ut et omnem usuram diligentia⟨m⟩ avidis eripiamus actoribus et si quid extrinsi[cus luc]ri est, cedat rationibus civitatum. Sane quia rerum omnium integram cupimus habere notitiam et ex industria nobis tuam expertam diligen[ti]a[m pollic]emur, plena te volimus ratione disquirere per omnem Asiam provinciam fundos iugationemque memoratam, qui in praesentem diem ha[bita licitati]one possideant et quantum per iuga singula rei privatae nostrae annua praestatione dependant, qui etiam opimi adque utiles fundi fisc]o gr[ati si]ngulis quibusque potentissimis fuerint elocati et qui contra infecundi ac steriles in damnum rei nostrae paenes actores f]uerint d[erelicti s]cilicet ut omni per idoneos ratione discussa a(c) confectis quam diligentissime brevibus mansuetudini nostrae veri fidem nunt[i]es, u[t inst]ructi super omnibus amplissimum efficacis industriae praestantiae tuae testimonium deferamus.

Die erste der beiden wichtigen von Heberdey im Anzeiger der kais. Akademie 1905 N. X und Jahreshefte VIII Beiblatt 71 f. veröffentlichten Inschriften, deren Commentar mir übertragen wurde, ist wohl erhalten. Der obige Text stimmt im wesentlichen mit dem Heberdeyschen überein. Der Anfang der Urkunde ist durch das in der beistehenden Schriftprobe mitgeteilte neue Fragment geklärt worden. Es bestätigt, daß in Z. 1 nur die Adresse stand.



Vor reditibus ist am Anfange von Z. 2 ex und davor das dem regierenden Verbum refers (in Z. 3) entsprechende quod zu ergänzen. Statt fac[iem] könnte in Z. 2 auch fac[turum] vermutet werden. Die wenigen Lücken lassen sich alle dem Sinne nach, zum Teil sogar wörtlich herstellen. Der erste Satz reicht bis Z. 9.

Am Anfang von Z. 3, wo etwa 6 Buchstaben fehlen, ist [sumptibu]s herzustellen, denn offenbar kann die Festsetzung der anzuweisenden Landmenge nur von den Kosten der in den einzelnen Gemeinden notwendigen Reparaturen abgehangen haben, wurde jeder Gemeinde soviel überwiesen als sie zur Herstellung nötig hatte. Concensimus ist natürlich ebenso wie in Z. 17 in concessimus zu corrigieren (vgl. Z. 10: concessam).

Am Anfang von Z. 4 möchte Heberdeys [recentiu]m zu squalore ruinarum am besten passen. Am Ende der Zeile muß wegen des Raumes außer benefic[ii] noch nostri ergänzt werden, wie auch in Z. 3 steht. Gra[tiam con]cessi ergibt sich aus Z. 8: ad gratiam concessionis. Am Anfang von Z. 5 kann wohl nur [perv]enire ergänzt werden. In der Mitte der Zeile ist q[ua]m zu streichen, da es den Sinn zerstört; denn eben nicht nur die Einkünfte, sondern die Ländereien selbst sollten den Gemeinden überwiesen werden, wie deutlich aus dem Folgenden hervorgeht: Z. 10: .. partem redituum, non fundorum .. fuisse concessam. Dem entspricht die Herstellung: .. pro partibus praestitis reditus civitatibus potius ⟨quam⟩ ipsi cum reditibus fundi fuerint restituendi. Da potius — quam eine sehr häufige Verbindung ist, konnte dem sehr nachlässigen Abschreiber leicht nach potius ein quam in die Feder kommen. Da der Conj. perfecti fuerint nicht auf derselben logischen Stufe wie die folgenden Conjj. praes.: poscantur, tribuantur, colligantur steht, kann er nicht wie diese von siquidem abhängen. Heberdey hat deshalb zweifelsohne mit der Annahme Recht, daß hinter siquidem durch Haplographie dum ausgefallen sei, wie Z. 23 a(c) confectis und in der zweiten Inschrift Z. 7 civi(ta)te, Z. 10 lauda(ta) und Z. 12 dignitatem (ita tam)en herzustellen ist. Auch wird idem vor reditus, da es sich nicht auf ein vorausgehendes reditus bezieht, durch einen adversativen Begriff wie dum ipsi cum reditibus fundi fuerint restituendi am besten erklärt: idem reditus bedeutet: „und sogar diese Einkünfte...“ Ad hoc in Z. 11 ist sinnlos, es muß adhuc geschrieben werden. In Z. 12 ist natürlich quod in quot zu corrigieren. Das in Z. 16 folgende et lehrt, daß am Ende von Z. 15, wo 5—6 Buchstaben fehlen, nicht tr[iginta], sondern tr[ia] und ein das Gegenteil des vorhergehenden opima bezeichnendes, die folgenden Begriffe defecta et sterilia ergänzendes Adjectiv wie deserta[1]) zu ergänzen ist, also: tr[ia deserta] et iam defecta ac sterilia iuga. So folgt in Z. 22 auf das vorausgehende opimi atque utiles ein zweiter Begriff, etwa: [fisc]o gr[ati]. Die beiden ersten Begriffe bezeichnen hier die landwirtschaftliche, der zweite die

[1]) Vgl. tit. C. Iust. 11, 54: de omni agro deserto; l. 1: pro desertis possessionibus; ebenso l. 6, 3; 5; 8; 15.

fiscalische[2]) Qualität.[3]) Da nun in Z. 16 defecta et sterilia (vgl. Z. 22) sich auf den Ertrag, auf die zweite Kategorie, beziehen, muß der durch et angeschlossene Begriff in Z. 15 der agrarische gewesen sein (deserta). In Z. 17 ist statt retracto offenbar detracto zu schreiben. In Z. 18 gehört omnem zu usuram, ist also nur diligentiam in diligentia zu emendieren. In Z. 20 dürfte, da vor . . . . . emur 5—6 Buchstaben fehlen, [pollic]emur gestanden haben.

Da die in Z. 21 bezeichnete Kategorie den Gegensatz zu dem verpachteten Land (Z. 22) darstellt, kann es sich nur um das zu ‚ius privatum salvo canone' oder ‚ius perpetuum' veräußerte Land handeln. Ich möchte ha . . . | . . . . one ergänzen: ha[bita|licitati]one, was genau in den Raum paßt und der Tatsache entspricht, daß man Land zu ‚ius privatum' oder ‚ius perpetuum' durch Licitation erwarb (s. C. Iust. 11, 70, 4; C. Th. 5, 15, 15). Dieser Ergänzung entspricht auch das folgende ‚possideant' (Z. 21), denn C. Iust. 11, 70 werden diejenigen, welche Land zu ‚ius privatum' oder ‚ius perpetuum' erwerben, ‚possessores' genannt. In Z. 22 möchte ich nach dem oben Bemerkten . . . o gr . . . zu [fisc]o gr[ati] ergänzen.

In Z. 23 ist wohl d[erelicti] zu ergänzen, welcher Begriff am besten dem Subject — infecundi ac steriles (fundi) — entsprechen dürfte. Die anderen Ergänzungen rechtfertigen sich selbst.

Die Adresse besteht aus dem Namen der drei Kaiser Valentinian, Valens, Gratian und der Anrede ‚have Eutropi carissime nobis'. Hinter den Kaisernamen ist also: ‚salutem dicunt . .' hinzuzudenken. Der einfache Kaisername ohne folgendes ‚salutem dicit' steht auch in dem Militärdiplom CIL III 853 (imp. Caes Vespasianus etc.: nomina speculatorum . .).

Die gemeinsame Regierung der drei Kaiser dauert von August 367 bis November 375.[4]) Unsere Urkunde fällt also zunächst zwischen diese Jahre. Weiter führt uns der Name des Adressaten Eutropius. Aus Ammian (29, 1, 6) erfahren wir, daß Eutropius im Jahre 371 Statthalter von Asien war.[5]). Auf denselben Mann wird man die Inschriften CIL III 13619—13621 aus Cilicien beziehen dürfen, die jenen drei Kaisern, also zwischen 367—375, unter dem

[2]) Vgl. C. Iust. 11, 59, 12: munificum praedium.

[3]) Vgl. C. Iust. 11, 59, 10: qui per potentiam fundos opimos ac fertiles occuparunt, cum quaestuosis uberibusque . . infecundos suscipiant . ., wo auch das erste Paar die agrarische, das zweite die fiscalische Qualität bezeichnet.

[4]) Clinton, Fasti zu den beiden Jahren.

[5]) Ein anderes wohl bisher übersehenes Zeugnis für die asiatische Statthalterschaft Eutrops ist ein Brief, in dem Symmachus ihm einen Freund empfiehlt, dessen Güter in Asien bedroht waren (3 53 Seeck).

Statthalter Eutrop gesetzt werden: ‚Dometio Eutropio v. c. praeside Ciliciae‘ und CIG 4437 aus Tarsus: ἐπὶ . . Εὐτροπίου τοῦ λαμπροτάτου ἡγουμένου ἡμῶν . . Eutrop dürfte die Statthalterschaft von Cilicien vor der vornehmeren asiatischen bekleidet haben.

Es kann wohl keine Frage sein, daß unser Eutropius identisch ist mit dem Verfasser des Breviarium. Dieses wurde im Jahre 369 von dem damaligen magister memoriae Eutropius dem Valens überreicht.[6]) Das paßt chronologisch, paßt aber auch sachlich auf den Statthalter, denn auch der Nachfolger unseres Eutrop in der Statthalterschaft von Asien, Festus, bekleidete nach dem Amte des magister memoriae das Proconsulat von Asien.[7]) Der Verfasser des Breviarium begleitete im Jahre 363 den Iulian auf dem persischen Feldzug (Eutrop 10, 16, 1). Auch das paßt zu den beiden Statthalterschaften. Auch die cilicische Statthalterschaft zwischen 367 und 375 paßt nicht allein chronologisch auf den Schriftsteller Eutrop, sondern auch sachlich, denn sein Nachfolger Festus war ganz entsprechend zuerst Präses von Syrien, dann mag. memoriae (s. S. 63), und v(ir) c(larissimus) heißt auch Eutrop in der Widmung seines Werkes. Trifft das zu, so würden wir für den Verfasser des Breviarium zu dem Namen Eutrop einen zweiten Namen, Domitius, gewinnen. In Cilicien würde Eutrop, bevor er mag. memoriae wurde, also vor 369, gewesen sein, wie Festus vorher in Syrien. Wir erhalten so folgende Carriere: bis 369 war Eutrop Statthalter von Cilicien, 369 magister memoriae, 371 Statthalter von Asien. Sein Amt in Asien verlor er im Winter 371/372 oder Anfang 372. Während Valens in Antiochien war (seit 10. November 371,[8]) wo er zum Kriege gegen die Perser rüstete, wurde die Verschwörung des Theodorus entdeckt,[9]) Eutrop in die Anklage verwickelt[10]) und zwar freigesprochen, aber durch Festus ersetzt.[11])

Da Eutrop im Jahre 369 mag. memoriae, 371 Präses von Asia war, bereits 372 abgesetzt wurde und während der Regierung der drei Kaiser nicht

[6]) S. Seeck, Praef. zur Ausg. des Symmachus p. CXXXIII.

[7]) Ammian 29, 2, 22.

[8]) Nach Malalas; s. Clinton, Fasti zu diesem Jahre.

[9]) Ammian 29, 1, 4; Libanius 1, 103 Reiske. Zosimus erwähnt die Verschwörung erst nach dem ersten Feldzug des Valens (im J. 372) und der Rückkehr desselben nach Antiochien (Ende 372). Wir werden aber Libanius und Ammian glauben dürfen, daß die Verschwörung schon Winter 371/372 entdeckt wurde.

[10]) Ammian 29, 1, 36.

[11]) Ammian 29, 2, 22; Zosimus 4, 15; Libanius 1, 106 R. Zweifelsohne ist bei Ammian nicht Festinus, wie die erste Hand schreibt, sondern mit der zweiten Festus zu lesen, denn sein Festinus ist wie Festus nach Libanius und Zosimus ein böser Intrigant und vorher wie dieser (Libanius p. 103) Statthalter von Syrien.

wieder ein Amt bekleidet hat,[12]) kann unsere Inschrift nur dem Jahre 370 oder 371 angehören.

Die Urkunde trägt den Namen der drei Kaiser, geht aber, da Asia zum Reichsteil des Valens gehört, von diesem aus.

Unsere Urkunde gehört zu den Erlassen an Beamte, zu den mandata, die bekanntlich in Briefform gegeben werden. Die Anrede „have . . carissime nobis" ist geläufig.[13]) Der Adressat brachte die erhaltene Verfügung zum Anschlag (proponere),[14]) der Statthalter von Asien natürlich in Ephesus. Unsere Inschrift ist eine offenbar von der Stadt Ephesus, die in dem Erlaß eine wichtige Rolle spielt, angefertigte Copie dieses Anschlages. Auf einen griechischen Copisten weisen auch die zahlreichen Fehler der Urkunde hin. Inschriftliche Copien von kaiserlichen Verfügungen sind gerade im Orient ziemlich häufig.[15])

Das Mandat ist gerichtet an den Statthalter, weil es die Städte der Provinz betrifft. Da es über die Güter der res privata verfügt, wird dadurch zugleich das Ressort des comes rei privatae oder seiner Beamten verletzt. Es kommt auch sonst vor, daß Verfügungen über die res privata statt an die Verwaltung derselben, also an den Comes und seine Beamten, oder an den praefectus praetorio[16]), an andere Ressorts gerichtet werden. So ist C. Iust. 11, 66, 3 an den Proconsul von Africa, C. Theod. 10, 4, 3 an den vicarius Africae adressiert. Natürlich geschah das nicht ohne besonderen Grund, wohl nur dann, wenn der Erlaß außer der res privata noch ein anderes Ressort berührte und dieses im vorliegenden Fall die bessere Adresse zu sein schien. Dieser Grund dürfte hier die Unzuverlässigkeit der Domanialbeamten, an der in der Urkunde mehrfach Kritik geübt wird (Z. 7, 22), gewesen sein.

Karlowas leider weitverbreiteter Irrtum, daß die ‚res privata' das Krongut gewesen sei, ist durch Hirschfelds Widerlegung[17]) erledigt. Die res privata ist, wie schon ihr Name sagt, der Privatbesitz des Kaisers.

Wir lernen durch Z. 14f. den Bestand des Grundbesitzes der R. P. in der Provinz Asia kennen. Die diocletianische Provinz Asia ist nur noch ein kleiner Teil der alten Provinz desselben Namens. Sie umfaßt den Küstenstrich von Pergamon bis zum Mäander,[18]) vom Meer bis zum Tmolos, also etwa das Gebiet

[12]) Seeck p. CXXXIII.

[13]) S. C. Th. 12, 9, 2; 13, 1, 13; 15, 1, 22; 33; ‚Lepide carissime' schreibt der Kaiser CIL III 6866.

[14]) S. die Vorrede zu Mommsens Ausgabe des C. Theod. I 1 p. CLVI. Ich citiere im folgenden stets nach dieser Ausgabe.

[15]) CIL III 12043 (= 12133); 12044; 12132 usw.

[16]) C. Th. 7, 7, 1; 10, 10, 24; 11, 7, 6; 11, 16, 13.

[17]) Beiträge z. alt. Gesch. II 311 f. (‚Der Grundbesitz der römischen Kaiser').

[18]) Marquardt, Staatsverw. I² 348.

der 13 ionischen Städte und wird deshalb als ‚Ionia‘ bezeichnet (s. Libanius 1, 106 Reiske). Die Domänen machten 6736½ fruchtbare und 703 unfruchtbare also zusammen 7439½ iuga aus und ergaben außer Naturalleistungen in Wein eine Rente von 3000 Solidi. Das iugum ist die bekannte, je nach dem Wert des Bodens größere oder kleinere Flächen, nämlich 5 Morgen Wein-, 20 Ackerland erster, 40 zweiter, 60 dritter, 225 Olivenbäume erster, 450 zweiter Classe umfassende diocletianische Steuerhufe.[19]) Dieselbe ist für Syrien, also wohl für die ganze Diöcese Oriens durch das syrisch-römische Gesetzbuch und die Briefe des Theodoret,[20]) für die Diözese Asia durch die Kataster von Magnesia, Tralles, Thera, Astypalaia, Kos, in denen die iuga ζυγά heißen,[21]) Cod. Theod. 7, 6, 3 und unsere Inschrift, für die Diöcese Thracien durch C. Iust. 11, 52; C. Theod. 7, 6, 5, für die Diöcese Pontica durch Lactanz de mort. pers. 23, für die Diöcese Mösien durch C. Theod. 7, 6, 3 bezeugt, scheint also in der ganzen orientalischen Präfectur angewandt worden zu sein. Da die Steuerhufen nach dem Werte des Landes sehr verschieden groß sind und die Provinz Asia mannigfaltige Culturen aufgewiesen haben wird, läßt sich das Areal der 7439½ iuga nicht genau bestimmen. Im Minimum, wenn man wegen des vielen Weinlandes (Z. 15), von dem fünf iugera auf das iugum gingen, mit einem Durchschnitte von 12 Morgen pro iugum rechnet, müssen sie 100.000 Morgen eingenommen haben; 200.000 Morgen, also 400 Quadratkilometer, werden aber, da gewiß auch viel Ackerland und schlechter Boden dabei war, der Wahrheit näher kommen. Das Territorium der diocletianischen Provinz Asia (s. S. 45) war etwa 6000 Quadratkilometer groß.[22]) Die Domänen der R. P. nahmen also einen beträchtlichen Teil der Provinz ein.

Der große Umfang der Domänen erklärt sich aus der seit Constantin d. Gr. immer mehr ausgedehnten Confiscation des städtischen Gemeindelandes.[23]) Unsere Urkunde selbst bietet für diesen Proceß ein Zeugnis in der Domäne Leuce (Z. 11). Dieselbe hat wohl nicht allein den Namen, sondern auch den Bestand von der ehemaligen Gemeinde Λεῦκαι an der Mündung des Hermos. Die kleine Stadt wird bis in die erste Kaiserzeit oft genannt[24]) und hat auch in Kupfer gemünzt mit dem Stempel Λευκαιέων und Λευκάτων.[25]) Daß sie in den späteren von Ramsay[26]) zusammengestellten Gemeindelisten fehlt, erklärt sich offenbar aus

[19]) S. Marquardt, Staatsverw. II² 227.

[20]) Ep. 42 und 43 in Mignes Patrol. Graeca Band 83.

[21]) S. Herzog, Koische Forschungen 55 f.

[22]) Nach Belochs (Bevölkerung 223) Messungen hat Lydien 24250 Quadratkilometer. Die Provinz Asia nimmt etwa den vierten Teil von Lydien ein.

[23]) S. His, Domänen der röm. Kaiserzeit 35 f.

[24]) S. Müller, Geogr. Gr. Min. I 71.

[25]) Imhoof-Blumer, Kleinasiatische Münzen I 75.

[26]) Ramsay, Historical Geography of Asia Minor 104.

ihrer Umwandlung in eine Domäne, ein Proceß, der oft genug bezeugt ist[27]) und im vierten Jahrhundert, als die Kaiser das Gemeindeland der Städte confiscierten und die Privaten von ihren mit Steuern überlasteten Ländereien flohen, große Fortschritte gemacht haben muß. Daß das confiscierte Gemeindeland, die fundi rei publicae, zur res privata geschlagen wurde, war bekannt.[28]) Das die fundi r. p. betreffende Gesetz C. Iust. 11, 71. 3 ist an den comes r. p. adressiert. Da die fundi rei publicae in der Domäne aufgehen, steht wie in den Rechtsquellen so auch in unserer Urkunde: f. rei publicae (Z. 12) und f. rei privatae (Z. 2) promiscue. Sehr bedeutend war, wie die in meiner Abhandlung über die Bittschrift der phrygischen Colonen[29]) zusammengestellten Zeugnisse lehren, der kaiserliche Domanialbesitz in Pisidien und dem östlichen Phrygien. Auch gibt es Zeugnisse für Domänen in Cappadocien und im Hellespont; für die anderen Provinzen, auch für das Küstenland, auf das sich unsere Inschrift bezieht, fehlen genügende Belege.[30]) Auf die Güter der res privata in der asiatischen Diöcese bezieht sich Cod. Iust. 1, 52, 1 (Jahr 439).

Das Verhältnis der fruchtbaren zu den unfruchtbaren Ländereien ist nicht ungünstig: etwa 10:1. Im Jahre 422 war in Africa das Verhältnis 1—2:1,[31]) wobei freilich Privatland und Domänen in Eins gerechnet sind, zwischen denen Unterschiede bestanden haben können.

Als Verwalter der Domänen erscheinen die actores[32]) (Z. 7, 22), die πραγματευταί der phrygischen Inschriften. Sie sind das Gegenstück der procuratores,[33]) die wir z. B. auf den afrikanischen Domänen finden, und wie diese Freigelassene, zuweilen aber auch, was beim Procurator wohl nicht leicht vorkommt, Sclaven. Actores rei privatae kommen in den Rechtsquellen vor (z. B. C. Iust. 3, 26, 9).

Die Verwalter erscheinen in sehr schlechtem Lichte. Während der Kaiser den Gemeinden die Domänen selbst mit den gesamten Einkünften überweisen wollte, geben die Verwalter ihnen nur einen Teil der Einkünfte (die Pachtzinsen) und auch das nur nach langen Chicanen (Z. 5 f.), liefern aber den übrigen Ertrag (den des Regielandes [s. S. 50]) nicht an die kaiserliche Casse ab, sondern

[27]) ‚Nunc villae grandes, oppida parva prius' sagt Rutilius Namatianus (V. 224) von den in Villen verwandelten Orten der römischen Campagna; von derselben Gegend schreibt Strabo p. 230: πολίχνια νῦν δὲ κῶμαι, κτήσεις ἰδιωτῶν.

[28]) His, Domänen 37 f.

[29]) Röm. Mitt. 1898 S. 221 f.

[30]) S. Hirschfeld in den Beitr. zur alten Gesch. II 299 f.

[31]) Nach C. Theod. 11 28, 2 gab es damals in der Proconsularis 9002 Centurien fruchtbaren, 5700 unfruchtbaren Landes, in Byzacena 7460 gute, 7615 schlechte Centurien.

[32]) S. meine ‚Grundherrschaften' 82 f.

[33]) ab actore rerum privatarum nostrarum sive a procuratore: C. Iust. 3, 26, 9. Ebenso C. Th. 1, 11, 2 (actores seu conductores).

stecken ihn in die eigene Tasche (Z. 7). Wie ihre finanzielle Tätigkeit durch Unterschleif, so ist ihre wirtschaftliche, die Verwaltung des Regielandes, durch Nachlässigkeit bezeichnet: sie versäumen die Cultur der schlechten, nicht zur Verpachtung geeigneten Bestände (Z. 22), weshalb sich der Kaiser von der Überweisung derselben an die Gemeinden eine Hebung der Cultur verspricht (Z. 8).

Über die schlechte Wirtschaft der Domanialbeamten wird häufiger geklagt. Aus dem bekannten Decret des Commodus über den saltus Burunitanus erfahren wir, daß die Procuratoren zum Schaden der Colonen mit den conductores unter einer Decke steckten; die Beschwerde der phrygischen Colonen erwähnt Übergriffe der Caesariani, anderer Finanzbeamten;[34]) C. Theod. 10, 7, 1 (vom Jahre 378) werden, um auch gleichzeitige Zeugnisse beizubringen, die rationales (= procuratores) getadelt wegen Erpressungen; C. Iust. 3, 26, 9 vom Jahre 365 versichert die Provincialen des Schutzes gegen Bedrückungen der actores rei privatae; C. Theod. 11, 17, 1 und 10, 2, 1 (Jahr 367) erteilt den Procuratoren ein starkes Mißtrauensvotum. Sehr deutlich spricht sich auch die in der Inschrift CIL III 13.569 erhaltene Constitution aus. Hier ist Z. 11 von einer improba procuratorum atque etiam Caesarianorum temeritas, Z. 35 von der avaritia der officiales Caesariani sive procuratores die Rede.

Wie die Domänen der res privata genutzt wurden, lernen wir aus Z. 20 f. Es werden hier drei Arten der Nutzung unterschieden. Ein Teil wurde, wie bereits oben gezeigt, vergeben an Erbpächter, an Leute, ‚qui ha[bita licitati]one possideant' und die dafür einen jährlichen Zins (annua praestatio) zahlen. Es können damit nur die an den Meistbietenden (Belege s. S. 43), sei es zu ‚ius perpetuum' sei es zu ‚ius privatum salvo canone' dauernd vergebenen, also mehr veräußerten als verpachteten Ländereien gemeint sein.

Der Gegensatz des folgenden ‚qui etiam opimi ac fertiles' lehrt, daß die ‚iure perpetuo' oder ‚privato' vergebenen Güter nicht opimi ac fertiles waren. Wie das zu verstehen ist, geht aus den Gesetzen C. Iust. 11, 59, 7 pr. (C. Th. 5, 14, 30) und 17 hervor, durch die das ‚ius perpetuum et privatum' demjenigen erteilt wird: ‚quicumque defectum fundum patrimonialem exercuerit fertilem idoneumque praestiterit'. Zu ‚ius perpetuum' oder ‚privatum' wurden also vergeben die wüst übernommenen und erst kürzlich unter Cultur gebrachten, also natürlich noch nicht ganz vollgültigen Bestände. Wie durch die obigen Stellen für das patrimonium, ist das für die res privata bezeugt durch C. Iust. 11, 71, 2 (Jahr 382 bis 384): fundi rei publicae ab his, qui nec titulo conductionis eos detinent quique

[34]) Andere die Caesariani belastende Stellen führt Dittenberger, Inscr. Orientis 519 Note 25 an.

meliores cultu patrocinante reddiderunt... Hier werden den verpachteten die meliorierten Ländereien entgegengesetzt. Also waren diese nicht verpachtet, sondern ,iure perpetuo' oder ,privato' veräußert.

Die zweite Classe sind die Domänen ,qui opimi atque utiles [fisc]o gr[ati sin]gulis quibusque potentissimis fuerint elocati': das an conductores auf Zeit verpachtete Land. Unter den ,potentissimi quique' sind die Capitalisten, die zur Übernahme großer Pachtungen Geeignetesten, zu verstehen. In demselben Sinne wird der Begriff gebraucht C. Iust. 11, 59, 10: qui per potentiam fundos opimos ac fertiles occuparunt. Sonst heißen ,potentiores' und ähnlich bekanntlich die höheren Classen wie die possessores (C. Th. 11, 15, 2 potiorum id est possessorum), die Senatoren (C. Th. 11, 7, 22: potentiores, decuriones, minores). Hier, in einem kaiserlichen Gesetz, können mit den potentissimi nicht die Decurionen gemeint sein, da diesen eben jetzt durch ein Gesetz Valentinians vom Jahre 372 (C. Theod. 10, 3, 2) nachdrücklichst die Pacht städtischen Landes verboten wurde, ein Verbot, welches früher und später oft übertreten wurde (s. Liebenam, Städteverwaltung 317); Libanius sagt (2 p. 211 R.): γεωργεῖτε τοὺς ἀγροὺς τῆς πόλεως σχεδὸν οἱ βουλεύοντες ὑμεῖς — er spricht zu den Decurionen von Antiocheia.

Die beiden Classen, das auf Zeit verpachtete gute und das an Erbpächter veräußerte schlechte Land[35]) werden auch sonst unterschieden. In C. Iust. 11, 59, 7, handelt das Principium von den meliorierten und dafür ,iure perpetuo ac privato' vergebenen Ländereien, § 1 von den Pächtern der ,opimi ac fertiles fundi'. C. Iust. 11, 66, 3 (Jahr 376?) werden erwähnt Güter der res privata, die ,vel iure perpetuo vel titulo conductionis' vergeben seien; ebenso C. Theod. 11, 16, 20 (seu conductionis titulo, seu perpetuo iure); C. Iust. 10, 48, 15; 11, 71, 5; 6; 7: sane si quis non perpetuo iure sed ad tempus locatam ab ill. v. comite r. p. possessionem videtur adeptus; C. Theod. 5, 15, 20: ...qui ex his (fundis patrimonialibus) vel ad privatorum iura transissent ... vel fisco locationibus tenerentur.

Das ius perpetuum ist für Ländereien der res privata bezeugt durch C. Iust. 11, 66, 3; 11, 71, 1; 5 pr.; 6; C. Theod. 11, 16, 20; 11, 19, 4. Das ius privatum kommt hier nur selten vor (z. B. C. Iust. 11, 62, 9; 11, 66), während es beim Patrimonium häufiger ist.[36]) Die Formulierung: ,qui ha[bita licitati]one possideant' paßt auf beide Classen, da bei beiden Auction angewendet wurde.[37]) Man wird

[35]) Über diese beiden Arten der Nutzung His, Domänen d. röm. Kaiserzeit 82 f.

[36]) His a. a. O. S. 95.

[37]) Vgl. für ius perpetuum, His a. a. O. S. 92, für ius privatum C. Iust. 11, 70, 4.

aber, da bei der res privata das ius perpetuum vorherrschend ist, hier dieses voraussetzen müssen.

Die dritte Classe ist das schlechte und deshalb nicht zur Verpachtung geeignete, sondern den actores überlassene Land: ‚qui contra infecundi ac steriles in damnum rei nostrae penes actores fuerint d[erelicti]' (Z. 22). Dieses Regieland wird noch erwähnt in Z. 6, wo sein Ertrag bezeichnet wird als ‚id quod amplius ex isdem fundis super statutum canonem colligatur' und Z. 18, wo es ähnlich heißt: si quid extrinsecus (d. i. außer den Zinsen des Pachtlandes) lucri est, cedat rationibus civitatum'. Von dem durch die actores verwalteten Regieland wußten wir bereits durch das Decret des Commodus, in dem Frohnden erwähnt werden, welche die Colonen dem Generalpächter für das Regieland zu leisten haben. Die lex Manciana erwähnt villae dominicae. Das sind die dem Regieland entsprechenden Gutshöfe — das Gegenstück der ‚casae colonicae' — die übrigens in der lex Manciana ebenfalls verpachtet sind.[38]) Gewöhnlich werden in Regie nur Gestüte, Fabriken etc. gehalten.[39])

Der Ertrag der Domänen setzte sich nach Z. 15 zusammen aus einem Fixum in Naturalien, und zwar in Wein, und einem ‚canon' in Geld. Beide waren ‚ein-für allemal' (‚ad fixum semel canonem' Z. 15) festgesetzt, hatten den Charakter einer Grundrente, die jeder neue, sei es Käufer, sei es Pächter, ohne daß es neuer Verträge bedurfte, übernahm. Da die Güter der res privata so gut wie anderes Privatland die Grundsteuer, das tributum, zahlten[40]) und wenigstens bei ius perpetuum oder ius privatum die Grundsteuer vom Erbpächter gezahlt wird, umfaßt ‚canon' hier beides: Steuer und Pachtzins. Diese Verschmelzung der staatlichen und privaten Abgaben und ihre gemeinsame Benennung als ‚canon' war bereits durch andere Zeugnisse bekannt.[41]) Da nur der Erbpachtzins (canon) den Charakter einer Grundlast trägt und der Kaiser sowohl die Grundsteuer wie den Domänenzins einzieht, lag es nahe, den Zins mit der Grundsteuer zu verschmelzen. Daß man auf die Steuer den Namen ‚canon' und nicht auf den Zins den Namen ‚tributum' übertrug, entspricht der dem Orient und der späteren Kaiserzeit eigenen privatrechtlichen Auffassung des Staates. Aus der Identificierung von Steuer und Zins erklärt es sich auch, das hier die für die Erhebung der Grundsteuer eingeführte Einteilung des Landes in Steuerhufen, iuga, auch der Erhebung des canon der res privata dient, daß die 3000 Solidi, welche die Güter der r. p. der Provinz Asia an Zins zahlen, von $6732^1/_2$ ‚iuga' erhoben werden. Da die Ländereien die

[38]) S. meine Lex Manciana (Gött. Abh. 1897) 24.

[39]) His a. a. O. S. 83.

[40]) C. Iust. 11, 59, 7, 2; C. Th. 11, 7, 6.

[41]) His a. a. O. S. 109.

3000 Solidi ,praeter vinum' zahlen, ergibt sich, daß der Canon für das Weinland ,in natura', der des übrigen Landes, also des Oliven- und Ackerlandes, in Geld geleistet wurde. Anders war es in Ägypten. Hier wurde die Grundsteuer vom Ackerland in natura, die vom Baumland in Geld erhoben.[42]) In dem Titel ,tributa in ipsis speciebus inferri' (C. Th. 11, 2) wird besonders auch des Weines gedacht. Man bedurfte des von den Provinzen erzeugten Weines u. a. für die Hauptstadt Rom (l. 2; 3). Nimmt man an, daß der größte Teil des Landes Ackerland gewesen sei, so würden 3000 Solidi auf $6736^1/_2$ iuga einen Satz von etwas über $^1/_2$ Solidus pro iugum ergeben. Bei Ackerland, von dem im Durchschnitt 40 Morgen auf das iugum gehen (s. S. 46), ergibt das einen Satz von $^1/_{80}$ Solidus (16 Pfennige[43]) pro Morgen. Dieser Satz ist bedeutend geringer als die sonst bekannten Grundsteuersätze für Ackerland,[44]) die meist an zwei Denare pro Iugerum betragen und enthält dabei außer dem Pachtzins noch die Steuer. Es muß also die Naturalleistung an Wein einen beträchtlichen Teil der Grundlast ausgemacht haben. Nimmt man deshalb an, daß die Hälfte des Landes, 3370 iuga, mit Wein bepflanzt war und daß der Wert der Weinlieferung ebenfalls 3000 Solidi betrug, so würden für Wein vom iugum etwa 1 Sol., vom Morgen, da fünf Morgen Weinland auf 1 iugum gehen, $^1/_5$ Sol. = 2,6 Mark zu entrichten gewesen sein, ein Satz, der dem durchschnittlichen Steuersatz viel besser entspricht. Daß in Asien sehr viel Wein gebaut wurde, zeigt schon der Sturm der Entrüstung, den hier Domitians Verbot des Weinbaues entfachte.[45]) Naturallieferungen von den Domänen sind auch sonst bezeugt.[46])

Soviel über die Einzelheiten.

Wir verdanken der Urkunde einen interessanten Einblick in die Lage der ionischen Städte am Ausgang des vierten Jahrhunderts. Wie die gleichzeitigen und nicht minder beredten Schriften des Libanius wirft sie ein grelles Licht auf die beiden Feinde des Landes: die Bedrückung der Städte durch die kaiserlichen Beamten und die Heimsuchung derselben durch furchtbare Erdbeben.[47])

In den ionischen Städten sieht es schlimm aus. Sie liegen zum guten Teil

42) Wilcken, Ostraka 1, 199.

43) Der Solidus hatte in diesen Zeiten einen Wert von circa 13 Mark. (S. Hultsch, Metrologie 348).

44) Ich habe dieselben in einer Abhandlung über den römischen Kataster (Hermes XLI 31 f.) zusammengestellt.

45) S. die Stellen bei Chapot, Province d' Asie (Bibl. de l' École des Hautes Études 1904) 268.

46) His a. a. O. S. 86.

47) Auf die schlechte Verwaltung beziehen sich folgende Reden des Libanius: ὑπὲρ τῆς βουλῆς (Elend der Decurionen), κατὰ τῶν εἰσιόντων und κατὰ τῶν προσεδρευόντων τοῖς ἄρχουσι (Versuche, die Beamten zu bestechen), κατὰ τῶν ἀγορανόμων (Erpressungen der Beamten). Das Erdbeben des J. 365 beklagt Libanius im Epitaphios auf Iulian (I, 621 Reiske).

in Trümmern. In Z. 4 heißt es, daß sie durch die kaiserliche Unterstützung begännen ‚[e recentiu]m squalore ruinarum in antiquam sui faciem consurgere'; in ‚renovandis moenibus' (Z. 12) bedeutet moenia ebenso wie in tit. C. Iust. 8, 11 und C. Theod. 15, 1 (de operibus publicis) 1; 32; 33 etc. wohl nicht allein die Stadtmauern, sondern allgemein die öffentlichen Bauwerke (‚opera publica').[48]) Die Stadtmauern heißen im tit. C. Th. 15, 1 (l. 41; 49) und C. Iust. 8, 11 (l. 7; 12; 18) muri.[49]) Da die Inschrift in die Jahre 370 bis 371 fällt, muß man die Zerstörung auf die Erdbeben vom Jahre 358 und Juli 365, die beide Asien arg mitnahmen[50]) und auch wie die früheren Erdbeben die ionischen Städte heimgesucht haben dürften,[51]) zurückführen. Der Raubzug der Goten im Jahre 262, der bekanntlich besonders Ephesus übel mitspielte, liegt doch zuweit zurück, als daß seine Spuren noch jetzt, nach mehr als hundert Jahren, so deutlich hätten sein können.[52]) Leicht erklärt sich aus der financiellen Ohnmacht der Städte, einer allgemeinen Krankheit des Reiches, die ja auch in unserer Inschrift deutlich hervortritt, daß die Städte bisher noch nicht imstande waren, sich aus den Trümmern zu erheben. Sich selbst zu helfen außerstande, erfuhren sie durch einen früheren Erlaß, auf den sich der vorliegende bezieht, kaiserliche Hilfe. Valens hatte ihnen einen Teil der Einkünfte aus den zur res privata gehörigen fundi rei publicae, dem ehemaligen Gemeindelande der Städte, überwiesen. Unsere Inschrift bereichert die Geschichte des Gemeindelandes seit Constantin um ein neues Datum.

Seit Constantin d. Gr. legt der Fiscus seine schwere Hand auf den Landbesitz wie der Tempel so auch der Gemeinden, wird das Communalland zur Privatdomäne des Kaisers geschlagen (s. S. 46). Bei dem Umfang des Gemeindelandes versteht man, daß seitdem die fundi rei privatae auch als fundi rei publicae bezeichnet werden.[53]) So auch in dieser Inschrift (s. S. 47). Da die Finanzen der antiken Gemeinden fast ganz auf dem Grundbesitz beruhen und insbesondere

48) C. Th. 15, 1, 39 steht ‚publicis moeniis vel privatis' C. Th. 15, 1, 1 ‚. . fas siquidem non est, acceptum a veteribus decus perdere civitatem velut ad urbis alterius moenia transferendum.' Andere Belege bei Gothofredus zu C. Th. 15, 1, 32.

49) C. Th. 15, 1, 41: aedificia publica inter muros posita; l. 51 (= C. Iust. 8, 11, 18): turres novi muri qui ad munitionem . . urbis exstructus est.

50) Das ist für das Erdbeben vom J. 358 bezeugt durch Ammian 17, 17, 1 (Macedoniam Asiamque concusserunt) und die Zerstörung von Nikomedien (ib.), für das J. 365 durch die Zerstörung von Nikaia (Libanius I, 621 Reiske). Auch von den Erdbeben der Jahre 115, 262, 344, 368 n. Chr. wird Asien betroffen (s. Clinton zu d. Jahren).

51) Im J. 24 v. Chr. wurde von den ionischen Städten u. a. Chios, im J. 12 n. Chr. Sardes und Ephesos zerstört, 178 Smyrna (Clinton zu d. Jahre).

52) Wir hören zwar von Jordanes (Get. 20), daß noch zu seiner Zeit, also um 550, das 258 zerstörte Chalkedon in Trümmern lag, aber das läßt sich nicht verallgemeinern.

53) C. Iust. 11, 62, 7: ad emphyteusin fundorum patrimonialium vel rei publicae, wo das Gegenstück der f. patrimoniales die f. rei privatae gemeint sind.

das städtische Bauwesen auf das Gemeindeland fundiert ist,[54]) so haben die Kaiser selbst die Städte ruiniert. Kamen dann noch besondere Unglücksfälle hinzu, so waren die Gemeinden nunmehr gänzlich unfähig, sich zu helfen. Valens heilt also, indem er den Städten ihre Güter zurückgibt, Wunden, die seine Vorgänger geschlagen haben. Der erste Erlaß, durch den er den Städten einen Teil ihres Eigentums zurückgibt, muß, da unsere ihn voraussetzende Urkunde aus den Jahren 370 oder 371 stammt, vor diesen Jahren veröffentlicht sein. Der Kaiser hat den einzelnen Städten der Provinz Asien zum Wiederaufbau ihrer Mauern (Z. 12) soviel Land überwiesen, daß aus den Einkünften die Kosten der Restauration bestritten werden können (Z. 2: [pr]o certis [sumptibu]s). So erhält Ephesus ,quam esse omnium maximam nulla dubitatio est' deshalb mit dem ,fundus Leuce' 100 iuga (Z. 11) — in Ackerland 2000—6000 Iugera (Morgen), in Baumland weniger.[55]) In Z. 11 wird bestimmt, daß nach dem Muster von Ephesus die den kleineren Städten zu gewährende Unterstützung bemessen werden soll: ,ut eius exemplo, quid adhuc ista in reparandis moenibus profecerit, intuentes, an reliquis praestandum sit similia, decernamus.' Das ist wohl so zu verstehen. Wenn Ephesus zur Herstellung einer 10 Kilometer langen Mauer y Denare, den Ertrag von z iuga gebraucht, so sollen den übrigen Städten pro Kilometer Mauer $\frac{y}{10}$ Denare oder $\frac{z}{10}$ iuga bewilligt werden.

Diese Verfügung ist von den Beamten der Domäne nur zum Teil ausgeführt worden. Dem zu steuern und den kaiserlichen Willen zur Ausführung zu bringen, ist die uns in dieser Inschrift erhaltene neue Verfügung an den Statthalter der Provinz Asia, Eutropius, erlassen. Dem Kaiser ist mitgeteilt worden, daß den Gemeinden statt der Domänen selbst mit ihren ganzen Einkünften (ipsi cum reditibus fundi Z. 5) nur ein Teil der Einkünfte gegeben worden ist, nämlich, wie aus Z. 6 hervorgeht, nur die Einkünfte vom verpachteten Land: si quidem (dum) pro partibus praestitis reditus civitatibus potius ⟨quam⟩ ipsi cum reditibus fundi fuerint restituendi . . . und in bezug auf Ephesus (Z. 10): partem redituum, non fundorum advertimus fuisse concessam. Damit nicht genug, haben die Gemeinden sich noch auf langes Bitten verlegen müssen, um wenigstens diesen Teil der Einkünfte zu erhalten: ,. . . idem reditus ab actoribus . . diu miserabiliterque poscantur et vix aegreque tribuantur'. Der übrige Ertrag ist nicht nur den Gemeinden vorenthalten, sondern nicht einmal an die Domänencasse abgeführt, vielmehr von den actores unterschlagen worden: ,. . id quod

[54]) Liebenam, Städteverwaltung 16.

[55]) S. über den Arealwert des Iugum oben S. 46.

amplius ex isdem fundis super statutum canonem colligatur, et isdem civitatibus pereat eorundemque actorum fraudibus devoratum nihil tamen aerario nostro adiciat augmenti'. Mit Bezug auf diesen Unterschleif sagt der Kaiser in Z. 22, daß das Regieland „in damnum rei privatae" den actores überlassen werde. Wir erfahren aus Z. 8, warum die Übertragung des Regielandes für Gemeinden und Regierung wertvoll war: es war zu hoffen, daß sie durch sorgfältigeren Anbau und überhaupt bessere Wirtschaft aus demselben größere Erträge als die nachlässigen Verwalter erzielen und deshalb imstande sein würden, höhere Pachtzinsen zu zahlen: ,possitque a curialibus vel excultione maiore vel propensiore diligentia nonullus praestationis cumulus ad gratiam concessionis accedere'.

Da den Städten „die Domänen selbst mit den Einkünften" (Z. 5) überwiesen werden sollten und die actores getadelt werden, weil sie nur einen Teil der Einkünfte abgegeben haben, könnte es scheinen, als ob die Kaiser ihnen das ganze Einkommen der Domänen zugedacht hätten. Dem ist nicht so. Z. 17 besagt, daß sie für sich nur einen Teil der Einkünfte bekamen, daß ein anderer Teil nach wie vor an die Domanialcasse abgeführt wurde. Es war also so. Die Gemeinden erhielten die Domänen und zogen die ganzen Einkünfte ein, mußten aber dann einen Teil derselben an den Kaiser abgeben, so daß sie nur einen Teil behielten. Wir werden gleich sehen (S. 56 f.), daß dieser Teil ein Drittel war.

Das Verhalten der Verwalter veranlaßte den Kaiser eine Untersuchung anzustellen: ,igitur cuncta diligenti coram investigatione perspeximus' (Z. 8). Dieselbe begann bei der Hauptstadt Ephesus. Er erfuhr, daß der Stadt statt der angewiesenen Ländereien selbst, also des ganzen Ertrages, nur ein Teil des Ertrages — der Pachtertrag, nicht aber das Regieland — überwiesen worden sei (Z. 9—10) und bestimmt nun, daß ihr die Ländereien selbst, und zwar im ganzen, mit der Domäne Leuce, welche sie bereits innehabe, 100 iuga gegeben werden sollen. Entsprechend sollen die anderen Städte je nach dem Bedürfnis mit größeren oder kleineren Gütern ausgestattet werden (Z. 11 s. S. 53). Um die Leistungsfähigkeit der einzelnen Domänen zu kennen, hat der Kaiser sodann feststellen lassen: 1. wieviel iuga eine jede enthält; 2. von welcher Qualität dieselben sind — d. h. wie viele derselben unter Cultur, also zahlungsfähig, wie viele außer Cultur, also zahlungsunfähig sind (s. Z. 14: opima et idonea iuga, Z. 16: defecta et sterilia) — und 3. wie viel Zins sie aufbringen: ,quot intra Asiam rei publicae iuga esse videantur cuiusque qualitatis, quantumve annua praestatione dependant, (Z. 12). Um die Unterschleife der Domanialbeamten zu umgehen, überträgt der Kaiser das Überweisungsgeschäft nunmehr dem Statthalter (Z. 14 f.). Er will ganz

sicher gehen, sicher nicht allein im Interesse der Städte, sondern vor allem auch in dem der Domäne, der ja, wie wir unten sehen werden, zwei Drittel der Einkünfte zufallen sollten. Er macht deshalb den Statthalter für den ganzen Canon haftbar. Das heißt in der gleisnerischen Sprache des Cabinets so: ‚.. ut, si omnem hanc iugationem suscipere cum propria praestatione non abnuis, petitis maiestas nostra consentiat'. Es war ja Grundsatz der Steuerverwaltung des späteren Kaiserreiches, daß, wer die Steuern einzog, auch für sie haftete. Die Staatssteuern erhob der Statthalter oder seine Beamten (Quaestoren, Procuratoren).[56]) Daß ihm hier auch die Erhebung des Canons der Domänen übertragen wird, erklärt sich innerlich aus der eben behandelten Verschmelzung von Steuer und Canon, äußerlich aus der Unzuverlässigkeit der Domänenbeamten. Wir sahen oben, daß öfter Staatsbeamte mit Angelegenheiten der Domänen betraut werden. Gerade für die res privata ist übrigens die Erhebung der Gefälle durch den Statthalter die Regel.[57]) Auch die Verpachtung der Domänen ist ja im IV. Jahrhundert Sache des Präses.[58]) Daß die Statthalter für die von ihnen zu erhebenden Beträge haftbar sind, geht zum Beispiel aus C. Th. 11, 7, 16 (vom Jahre 401) hervor: .. qui si ultra annum protracti fuerint, iudices et officia absque ulla mora de proprio cogentur exsolvere militibus quod debetur.

Der Statthalter soll den vorher festgestellten Domänenbestand nach eigenem Befinden (arbitrio tuo Z. 17) an die Gemeinden — im Verhältnis zu ihren Bedürfnissen (s. S. 53) — verteilen. Von den Zinsen des Pachtlandes sollen die Städte einen Teil behalten, den anderen an die Domänencasse abführen. Das Regieland gehört mit allem Ertrag den Städten. Mit Bezug auf die Tätigkeit des Statthalters ist das Z. 17—19 so formuliert: ‚.. ut arbitrio tuo per curias singulas omni iugatione dispersa detracto eo redituum modo, quem unicuique civitatum .. concessimus, reliquam summam per officium tuum rei privatae nostrae inferre festines ut .. si quid extrinsecus lucri est cedat rationibus civitatum'. Iugatio ist der „Bestand der iuga," der Domänenbestand in fiscalischer Einteilung. Z. 20 steht es synonym mit fundi: ‚fundos iugationemque memoratam'. Wir haben bereits oben gesehen, daß den Städten das Land selbst, nicht etwa nur die Einkünfte, gegeben werden soll. ‚Detracto — modo — inferre festines' ist deshalb nicht so zu verstehen, als ob der Statthalter die Einkünfte einziehen und zwischen Gemeinden und Domänencasse verteilen solle, vielmehr ziehen die Gemeinden die Pachtzinsen ein, behalten einen Teil für sich, liefern das übrige an den Statthalter ab, der es dann in die Domänencasse überführt.

[56]) Schiller, G. d. Kaiserzeit II 75; C. Theod. 11, 1, 3; 32; 11, 7, 8 f.

[57]) His a. a. O. S. 56. C. Th. 8, 8, 5; 6.

[58]) His a. a. O.

Die Städte befinden sich der Domäne gegenüber gewissermaßen im Verhältnis des Teilpächters: wie dieser das Land verwaltet, die Ernte einzieht und einen Teil des Ertrages behält, einen Teil dem Eigentümer abliefert, so verwalten sie die fundi rei publicae, ziehen die Pachtzinsen ein, behalten einen Teil für sich, liefern das übrige dem Statthalter ab.

Nachdem die notwendige Enquête bereits eingeleitet und festgestellt ist, wie viele fundi rei publicae vorhanden sind, wie sie beschaffen sind und wie viel sie zusammen an Pachtzinsen aufbringen (Z. 17 f.), wird Eutrop mit der Ermittlung der Details beauftragt (Z. 19 f.). Er hat festzustellen, wer die Inhaber der drei Classen (s. S. 48) sind und wie viel jeder von ihnen für sein Land zahlt.

Der Erlaß des Valens an Eutropius steht nicht isoliert da, er fügt sich vielmehr als wichtiges Glied in eine Reihe kaiserlicher Verfügungen über die fundi rei publicae und das städtische Bauwesen ein.

Im engsten Zusammenhang mit unserer Inschrift steht zunächst C. Theod. 15, 1, 33, eine Constitution des Arcadius und Honorius vom Juli 395. Sie lautet: ‚singuli igitur ordines civitatum ad reparationem moenium publicorum nihil sibi amplius noverint praesumendum praeter tertiam portionem eius canonis qui ex locis fundisque rei publicae quotannis conferri solet, sicut divi parentis nostri Valentiniani senioris deputavit auctoritas‘.[59]) Hier werden die Gemeinden angewiesen, nicht mehr als ein Drittel der Einkünfte aus den ‚fundi rei publicae, — die also damals wieder von den Städten verwaltet wurden — zum Mauerbau zu verwenden: die Kaiser berufen sich hierfür auf eine Constitution Valentinians I.

Auf das Gesetz Valentinians, das die beiden Kaiser citieren, geht offenbar die C. Th. 4, 13, 7 erhaltene Verfügung zurück, die Valentinian am 7. September 374[60]) von Mainz aus an den Proconsul von Africa, Constantius, erlassen hat: ex reditibus rei publicae[61]) omniumque titulorum ad singulas quasque

[59]) Dieselbe Verfügung erlassen Arcadius und Honorius im selben Jahre noch zweimal: C. Th. 15, 1, 32, (Juni 395): ne splendidissimae urbes vel oppida vetustate labantur, de reditibus fundorum iuris rei publicae tertiam partem reparationi publicorum moenium et thermarum subustioni deputamus; C. Th. 5, 14, 35 (August 395): restaurationi moenium publicorum tertiam portionem eius canonis, qui ex locis fundisve rei publicae annua praestatione confertur, certum est satis posse sufficere (= C. Iust. 11, 70, 3). Die drei Gesetze spiegeln die Not der Zeit wieder. Im J. 395 begann Alarich seine verheerenden Züge. Auch die Gesetze der folgenden Jahre (C. Th. 15, 1 l. 34 f.) beziehen sich auf das städtische Bauwesen.

[60]) Das Gesetz ist datiert nach dem 3. Consulat des Gratian und Equitius. Das paßt auf 374 und 375. Da es aber von Mainz aus erlassen ist und der Kaiser Anfang 375 Germanien verließ, fällt es in das Jahr 374. Hinzu kommt, daß der Proconsul Constantius am 3. Juli 375 starb (s. zu C. Th. 4, 13, 7). Das Gesetz wird C. Th. I, 1 p. CCLII fälschlich unter dem J. 375 angeführt.

[61]) Sollte nicht vor rei publicae: fundorum ausgefallen sein? Es handelt sich nicht, wie Liebenam

pertinentium civitates duae partes totius pensionis ad largitiones nostras perveniant, tertia probabilibus civitatum deputetur expensis.' Nicht minder bezieht sich auf jenes Gesetz der Erlaß vom 26. Januar 374: C. Th. 15, 1, 18, in dem es heißt: ,. . si civitatis eius res publica (= fundi r. p.) tantum in tertia pensionis parte non habeat quantum coeptae fabricae poscat impendium . .' Valentinian hatte also vor Ende Januar 374 den Städten ein Drittel der ,fundi rei publicae' zurückgegeben und bestimmt, daß dasselbe für die städtischen Bauten verwendet werde.[62]) Die Restitution des städtischen Landes wird in Z. 5 bezeichnet (. . restituendi). Der 26. Januar 374 stellt also für Valentinians Gesetz einen ,terminus ante quem' dar. Ein ,terminus post quem' ist der Regierungsantritt des Kaisers am 26. Februar 364. Wie die Gesetze des Arcadius und Honorius, so stellt auch unser Erlaß vom Jahre 370/71 augenscheinlich eine specielle Anwendung einer älteren allgemeinen Verfügung dar. Sodann wird, wie in allen Dingen, auch hierin Valentinian vorangegangen, Valens gefolgt sein.[63]) Daraus folgt, daß unser aus den Jahren 370—71 stammender Erlaß jünger ist als das vor dem 26. Januar 374 erlassene Gesetz Valentinians. Daraus ergibt sich für das Gesetz Valentinians als näherer terminus ante quem' das Jahr 370—71. Unser Erlaß führt aber noch weiter. Wir erfahren aus ihm, daß Valens bereits vor geraumer Zeit den Städten einen Teil ihrer Ländereien zurückgegeben hat, denn die Herstellungsarbeiten sind bereits tüchtig gefördert (Z. 4), die Stadt Ephesus hat sich bereits ,vor langer Zeit' (dudum: Z. 9) über ungenügende Ausführung des kaiserlichen Willens beschwert und die Städte haben ,diu miserabiliterque' ihr volles Recht gefordert. Es dürften also zwischen diesem neuen Erlaß und dem ersten mehrere Jahre liegen.

Wir sahen oben, daß alle Indicien auf das Erdbeben im Juli des Jahres 365 als den Anlaß zu der ersten Verfügung des Valens hinweisen. Ammian (24, 6, 2) sagt, daß Valentinian ,ab ipso principatus initio' die Befestigung der Reichsgrenze betrieb. Das wird bestätigt durch die mit dem Jahre 364 beginnenden Erlasse über das Bauwesen der Städte (C. Theod. 15, 1, 11 f.). Die Argumente fügen sich harmonisch aneinander und wir dürfen mit großer Bestimmtheit den Satz aufstellen: Valentinian hat gleich zu Anfang seiner Regierung,

(Städteverwaltung 144) glaubt, um die normalen Einnahmen der Städte, was reditus r. p. bedeuten würde, sondern um die kaiserlichen Zuwendungen aus den fundi r. p., wie denn auch in den anderen Gesetzen stets gesagt wird. Anderenfalls würde rerum publicarum geschrieben sein.

[62]) His hat diese wichtigen Stellen übersehen. Er erwähnt (S. 38) nur die Wiedereinziehung der Tempelgüter, nimmt offenbar an, daß Valentinian auch die ,fundi rei publicae' ganz eingezogen habe.

[63]) Ammian bezeichnet den Valens als ,participem quidem legitimum potestatis sed in modum apparitoris morigerum' (26, 4, 3).

364 oder 365, jenes Gesetz über die Rückgabe eines Drittels der städtischen Einkünfte und Verwendung desselben zu Bauzwecken erlassen und Valens dasselbe nach dem Erdbeben, also Ende 365, auf die Provinz Asia angewandt und 370—71 aufs neue eingeschärft.

Die Veranlassung zu dem neuen Erlaß gab offenbar die Ankunft des Valens in Asien, Mitte 371.[64]) Wir hören durch Zosimus (4, 13), daß er damals Bittgesuche der asiatischen Städte erhört hat: προιὼν δὲ σχολαίως (von Constantinopel aus) ἐβοήθει τὰ δέοντα πρεσβευομέναις ταῖς πόλεσι καὶ ἄλλα πολλὰ κατὰ τὸ προσῆκον ᾠκονόμει, τοῖς δίκαια αἰτοῦσι ῥᾳδίως φιλοτιμούμενος τὰ αἰτούμενα. Unter diesen Gesandtschaften dürfen wir auch die der jonischen Städte vermuten. Aus der Übereinstimmung unseres Gesetzes mit den Gesetzen Valentinians vom Jahre 374 und denen des Arcadius und Honorius ergibt sich, daß auch Valens den Städten ein Drittel der Einkünfte aus den ‚fundi rei publicae' überwiesen hatte, daß dieses unter dem ‚redituum modus, quem unicuique civitatum. . . . concessimus' (Z. 17) zu verstehen ist.

Unsere Inschrift hat noch einen besonderen Wert als historisches Document. Sie fügt in das Bild des sinkenden Reiches einen neuen hippokratischen Zug.

Die auf die Befestigung der Städte bezüglichen Urkunden mehren sich je mehr das Ende des Reiches naht;[65]) in kritischen Zeiten drängt ein kaiserlicher Erlaß den andern. Außer den bereits angeführten Stellen vergleiche man: C. Iust. 8, 10, 8 (Jahr 377), C. Th. 11, 17, 4 vom Jahre 408 und 15, 1, 49 vom Jahre 412. Im Jahre 380 werden die Mauern von Constantinopel hergestellt (CIL III 734). Daß man auch in Italien im vierten Jahrhundert an die Wehrhaftmachung der Städte geht, lehren die von Liebenam S. 140 angeführten Stellen. In der Rede περὶ βουλῶν gedenkt Libanius des eifrigen Betriebes des Mauerbaues selbst in kleinen Orten (2, 583 R.).[66])

Die von Valentinian und Valens angeordnete Verwendung eines Drittels der städtischen Einkünfte zur Herstellung der Mauern usw. gehört offenbar zu den Maßregeln, mit denen man sich gegen die um 365 beginnenden Barbareneinfälle zu schützen suchte. Ammian (26, 4, 5) sagt zum Jahre 365: ‚Hoc tempore velut per universum orbem Romanum bellicum canentibus bucinis excitae gentes saevissimae limites sibi proximos persultabant.' Er nennt Alemannen, Sarmaten, Quaden, Räten, Saxen, Scoten, Mauren, Goten, Perser. Ammians Worte geben den Commentar

[64]) S. C. Th. I, 1 p. CCL.

[65]) Liebenam hat Städteverwaltung 136 f. eine sehr dankenswerte Zusammenstellung dieser Zeugnisse gegeben.

[66]) ὁρῶμεν δὲ καὶ τὰς ἀσθενεστέρας τῶν πόλεων τειχιζούσας αὐτάς.

zu der mit dem Jahre 364 beginnenden Reihe von Erlassen, die sich auf das Bauwesen der Städte beziehen (C. Th. 15, 1, 11—18) und zu den gleichzeitigen Inschriften, welche die Errichtung von ‚burgi' und anderen Befestigungen beurkunden. Die meisten derselben fallen in den Reichsteil Valentinians. So die Inschrift CIL III 10596 vom Jahre 365/7 aus Pannonia inferior: „. . muros cum turribus horum castrorum . . consurgere imperaverunt'. Im Jahre 365 wird in Moesia inferior ein ‚burgus' erbaut (CIL III 7494), im Jahre 370 in Noricum (CIL III 5670 a) im Jahre 371 der ‚burgus Commercium' an der Donau (CIL III 3653). Im Jahre 373 werden die Mauern von Sirmium hergestellt (Ammian 29, 6. 11). Valentinians Fürsorge für die Befestigung der Donaugrenze ist auch bezeugt durch C. Th. 15, 1, 13 vom Jahre 364, welches Gesetz den Bau von Türmen in Dacia ripensis anordnet. Ammian sagt 29, 6, 2: ‚Valentinianus enim studio muniendorum limitum glorioso quidem sed nimio ab ipso principatus initio flagrans'; 30, 9, 1, nennt er ihn ‚oppidorum et limitum conditor tempestivus'. Symmachus preist in seinem Panegyricus (p. 327 Seeck) den kaiserlichen Bauherrn in überschwänglichen Worten. Fast in allen Provinzen hat Valentinian ferner Heerstraßen wieder herstellen lassen;[67]) auf seine Kosten wird in Lambaesis das „Forum transitorium" gebaut (CIL VIII 2722) und wenn unter seiner Regierung eine rege öffentliche Bautätigkeit herrscht,[68]) so dürfte darin seine Initiative nicht zu verkennen sein.

Dem Beispiel des Valentinian folgte wie in allem, so auch hierin Valens. Auch von ihm kann Ammian (31, 14, 4) rühmen; „. . super aedificiis autem, quae per diversas urbes et oppida vel instauravit vel a primis instruxit auspiciis . .' CIL III 6730 beurkundet, daß auf seinen Befehl die Mauern von Amida in Mesopotamien erbaut wurden, CIG 4430 bezeugt Bauten, die der Statthalter von Isaurien ausführt, CIL III 88 bezieht sich auf den Bau eines ‚burgus' in Arabien. Die Inschrift stammt aus demselben Jahre 371, in dem unser Erlaß in dem Bauwesen der Städte von Asia Wandel schaffte. So fügt sich unsere Urkunde in die Reihe der Zeugnisse von der Bautätigkeit des Valens ein.

Valentinianus ist nicht der erste Kaiser, der das städtische Bauwesen systematisch[69]) aus öffentlichen Mitteln unterstützt hat. Wir lesen von Alexander

[67]) CIL III, 12518: an der Donau, 7172 und 13686: Asien, 7308: Griechenland, 10180: Dalmatien, 5740: Noricum, 12518 und 13755b: Moesia inferior, 13624: Cilicien; C. VIII 10166; 10416; 10209; 10352: Africa; C. XII 5443 und 5463: Gallia Narbonensis; C. II 4733: Spanien.

[68]) In Africa werden unter ihm folgende Bauten ausgeführt: das Capitol von Timgad (CIL VIII 2388), ein Bogen (4767), eine Piscina (5335), ein Quellhaus (2656), der Kornspeicher von Rusicade (7975), eine Säulenhalle (7015), eine Basilica (8324). Vgl. ferner CIL VIII, 781. 2242.

[69]) Von gelegentlichen Zuwendungen legen genug Inschriften, Urkunden über Bauten der Kaiser in

Severus in der Vita C. 44: ,multis civitatibus, quae post terrae motus deformes erant, sumptus ad instaurationem operum et publicorum et privatorum ex vectigalibus dedit.' C. 22: ,vectigalia civitatibus ad proprias fabricas deputavit.' Ebenso ordnete Constantius im Jahre 358 an (C. Th. 4, 13, 5): ,vectigalium quartam provincialibus et urbibus Africanis hac ratione concedimus ut ex his moenia publica restaurentur vel sarcientibus tecta substantia ministretur. Schon Alexander und Constantius hatten also das städtische Bauwesen aus öffentlichen Mitteln unterstützt, und zwar aus den Zöllen. An die Stelle der Zölle setzte Iulian, indem er den Städten ihre Ländereien zurückgab (His. S. 37), die Einkünfte aus den ,fundi rei publicae'. Er verordnet im Jahre 362 (C. Th. 10, 3, 1): ,possessiones publicas civitatibus iubemus restitui, ita ut iustis aestimationibus locentur, quo cunctarum possit civitatium reparatio procurari.'

Während Iulian den Städten die ganzen Einkünfte überwies, behielt Valentinian wieder zwei Drittel derselben für die Domäne zurück und gab den Städten nur ein Drittel. In noch stärkeren Gegensatz zu Iulian stellt er sich durch das Gesetz C. Th. 5, 13, 3 (Jahr 364): ,universa quae ex patrimonio nostro per arbitrium divae memoriae Iuliani in possessionem sunt translata templorum .. ad rem privatam nostram redire mandamus.' Das Tempelgut wurde also ganz wieder eingezogen.[70]) Valentinians zwischen Constantius, der den Städten alles nahm, und Iulian, der ihnen alles zurückgab, vermittelnder Modus ist von seinen Nachfolgern beibehalten worden. Wenn Arcadius und Honorius in dem oben angeführten Gesetz (C. Th. 5, 14, 35) fortfahren: ,de vectigalibus itaque publicis, quae semper ex integro nostri aerari conferebant expensas, nihil omnino decerpi nomine civitatum permittimus', so lehnen sie damit nachdrücklichst den älteren, von Alexander Severus und Constantius befolgten Modus ab, wie sie sich in dem Gesetz C. Th. 15, 1, 33 zu dem neuen des Valentinian bekennen. Auch Valentinian III. und Theodosius II. unterstützten die Städte aus den Domänen, aber nicht aus der res privata, sondern aus dem patrimonium, dem Krongut. Sie sagen im Jahre 431 (C. Th. 11, 1, 36): ,excepto patrimonio nostrae pietatis, cuius quidem reditus necessitatibus publicis frequentissime deputamus . '. In der 23. Novelle (Hänel) verordnet Theodosius II. aufs neue die Rückgabe des Gemeindelandes, das also wieder eingezogen worden war. Den Anlaß gab wiederum das städtische Bauwesen. Die Gemeinden hatten erklärt: .. tam murorum suorum quam aquaeductus nec non etiam aliorum operum

den Städten, Zeugnis ab; in größerem Umfang unterstützten das städtische Bauwesen z. B. Pius (vita 8) und Marcus (vita 23).

[70]) S. auch C. Th. 10, 1, 8.

publicorum . . curam fieri oportere nostris provisionibus . . . . Bei dieser Praxis ist es geblieben.[71])

Daß Valentinian auch sonst die Einkünfte seiner Domänen im öffentlichen Interesse verwendete, lehrt z. B. C. Th. 5, 13, 4 (= Iust. 11, 66, 2), ein Gesetz aus der gemeinsamen Regierung des Valentinian und Valens: provincialium opibus rei privatae possessiones concedimus, videlicet, ut de fundis ad eius dominium pertinentibus eligat unus quisque quem velit eumque perpetuo iure suscipiat . . Wie er den Gemeinden ein Drittel der Einkünfte aus der res privata überwies, so erleichterte er für die einzelnen Provincialen die Erwerbung von Domänenland zu ius perpetuum. Bereit, im öffentlichen Interesse von seinen Domänen abzugeben, war Valentinian im übrigen ein guter Haushalter. Eine ganze Reihe von Gesetzen nimmt das Interesse der res privata wahr: C. Iust. 11, 61, 1; 11, 66, 2 (= C. Th. 5, 13, 4); C. Th. 10, 1, 8 f; 10, 4, 2; 13, 1, 10; 5, 13, 3.

Außer dem Gesetz über die Rückgabe eines Drittels der Gemeindeländereien und seine Verwendung zum Aufbau der Städte haben auch andere Verfügungen Valentinians auf dem Gebiete der res privata den Nachfolgern als Muster gedient (s. C. Th. 10, 3, 3; 10, 5, 1). Auch auf das übrige Finanzwesen hatte er ein wachsames Auge. Die Reihe der von ihm über das Steuerwesen etc. erlassenen Gesetze ist sehr lang. Zosimus meint sogar (4, 16): βαρύτατος ἦν, ταῖς ἀπαντήσεσι τῶν εἰσφορῶν σφοδρότερον ἐπικείμενος καὶ ὑπὲρ τὸ σύνηθες πάντας εἰσπράττων. Valentinian war hart, aber er war auch gerecht. Er hat der entsetzlichen Corruption des Beamtenwesens energisch gesteuert. Es ist ganz in seinem Geiste, wenn Valens in unserem Erlasse die kaiserlichen Finanzbeamten aufs schärfste desavouiert.

II. Erlaß an Festus über die Provincialspiele.

D. D.] D. n. n. n. Auggg. Valen[t]inianus, Valens, Gratia[n]us [Hab(e)?] Feste, [car(issime) n]ob(is).

Honorem Asiae ac totius provinci[a]e dignitatem, quae ex iudicantis pendebat arbitrio, [ex]emplo Illyri[ci] a[d]que [It]alarum urbium recte perspexi[mus

esse firmatum. Nec enim utile videbatur, u[t po]mpa conventus publici unius arbitrio gereretur, qu[a]m consuet[u]dinis instaurata deberet solemnitas

exhibere. Ex sententia deni[q]ue factum est, quod divisis officiis per quattuor civitates, quae met[r]opolis apu[d] Asiam nominantur, lustralis cernitur edi[tio?

constituta, ut, dum a singulis ex[hi]bitio postulatur, non desit provinciae coronatus nec gr[a]vis cuiquam erogatio sit futura, cum servatis vicibus qu[in-

[71]) His, a. a. O. S. 40.

to anno civitas praebeat editorem. Nam et [illu]d quoque libenter admisimus, quod in minoribus m[u]nicipiis generatis, quos popularis animi gloria maior attollit, facultatem tribui edendi mu[ner]is postulasti, videlicet ut in metropoli Efesena a[lia] e civi(ta)te asiarchae sive alytarchae pro[ceda]n[t ac] s[ic officiis melioribus nobilitate contend[an]t. Unde qui desideriis sub seculi nostri felicitate ferv[entib]us gaudiorum debeamus f[om]en[t]a [p]raes[t]are, celebrandae editionis dedimus potestat[e]m, adversum id solum voluntatem contrariam ref[eren?]tes, ne suae civitatis obliti e[i]us, in qua ediderin[t munera, cu[ria]e socientur, Feste kar[i]ssime ac iucundissime. Lauda(ta) ergo experientia tua n[ost]ri potius praecepta sequatur arbitrii, ut omn[es, qui ad hos h[on]ores transire festinant, c[u]nctas primitus civitatis suae restituant functiones, u[t p]eractis curiae muneribus a[d h]onorem totiu[s provinciae debito fabore festinent p[er]cepturi postmodum, si tamen voluerint, senato[r]iam dignitatem, (ita tam)en, ut satisfacien[te]s legi in locis s[uis alteros dese(r)ant substitutos. Ceterum nequaquam ad commodum credimus esse iustitiae, ut expensis rebus suis laboribusque transactis veluti novus tiro ad curiam transeat alienam, cum rectius honoribus fultus in sua debeat vivere civitate.

Τὴν τειμὴν τῆς Ἀσίας καὶ ὅλης τῆς ἐπαρχίας τὸ ἀξίωμα, ὅπερ καὶ ἐκ τῆς ἐπικρίσεως ἤρτητο τοῦ ἄρχοντος, ἐξ ὑποδίγματος τοῦ Ἰλλυρικοῦ καὶ τῶν [τ]ῆς Ἰταλίας πόλεων ὀρθῶς λείαν κατενοήσαμεν διακεκρίσθαι οὔτε γὰρ λυσιτελὲς ἐνομίζετο τὴν πομπὴν τῆ(ς) συνόδου τῆς δημοσίας ἑνὸς γνώμη πράτ[τε]σθαι, ἥ[ν] ἐκ συνηθίας ἐπανατρέχοντες οἱ χρόνοι ἀπήτουν. Ἀκολούθως τοίνυν γεγένηται ἐπιμε(ρ)ισθῆναι τοὺς χρόνους εἰς τὰς τέσσαρας πόλεις, αἵτινες μητροπόλεις ἐν Ἀσία ψηφίζονται, ὡς τὴν τῆς πενταετηρίδος ἔκδοσιν τοιαύτην ἔχειν τὴν κατάστασιν καὶ μηδεπώποτε δύνασθαι λείπειν τὸν κοσμούμενον ὑπὸ τοῦ τῆς Ἀσίας στεφάνου. Ἀλλ' οὔτε ἐπιφορτίζεσθαί τις δύναται ὑπὸ τοῦ δαπανήματος, ἐπὰν μάλιστα ἀμοιβαδὸν τρεχόντων τῶν χρόνων ἑκάστη τῶν μητροπόλεων μετὰ πενταετῆ τὸν χρόνον δίδωσιν τὸν λιτουργή[σ]οντα. καίτοι ἡδέως προσηκάμεθα, ἐπί περ τοὺς τεχθέντας ἐν ταῖς μικραῖς πόλεσιν, ἐπὰν δημοτικωτέρας γενάμενοι ψυχῆς τὸν ἔπαινον τὸν ἐκ τοῦ δήμου φαντάζωντε, ἐξουσίαν αὐτοῖς παρέχεσθαι τοῦ ἐν τῆ Ἐφεσίων μητροπό(λ)ει μόνη τὴν ἀσιαρχίαν ἢ τὴν ἀλυταρχίαν αὐτὸν ἀνύειν καὶ τοῖς καθήκοις τοῖς καλλίοσιν ἐκ τῆς ἐπιφανοῦς λειτουργίας φαίνεσθαι. Ὅθεν, ἐπειδὴ ἐκ τῆς εὐμοιρίας τῶν καιρῶν τῶν ἡμετέρων αἱ ἐπιθυμίαι αἱ πλίονα τὴν ἑορτὴν ἔχουσαι ὀφίλουσιν αὔξεσθαι

καὶ παρ' ἡμῶν αὐτῶν ἔχειν τὴν σπουδήν, βουλομένοις αὐτοῖς λειτουργεῖν παρέχομεν ἄδιαν, εἰς τοῦτο μόνον διασφαλιζόμενοι τοὺς τοιούτους, ἵνα μ[ὴ] τῶν ἰδίων πόλεων ἐπιλανθανόμενοι πάντη ἑαυτοὺς μεταγράφουσιν, Φῆστε τιμιώτατε καὶ προσφιλέστατε. Ἡ ἐπαινετὴ ἐνπειρία σου τοῦ ἡμετέρου θ[ε]σπίσματος ἀκολουθησάτω τῇ γνώμῃ καὶ πάντας τοὺς εἰς ταύτην τὴν τιμὴν ἐπιτρέχοντας πάσας πρότερον τὰς λιτουργίας τῇ ἑαυτοῦ πόλει ἀποπληροῦν προσταξάτω, πληρωθέντων δὲ τῶν λιτουργημάτων εἰς τὴν τιμὴν τὴν μίζονα, τουτέστιν ὅλης τῆς (ἐ)παρχίας σπεύδουσιν αὐτοῖς ἄδιαν παρεχέτω δυναμένοις μ[ετὰ] ταῦτα καὶ τὸ τῶν λαμπροτάτων ἀξίωμα κ[α]τ[αδ]έχεσθαι, οὕτως μέντοι, ὡς πρότερον αὐτοὺς τὸ ἱκανὸν ποιοῦντας τῷ νόμῳ εἰς τὸν ἑαυτῶν τόπον ὑποκαθίσταν(ται) τα[ῖς] ἑαυτῶν πατράσιν[72]) ἑτέρους. Οὔτε δὲ ἑτέρο[θι λ]υσιτελεῖν νενομίκαμεν αὐτοῖς, ἵνα ἀναλώσ(α)ντες τὰ ἑαυτῶν μετὰ τοὺς πόνους τῶν λειτουργημάτων ἀπα[χθεὶς] ὡς νεαρὸς τίρων εἰς ἕτερον βο[υλευτ]ή[ριο]ν ἑαυτὸν μεταγράφει ὀφίλων ἐν τῇ (ἑ)αυτοῦ (μᾶ)λλον ζ[ῆ]ν τε καὶ φαίνεσθαι πόλει.

Der Adressat Festus ist uns bereits als der Widersacher des Eutropius, an den der erste Erlaß gerichtet ist, und als sein Nachfolger im Proconsulat von Asia bekannt. Festus war nach Ammian (29, 2, 22) in Trient geboren: ‚ultimi sanguinis et ignoti'. Er gelangte zur Statthalterschaft von Syrien (Ammian a. a. O.; Libanius I, 103 Reiske). An Festus als Präses von Syrien ist der Erlaß C. Th. 8, 4, 11 gerichtet. Derselbe ist datiert nach einem Consulat des Valentinian und Valens. Da Festus 372 Statthalter von Asia wurde, kommen von den gemeinsamen Consulaten die Jahre 365, 369, 370 in Betracht. Am meisten wohl 365, da sonst die Iterationsziffer stehen müßte. Dazu stimmt, daß Festus Syrien verwaltete, bevor Valens nach Antiochien kam.[73]) Das geschah im November 371.[74]) Nach der Statthalterschaft von Syrien (vor Ende 371) und vor der von Asien (372), bekleidete Festus das Amt des magister memoriae.[75]) Er ist also wohl 365 Statthalter von Syrien, 371 magister memoriae gewesen. Auch Heberdey hatte dies, wie für Eutropius, erkannt.

Zwischen 369 und 372 und als magister memoriae überreichte Festus, der Verfasser des Breviarium, sein Werk dem Valens, nämlich nach dem Siege des Kaisers über die Goten 369, und vor deren Zug gegen die Perser 372.[76]) Es kann also wohl an der Identität unseres Festus mit dem Verfasser des Geschichtsabrisses kein Zweifel sein.

72) [πατράσιν bezeugt der Abklatsch; πατρίσιν?]

73) Libanius n. 103 R. Συρῶν μὲν ἄρχων.. πρὶν ἢ Οὐάλεντα δεῦρ' ἥκειν.

74) C. Th. I, 1 p. CCL

75) Ammian a. a. O. ‚administrata Syria magisterioque memoriae peracto.. regere Asiam proconsulari potestate exorsus.

76) Peter, Geschichtl. Litt. d. Kaiserzeit 2, 134.

Während seines Aufenthaltes in Antiochien, im Winter 371/372, erfuhr Valens von der Verschwörung des Theodorus.[77]) Bei dieser Gelegenheit hatte Festus bei dem Kaiser eine Audienz, von der Libanius (1, 106 R.) erzählt. Ihre Folge war, daß ihm die Untersuchung gegen die Anhänger des Theodorus[78]) und das Proconsulat von Asia[79]) übertragen wurde. Ammian gibt Proben von der Härte, mit der Festus seines Amtes waltete (29, 2, 22 f.). Festus dürfte sein neues Amt spätestens Anfang 372 angetreten haben. Unser an Festus als Proconsul von Asia gerichteter Erlaß paßt am besten in den Anfang seiner Statthalterschaft, da er sich auf die von Festus einzuführenden Änderungen bezieht. Wir werden gleich sehen, daß er nach dem 25. April 372 verfaßt ist. Wahrscheinlich liegt zwischen dem Gesetz des Valentinian von diesem Tage und der Reproduction desselben durch Valens nur ein kurzer Zwischenraum, wie wir es oben in einem ähnlichen Falle fanden. Wir erfahren durch Eunapius,[80]) daß Festus später seines Amtes entsetzt worden ist, und zwar vor 379/80, denn damals war er bereits παραλυθεὶς τῆς ἀρχῆς. Wie er dann unter den Qualen seines bösen Gewissens eines seltsamen Todes gestorben ist, steht bei demselben Eunapius — er war Augenzeuge — zu lesen.

Die Inschrift ist bis auf geringe Lücken tadellos erhalten. Am Ende von Z. 4 ist edi . . . in edi[tio] zu ergänzen. In Z. 8 ist f[om]enta herzustellen; in Z. 9 etwa ref[eren]tes. Z. 12 steht zwischen dignitatem und ut satisfacientes . . : en. Heberdey hat mit Recht (ita tam)en hergestellt. Die übrigen Ergänzungen ergeben sich von selbst.

Im ersten Satz erkennt der Kaiser Valens an, daß Festus an die Stelle der bisherigen Willkür eine feste Ordnung gesetzt habe. Aus dem zweiten erfährt man, daß er das alte Herkommen hergestellt hat, von dem frühere Statthalter willkürlich abgewichen seien. Worin dieses Herkommen bestand, sagt der nächste Satz. Der Kaiser billigt, daß die Spiele abwechselnd, in regelmäßigem Turnus, in den vier ‚Metropolen‘ der Provinz abgehalten werden sollen. Also hatten die früheren Statthalter sie nach ihrem Gutdünken auch in anderen Städten oder mehrfach in derselben Stadt abgehalten.

Wie bei dem Erlaß an Eutrop, sind wir auch hier imstande das Modell der Verfügung nachzuweisen. Es ist das von Valentinian am 25. April 372 von Trier aus an den praefectus praetorio Probus gerichtete Edict: C. Th. 15, 5, 1. Es lautet: ‚Magistratus et sacerdotiorum editiones, quae aut in civitatibus [primariis][81])

[77]) Zosimus 4, 15.

[78]) S. oben S. 41.

[79]) Libanius I, 106 R., Ammian a. a. O.

[80]) S. 481 der Didotschen Ausgabe.

aut certe in his debent exigi, quas delegit antiquitas, non in potestate iudicum sint, qui plerumque, dum popularem plausum alienis spoliationibus aucupantur, ea, quae in competenti loco sollers diligentia praeparavit, ad alteram urbem transferri praecipiunt, sed in eorum arbitrio maneant, quorum expensis et sumptibus procurandae sunt.' Der erste allgemeine Satz, daß die Statthalter nicht nach Belieben über die von Magistraten oder Priestern zu leistenden Veranstaltungen (editiones) zu befinden haben sollen, deckt sich völlig mit den Ausführungen des ersten Satzes unseres Erlasses an Festus. Dem ,non in potestate iudicum sint' des Valentinian entspricht das ,nec utile videbatur, ut . . unius arbitrio gereretur' des Valens. Auch die Motive sind dieselben. Valentinian will, daß die Spiele ,in civitatibus [primariis]' stattfinden; es soll der von den Pflichtigen am rechten Orte zusammengebrachte Apparat nicht vom Statthalter in einer anderen Stadt verwendet werden. Dem entspricht das Gebot des Valens, die Spiele nur in den vier ,Metropolen' abzuhalten. Mit ,civitates [primariae]' und ,in competenti loco' wird Valentinian eben solche Metropolen meinen. Dem ,quam delegit antiquitas' des obigen Gesetzes entspricht in unserem Erlaß die ,consuetudinis instaurata solemnitas'.

Offenbar ist also unser Erlaß von Valens nach dem Muster des Valentinianischen Gesetzes gegeben worden. Wie der Erlaß an Eutropius, bestätigt er das Urteil des Ammian (26, 4, 3), daß Valens in allen Dingen den Spuren des Valentinian gefolgt sei. Unser Gesetz ist also nach dem 25. April 372 erlassen, wahrscheinlich nicht viel später (s. S. 64). Mit ,exemplo Illyrici atque Italarum urbium" (Z. 2) weist Valens offenbar auf das an den praefectus praetorio des Westens gerichtete, also auch in jenen Ländern publicierte Gesetz des Valentinian hin. Italien und Illyricum werden genannt als die zunächst liegenden Provinzen des Westens. Zum Ausdruck vergleiche man C. Th. 8, 2, 28, ein Gesetz Valentinians: ,quod iam Gallis prodest, ad Illyricum etiam Italiaeque regiones convenit redundare.'

Der Kaiser billigt, daß die alle fünf Jahre aus Anlaß des Provinciallandtages (conventus)[82]) stattfindenden Spiele (pompa conventus publici Z. 3 — lustralis editio Z. 4) abwechselnd in den vier dazu verpflichteten ,Metropolen' der Provinz abgehalten werden sollen. Daß die mit dem Landtag verbundenen Spiele nach dem Vorbild von Olympia wie sonst so auch in Asien „quinto quoque anno",

[81]) Seeck ergänzt omnibus, aber es ist deutlich, daß vielmehr ein die Metropole bezeichnendes Adjectiv zu ergänzen ist.

[82]) Der Landtag an der ara Aug. et Romae zu Lyon heißt conventus arensis (CIL XIII 1671).

mit vierjährigem Intervall, begangen wurden, war bekannt.[83]) Die ,vier Metropolen' sind Ephesus, Smyrna, Sardes, Pergamon, denn von den als μητροπόλεις bekannten Städten Kleinasiens[84]) liegen diese vier innerhalb der Grenzen der diocletianischen Provinz Asia. Von allen diesen Städten gibt es zur Erinnerung an die Provincialfeste geprägte Münzen.[85]) Der Zweck dieses Turnus ist, die bedeutende Last, welche die Abhaltung der Spiele darstellte, zu gleichen Teilen auf die verpflichteten Gemeinden zu verteilen (Z. 5): ,ut dum a singulis exhibitio postulatur . . . nec gravis cuiquam erogatio sit futura cum servatis vicibus quinto anno civitas praebeat editorem.' Wir erfahren aus Z. 5, daß die Abhaltung der Spiele eine auf den vier Metropolen ruhende Last war. Der ,editor' ist der von der betreffenden Gemeinde mit dem munus der Ausstattung der Spiele Betraute.

Die Würde und Bürde, deren Übernahme zur Abhaltung der Spiele verpflichtete, wird Z. 1 und 5 bezeichnet. Es ist das Amt des coronatus (Z. 5), des Oberpriesters der Provinz (Z. 1: honorem Asiae ac totius provinciae dignitatem), des ,ἀρχιερεὺς Ἀσίας'.[86]) Coronatus ist als Titel des obersten Priesters einer Provinz bekannt: CIL III 1433 wird genannt der ,coronatus trium Daciarum', Wilmanns, Exempla 2102 der ,coronatus Tusciae'. Der ,coronatus Asiae' heißt griechisch στεφανηφόρος.[87])

Dieses Amt wird in Z. 7 mit zwei anderen Titeln bezeichnet. Valens verordnet, daß auch andere Städte als die Metropolen ,Asiarchen oder Alytarchen' stellen dürfen, daß sie aber ihre Spiele in der Metropolis Ephesus abhalten sollen: ,quod in minoribus municipiis generatis . . facultatem tribui edendi muneris postulasti, videlicet ut in metropoli Efesena alia e civitate Asiarchae sive Alytarchae procedant . . .' Ihre Function wird ebenso wie oben die des Oberpriesters bezeichnet als ,honor totius provinciae' (Z. 11). Das Oberpriestertum fällt also bei den alle vier Jahre stattfindenden Provincialspielen mit Asiarchat oder Alytarchat zusammen. Dadurch wird die von Monceaux (p. 58) für das viel umstrittene Verhältnis von ἀρχιερεὺς Ἀσίας und Ἀσιάρχης aufgestellte Deutung bestätigt, daß der die penteterischen Provincialspiele veranstaltende Oberpriester den Titel ,Asiarch' geführt habe. Asiarch heißt er offenbar, weil die Spiele κοινὰ Ἀσίας sind.[88]) Der ,Asiarchat' bezeichnet also die alle vier Jahre zu dem Amt des Provincialpriesters hinzutretende Function des Spielgebers.[89]) Ganz ebenso führt der mit dem alle

[83]) Monceaux, De communi Asiae provinciae (Thèse Paris 1885) 56.

[84]) S. Chapot, La province proconsulaire d'Asie (Bibliothèque de l'École des Hautes études 1904) 138 f.

[85]) Monceaux, a. a. O. p. 78.

[86]) Über diesen Monceaux a. a. O. p. 47.

[87]) Monceaux a. a. O. p. 51.

[88]) S. Chapot 490 f., Monceaux 73 f.

[89]) Der Wahrheit sehr nahe kam Mommsen,

fünf Jahre stattfindenden Census betraute Duumvir in dem Censusjahr den besonderen Titel ‚quinquennalis‘. Für die Bezeichnung einer Leiturgie als ἀρχή gibt es genug Beispiele. Der Veranstalter einer Panegyris heißt πανηγυριάρχης, der Leiter gymnischer Spiele γυμνασιάρχης.[90]) Gleicher Art ist der ξυστάρχης, der ἀλυτάρχης (s. S. 68).

Damit dürfte die lange verhandelte Controverse endgültig erledigt sein. Daß die beiden Ämter zusammenfallen, hätte nicht noch bis zuletzt[91]) bestritten werden dürfen, zweifelhaft konnte nur noch sein, wie man dieses Zusammenfallen zu erklären habe. Es war längst deutlich, daß sowohl der ἀρχιερεὺς Ἀσίας wie der Ἀσιάρχης die alle vier Jahre stattfindenden Provincialfestspiele veranstalteten. Man wußte, daß der Asiarch Spiele veranstaltete;[92]) diese Spiele konnten aber keine anderen sein als die vierjährigen Provincialspiele. Denn 1. woher sonst der Name Ἀσιάρχης oder das noch deutlichere Ἀσιάρχης (καὶ ἀρχιερεὺς) ιγ πόλεων[93]) (d. h. der dreizehn die spätere Provinz Asia bildenden ionischen Städte)?; woher die parallelen Namen Λυκιάρχης, Βιθυνιάρχης, Ποντάρχης etc.,[94]) von denen man ebenfalls wußte, daß sie eine der Provinz zu leistende Leiturgie bezeichneten?[95]) 2. wiesen darauf die Bezeichnungen Ἀσιάρχης ναῶν τῶν ἐν Ἐφέσῳ oder Σμύρνῃ,[96]) Ἀσιάρχης Περγαμηνῶν[97]) hin, denn in diesen Städten, den Metropolen, fanden die Spiele statt (s. S. 66).[98]) Nicht minder war aber bekannt, daß der Oberpriester Spiele gab, und zwar ebenfalls in den Metropolen.[99]) Aber die Identität ist auch direct bezeugt. In Inschriften aus Ephesus heißt derselbe Mann einmal ἀρχιερεὺς β' ναῶν τῶν ἐν Ἐφέσῳ, ein andermal Ἀσιάρχης β' ναῶν τ. ἐ. Ἐ. (Brandis S. 1574); Modestinus erläutert den Begriff ἔθνους ἱεραρχία, womit nach Brandis nur der ἀρχιερεύς gemeint sein kann, mit Ἀσιάρχης, Βιθυνιάρχης etc. (Dig. 27, 1, 6, 14: ἔθνους ἱεραρχία οἷον Ἀσιάρχαι . . .); C. Iust. 5, 27, 1 wird der Syriarchat als ‚sacerdotium‘ bezeichnet (. . vel sacerdotii id est . . Syriarchiae). Brandis nimmt zur Annahme von Interpolationen seine Zuflucht: C. Th. 4, 6, 3 werde das Gesetz C. Iust. 5,

wenn er aus der Inschrift des Opramoas entnahm, daß ἀρχιερεὺς Ἀσίας und Ἀσιάρχης ‚zwiefache Functionen desselben Amtes‘ darstellten (s. Jahreshefte III 7).

[90]) Belege bei Chapot 275 und 278.

[91]) Brandis in Pauly-Wissowas Realencyclopädie s. v. Asiarches.

[92]) Chapot a. a. O. p. 474.

[93]) Brandis a. a. O. Sp. 1569.

[94]) S. Dittenberger, Inscr. Orientis 578 Note 8.

[95]) C. Th. 12, 1, 103: Syriarchiae munus; Dig. 17, 1, 6, 14.

[96]) Chapot a. a. O. p. 473.

[97]) Bull. de corr. hell. X 404.

[98]) Aus einer Grabinschrift aus Kos, in der eine φαμιλία μονομάχων . . Νεμερίου Ἀσιάρχου genannt wird, schließt Brandis (S. 1572), daß auch in Kos Asiarchenspiele stattgefunden hätten: „denn daß die Inschrift anderswo gesetzt wäre, als wo die Gladiatorenspiele stattfanden, müßte doch erst erwiesen werden?“ Wirklich? Mußten denn die Gladiatoren gerade in der Stadt, wo jene Spiele stattgefunden hatten, begraben werden?

[99]) Chapot a. a. O. p. 486.

27, 1 ohne den id est-Satz citiert. Gewiß sind also jene Worte erst im Cod. Iust. eingeschoben, enthalten aber darum doch nicht etwas Falsches. Das bekannteste Zeugnis für die Identität findet sich im Martyrium des Polykarp. Hier wird der ἀρχιερεὺς Φίλιππος ein ander Mal Ἀσιάρχης genannt — Brandis leugnet die Identität der beiden. Angesichts dieser Tatsachen hätte man nicht verkennen dürfen, daß die Ämter des Priesters und des Asiarchen sich in dem Geber und Leiter der vierjährigen Spiele vereinigten.

Ein anderer Titel des die Spiele gebenden Oberpriesters war nach Z. 7 ἀλυτάρχης. Wie hier stehen die beiden Namen nebeneinander C. Th. 15, 9, 2 in einem Gesetze des J. 409. Wir wußten, daß der Name aus Olympia stammt, daß er in Asien einen vornehmen Spielleiter bezeichnet;[100]) neu ist, daß er ebenso wie Ἀσιάρχης dem höchsten Spielgeber der Provinz, hier dem ἀρχιερεὺς Ἀσίας, zukommt. Wodurch sich Asiarch und Alytarch unterschieden, werden uns wohl noch künftige Inschriften lehren.

Der Kaiser bestimmt also, daß außer den vier Metropolen, die dazu verpflichtet sind, auch die anderen Städte, in denen sich die geeigneten ehrgeizigen (quos popularis animi gloria maior attollit) und leistungsfähigen Personen finden, einen Asiarchen oder Alytarchen stellen und die von ihnen übernommenen Spiele in der Hauptstadt Ephesus abhalten dürfen. Daß außer den Metropolen auch andere Städte mitunter einen Asiarchen sendeten, war bekannt. So nennt sich jemand 'Ἀσιάρχης τῆς πατρίδος Στεκτορηνῶν,[101]) und Strabo (p. 549) bezeugt, daß besonders Tralles viele Asiarchen stelle.

Bis hierher strömt der kaiserliche Erlaß über von Liberalität. „Qui desideriis sub saeculi nostri felicitate ferventibus gaudiorum debeamus fomenta praestare" mag, abgesehen von der ‚saeculi felicitas', zu Recht bestehen; es wird auch damals noch ehrgeizige Leute gegeben haben, die sich nach der kostspieligen Ehre des Asiarchats drängten. Durch die folgenden Bestimmungen beeilt sich aber der Kaiser diesen Ehrgeiz aufs äußerste auszunutzen und den Weg zum Asiarchat zu einem recht dornenvollen zu machen.

Er bestimmt (Z. 9): niemand soll durch die Bekleidung des Asiarchats in die Curie der betreffenden Stadt gelangen können, ehe er nicht in der Curie der Heimatstadt alle Pflichten erfüllt habe. Die Vertauschung der Curien muß also vorteilhaft gewesen sein: wahrscheinlich hatte der Asiarch da, wo er dieses Amt bekleidete, Aussicht, den curialen Lasten zu entgehen. Der folgende Satz (Z. 10) schärft ein, daß niemand zum Asiarchat gelangen soll, bevor er nicht der heimischen

[100]) S. Pauly-Wissowa, a. a. O. s. v. Alytarches. [101]) Brandis, a. a. O. S. 1569.

Curie genügt habe. Die Flucht vor der Curie, auf die sich diese Bestimmungen beziehen, ist das Thema des Tit. 12, 1 des Cod. Theodosianus (‚de decurionibus'). Insbesondere wird hier immer wieder eingeschärft, daß es dem Curialen verboten sei, irgendein wenn auch noch so kostspieliges Amt oder ‚munus', ein ‚indebitum officium' (C. Th. 12, 1, 27; 44; 71; 91, 120, 161) zu bekleiden, bevor er nicht seinen Pflichten in der heimischen Curie genügt habe. Dem auf legitime Weise, durch die heimatliche Curie hindurch, zum Asiarchat Gelangten, stellt die kaiserliche Gnade als Lohn den Senatorenstand in Aussicht (Z. 12). Aber auch dies nicht ohne eine schwerlastende Bedingung: wer in den Senatorenstand eintritt — und dadurch aus der Curie ausschied — muß einen Stellvertreter stellen (Z. 13). Hiermit sind zu vergleichen die Gesetze C. Th. 12, 1, 74; 155; 160, 187, in denen bestimmt wird, daß wenn der zu Senatorenwürde gelangte Curiale einen Sohn hat, der Sohn die curialen Lasten übernehmen müsse. Der letzte Satz ist noch ein schönes Beispiel der gleisnerischen Sprache spätrömischer Gesetze, die es so meisterhaft verstehen, dem Untertanen vorzureden, daß die Schlinge, die ihn erwürgt, nur ein Ordensband sei.[102]) Aus diesem Geist heraus sagt Valens hier, es sei doch nicht billig, daß man all die Unkosten und Lasten des Asiarchats übernehme, und dann ‚neu wie ein Rekrut' in eine fremde Curie überträte, statt daheim ‚in Ehren' (honoribus fultus) zu leben. Diese ‚Ehren' sind die Schrecken der Curie, vor denen man sich in die niedrigsten Sphären, in den Colonat und unter die Eremiten, flüchtete!

Warum ist der Erlaß an Festus von einer Übersetzung ins Griechische begleitet, der an Eutrop nicht? Offenbar, weil dieser im wesentlichen den Statthalter, jener ebensoviel die Provincialen angeht, die durch ihn die Bedingungen der Übernahme des Asiarchats erfahren.

Die beiden Urkunden sind nicht nur äußerlich Gegenstücke. Die beiden Männer, an die sie adressiert sind, waren Rivalen, literarisch und politisch. Beiden hat derselbe Kaiser, Valens, die Abfassung eines Geschichtsabrisses aufgetragen. Wir wissen nicht, welchem der beiden Breviarien er den Vorzug gegeben hat — wir erteilen dem Eutrop den Kranz — politisch aber hat Festus über Eutrop gesiegt und ihn aus seinem Statthalterposten verdrängt. Auch ihrem Inhalt nach bilden die beiden Denkmäler einen seltsamen Contrast. Während der Erlaß an Eutrop einen Einblick in die Not der Zeit, da die Barbaren an die Pforte des Reiches pochten, eröffnet, ersehen wir aus dem anderen Erlaß, daß man trotzdem in Asien ruhig fortfuhr, Feste und Spiele zu feiern. Während die Mauern aus

[102]) C. Iust. 10, 32, 41 wird dem Decurionen von einer ‚fortuna quam nascendo meruit' gesprochen!

öffentlichen Mitteln hergestellt werden müssen, drängen sich die Reichen zur Übernahme der ebenso kostspieligen als ehrenvollen Festspiele. Valens leistet dieser echt griechischen Wirtschaft Vorschub; ein besserer Kaiser, Diocletian, hielt unter ähnlichen Verhältnissen für angemessen, daß der Spielfond für den Mauerbau verwendet werde[103]) und meinte ironisch, die Städte könnten, wenn erst einmal für die Befestigung gesorgt sei, künftig ihre Feste desto sorgloser und schöner feiern.[104])

Göttingen, Juli 1905. ADOLF SCHULTEN

König Ecritusirus

Das Salzburger Museum Carolino-Augusteum hat eine Silbermünze erworben, die im Frühsommer 1904 oberhalb des Tauernhauses am Mallnitzer oder Nieder-Tauern (ungefähr 2400 *m* Seehöhe) gefunden worden war. Sie ist abgebildet und in vollkommen ausreichender Art beschrieben von Friedrich Kenner in den Mitteilungen der k. k. Centralcommission IV (1905) 159 ff.;[1]) Durchmesser 26 *mm*, Gewicht 11·965 *g*.




Fig. 21 Silbermünze des Königs Gesatorix.

GESATORIX· RE...
Brustbild eines unbärtigen Mannes mit Lorbeerkranz oder belorbeerter Helmmütze, r.; Linienkreis

ECRITVSIRI...
ähnliches Brustbild, r.; Linienkreis

Im übrigen verweise ich auf diese Beschreibung, von der ich in einem einzigen — für die folgenden Ausführungen ganz belanglosen — Detail, dem Kopfschmuck, abweichen möchte; aber mag man diesen deuten wie man will, das eine wird man wohl zugeben, daß er die Münze in denselben Kreis verweist, dem

[103]) C. Iust. 11, 42.

[104]) Ähnlich hielt es jener praefectus praetorio, der im Jahre 373 der Stadt Sirmium von dem für den Bau eines Theaters gesammelten Geld neue Mauern baute. (Ammian 29, 6, 11).

[1]) Von dort ist die obige Abbildung genommen.

die Prägungen mit den Namen *Adnama, Nemet* und *Atta* angehören. Alle diese Prägungen zeigen auch im übrigen ungefähr den nämlichen Habitus; stilistisch stehen sie den Tetradrachmen der Könige Biatec und Nonnos am nächsten; mit diesen repräsentieren sie die höchste Entwicklung, welche die Stempelkunst der östlichen Kelten überhaupt erreicht hat, und wie diese haben sie einen ziemlich dicken, nicht von convexen, sondern von ebenen Flächen begrenzten Schrötling.

Luschin hat jüngst[2]) in dankenswerter Weise die Scheidung der ostkeltischen Münzen mit Königsnamen in zwei Gruppen vollzogen; es ist ein wichtiger Fortschritt damit gegeben, daß, wie er zeigte, die Schatzfunde an keltischen Münzen zwischen etwa Cilli und dem Südabhange der Alpen gegen Udine zu einem leichteren, die Schatzfunde zwischen etwa Wieselburg in Ungarn und Wien einem schwereren Münzfuß angehören; bei diesen scheint das Großstück auf 17·0—17·5 *g*, bei jenen auf 10—11·5 *g* normiert gewesen zu sein. Dem schwereren Münzfuß folgen die Prägungen des Biatec (..), Nonnos, Busu(marus), Devil (..), dem leichteren die des Adnamatus, Nemet (..) und Atta (..). Aus dem Nebeneinander von Geprägen nach beiden Währungen im Schatzfund von der Gerlitzenalpe nördlich vom Ossiachersee folgert er (Sp. 92) wohl mit vollem Recht ungefähre Gleichzeitigkeit beider Reihen; ein Vergleich der stilistischen Merkmale kann diesen Schluß wohl nur unterstützen. Hier reiht sich nach Fundort und Währung das Fundstück vom Mallnitzer Tauern ungezwungen an die Prägungen des Adnamatus usf. Wenn Luschin (Sp. 93) die schwereren Münzen den keltischen Bojern in Pannonien, die leichteren den Norikern zuzuweisen gewillt ist, so hat er bequeme Bezeichnungen gewählt, deren Richtigkeit er selbst nicht ohne weiteres anerkannt hat und deren wir uns daher vorläufig gewiß besser enthalten.

Einen Terminus ante quem für beide Reihen von Münzen nahm Luschin gewiß ebenso richtig und im Gegensatz zu seinen Vorgängern in der Unterwerfung Noricums an — setzen wir hinzu: und Pannoniens; einen Terminus post quem oder ein gleichzeitiges Factum gewann er aus der Tatsache, daß im Funde von der Gerlitzenalpe auch ein Quinar des Marcanton und des Lepidus vom Jahre 43 sich fand. Wir müssen hinzunehmen, daß die Münzen des Biatec (..) durch die mit diesem Namen gezeichnete Nachahmung eines Denars der gens Hosidia und eines der gens Carisia (Kenner, Num. Zeitschrift XXVII (1895) 62 ff., Taf. 3, 12), mindestens zum Teil, unter das Jahr 48 gerückt werden, und daß, falls wir mit Recht in den Köpfen der Vorderseite dieser Münzen Porträts der Könige er-

[2]) Über Keltenmünzen von der Gerlitzenalpe und aus Moggio Jahrbuch der Central-Comm. II (1904).

kennen, wir unbedingt um eine nicht ganz geringe Anzahl von Jahren unter das Datum von 44 gehen müssen, in welchem Jahr dem Dictator Caesar das Bildnisrecht auf Münzen decretiert worden ist. Somit wäre etwa 40—15 v. Chr. der Zeitraum, innerhalb dessen die ostkeltischen Königsmünzen entstanden sind.

Abgesehen von den angeführten allgemeinen Merkmalen, die die Münze vom Mallnitzer Tauern mit den übrigen ostkeltischen Königsmünzen gemein hat, fällt sie durch einige Besonderheiten auf. Ich kenne kein zweites Beispiel einer keltischen Münze, die beiderseits ein Porträtbrustbild — wie wir wohl annehmen dürfen — zeigt; am ehesten konnte aus den Münzen der römischen Triumvirn und ihrer Zeitgenossen dieses Motiv geholt werden. Die Aufschrift, die ich oben nach meiner Aufzeichnung gegeben habe, und die, wie ich glaube, zu *Gaesatorix re[x] Ecritusiri reg(is) fil(ius)* zu ergänzen ist, fällt auf durch die Neuerung des Königstitels und durch ihre Verteilung auf beide Seiten der Münze. Nur ganz vereinzelt finden sich innerhalb keltischer Prägorte die Titel *rex*, so bei den Sontiates (*rex Adietuanus F. f. — Sotiota*) oder *vercobretos* (s. Cisiambos); am häufigsten in Britannien, wo auch wiederum die Verteilung der Legenden auf beiden Seiten wiederkehrt, vgl. z. B. *Verica Commi f. — rex, Viri. rex — Com. f., Epp(illus) — rex Calle(vae)*; auf römischen Münzen der gleichen Zeit kehren Verteilungen der Legende auf beiden Seiten nicht selten wieder, jedesfalls viel häufiger als früher, vgl. z. B. die Denare des Sohnes des Divus Iulius mit *imp. Caesar divi f. (trium)vir iter(um) r(ei) p(ublicae) c(onstituendae) — co(n)s(ul) iter(um) et ter(tium) desig(natus)* oder den Quinar Marcantons mit *Antoni imp. a(nnorum) XLI — IIIvir r. p. c.*, oder die Denare des Sextus Pompeius mit *Magnus Pius imp(erator) iter(um) — praef(ectus) orae marit(imae) et class(is) ex s. c.*, wie denn überhaupt erst seit dieser Zeit eine innigere Verbindung der Legende der Rückseite mit der Legende oder der Darstellung auf der Vorderseite Platz greift.

Wenn Kenner Sp. 170 sagt, ‚die Namen sind neu', so meint er wohl damit den Umkreis der Königsnamen tragenden Münzen. Sonst ist wenigstens die Namensform Gaesatorix bezeugt: Strabo sagt XII 3, 41 C 562, daß in vorrömischer Zeit das Binnenland von Paphlagonien in mehrere Fürstentümer zerfallen sei; unter ihnen nennt er τὴν ὅμορον τῇ Βιθυνίᾳ Τιμωνῖτιν καὶ τὴν Γεζατόριγος καὶ Μαρμωλῖτίν τε καὶ Σανισηνὴν καὶ Ποταμίαν; und Polybius spricht XXIV 8, 6 von Verhandlungsversuchen zweier galatischer Fürsten, τοῦ Καρσιγνάτου καὶ τοῦ Γαιζοτόριος, was Zeuß wohl einleuchtend richtig in Γαιζατόριγος abgeändert hat, mit dem pergamenischen König 180 v. Chr.

Die Namensform Ecritusirus weiß ich zwar sonst nicht zu belegen. Aber Strabo berichtet von einer schweren Niederlage, die der Dakerkönig Burebista, dessen Herrschaft ungefähr mit der Zeit der politischen Wirksamkeit Caesars zusammenfällt, den vereinigten Boiern und Tauriskern bereitet hatte VII 3, 11 C 304 Βοίους δὲ καὶ ἄρδην ἠφάνισε τοὺς ὑπὸ Κριτασίρῳ καὶ Ταυρίσκους, und mit etwas genauerer Bezeichnung des Schauplatzes VII 5, 2 C 313 μέρος μὲν δή τι τῆς χώρας ταύτης (er spricht von Illyrien) ἠρήμωσαν οἱ Δάκοι καταπολεμήσαντες Βοίους καὶ Ταυρίσκους, ἔθνη Κελτικὰ τὰ ὑπὸ Κριτασίρῳ, φάσκοντες εἶναι τὴν χώραν σφετέραν, καίπερ ποταμοῦ διείργοντος τοῦ Παρίσου, ῥέοντος ἀπὸ τῶν ὀρῶν ἐπὶ τὸν Ἴστρον κατὰ τοὺς Σκορδίσκους καλουμένους Γαλάτας. Leider ist der Flußname nicht zu identificieren; Παρίσου wurde in Παθίσου geändert und der Schauplatz am linken Theißufer, also in der großen Theißebene gesucht und — welch ein Sprung! — die Βοίων ἐρημία (in der üblichen irrigen Auffassung dieses Terminus) am rechten Donauufer in ursächlichen Zusammenhang mit dieser Niederlage gebracht. Ich habe keinen Anlaß, diese Frage weiter zu erörtern, nur den Namen des Keltenkönigs Kritasiros will ich hervorheben. Bildungen von Nomina propria auf *-sirus* sind — wenn überhaupt nachweisbar — auf keltischem Gebiete so selten, daß die Zusammenstellung mit Ecritusirus sich von selbst aufdrängt. Dabei ist gar nicht nötig, bei Strabo eine incorrecte Verkürzung von Ἐκριτάσιρος vorauszusetzen, da, wenn mich nicht alles täuscht, die Formen aus *Crito-* und *Ecrito-* miteinander abwechseln und das Anfangs-*e* entweder prothetischer Art ist oder gelegentlich abgeworfen wird.[3]) Ecrito haben die Inschriften aus Narbo CIL XII 5008 und 5037; den Namen Crito im Töpferstempel XII 5686, 874 kann ich allerdings nicht entgegenstellen, da die

[3]) Herr Prof. Rudolf Much, den ich um seine Meinung befragte, ob Prothesis oder Vocalschwund, hatte die Güte folgende Zeilen an mich zu richten:

„Bei Stokes Urkelt. Sprachschatz 99 ist ein *kritu-*(*-i-*?) Zittern angesetzt auf Grund von ir. *crith* Zittern, Fieber acymr. *crit,* jetzt *cryd* Wiege, Fieber. Ich finde aber im Cymrischen neben diesem *cryd* (und *crydian, crydio, crydiol, crydus, crydu*) auch ein *egryd* n. trembling und ein *chryd* n. affright, trembling, *echrydu* v. to quake, to shiver, *echrydus* a. schoking, horrid; also hier dasselbe Verhältnis wie zwischen *Critu-* und *Ecritu-* in Namen. *Egryd* geht auf *ekrit-, echryd* wohl auf *ekkrit-* zurück, da auch sonst *kk* im Cymrischen inlautend zu *ch* wird, *k* zu *g*. Ich kann mir vorstellen, daß neben *ek-krit-,* worin der erste Teil Entsprechung zu griech. ἐκ ist, frühzeitig schon eine Form *ekrit-* entstand.

„Zeitschrift für deutsches Altertum XXXIX 52 habe ich *Crito-* in keltischen Namen wie *Critognatus* mit griech. κριτο- (und ablautendem germ. *hraipa-* aus *kroito-*) in Namen und der Wurzel *krī* in κρίνειν, *cernere,* deutsch ‚Reiter‘ (Sieb) = lat. *cribrum,* air. *criathar* und got. *hrains* (rein) zusammengestellt. Die früher besprochenen cymr. Worte führen nur scheinbar ab, fügen sich aber sofort in die Reihe der übrigen, wenn man bedenkt, wie leicht die Bedeutung ‚sieben‘, ‚auswählen‘ aus der von ‚schütteln‘ entsprungen ist. Vielleicht bedeutet (*e*)*crito-*, (*e*)*critu-* in keltischen Personennamen nur ‚ausgesucht‘ im Sinn einer Verstärkung des zweiten Compositionsgliedes.

„Mit griech. κρίνω möchte ich cymr. *crynu* v. to tremble, to quake zusammenstellen. Und wieder gibt es hier ein ganz gleichbedeutendes *echrynu* und auch ein *egryn* n. trembling.“

Möglichkeit der Ableitung vom griechischen Κρίτων nicht ausgeschlossen ist. Gallische Münzen tragen den Königsnamen *Ekrit*(...) oder *Ekrito*(...); andere in irgendeiner Verbindung mit *A(ulus) Hir(tius) imp(erator)* den meist *Inecriturix* gelesenen Namen INIICRITVRIX. Eine Inschrift aus dem marsischen Bergland IX 3899 nennt einen freigelassenen Ecretumarus; der gleiche Name begegnet Cicero divin. 20, 67. Verr. II 2, 47, 118 für einen *Aegritomarus Transalpinus homo*. Ein Arverner heißt bei Caesar b. G. VII 77, 2 Critognatus; VII 78, 1 unterscheiden sich die beiden Klassen der Handschriften dadurch, daß die eine den ersten Guttural durch *c*, die andere durch *g* gibt, beide aber setzen vor ihm noch *e* an, so daß jener erbitterte Gegner der Römer VII 77 Critognatus, VII 78 Ecritognatus heißt; also läßt sich weder sagen, wie Caesar den Namen schreiben wollte, noch ob etwa Gleichwertigkeit beider Formen beabsichtigt war. Ich vermag nicht, andere Fälle anscheinend der gleichen Art zu untersuchen (vgl. Cinge und Cingus: Eccingus, Excingus und Fortbildungen daraus wie Excingillus oder Excingomarus), will aber noch auf das Volk der Aravisci oder Eravisci verweisen, deren Münzen die Namensformen *Irausci* und *Ravis(ci)* tragen.

Wenn nun wirklich Strabos Κριτάσιρος und *Ecritusirus* der Münze dieselbe Namensform darstellen, so ist natürlich damit noch nicht die Identität der Person erwiesen. Aber wir dürfen von vornherein mit dieser Möglichkeit rechnen, und zwar eher als mit der Wiederkehr des gleichen Namens in derselben Familie, da Homonymie unter den nächsten Verwandten bei den europäischen Kelten nicht gerade häufig ist.

Die dem Kritasiros beigebrachte Niederlage setzt man gewöhnlich in die Zeit kurz nach 60 v. Chr., also ungefähr gleichzeitig mit dem Auszug einer anderen in Boiohaemum ansässigen Gruppe des boischen Stammes. König Gaesatorix, dessen Herrschaft nach Ausweis des Gewichtes seiner Münze westlich etwa vom Wiener Becken und der Mur, also irgendwo in Innerösterreich, gesucht werden muß, kann also der Sohn jenes Kritasiros gewesen sein, der von Burebista aufs Haupt geschlagen worden ist; daß der stilistische Zusammenhang seine Münze in die letzte Zeit der Selbständigkeit der Völker Noricums verweist, ist kein Hindernis für diesen Ansatz; ebensowenig die örtliche Entfernung, da Teile der von Burebista angeblich aufgeriebenen Boier und Taurisker sich westwärts in die Alpengebiete zurückgezogen haben mögen oder die Herrschaft des Gaesatorix unter den späteren Auswanderern aus Boiohaemum gegründet war.

Wien. WILHELM KUBITSCHEK

Tettix.

1. Goldene Toupets.



Fig. 22 Kopf vom Mausoleum. Brit. Mus. n. 1051.



Fig. 23 Kopf aus Priene. Brit. Mus. n. 1151.

Der Kopf der Artemisia [1]) und ein anderer Frauenkopf vom Mausoleum [2]) (Fig. 22), ferner drei Köpfe aus Priene, nämlich der prachtvolle Kolossalkopf im Britischen Museum [3]) (Fig. 23) sowie zwei bescheidenere Stücke, welche das Berliner Museum an derselben Stelle ausgrub,[4]) zeigen, trotz einer in reifstem Stil durchgeführten Modellierung der Gesichtszüge, doch sämtlich die Stirne von ganz schematisch wie Perlketten wirkenden Bögen von gerollten Knopflöckchen umrahmt, so steif wie an einer der Chariten des Sokrates. Daß Künstler mit so scharfem Blick und so geschulter Hand, etwa nur weil sie den Haaren als einer Nebensache wenig Aufmerksamkeit geschenkt hätten, in eine völlig archaische Formenbehandlung zurückverfallen könnten, das betrachte ich für ausgeschlossen; die Gleichförmigkeit bei Werken verschiedener Hand, verschiedenen Ortes und verschiedener Zeit würde von dieser Erklärung nicht berücksichtigt. Zahlreiche Terracotten, für welche ein charakteristisches Beispiel genügen mag, die Dame mit hohem Diadem aus Myrina abg. bei Pottier et Reinach, Nécropole de Myrina Taf. 28 und danach bei Guhl-Koner-Engelmann, Leben der Griechen Fig. 371, erweisen zudem noch, daß diese Stilisierung der Stirnlocken keineswegs auf die Marmortechnik beschränkt war. Eine Zeitlang glaubte ich diese Erscheinung durch die Annahme von streng nach derselben Mode durchgebildeten Perücken erklären zu dürfen; dann könnten

[1]) A. Smith, Catalogue of sculpture II n. 1001.

[2]) A. a. O. n. 1051.

[3]) A. a. O. n. 1151.

[4]) Wiegand und Schrader, Priene 155, 156.

sich ja immerhin die Künstler auch in dieser Partie treu an die Natur oder, in diesem Falle richtiger, die Unnatur gehalten haben.

Allein eine besser begründete Auffassung erschließt sich durch den Vergleich dieser Köpfe mit einer Frauengestalt auf der wundervollen Deckelschale in Petersburg, welche durch Taf. 68 der II. Serie von Furtwängler und Reichhold, Griechische Vasenmalerei zum erstenmal in genügender Reproduction vorgelegt wird. Die Stirne dieser Frau, die wir hier in Fig. 24 wiederholen, wird genau wie jene Marmorköpfe durch drei Reihen von Punkten, und zwar hier von goldenen Punkten umrahmt: jeder Zweifel, daß es sich in allen den genannten Fällen um die gleiche Haartracht handle, wäre unerlaubt. Aber wie ist der Haarschmuck an der Gestalt auf der Vase selbst aufzufassen? Furtwängler im Text S. 38 spricht von „einem Kopfputz, der ganz mit goldenen Buckeln besetzt ist“. Damit kommt er jedesfalls der Wahrheit näher als Stephani, welcher im Compte-rendu 1860 S. 38 an „einen überaus reichen Schmuck vergoldeter Perlen“ denkt, für die er keine Analogie aus erhaltenen Kunstwerken beizubringen vermöge. Allein solche Analogien existieren und sie waren sogar von Stephani selbst publiciert.



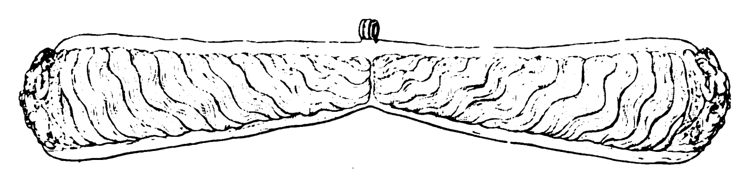
Fig. 24 Von einer Deckelschale aus Kertsch.

Wie jene Deckelschale so kamen in südrussischen Gräbern auch vier Exemplare von Schmuckgegenständen zutage, welche in Gold Stirnhaare nachahmen. Das eine Mal mehrere Reihen gleichförmiger Schneckenlöckchen; dieses Stück fand sich in dem reichen Grab der Großen Blisnitza und wir wiederholen hier in Fig. 25 die Abbildung nach Compte-rendu 1869 Taf. I n. 11 (danach auch bei Kondakoff-Tolstoi ed. Reinach S. 54). Drei andere Male wellenförmig zur Seite gestrichene Frauenhaare: CR 1859 Taf. III n. 2 und 1865 Taf. I n. 4, wonach hier Fig. 26; endlich CR 1883 Taf. I n. 1. Alle diese vier Goldplatten tragen in der Mitte ihres oberen Randes und an beiden Seiten kleine Ösen, die, wie schon Stephani schloß, zum Durchziehen von Schnüren dienten; mit



Fig. 25 Goldener Stirnschmuck aus der ‚Großen Blisnitza‘.

Hilfe dieser letzteren befestigten die Damen den Schmuck über der Stirne. Wie die Platten in den Haaren saßen, das verdeutlicht ein aus derselben Gegend stammender Scherben einer attischen Deckelschale abg. CR 1876 Taf. V n. 6. Da sich aus den Haaren des Mädchens neben dem thronenden Gott eine Partie genau in der Form jener Goldplatten dadurch heraushebt, daß sie strenger stilisiert und genau wie die Goldscheiben von einem glatten Rand umrahmt ist, so haben wir auch hier diesen sonderbaren Schmuck zu erkennen.


Fig. 26 Goldener Stirnschmuck aus der ‚Großen Blisnitza'.

Nichts anderes als ein solches goldenes Toupet ist nun auch der in goldenen Punkten aufgesetzte Kopfschmuck des Mädchens auf der Deckelschale (Fig. 24), bei welchem deutlich sichtbar einige Löckchen natürlicher Haare unter jenem goldenen Haarpanzer hervorquellen, und die Ähnlichkeit dieses Putzes mit den steifen Lockenreihen jener genannten Porträtköpfe aus Marmor ergibt zugleich für letztere die richtige Erklärung. Die archaisch strenge Stilisierung der Löckchen wurde, wie das Toupet aus dem Grab der Großen Blisnitza erweist, auch von den Toreuten des vierten Jahrhunderts noch festgehalten und die Urheber der Marmorköpfe sind damit von dem Vorwurf des Archaisierens gereinigt.

Am Kolossalkopf aus Priene sind, trotz der sorgfältigsten Durcharbeitung aller übrigen Teile, doch jene Knopflöckchen nur grob abbozziert; in dieser Gestalt kann der Künstler sein Werk unmöglich aus den Händen gegeben haben. Wir müssen deshalb annehmen, daß auf der rauhen Oberfläche jener Knöpfe ursprünglich Stuck saß, auf den dann, ähnlich wie bei keramischen Werken, das Gold aufgetragen wurde.

Ein solches Übergolden des eigenen Ichs erscheint uns fast als eine barbarische Sitte. Allein dieser Schmuck läßt sich nun nicht mehr durch die in den Gräbern gefundenen Goldexemplare auf das Skythenland beschränken, sondern er wird durch die Deckelschalen für Athen, für Kleinasien aber durch die Porträtköpfe und durch Terracotten als besonders verbreitet erwiesen. Ja, es liegt sogar eine uralte Sitte vor. Ein Vasenscherben von der Akropolis (Journ. of hell. stud. 1894 p. 190, danach Fig. 27), wahrscheinlich ein Werk des Euphronios, belegt


Fig. 27
Scherben von der Akropolis.

ohneweiters dieselbe Tracht für das Athen der Peisistratiden. Vergleichen wir dann noch das Toupet Fig. 25 mit dem Stirnschmuck aus Troia (Hubert Schmidt, Schliemanns Sammlung n. 5875 f.), in welchem sich die Frau des Entdeckers photographieren ließ (Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen[2] Taf. nach S. 26; Perrot-Chipiez, Histoire VI 956), so finden wir die Grundform jenes Toupet mit den vor den Ohren tiefer herabhängenden Locken bereits in dem Schmuck der troischen Fürstinnen vorgebildet und die Mode, für welche sich im vierten Jahrhundert v. u. Z. die ganze griechische Damenwelt begeisterte, ist nichts anderes als die Fortsetzung oder das Wiedererwecken einer uralten Tracht. Dem Werden und den Wandlungen dieser Tracht müssen wir nun genauer nachspüren.

2. Tettiges und Krobylos.

Eine Tracht, die sich viele Jahrhunderte hindurch im Altertum erhielt, wird höchstwahrscheinlich auch in der alten Literatur Spuren von sich hinterlassen haben. Es gilt nur, ihren Namen zu finden. Und ich glaube, ich habe ihn gefunden.

Herakleides Pontikos, also ein Zeitgenosse der Artemisia und der anderen kleinasiatischen Damen, deren Porträts wir erwähnten, schildert in einem bei Athenaios (12, 512 B) erhaltenen Fragment die Tracht der Marathonkämpfer, welche in mehr als einer Beziehung sofort an die goldenen Toupets erinnert, die wir soeben nachwiesen. Aus seiner Beschreibung, auf die später ausführlich einzugehen ist, ziehen wir für jetzt nur aus, was mit den Goldstreifen über der Stirne jener Damen eine verblüffende Verwandtschaft zeigt: χρυσοῦς τέττιγας περὶ τὸ μέτωπον καὶ τὰς κόμας ἐφόρουν. Also einen goldenen Schmuck, den man Tettiges nannte und von dem wir aus anderen Quellen wissen, daß er eine in Attika und Ionien alteingebürgerte Tracht war und, da er wiederholt als τρυφή bezeichnet wird, eine sehr luxuriöse Tracht gewesen sein muß, trugen die Marathonomachen um Stirne und Haar. Die Stelle, wo dieser Schmuck saß, seine protzige Verwendung von Gold, der Bereich der Verbreitung dieser Tracht, das stimmt so genau zu dem Haarschmuck jener Damen, daß wir fragen müssen, ob in ihm nicht die längst gesuchten Tettiges gefunden sind. Damit ständen wir mit beiden Füßen ganz unerwartet, ganz und gar gegen unsere Absicht mitten in einem der verwickeltsten Probleme antiker Trachtgeschichte, an dem sich schon eine Reihe von angesehenen Gelehrten versuchte: Krobylos und Tettiges.

Diesem Thema wurde vor einem Jahrzehnt im Jahrbuch 1896 S. 248—291 eine überaus sorgfältige Untersuchung von Franz Studniczka gewidmet, auf der

sich gut weiterbauen läßt. Meine folgende Erörterung setzt, um nicht bereits Ausgesprochenes allzu oft wiederholen zu müssen, eine genaue Kenntnis jenes Aufsatzes beim Leser voraus. Der Raumersparnis wegen lasse ich auch die Schriftzeugnisse, welche dort in extenso mitgeteilt sind, nicht abermals abdrucken, sondern ziehe nur die jeweils für den Zusammenhang nötigen Worte herbei.

Den Krobylos, welchen Schreiber in den Doppelzöpfen, wie am Omphalos-Apollon gefunden zu haben glaubte halte ich durch Studniczka für widerlegt und befasse mich im folgenden nur mit dem Gedanken Conzes, welchen erst Studniczka richtig ausdachte, und welchen der letztere mit dem, was Helbig als Tettiges erklärte, zu verbinden suchte. Danach bestände die von Thukydides I 6 geschilderte Tracht in einem Haarschopf über dem Nacken, der aufwärts gebogen und mit seinem Ende wieder herabhängend, mit Metallspiralen, den von Helbig so genannten τέττιγες, zusammengebunden und vermittels derselben Spirale in das Haar am Hinterhaupt gewissermaßen eingeschraubt gewesen sein soll (Studniczka S. 291).

Den von Studniczka vorangestellten Grundsatz, frühe und späte Quellen zu scheiden und sich nur auf Grund der ersteren seine Vorstellung von der Tracht aufzubauen, wird wohl jedermann als richtig anerkennen. Die Frage wäre nur, wo liegt der Einschnitt zwischen früh und spät? Da die Lösung von Conze und Studniczka mit Schriftzeugnissen des vierten Jahrhunderts oder um wenig späterer Zeit, mit Angaben des Herakleides Pontikos und des Duris von Samos, unmöglich sich vereinigen läßt, so werden sie zu der Annahme gedrängt, daß sich eine klare Vorstellung von der Tracht schon frühe verloren habe. Nicht einmal Thukydides gesteht Studniczka (250) eine „genaue und vollständige Kenntnis“ derselben zu und bei Aristophanes lägen wohl „Reminiscenzen“ vor, es fehle ihnen aber „die lebendige Anschauung eines Zeitgenossen“. Dem gegenüber möchte ich darauf aufmerksam machen, daß in den Rittern der verjüngte Demos als τεττιγοφόρος auf die Bühne trat. Das geht unzweifelhaft aus den Versen 1324:

Πῶς ἂν ἴδομεν; ποίαν τιν' ἔχει σκευήν; ποῖος γεγένηται;

und 1331 hervor:

Ὅδ' ἐκεῖνος ὁρᾶν τεττιγοφόρας, ἀρχαίῳ σχήματι λαμπρός.

Nicht nur Aristophanes, sondern auch die Tausende von Athenern, welche im Jahr 424 bei der Aufführung der Ritter das Dionysostheater füllten, bekamen also mindestens bei dieser Gelegenheit einen leibhaften, greifbaren Ein-

druck davon, wie ein τεττιγοφόρος ausschaut. Ohne Zweifel bedurften sie aber dieser Belehrung gar nicht; denn wer einmal am Hermes Agoraios vorübergekommen war, der auch nach Studniczkas Annahme (265) die Urvätermode mitmachte, oder wer einmal die Stoa des Peisianax betreten hatte, der wußte was Marathonomachen auf dem Kopf trugen. Sodann läßt sich, ich möchte sagen archivalisch belegen, daß man selbst nach der Mitte des vierten Jahrhunderts noch eine handgreifliche Anschauung davon hatte, was τέττιγες sind. Das von Studniczka (273) wiederholt zitierte Tempelinventar aus Samos vom Jahre 346 zählt unter anderem auch Tettiges auf. Mit welchem Recht darf man dann dem literarisch tätigen Herrscher von Samos imputieren, er habe sich ins Blaue hinein über eine Tracht geäußert, deren hauptsächlichsten Bestandteil ein samischer Beamter, der sehr wohl bis unter Duris Regierung noch gelebt haben kann, aus eigener Anschauung kannte? Darin, daß die Lösung Conzes und Studniczkas ohne jeden zwingenden Grund, außer der Überzeugung von der Unfehlbarkeit ihres Resultates, die Glaubwürdigkeit guter Zeugen leugnen muß, liegt der sichere Beweis, daß die falsche Vorstellung von der τεττιγοφορία nicht auf Seiten der antiken Schriftsteller liegt. Nur wenn die Zeugnisse vorrömischer Zeit unter sich im Widerspruch stünden, wäre Mißtrauen gegen sie gestattet; sie widersprechen aber nicht sich, sondern nur der Lösung Conzes. Ein Schein von Recht zur Verdächtigung läge dann etwa vor, wenn eine Tracht vorpersischer Zeit, auf welche alle jene Anspielungen oder Beschreibungen passen, sich schlechterdings nicht nachweisen ließe. Aber auch dies ist nicht der Fall; die Schriftzeugnisse widerstreben nur Conzes Zopf.

Studniczka zog noch nicht die volle Consequenz aus dem richtigen Grundsatz, zunächst nur die guten Zeugen anzuhören; er hätte sonst nicht Krobylos und Tettiges als gleichwertige Bestandteile des Putzes, ja sogar den Krobylos als die Hauptsache, die Tettiges nur als Beiwerk behandeln können. Wenn man mit der Reihe der Kronzeugen auch nur bis Aristophanes herabgeht, wie er es tut, so tritt doch schon eine sehr wesentliche, seither aber ganz übersehene Tatsache hervor: das Merkmal an der Tracht sind die Tettiges, nicht der Krobylos. Wer nicht wie die Prosaschriftsteller die Ausführung der Tracht beschreiben will, braucht den Krobylos überhaupt nicht zu erwähnen.

Aristophanes spricht wohl von τεττίγων ἀνάμεστα, von einem τεττιγοφόρος, aber keine Silbe vom Krobylos; selbst im späteren Sprachgebrauch existiert keine der τεττιγοφορία entsprechende Bezeichnung der Mode, welche vom κρωβύλος genommen wäre. Es ist nicht von ohngefähr, daß Studniczka das Wort „crobyleus“ zum Zweck

einer Conjectur erst creieren mußte; lateinische Schriftsteller kennen das Wort ebensowenig als im Griechischen ein entsprechender Ausdruck zur Bezeichnung der Tracht existiert hätte. Bei Studniczkas Resultat verschwindet der Tettix fast im Haarzopf, jedesfalls wäre er in der Hauptansicht, d. h. von vorne, ganz verdeckt.[5]) In den für Thukydides Augen erreichbaren Zeiten lassen sich Helbigs Metalltettiges, geschweige denn goldene Cicaden an Conzes Krobylos in Attika gar nicht nachweisen. Darum sieht sich Studniczka (281) auch hier wieder genötigt, mit einer Ungenauigkeit in der Angabe des Historikers zu rechnen; derselbe soll „das gewöhnlichste, auch später noch allgemein übliche Mittel“, nämlich den Haarschopf mit einer Schnur aufzubinden, übergangen und nur jene „specifisch archaische“, richtiger hocharchaische Befestigungsweise mit Metallspiralen hervorgehoben haben. Dagegen behaupte ich, wenn bei der Tracht, durch welche Thukydides die τρυφή und das ἁβροδίαιτον der alten Athener, und zwar auch noch seiner älteren Zeitgenossen belegen will, eine geradezu protzige Verwendung von Gold nicht ein notwendiges Ingrediens wäre, dann hätte die ganze Beweisführung des Historikers keinen Sinn. Conzes Krobylos ist nicht der von Thukydides geschilderte, aus dem einfachen Grunde nicht, weil ihm gerade die nach den Angaben des Historikers besonders charakteristische Eigentümlichkeit fehlt.

Niemand nimmt an der Länge der Haare Anstoß, an die man sich, um ja etwas von τρυφή herauszufinden, klammern könnte. Auch tragen, nach Ausweis der Amphora in Neapel, mit den Vorbereitungen zum Satyrspiel, Zeitgenossen des Thukydides, ohne daß sie als ἁβροδίαιτοι gekennzeichnet sein sollten, in voller Breite bis auf die Schultern herabhängende Haare, was sogar einen üppigeren Eindruck hervorruft als jener aufgebundene Schopf. Also durch die Länge der Haare hätte der Historiker die über das zu seiner Zeit gewohnte Maß hinausgehende τρυφή seiner älteren Zeitgenossen und ihrer Vorfahren nicht belegen dürfen.

Noch ein weiterer Punkt stimmt bei Conzes Krobylos nicht. Thukydides sagt, daß οὐ πολὺς χρόνος verstrichen sei, seit die älteren Athener — es ist immer nur von Männern und nur Angehörigen reicher Familien die Rede — diese

[5]) Conzes ganze Erörterung über den Krobylos in den Nuove Memorie 408 geht davon aus, daß die älteste griechische Kunst überhaupt und somit notwendig auch der in der Tracht sich äußernde Geschmack mit der Profilansicht und nicht mit der Betrachtung von vorne rechne. So tiefsinnig sich dieser Gedanke gibt, so stürzt er doch durch die Wahrnehmung, daß hier archaische Flächenkunst, Flachrelief und Malerei, mit der ganzen Kunst einfach verwechselt wird, sofort wieder in sich zusammen. Die archaischen Statuen, die Apollone, die Frauenstatuen können ja wahrhaftig nicht ausschließlicher für die Vorderansicht berechnet sein als sie es sind. Nicht einmal für die Flächenkunst gilt der Satz in der Ausdehnung, welche ihm Conze gibt; das hat mit mehr Scharfsinn Loewy in seinem ausgezeichneten Buch über die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst aufgeklärt.

Tracht ablegten. Da für diese Angabe auch der enragierteste „Zurückführer" keine schriftliche Quelle suchen wird, so hieße dies, daß Thukydides sich erinnert, frühestens in seiner Jugend noch älteren Leuten in dieser Tracht begegnet zu sein.[6]) Damit kämen wir bis höchstens etwa 445 hinauf. Übrigens wäre οὐ πολὺς χρόνος mit zwanzig Jahren schon recht reichlich bemessen und höchstens soviel wäre von des Thukydides Entfernung aus Athen ab zurückzurechnen. Wenn, wie Studniczka (252) annimmt und wie ja wohl möglich, aber auch nicht mehr als möglich ist, ein Gewährsmann des Eustathios die Worte des Thukydides in die genauere Zeitangabe: μέχρι τῆς Περικλέους στρατηγίας umsetzte, womit ohne Zweifel die Periode von Perikles fünfzehn Jahre fortdauernder und 443 beginnender Strategie gemeint ist, so wäre dieses Datum demnach auf Grund derselben Erwägung, welche auch wir für die richtige halten, erschlossen. Für Conzes Krobylos ist aber dieses Datum zu spät. Den Versuch Studniczkas (252), entgegen der unzweideutigen Angabe des Thukydides die Zeitgrenze aus Aristophanes zu gewinnen und sie bis an die Perserkriege hinaufzurücken, halte ich nicht für berechtigt. Aus Aristophanes geht lediglich hervor: einmal, daß die Marathonomachen τεττιγοφόροι waren; sodann, daß zu seiner Zeit die Tracht bei Männern aus der Mode war (Wolken 984). In welchem Zeitpunkt zwischen den Perserkriegen und dem Jahr 423 die Tracht erlosch, dafür bieten seine Worte keinerlei Anhalt. Es muß also bei der Angabe des Thukydides bleiben und wir können, da sich nach seinen Worten zwischen den Jahren 445 bis 424 schwanken ließe, das Jahr 440 als ungefähre Grenze der Tettixtracht bei athenischen Männern ansetzen. Von den Darstellungen des Conzeschen Krobylos läßt sich keine auch nur annähernd bis in diese Zeit herabrücken. Studniczka (267) sieht ganz richtig, daß die Vasen der kimonischen Periode seinen Krobylos nicht mehr zeigen, und zwar ist er nicht bloß „den meisten Vasen" dieser Zeit fremd, sondern Studniczka nennt keine und ich kenne keine, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit so tief herunterrücken ließe. Somit stimmt auch die Dauer der aus den Monumenten bekannten Tracht nicht zu den Tettiges des Thukydides.

Soviel von allgemeinen Bedenken gegen die von Conze und Studniczka verteidigte Identifizierung der Tracht. Der Kern des Problems liegt aber in der Entscheidung, ob die präciseste unter allen erhaltenen Beschreibungen der Tracht,

[6]) Aus den Worten des Thukydides folgt nicht, daß in Attika nur πρεσβύτεροι den Tettix trugen, sondern Thukydides sagt lediglich, daß vor kurzer Zeit die älteren Leute diese Tracht ablegten; nämlich jüngere, so ergänze ich seine Worte, fingen überhaupt nicht mehr mit der veralteten Mode an.

die Worte des Herakleides Pontikos, für ihre Vorstellung zu verwerten sind oder nicht. Der Grund, aus welchem Studniczka (251) meint, diesem Zeugnis Glauben verweigern zu dürfen, ist der, daß Herakleides in seinen Angaben, soweit sie mit den älteren Zeugnissen, dem des Aristophanes, Thukydides, Xanthos, übereinstimmen, von eben diesen Quellen, die wir selbst noch besitzen, abhängig sei; soweit sie abweichen, beruhe dies lediglich auf einem Zusatz, den sich Herakleides aus eigener Unkenntnis zu machen erlaubte, indem er die Mode seiner Zeit auf das Heldenalter der Perserkriege übertrug.

Heraklids bei Athenaios 12, 512 B erhaltene Worte beziehen sich auf die Erscheinung der Helden von Marathon und lauten: ἁλουργῆ μὲν γὰρ ἠμπίσχοντο ἱμάτια, ποικίλους δ' ὑπέδυνον χιτῶνας, κορύμβους δ'ἀναδούμενοι τῶν τριχῶν χρυσοῦς τέττιγας περὶ τὸ μέτωπον καὶ τὰς κόμας ἐφόρουν. Eigentum des Herakleides wäre davon nur περὶ — κόμας. Die übrigen Worte sollen aus den Lydiaka des Xanthos und aus der bekannten Thukydidesstelle I 6 entnommen sein. Die Worte des Xanthos, wenn die bei Nikolaos von Damaskos erhaltene Stelle (Müller, Frag. Hist. Graec. III 395 n. 62) mit Recht auf diese Quelle zurückgeführt ist, lauten: ἁλουργῆ ἀμπεχόμενος καὶ κόμην τρέφων χρυσῷ στρόφῳ κεκορυμβωμένην. Sie klingen somit in den drei Worten: ἁλουργός, ἀμπέχειν und κόρυμβος an Herakleides an. Aber spricht Xanthos etwa auch von einem Marathonomachen wie Herakleides? Nein, er beschreibt, wie sich ein Mignon des Königs Gyges herausputzte. Weder aus Aristophanes noch aus Thukydides konnte Herakleides wissen, daß die Marathonkämpfer Purpurmäntel trugen; er hätte also ohne sich zu besinnen, ob es paßt oder nicht paßt, die Kleidung eines Lustknaben in Lydien den attischen Marathonomachen umgehängt. Wenn bei Xanthos wenigstens von τέττιγες die Rede wäre, dann könnte man sagen, sie riefen die Gedankenverbindung mit der Kleidung des Mignon wach; aber bei Xanthos steht ja an Stelle von χρυσοὶ τέττιγες vielmehr ein χρυσὸς στρόφος. Also wenn Herakleides nicht ohnehin wußte, daß die Marathonkämpfer Purpurmäntel trugen, so konnte ihm unmöglich bei Beschreibung ihrer Erscheinung die Stelle über den Lustknaben ins Gedächtnis kommen; wußte er es aber ohnehin, dann brauchte er doch nicht, um die Worte ἁλουργός und κόρυμβος zu finden, den Xanthos nachschlagen; aus dem übrigbleibenden ἀμπέχειν wird ja wohl niemand auf Abhängigkeit schließen wollen. Mit der „deutlichen Kenntnis“ der Thukydidesstelle steht es nicht besser. Die Entlehnung müßte sich aus den im folgenden gesperrt gedruckten Worten des Thukydides erweisen: χιτῶνας τε λινοῦς ἐπαύσαντο φοροῦντες καὶ χρυσῶν τεττίγων ἐνέρσει κρωβύλον ἀναδούμενοι τῶν ἐν τῇ κεφαλῇ τριχῶν. Das ist doch wirklich zu wenig, wenn man be-

denkt, wie viel in der Übereinstimmung durch das eng umschriebene Thema gegeben wird; in der Bezeichnung der Chitone, das eine Mal als λινοῦς, das andere Mal als ποικίλους liegt ein Unterschied, den Studniczka sogar für wesentlich hält. Also notwendig kann man die Annahme einer Entlehnung nicht nennen. Endlich soll Herakleides dann aus Aristophanes Wolken 984 entnommen haben, daß die τέττιγες zum Schmuck der Marathonomachen gehören. Somit aus nicht weniger als drei Quellen hätte Herakleides sein Sätzchen zusammengekleistert. Wer sich die antiken Schriftsteller als Menschen von Fleisch und Blut vorstellt, die sich ihre Arbeit nicht ohne Not so umständlich wie möglich zu machen pflegen, der wird von dieser Zurückführung nicht zu überzeugen sein. Herakleides lebt von der Zeit Marathons ungefähr im selben Abstand wie wir von Friedrich dem Großen. Könnte jemand, der sich über die Tracht des Königs informieren will, auf die Idee kommen, drei Bücher aufzuschlagen: 1. die Mémoires der Markgräfin von Bayreuth, 2. die Mémoires de Voltaire, 3. die Beschreibung, welche im Jahr 1752 ein père de l'Oratoire von dem Äußeren der Mignons des großen Königs gab? Auf ähnliche Quellen hätte sich Herakleides gestützt. Kein Mensch, der überhaupt weiß, daß außer Schriftstellern auch Künstler existieren, wird sich zur Vergegenwärtigung des Äußeren historischer Gestalten anderer Quellen bedienen als künstlerischer und an denen kann im Athen des vierten Jahrhunderts wirklich kein Mangel gewesen sein. Daß aber die Alten schlau genug waren, um diesen einzig richtigen Weg einzuschlagen, geht aus den Worten des Servius zu Vergils Aeneis X 832 hervor: antiquo scilicet more, quo viri sicut mulieres componebant capillos: quod verum esse et statuae nonnullae antiquorum docent. Herakleides, der später an der Spitze seiner Vaterstadt stand; den Platon während seiner Abwesenheit in Sicilien als seinen Stellvertreter zurückließ; der nach des Philosophen Tod als Nachfolger in Frage kam, das war eine Persönlichkeit, die auf einem andern Niveau steht als ein Scholien verfassender, compilierender Schulmeister.

Aber selbst wer voraussetzt, daß Herakleides trotz seines langen Aufenthaltes in Athen keine Ahnung von altattischer Tracht hatte, der muß doch zugeben, daß der Philosoph, der in seiner Vielseitigkeit auch grammatische Themata behandelte, wußte, was griechische Worte bedeuten. Wenn Herakleides sagt: „indem sie ihren Haarkorymbos aufbanden, trugen sie um Stirn und Haare Tettiges", dann ist wenigstens so viel sicher, daß für Herakleides κόρυμβος τῶν τριχῶν den Haarschopf über der Stirne bedeutet. Nun hält selbst Studniczka für erwiesen (255), daß κρωβύλος und κόρυμβος Synonyma sind. Der Schluß auf die Bedeutung von κρωβύλος scheint mir also ziemlich nahe zu liegen.

Allein wir können den Sinn von κρωβύλος auch vollständig unabhängig von jenem Schluß auf andere Weise eruieren. Gleich Studniczka gehen wir zum Festlegen der Wortbedeutung von der Stelle des Xenophon, Anabasis V 4, 13, aus und wir stimmen hier Studniczkas Worten völlig bei: „Xenophon nennt die Helme der Mossynoiken κράνη σκύτινα ... κρωβύλον ἔχοντα κατὰ μέσον, ἐγγύτατα τιαροειδῆ. Wie kein Unbefangener anzweifeln kann, sind das Lederhauben von der Form des τιάρας, der ‚phrygischen' Mütze der Meder und Perser, für die bekanntlich der nach vorn umgebogene Knauf auf dem Scheitel (κατὰ μέσον) bezeichnend ist." Nur schließe ich hieraus nicht, daß κρωβύλος eine so vage Bedeutung wie ‚Höcker oder Knauf' haben könnte, sondern ich mache darauf aufmerksam, daß wir uns von der Gestalt der beschriebenen Mossynoikenhelme eine ganz exacte Vorstellung mit Hilfe antiker Funde bilden können; sie erlauben uns die Feststellung, welchen Teil Xenophon mit κρωβύλος meint.



Fig. 28 Helm in der Nationalbibliothek zu Paris.

In der Bibliothèque Nationale zu Paris befindet sich ein Metallhelm italischen Fundorts, den wir hier (Fig. 28) nach Babelon-Blanchet, Catalogue des Bronzes n. 2023 reproducieren. Trotzdem der Helm in Bronze ausgeführt ist, so ahmt er doch in seiner oberen Hälfte einen Leder-Tiaras mit seinen unwillig sich brechenden Falten nach; die wulstigen Nähte werden beiderseits begleitet von einem Ornamentband in Gestalt des „laufenden Hundes", das offenbar im Lederexemplar durch die Fäden der Naht gebildet wurde. Wer schon neugriechische Zaruchia gesehen hat, für den beleben sich die Nähte mit Farben; ich besitze ein Paar, das nicht nur die wulstigen Nähte, sondern auch den „laufenden Hund" in gelben Fäden vergegenwärtigt. Am unteren Ende der Naht, vorne, geknüpfte

Lederstreifen, die Knüpfbänder der nicht wiedergegebenen Backenlaschen. In seiner unteren Hälfte zeigt der Helm dagegen die reinen Formen von Metallhelmen.[7]) Der Nackenschirm, entsprechend der attischen Form; anstatt des Stirnschildes dagegen eine naturalistisch nachgeahmte Menschenstirn und darüber die Stirnhaare, welche den Übergang zu den oberen Teilen trefflich vermitteln.



Fig. 29 Helm im Louvre.

Ein zweites, fast genau übereinstimmendes Exemplar, das am Trasimener See zum Vorschein kam (Helbig, Bulletino 1880 p. 261, und Notizie degli Scavi 1880 p. 79), befindet sich im Museum von Perugia. Außer eigener Anschauung stehen mir einige photographische Aufnahmen zur Verfügung, deren Einsicht ich der Gefälligkeit von Herrn Prof. G. Koerte verdanke. Danach wäre die Bestimmung mitgefundener Fragmente als Reste der von ciselierten Bartlocken bedeckten Backenlaschen keineswegs sicher; sicher dagegen, daß ursprünglich der ganze Helm vergoldet war. Erhalten sind dagegen die Backenlaschen an einem dritten Helm in Gestalt der κυρβασία ὀρθή im Louvre; auch er zeigt den Stirnschild, diesmal ohne Nachahmung der menschlichen Stirne, mit ciseliertem Stirnhaar bedeckt (Fig. 29).

Helme haben wie das menschliche Gesicht ihre Hauptansicht von vorne; denkt man sich an dem Exemplar der Bibliothèque Nationale und dem von Perugia

[7]) Die Verbindung des Tiaras aus Leder oder Filz mit dem Metallhelm läßt sich auch sonst nachweisen, nur daß in den zu nennenden Fällen dem Helm die metallene Schädeldecke nicht fehlt; in derselben ist dann an der Stelle des Wirbels eine Öffnung angebracht, durch welche die Spitze des Ledertiaras herauskommt; so auf dem Lebes Stoddart, Furtwängler-Reichhold I 58 (Andromache) und auf dem Cumaner Amazonen-Aryballos, Fiorelli, Vasi Cumani 8 (Okyale). Dieselbe Verbindung von Ledertiaras und Metallhelm auch auf den korinthischen Münzen, hier mit dem korinthischen Helm, der den Tiaras nur unten hervorschauen läßt. Ein Beispiel des Ledertiaras mit metallenem Krobylos wird unten Anm. 12 nachgewiesen werden, wenn wir erst den Krobylos am Helm näher kennen gelernt haben.

die Backenklappen ergänzt, so sitzt wie am Helm des Louvre der Stirnschopf κατὰ μέσον. Da κρωβύλος sich in der Mehrzahl der Fälle sicher auf Haare bezieht, da an mehreren den Mossynoikenhelmen mindestens nah verwandten Exemplaren in der Mitte ein Haarschopf sitzt, so kann wohl kein Zweifel bestehen, welchen Teil Xenophon mit κρωβύλος bezeichnete. Also für Xenophon bedeutet κρωβύλος auch Stirnschopf.

Somit wurde für die beiden Synonyma κόρυμβος und κρωβύλος unabhängig voneinander beidemal die Bedeutung Stirnschopf constatiert. Bei Thukydides hätte man schon aus dem Zusatz: τῶν ἐν τῇ κεφαλῇ τριχῶν schließen müssen, daß κρωβύλος nicht eine besondere Art von Frisur, sondern nur einen bestimmten Teil der Kopfhaare bedeuten muß. Da man sich nur auf dem Kopfe zu frisieren pflegt, wäre unter der Annahme der erstgenannten Bedeutung der Zusatz zu Frisur „der Haare auf dem Kopfe" überaus müßig. Der Zusatz hat aber seine volle Berechtigung, wenn κρωβύλος nur einen Teil der Kopfhaare meint; ja er war geradezu notwendig, da κρωβύλος, wie Hesych unter dem Wort angibt, auch der Namen für die Schamhaare war.[8]) Man beachte noch, daß die Pubes nach der von den antiken Künstlern festgehaltenen Stilisierung ziemlich genau, wenn auch im kleineren Maßstab die Form des Lockenkranzes über der Stirne wiederholt, — man erinnere sich des Toupet Fig. 25 — während sie mit dem Conzeschen Krobylos nicht die mindeste Ähnlichkeit aufweist.

Im Fragment des Asios (Athenaios 12, 525 E) begegnet anstatt κόρυμβος vielmehr die Form κορύμβη. κόρυμβος steht also neben κορύμβη, wie κόσυμβος neben κοσύμβη, welch letztere in der Bedeutung von Fransen als Synonyma vorkommen. Da aber Pollux κοσύμβη als synonym mit κρωβύλος, wenn auch als unattisch aufführt, so haben wir offenbar in κόρυμβος und κόσυμβος, κορύμβη und κοσύμβη dieselben Wörter vor uns, die alle mit κρωβύλος gleichbedeutend sein müssen. In welch enger Gedankenverbindung Stirnhaare und Fransen stehen, erhellt zur Genüge daraus, daß die deutsche Sprache abseits von philologischen Erwägungen den un-

[8]) Diesen evident richtigen Schluß zog schon, wie ich nachträglich sehe, F. Thiersch in den Acta Philologorum Monacensium III 273. Die Kenntnis dieses Aufsatzes, der mir in Rom nicht zugänglich war, verdanke ich der Gefälligkeit von Dr. Sieveking, der mir den großen Freundschaftsdienst leistete, den ganzen Aufsatz abzuschreiben. Thiersch hat bereits aus richtiger Interpretation der Schriftsteller den Schluß gezogen, daß Krobylos einen Haarkranz um die Stirn herum bedeutet; daß er diesen Schluß nur gezogen habe, um die ‚autori più recenti' mit erhaltenen Bildwerken in Einklang zu bringen, das imputiert ihm Conze lediglich (Nuove Memorie 415). Vielleicht überzeugt sich Conze nach Lectüre der folgenden Erörterungen, daß sein eigener Aufsatz gegenüber dem von Thiersch Erreichten einen Rückschritt bedeutet. Thiersch hat völlig recht, die Aegineten tragen einen Krobylos, nur fehlt ihnen der Tettix. Die Hauptsache, den Tettix, ließ auch Conze ganz beiseite.

höflichen Ausdruck „Simpelfransen“ schuf, und einen Fall, in welchem Stirnhaare geradezu für Fransen versehen wurden, wollen wir später constatieren. Daß χρύσειαι κορύμβαι im Fragment des Asios etwas anderes bedeuten müssen als κόρυμβοι, schien Studniczka offenbar — er nennt seinen Grund nicht — nur darum selbstverständlich, weil er an die Existenz goldener Haarschöpfe, wie wir sie jetzt kennen gelernt haben, überhaupt nicht dachte.

Aus dem Vers des Asios:

χρύσειαι δὲ κορύμβαι ἐπ' αὐτῶν τέττιγες ὥς

sehen wir, daß man die goldenen Toupets mit Cicaden verglich; aus den Worten des Thukydides: χρυσῶν τεττίγων ἐνέρσει κρωβύλον ἀναδούμενοι, welche beweisen, daß der Stirnschopf aufgebunden wurde vermittels Hineinstecken der goldenen Cicaden, ergibt sich, daß die goldenen Toupets, welche wir in Originalexemplaren und aus Kunstdarstellungen kennen lernten, selbst Tettiges benannt wurden. Endlich wissen wir also was goldene Tettiges sind.

Aber nun wird man auch gleich fragen, wie kommen denn diese goldenen Haarhüllen, die nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit Cicaden verraten, zu ihrem Namen? Wenn ich um eine Erklärung verlegen wäre, so würde ich einfach die Begründung der Taufe, welche Studniczka für die Spiraltettiges gibt, auf diese Goldscheiben übertragen; die Motivierung würde in beiden Fällen gleich gut oder gleich schlecht zutreffen. Das nach Studniczkas Ansicht der Bezeichnung zugrunde liegende Bild, das von der Höhe genommen sein soll, in welcher die Cicaden zu sitzen pflegen, trotzdem im Fragment des Asios das Verbum für das Sitzen geradezu unterdrückt ist, ließe sich auf die Metallreifen, welche noch höher sitzen als jene Drahtspiralen, schließlich auch anwenden. Freilich schildern Griechen die Cicaden, nach Studniczkas Nachweis 278, wie sie hoch in den Bäumen zirpen, auch vergleichen sie gelegentlich Blätter mit Haaren, ob auch umgekehrt Haare mit Blättern, dafür finde ich keinen Beleg und für uns Deutsche ist bei Haaren als Vergleich aus der Botanik nur das Moos geläufig. Jedesfalls führt von den Spiralen hoch oben im Haarlaub oder Laubhaar zu den Cicaden auf hohem Busch ein recht herber Schritt, ein Schritt, den ein dichtender Schulmeister bei einem Vergleich vielleicht wagen würde, aber ein Bild, das sich bei einem die Dinge so plastisch sehenden Volk wie den Griechen nie allgemein hätte einbürgern können. Es hat seinen tiefen Grund, daß fast alle, die sich über τέττιγες äußerten, das Insekt selbst irgendwie bei der Lösung des Krobylosproblems unterzubringen suchten. Das war der nächstliegende, also ein gesunder Gedanke.

Um herauszubringen, was die Alten unter τέττιξ verstanden, wenn sie ihn zum Zweck der Formvergleichung wählten, gibt es wohl nur einen richtigen Weg, nämlich von einem Falle auszugehen, in welchem wir die mit dem τέττιξ verglichene Form kennen. Dieser Fall liegt vor, bei jenem Teil des Ohres, welcher denselben Namen führte. Pollux 2, 86 gibt die Bezeichnungen der einzelnen Teile der Ohrmuschel: τοῦ λοβοῦ τὸ μὲν προῦχον πρόλοβον, τὸ δὲ περὶ τῇ κυφέλῃ τέττιξ, τὸ δὲ ὑπὲρ τὸν τέττιγα τραχυνόμενον, ὅπερ ἐστὶ τῆς ἄνω περιφερείας πέρας, ἀντιλόβιον. Zwischen dem Loch und dem faltigen Teil des Ohres liegt περὶ τῇ κυφέλῃ eine Form in Gestalt eines Viertelmondes. So sieht also ein τέττιξ aus. Aber ein Viertelmond ist doch der Cicade um kein Haar ähnlicher als jene Drahtspiralen, wird man einwenden. Dem Insekt gleicht der Ohrtettix freilich nicht, wohl aber seiner Larve. Um zu rechtfertigen, was man auf den ersten Blick als eine schlechte Ausrede ansehen wird, erinnere ich daran, daß die Griechen den Tettix keineswegs bloß von seiner poetischen Seite her als den lieblichen Sänger im dunkeln Laube schätzten, sondern daß sie auch recht materielle Eigenschaften an ihm herausfanden; sie aßen ihn oder vielmehr seine Larve. Aristoteles περὶ τὰ ζῷα ἱστ. E 30 hält das Verspeisen von Cicadenlarven für so selbstverständlich und für so allgemein bekannt, daß die Tatsache als solche für ihn gar keiner Mitteilung bedarf, sondern er macht lediglich als gewiegter Gourmet aufmerksam: am pikantesten schmeckt die τεττιγομήτρα kurz vor dem Aufbrechen. Auf der Speisekarte wird aber die Platte nicht mit dem wissenschaftlichen, nur bei Aristoteles nachweisbaren Namen, sondern einfach mit τέττιγες gestanden haben. Auch Aristophanes (fr. I 404 Kock) kennt den τέττιξ als Delicatesse, die man zum Appetitreizen als hors d'oeuvre einnahm. Da Athenaios IV 133 B dies nur als eine Sitte der παλαιοί anführt, so scheint den Griechen später der Appetit zu diesem Leckerbissen vergangen zu sein. Seine Popularität mag aber der τέττιξ mindestens ebensosehr seinem Geschmack, als seinem „Gesang" verdanken.

Ein recht erfreulicher Zufall erspart es uns für die weitere Beweisführung mit der Naturform der Cicadenlarve rechnen zu müssen; wir können vielmehr die Interpretation ihrer Form zugrunde legen, welche ein antiker Goldschmied, und zwar einer aus dem fünften Jahrhundert vornahm. In einem Grab der „Sieben Brüder" am Golf von Kertsch fand sich ein kleiner Anhänger aus Gold (abg. Compte-rendu 1877 Taf. II 15, vgl.

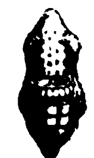
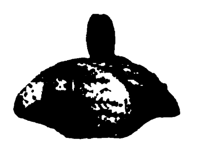




Fig. 30 Goldenes Anhängsel aus dem Grab der ‚Sieben Brüder'.

S. 28; danach hier Fig. 30) in Gestalt einer Larve, welche der von Stephani befragte Sachverständige als die einer Cicade bestimmte. Nun haben wir alles, was wir brauchen. Sehen wir die Larve im Profil an und ziehen ein ovales Plättchen an der Bauchseite, das lediglich constructiven Zwecken zur Befestigung des Stiftes der ringförmigen Öse dient, ab, so zeigt sie die Gestalt des Viertelmondes wie der Ohrtettix. Consequenterweise lege man auch diesem Vergleich nicht die Naturform, sondern wiederum seine Interpretation durch ein antikes Auge zugrunde; besonders das Ohr des Apollon vom Westgiebel aus Olympia, (Bulle, Der schöne Mensch Taf. 64), den Frauenkopf ebendaher Taf. 61 oder den Bronzekopf von der Akropolis Taf. 35. Uns interessiert aber noch mehr die Ansicht der Larve vom Rücken her. Die Oberfläche wurde zwar an einigen Stellen, wie man namentlich am Ende des Flügels sieht, durch den Gebrauch abgeschliffen, aber die gut erhaltene Partie — nach der Stellung der Reproduction gesprochen — unterhalb des Ringes zeigt nicht nur einen Umriß der Larve, sondern auch eine Gliederung ihrer Oberfläche, welche uns sofort an etwas erinnert: an die Reihen von Knopflocken über der Stirn archaischer Köpfe und die Haartouren jener kleinasiatischen Damen. Ihr goldener Stirnschmuck biegt sich ebenfalls in Gestalt eines Viertelmondes um die Stirne herum, auch er wie der Rücken der Cicadenlarve wird gegliedert in parallelen und στοιχηδὸν geordneten Reihen von Knöpfen. Da kein anderer goldener Kopfschmuck existiert, der gleich protzig wäre wie jene goldenen Toupets, gleich ihnen schon in archaischer Zeit in Attika modern gewesen wäre, gleich ihm um den Stirnschopf herum gelegt wird und der zugleich ebensoviel Ähnlichkeit mit Formen einer Cicade aufwiese, so muß auch aus diesem Grund Tettix der gesuchte Namen für dieses Schmuckstück sein.

Noch eines wäre an der Bezeichnung τέττιγες zu erörtern. Studniczka (273) und auch z. B. Birt (Rhein. Mus. 1878, S. 626) nimmt an, daß die Cicadentracht an der einzelnen Person als τέττιγες bezeichnet wurde. Das geht aber aus keiner Stelle mit Sicherheit hervor. Freilich steht bei Thukydides τεττίγων ἐνέρσει κρωβύλον ἀναδούμενοι, bei Herakleides τέττιγας περὶ τὸ μέτωπον; daraus folgt aber nicht, daß um einen Stirnschopf, eine Stirne herum mehrere Tettiges saßen, man müßte sonst wegen der χιτῶνες und ἱμάτια im vorausgehenden auch schließen, daß der einzelne mehr als einen Chiton und ein Himation anhatte. Für die Verbindung von τέττιγες mit dem Singularis κρωβύλον und μέτωπον bietet eine in unserem Zusammenhang besprochene Stelle, die aus Duris, eine genaue Parallele: κατεκτενισμένοι τὰς κόμας ἐπὶ τὸ μετάφρενον καὶ τοὺς ὤμους. Auch das τεττίγων ἀνάμεστα bei Aristophanes (Wolken 984) will nichts heißen; denn der Adikos Logos sprudelt seinen

Widerwillen gegen die Jeremiaden des altgebackenen Dikaios Logos überhaupt in lauter Pluralis heraus: ἀρχαῖά γε καὶ Διπολιώδη καὶ τεττίγων ἀνάμεστα. Während sich bei diesen Stellen schwanken läßt, so sitzt in anderen Fällen über einem Krobylos sicher nur ein Tettix. Lucian (Πλοῖον zu Anfang), der den Hermes Agoraios, also auch dessen alte Tracht kennt (Studniczka 265), weist dem einzelnen Mann nur einen Tettix zu: οἱ πρόγονοι ἡμῶν, οἷς ἐδόκει καλὸν εἶναι κομᾶν τοὺς γέροντας ἀναδουμένους κρωβύλον ὑπὸ τέττιγι χρυσῷ ἀνειλημμένον.[9]) Übrigens auch an Conzes Krobylos ließe sich nicht mehr als ein Tettix anbringen. Nur einen Fall kenne ich, Studniczka nennt ihn S. 279, wo τέττιγες einer einzigen Figur zu gehören scheinen; in dem samischen Inventar aus der Mitte des vierten Jahrhunderts.

Einen Gedanken, der mir zur Erklärung des Pluralis kam, spreche ich nur aus, um anderen einen Weg, den ich für einen Irrgang halte, zu ersparen. Die „Kahnfibel“, und noch deutlicher die von den Italienern „fibula a mignatta“, auch „a sanguisuga“, Blutegelfibel genannte, ahmt ja in dem für ihre Bezeichnung entscheidenden Teil ebenfalls die Larve des Tettix nach! Jedesfalls ähnelt der geschweifte Bogen dieser Fibel mindestens ebensosehr einer Cicadenlarve als einem Blutegel. Daß die moderne Terminologie ganz absichtslos ebenfalls einen Vergleich aus der Tierwelt fand und denselben Teil der Fibel ihrer Bezeichnung zugrunde legte, überzeugt mich davon, daß der Anklang an die Cicade nicht zufällig ist. Wir haben somit allen Grund statt der Bezeichnung „fibula a mignatta“ oder sanguisuga vielmehr die Bezeichnung „Tettix“ einzuführen. Dennoch glaube ich nicht, daß in dem samischen Inventar mit den τέττιγες Fibeln gemeint sind. Das Item lautet: αὕτη ἔχει τέττιγας ἐπιχρύσους ἐνλείπει τῶν τεττίγων τριῶν καὶ τῶν ἐνωδίων. Da die τέττιγες ohne Zahlangabe aufgeführt sind und nur angemerkt wird, daß drei von ihnen fehlen, so muß entweder die Zahl der τέττιγες ebenso eine gegebene gewesen sein wie bei den Ohrringen oder aber bildete das τέττιγες genannte Schmuckstück eine geschlossene Form, an welcher das Fehlen von einzelnen Bestandteilen leicht ersichtlich war. Wenn die Zahl der Heftnadeln die zwei, welche zum Befestigen des Gewandes auf den Schultern erforderlich sind, übersteigt — und im Fall des samischen Inventars müßte diese Zahl erheblich überschritten worden sein, wenn nach Verlust von dreien immer noch Tettiges im Pluralis übrig blieben — dann kann ihre Anzahl nicht mehr selbstverständlich sein und dann war also der Collectivbegriff τέττιγες durch die Form des Schmuckstückes gegeben. Wie man aber darauf kam, den Kopfputz einer einzelnen Person als τέττιγες zu bezeichnen,

[9]) Ebenso auch die unten 95 ausgeschriebene Stelle bei Walz, Rhetores Graeci und Schol. Arist Nub. 984.

das können wir erst dann erklären (s. u. S. 113 f.), wenn wir weitere Ausgestaltungen dieses Schmuckstückes kennen gelernt haben.

Die Richtigkeit unserer Auffassung von τέττιγες und κρωβύλος bewährt sich am besten darin, daß nun die Erklärung sämtlicher Schriftzeugnisse glatt und ohne irgendwelchen Anstand abläuft, namentlich aber daran, daß auch die Angaben, welche Studniczka als irrtümlich beiseite schieben mußte, sich als vollständig begründet erweisen. Gehen wir die Zeugnisse der Reihe nach durch:

Thukydides I 6: χρυσῶν τεττίγων ἐνέρσει κρωβύλον ἀναδούμενοι τῶν ἐν τῇ κεφαλῇ τριχῶν: Vermittels Hineinsteckens der goldenen (Scheibe der) Tettiges banden sie den Stirnschopf der Kopfhaare in die Höhe. Die Tettiges, gewissermaßen eine Abformung, eine Maske der Stirnhaare, halten den Schopf, den sie umgeben, zusammen und in die Höhe. Da die Haare überquellen, stecken die Scheiben in ihnen.

Herakleides (bei Athenaios XII 512 B): κορύμβους δ' ἀναδούμενοι τῶν τριχῶν χρυσοῦς τέττιγας περὶ τὸ μέτωπον καὶ τὰς κόμας ἐφόρουν: indem sie die Stirnschöpfe der Haare aufbanden, trugen sie die goldenen Tettiges um Stirn und Haar. Die goldenen Hüllen bedecken einen Teil der Stirn und binden gleichzeitig das Stirnhaar auf. Die ausgesprochene Übertragung der Stelle entspricht der seitherigen Auffassung der Worte. Seitdem wir aber wissen, daß goldene Haarschöpfe getragen wurden, müssen wir die Frage aufwerfen, ob χρυσοῦς nicht vielmehr zu κορύμβους gehört; die χρύσειαι κορύμβαι des Asios legen diese Beziehung nahe: also indem sie goldene Toupets aufbanden, trugen sie um Stirn und Haare die Tettiges. Dr. Friedrich Spiro, den ich um seine Ansicht über die Interpretation der Stelle befragte, gab mir freundlichst die Auskunft, daß er die Verbindung von χρυσοῦς und κορύμβους für möglich halte, daß er aber doch die Beziehung zu τέττιγας vorziehen würde: weil 1. τέττιγας ohne irgendein Attribut dem Leser unverständlich geblieben wäre; 2. der Satz so construiert ist, daß jedesmal das Adjectiv, welches durch seinen speciellen Inhalt den Luxus illustriert, also hier die Hauptsache ist, dem Substantiv vorausgeht: ἁλουργῆ—ἱμάτια, ποικίλους—χιτῶνας, χρυσοῦς—τέττιγας. Immerhin wollte ich auf die κορύμβους χρυσοῦς, deren Verbindung zum mindesten nicht unmöglich ist, hinweisen.[10])

Asios (bei Athenaios XII 525 E):

χρύσειαι δὲ κορύμβαι ἐπ' αὐτῶν τέττιγες ὥς·
χαῖται δ' ἠωρεῦντ' ἀνέμῳ χρυσέοις ἐνι δεσμοῖς.

[10]) Aelian V. H. 4, 22, der Herakleides paraphrasiert, bezog anscheinend allerdings χρυσοῦς zu τέττιγας: κορύμβους δὲ ἀναδούμενοι τῶν ἐν τῇ κεφαλῇ τριχῶν χρυσοῦς ἐνείροντες αὐταῖς τέττιγας . . .

Goldene Haarschöpfe auf ihnen (nämlich den Teilnehmern am Festzug; Studniczka 278) ähnlich Cicaden; und die Locken schwankten vom Wind in (diesen) goldenen Banden. Die goldenen Toupets dienen zugleich als δεσμός. In der breiten Goldhülle fängt sich aber der Wind, schüttelt die Haare, so daß sie, wie wir es auf der Vase aus Kertsch (Fig. 24) sehen, sogar unter der Hülle hervorquellen. Keinerlei Schwierigkeit, so wenig als bei dem Zusatz des Duris, in dem Studniczka (279) wieder nur irrtümliche Interpretation der Worte des Dichters finden kann. Mit Conzes Krobylos lassen sich freilich in voller Schulterbreite herabfallende Locken nicht vereinen, dagegen bleibt bei unseren goldenen Korymben das Haar am Hinterhaupt zu jeder beliebigen Frisur disponibel: κατεκτενισμένοι τὰς κόμας ἐπὶ τὸ μετάφρενον καὶ τοὺς ὤμους.

Ebenso mit lang auf die Schultern herabhängenden Locken zeigte sich wohl auch der von Xanthos beschriebene Lustknabe des Gyges; wenigstens hätte es keinen Sinn hervorzuheben: κόμην τρέφων, wenn das Üppige der Haare nicht mehr wirken sollte als bei dem Pseudo-Krobylos. χρυσῷ στρόφῳ κεκορυμβωμένην: so wenig die Bezeichnung στρόφος — ein breites Band, so breit wie ein Wickelband, wofür das Wort auch verwendet wird — sich für eine Spirale aus dünnem Draht eignet, so genau entspricht seine Höhe dem etwa handbreit um die Stirne sich herumlegenden Goldblech. Bei κεκορυμβωμένην läßt sich schwanken, in welcher Bedeutung κόρυμβος hier zu fassen ist; es läßt sich schwanken, weil alle bekannten Bedeutungen gleich gut passen: zu einem Haarschopf zusammengefaßt oder durch das goldene Toupet aufgetürmt oder wie die Beeren des Epheuträubchens gegliedert. Den Alten lag der Vergleich einer traubenförmigen Frucht mit Haarbüscheln sehr nahe und wer Süditaliener oder Sicilianer mit ihren wie aus Bronze gebildeten Haaren im Gedächtnis behielt, wird dieses Bild ohne weiteres verstehen. Wenn βότρυς und βότρυχος, Trauben und Traubenstengel, beide als Synonyme von βόστρυχος, gekräuseltes Haar, verwendet werden, so sehen wir auch hieraus, wie geläufig dem antiken Sprachgebrauch dieses Bild war. Und die Bezeichnung χρυσεοβόστρυχος, welche Philoxenos bei Athenaios 13, 564 e verwendet, führt uns wieder zu unseren goldenen Toupets zurück.

Selbst auf die durch Textverderbnis unklar gewordenen Verse in (Vergils) Ciris 126 fällt durch unsere Tettiges ein Streifen Licht. Die Hauptsache der Erzählung ist klar. Dem Nisos wuchs ‚medio vertice‘ (v. 122), nach Apollodors Bibliothek 3, 15, 8: ἐν μέσῃ τῇ κεφαλῇ, was wir nach Analogie des κατὰ μέσον der Mossynoikenhelme interpretieren dürfen, mitten unter seinen grauen Locken ein einziges rotes Haar, an dessen Existenz sein Schicksal hängt. All sein Dichten

und Trachten dreht sich also um dieses eine Schicksalshaar, das er durch eine Fibula, die in unklarer Weise mit einer Cicada in Verbindung steht, zu schützen sucht. Studniczka (275) denkt an eine Gewandfibel, deren Bogen durch eine Cicade gebildet werde. Allein eine solche Fibel, an welcher das Federn der Nadel durch Spiralen bewirkt wird — es gäbe ja kaum ein praktischeres Mittel, um das Haar des Verhängnisses in den Spiralen zu fangen und es auszuraufen. Die Fibula muß also eine vernünftigere Form gehabt haben; sie muß das rote Haar wie ein Etui umschließen. Verse des Vergil selbst, welche schon Studniczka 274 citiert, bringen uns auf die richtige Fährte. Aeneis VII 814 wird die Tracht der Camilla geschildert:

ut regius ostro
velet honos levis umeros, ut fibula crinem
auro internectat.

Beide Schmuckstücke rufen uns sofort die ἁλουργῆ ἱμάτια und χρυσοῦς τέττιγας bei Herakleides, die ἁλουργῆ und den χρυσὸς στρόφος bei Xanthos ins Gedächtnis. Da bei dem Vergilnachahmer die Fibula mit einer Cicada, bei Vergil selbst die Fibula mit einem Purpurmantel zusammen genannt wird, so muß dieselbe Sache wie bei den Griechen gemeint sein. Bei dem dens cicadae braucht man nicht notwendig an eine spitze Nadel denken. Vergil Georg. II 406 nennt das Winzermesser ‚dens Saturni' und dessen Attribut kennen wir aus Bildwerken (Roscher Lexikon II 1 S. 1558 und 1567) als ziemlich breit und dazu noch halbkreisförmig gebogen, gerade wie ein Tettix. Zum mindesten wäre unter der Metallhülle, welche das Schicksalshaar wie mit einem Panzer umschließen würde, der gefährdete Punkt wirklich geschützt. Die Lösung scheint mir so unmittelbar einleuchtend, daß ich in der Erzählung von Nisos und seinem Haarschutz nichts anderes sehe als einen aitiologischen Mythos, der an die unverständlich gewordene Tettigophorie anknüpfte.

Damit wären sämtliche literarischen Zeugnisse, die Studniczka irgendwie gelten läßt und auch solche, die er nicht gelten läßt, unter der goldenen Hülle unseres Tettix sicher untergebracht, während sie in den Windungen des Spiraltettix an allen Enden und Ecken hängen bleiben. Mit dieser Ausführlichkeit können wir aber nicht sämtliche überhaupt vorhandene Erwähnungen der Tracht durchsprechen; immerhin verlohnt es sich zu constatieren, daß unter dem Schutt und Moder später Buchgelehrsamkeit in den Scholien doch noch hier und da ein Goldkorn versteckt liegt. Da sie Wahres und Falsches durcheinander würfeln,

war es aber von Studniczka gewiß richtig, wenn er sie für die Untersuchung beiseite ließ. So wird der Krobylos vollständig richtig beschrieben in dem Scholion zu der Thukydidesstelle: κρωβύλον· ὃν οἱ ἐπίσημοι ἐφόρουν Ἀθήνησι, ἐπὶ τῆς κεφαλῆς ἔμπροσθεν ἐγκαθήμενον; folgt ein törichter Zusatz. Auf dieselbe Quelle muß die Notiz bei Walz Rhetores Graeci IV 79, 40 zurückgehen: τέττιγας ἐφόρουν οἱ Ἀθηναῖοι χρυσοῦς. ἔστι δ τέττιξ δεσμός τις ἐπὶ τῆς κεφαλῆς ἔμπροσθεν ἐγκαθήμενος; mit demselben Zusatz. Soviel geht wenigstens aus diesen beiden fast congruenten Erklärungen hervor, daß man sich über die Hauptsache klar war: der Tettix ist nichts anderes als ein Abdruck, eine goldene Larve des Krobylos.

Darum wird auch in späten Zeugnissen der Krobylos leicht mit dem Tettix verwechselt; so in dem Scholion zu Aristophanes Nubes 10, das unsere Auffassung indirect von neuem bestätigt, wenn hier der Krobylos mit einer Geschwulst verglichen wird, wie sie bei Athleten durch Faustschläge auf der Stirne sich bildet — ein anschauliches Bild unseres Tettix und eine Beschreibung, die ganz gewiß nicht aus einem der drei Zeugnisse entnommen sein kann, auf welche Studniczka (251) im Bausch und Bogen alle späteren Erwähnungen zurückführen möchte.

Einen Mann sehe ich nicht gern unter dem Heer der zurückzuführenden Abschreiber: Lucian. Schauen wir uns zum Schluß noch seine hübsche Erzählung im Eingang des Gespräches Πλοῖον an. Vier Athener bemerken im Peiraieus auf einem ägyptischen Kornschiff einen jungen Nubier, in welchen sich sofort einer der Herren vergafft. Der Junge trägt seine Haare hinten aufgebunden: ἀναδεδεμένον εἰς τοὐπίσω τὴν κόμην ἐπ' ἀμφότερα τοῦ μετώπου ἀπηγμένην. Lykinos meint, er müsse seiner Frisur wegen ein Unfreier sein: ἡ κόμη δὲ καὶ ἐς τοὐπίσω ὁ πλόκαμος συνεσπειραμένος οὐκ ἐλεύθερον αὐτόν φησιν εἶναι. Aber es wird ihm sofort von seinem Freund Timolaos widersprochen; in Ägypten bedeute das hinten Aufkämmen gerade das Gegenteil von dem, was in Attika: Τοῦτο μὲν εὐγενείας, ὦ Λυκῖνε, σημεῖον ἐστι Αἰγυπτίας ἡ κόμη· ἅπαντες γὰρ αὐτὴν οἱ ἐλεύθεροι παῖδες ἀναπλέκονται ἔστε πρὸς τὸ ἐφηβικόν, ἔμπαλιν ἢ οἱ πρόγονοι ἡμῶν, οἷς ἐδόκει καλὸν εἶναι κομᾶν τοὺς γέροντας ἀναδουμένους κρωβύλον ὑπὸ τέττιγι χρυσῷ ἀνειλημμένον. Ein dritter, Samippos, fällt ein: Εὖ γε, ὦ Τιμόλαε, ὅτι ἡμᾶς ἀναμιμνήσκεις τῶν Θουκυδίδου συγγραμμάτων, ἃ ἐν τῷ προοιμίῳ περὶ τῆς ἀρχαίας ἡμῶν τρυφῆς εἶπεν .... Nach Studniczka liegt hier lediglich eine Paraphrase der Thukydidesstelle vor (251). Diese Imputation macht Lucian perfid. Er antwortet: Schön, ich paraphrasiere also nur. Da ihr mir nicht abstreiten könnt, daß ich gut Griechisch verstehe, so gut wie ein Archäolog; nicht leugnen könnt, daß ich von altgriechischer Kunst mehr gesehen habe als alle Archäologen zusammengerechnet, so habt ihr meine Paraphrase als eine authentische Interpretation der Worte des

Thukydides anzusehen. Ich aber sage euch, der Krobylos, von dem Thukydides spricht, saß nicht εἰς τοὐπίσω, sondern vorne; über ihm saßen nicht Tettiges, sondern ein Tettix. Und ich wüßte nicht, wie wir der Logik des Mannes aus Samosata, der den Krobylos und den Tettix des Hermes Agoraios sich anschaute, entrinnen könnten. Aus dem Gespräch sehen wir aber auch, wie sich im zweiten Jahrhundert selbst Leute, die keineswegs Bücherwürmer waren, keineswegs Stubengelehrte, welche nicht über ihre Pergamene ins Leben hinein und auf die Kunstwerke um sie herum hinausschauen, sich für die Tracht der Vorfahren interessierten. Hätten sie dem Herakleides, der, wie aus Athenaios hervorgeht, zu ihrer Zeit noch gelesen wurde, wenn er wirklich einen so kolossalen Bock geschossen hätte, als man ihm zutraut, ihm denselben nicht aufgemuzt?

Aber längst schon höre ich den Einwand des Lesers: was wir zu sehen bekamen, ist ja nur Frauentracht; wo bleiben die Marathonomachen?

3. Verbreitung und Dauer der Tracht.

1. Attika. Den Krobylos aus Metall haben wir bereits an drei erhaltenen Helmen kennen gelernt: ein Krobylos aus Metall ist aber ein Tettix. Freilich zeigt er an den genannten Helmen nicht die Gliederung des altattischen Tettix entsprechend dem Rücken der Cicadenlarve. Aber da kommt uns plötzlich ins Gedächtnis, daß der Tettix in seiner canonischen attischen Ausgestaltung mit Reihen von Knopflocken als eine keineswegs seltene Erscheinung an Helmen in Vasendarstellungen aus dem Ende der archaischen Periode und dem Anfang des schönen Stiles begegnet, somit gerade in der Zeit, welche Aristophanes ohne weiteres in Gedankenverbindung mit einem τεττιγοφόρος bringt, der Zeit des Miltiades und Aristeides: οἷός περ Ἀριστείδῃ πρότερον καὶ Μιλτιάδῃ ξυνεσίτει trat der Demos auf. Auch Herakleides nannte die Tracht gelegentlich der Schilderung von Marathonomachen.

Es trifft sich merkwürdig, daß der Tettix am Helm, welcher im sechsten Jahrhundert auf attischen Monumenten nur sporadisch nachzuweisen, in der Zeit der Perserkriege häufiger auftritt. Wir verfolgen das Auftreten der Tracht am besten an den signierten Vasen des strengrotfigurigen Stiles, weil deren Chronologie im wesentlichen feststeht.

Bei Euphronios begegnet der Tettix am Helm nicht auf den mit ἔγραψεν signierten, also älteren Gefäßen, sondern nur auf einem der jüngeren aus seiner Werkstatt hervorgegangenen Producten, der Troilos-Schale in Perugia, Hartwig, Meisterschalen Taf. 59. Bei Hieron, trotzdem drei Schalen mit Helmen erhalten,

gar kein Beispiel; auch Brygos scheint sich mit diesem Detail nicht befaßt zu haben, denn es findet sich nur auf einer unsignierten Schale in seiner Art, Berlin n. 2293; einer zweiten bei Hartwig 359 und auf der ihm nahestehenden Kylix mit Διογένης καλός, Berlin n. 2294. Um so mehr interessiert sich aber für diesen Helmschmuck Duris; er bietet ihn auf seinen Gefäßen, nach der Numerierung von Kleins Meistersignaturen 156 ff. n. 13, 18, 20, 22, übergeht aber dieses Detail auf ebensovielen Malereien, in welchen Helme vorkommen, so auf 14, 16, 19, 21 und Röm. Mitt. 1890 S. 332.

Diese Statistik ist sehr lehrreich. Sie zeigt vor allem, daß sie Schlüsse auf die Häufigkeit oder Seltenheit der Tracht in Attika nicht zuläßt. Denn aus den Gefäßen des Euphronios, Hieron, Brygos müßte man schließen, daß sie fast nie vorkam; aus den Malereien des Duris dagegen, daß sie sehr verbreitet war. Das Auftreten oder Fehlen des Schmuckes in Kunstdarstellungen hängt demnach viel weniger von der tatsächlichen Verbreitung der Tracht ab, die ja durch die Werke eines einzigen Malers schon hinlänglich gesichert wird, als von dem Belieben der verschiedenen Maler, je nachdem sie mehr oder weniger in Einzelheiten eingehen wollen. Deutlich aber bleibt soviel, daß erst in den jüngeren Werken der großen Schalenmaler das Detail Eingang findet.

Auf der Troilosschale des Euphronios werden die Buckeln am Stirnschild des Helmes tongrundig gelassen, während die Helmkappe schwarz grundiert ist; das bedeutet also, sie bestehen nicht, wie die Helmkappe, aus Bronze, sondern aus einem helleren Metall, somit ohne Zweifel aus Gold. Duris wählt für diesen Teil eine andere Art der Wiedergabe; er setzt eine Reihe von Reliefpunkten auf, zuweilen auf einen Grund von lichtem Firnis, wie — das möge man nach der guten Abbildung bei Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei I Taf. 54, oder nach Benndorf, Gesichtshelme und Sepulcralmasken 64 (hier Fig. 31) beurteilen. In den Athenischen Mitteilungen 1888 S. 104 findet sich die Publication eines kleinen Vasenscherbens, auf welchem außer dem Gesicht und dem rechten Arm des Hephaistos nur noch der Oberkörper von Athena und der hintere Teil ihres behelmten Kopfes erhalten; von den am Stirnschild ihres Helmes entlang laufenden Locken sieht man nur noch ein ganz kleines Stückchen, kaum von Ohrenlänge, aber es genügt zu dem Beweis, den wir brauchen. Wolters gibt an, daß diese Partie

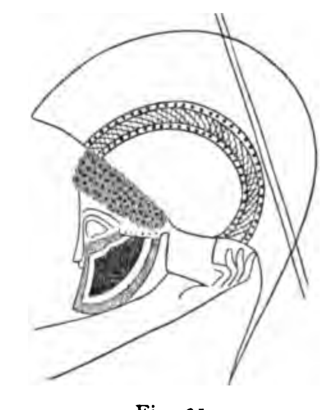


Fig. 31
Von einer Schale des Duris.

in Ton aufgesetzt, erhöht sei, um als Unterlage für die Vergoldung zu dienen, von der noch kleine Reste vorhanden seien. Somit wäre wenigstens ein Tettix aus Gold am Helm gesichert und er beruhigt uns darüber, daß unser Schluß auf das Material der nur in Firnisfarben ausgeführten Tettiges gerechtfertigt war.[11])

Das genannte Fragment entspricht dem Stil nicht der ältesten, aber immerhin älterer Werke des Euphronios, stammt demnach noch aus dem letzten Drittel des sechsten Jahrhunderts. Älter noch ist der wie eine Sichel geformte Tettix am Helm eines attischen Kriegers auf den feinen Münchener Fragmenten abg. Jahrbuch 1895, Taf. 4.[12]) Kurz vor die Zeit der Perserkriege oder bereits in diese Epoche gehört das Beispiel auf der Schale in der Art des Brygos Mon. In. XI 33; ferner der Neoptolemos auf der Vivenziovase, Furtwängler-Reichhold I 34. Häufiger begegnet dann das Detail auf Vasen, die unter dem Einfluß der großen athenischen Wandmalerei stehen. So auf der Amazonenvase aus Ruvo an einem Athener, Furtwängler-Reichhold I 28; de Witte, Collection Czartoriski 21 (Amazone); Annali 1867 Taf. F (Amazone); Vente Sambon 1903 p. 36 (Athener). Auf den in denselben Kreis gehörigen großen Amphoren in Bologna Mon. In. X 54 (Athena, Akamas); XI 14, 15 (Grieche, Akamas) und der Amphora bei Panofka, Vasi di Premio Taf. 1 (Grieche); auch Annali 1874 Taf. H. Das jüngste Beispiel dieses Details, das ich bis jetzt fand, wären die Fragmente Ephem. Arch. 1893 Taf. 2, welche von Weißhäupl richtig in der Mitte des fünften Jahrhunderts angesetzt werden. Ausnahmsweise und nicht auf Gefäßen, die über das fünfte Jahrhundert zurückreichen, kommt auch eine Stilisierung des Krobylos vor, welche sich mehr der natürlichen Lockenform nähert; so auf der Kotyle des Makron Gaz. Arch. 1880 Taf. 7 (Menelaos) und der Kotyle in Wien, Stil des Brygos,

[11]) Dieser Scherben ist den Fragmenten von der Akropolis mit Εὐφρόν]ιος ἔγραψεν, Jahrbuch 1888 Taf. 2 und Journ. of hell. stud. XIV 1894 p. 190, so ähnlich, daß man der Abbildung nach denken möchte, der Lanzenschaft der Athena finde seine Fortsetzung auf den Fragmenten von der Akropolis. Bekanntlich trieben sich zahlreiche Scherben von der Burg im Handel herum, aus dem Schliemann das Stück erworben haben könnte. Da aber Wolters bei Gelegenheit der Publication des Fragmentes bei Schliemann die Schalenfragmente des Euphronios erwähnt, ohne von Zusammengehörigkeit zu sprechen, so scheint dieselbe durch eine aus der Abbildung nicht ersichtliche Eigentümlichkeit ausgeschlossen zu werden.

[12]) Erst mit Hilfe dieses Fragmentes kann ich den Schlußstein in den Beweis oben S. 85 f. einsetzen, daß am Mossynoikenhelm sicher ein Stirnschild in Form des Tettix oder Krobylos gemeint ist. Auf einer Vase mit dem Tod des Orpheus, aus der Mitte des fünften Jahrhunderts, abg. Annali 1871 tav. K, finden wir sowohl einen Thraker als eine Thrakerin mit einem Tiaras aus Leder oder Fell. Dieser Tiaras zeigt beidemal einen scharf absetzenden Stirnschild genau von der Form des Krobylos wie am Krieger der Münchener Fragmente. Daraus lernen wir also nicht bloß abermals, welcher Teil am Mossynoikenhelm als Krobylos bezeichnet ist, sondern gewinnen auch die Überzeugung, daß wir beim Suchen nach dem Krobylos nicht auf falsche Fährte gerieten. Daß der Helm der Mossynoiken gerade an Thrakern nachzuweisen ist, wird wohl nicht Zufall sein.

Masner n. 328 (im Zelt des Achilleus). Als unsicher lasse ich vorläufig beiseite die sehr zahlreichen Helme auf schwarzfigurigen Vasen, bei denen an derselben Stelle ein roter Strich aufgesetzt ist, der sehr wohl einen Goldzusatz bedeuten könnte, rundum laufend, wie bei dem γέρων, Hartwig 328. Begnügen wir uns für jetzt mit der Constatierung, daß vom letzten Drittel des sechsten Jahrhunderts bis in die Mitte des fünften der Tettix am Helm in attischen Kunstwerken nachzuweisen ist.

Was die Stammesangehörigkeit der Träger unserer Tracht anlangt, so finden wir außer den Athenern auch ihre Feinde mit dem Tettix ausgestattet; Amazonen und Nordgriechen tragen ihn ebenso wie die Athener selbst. Allein diese Kunststufe sieht ja überhaupt nur die allermarkantesten ethnographischen Unterschiede, denn sie kleidet die als Hopliten gedachten Amazonen genau gleich wie attische Hopliten; feinere trachtgeschichtliche Unterscheidungen kennt sie noch nicht. Aus diesem Grund gestatten die Werke attischer Maler dieser Zeit so wenig einen Schluß auf die wirkliche Tracht der von ihnen dargestellten fremden Völker als wir aus Rembrandts biblischen Darstellungen erfahren, wie die alten Juden ausschauten. Daraus also, daß ein Attiker an den Helm des Achilleus, des Neoptolemos den Tettix anfügt, folgt mit nichten, daß auch Nordgriechen in dieser Tracht umhergegangen wären; dieser Beweis könnte nur durch Monumente, welche in eben jenen Gegenden entstanden, erbracht werden. Attische Vasen erlauben lediglich einen Schluß auf die Umgebung des Malers, also auf Attika. Und hier finden wir nach Ausweis der Monumente eben in der von Thukydides genannten zeitlichen Abgrenzung die εὐδαίμονες mit unserem Tettix ausgestattet.

Allein, wenn auch Aristophanes und Herakleides lediglich von der Tettigophorie der Marathonomachen sprechen, so beschränkt doch Thukydides dieselbe offenbar nicht bloß auf Krieger; er denkt sich den Tettix nicht auf dem Helme getragen, sondern direct in das Haar selbst hineingesteckt. Und hier hat, wie keineswegs verheimlicht werden soll, meine Beweisführung noch eine Lücke; ich vermag kein sicheres, zwingendes Beispiel einer attischen Darstellung zu nennen, wo Männer diese Goldscheiben direct über den Stirnhaaren trugen. Für meine Person bin ich davon überzeugt, daß, wenn in Vasenbildern die Punktreihen über der Stirne nicht auf dem schwarzen Haargrund, sondern auf heller Firnisunterlage sitzen, ebenso ein Metalltettix gemeint ist, wie sicher bei dem ebenso wiedergegebenen Tettix am Helm auf der Wiener Durisschale. Ich meine also Beispiele wie an dem Poseidon auf der Brygos nahestehenden Gigantomachie im Cabinet des Médailles, de Ridder n. 573, oder den Hipparch auf der Olla in Würzburg, Arch. Ztg. 1888 Taf. 12; endlich den Zeus auf der Schale: Pottier, Douris 121 und

in diesem Fall wird die angedeutete Auffassung noch dadurch empfohlen, daß in der Fig. 32 reproducierten Wiederholung des Bildes von Zeus ein in Relief aufgesetzter Tettix getragen wird. Wer sich aber darauf steift, daß trotz der verschiedenen Färbung doch die Stirnhaare gemeint seien, der ist nicht zu widerlegen.

Nur das eine möchte ich noch hervorheben, daß mein Beweis durch diese Lücke nicht etwa gegenüber dem Tettix Studniczkas in Nachteil kommt; denn Studniczka gelang es ja auch nicht in einem einzigen Fall, seinen Krobylos in Verbindung mit goldenen Tettiges nachzuweisen, während ich in einer Reihe von unbezweifelbaren Beispielen meinen Tettix aus Gold bestehend vorstellen konnte. Wollte ich Beispiele aufzählen, wo der Krobylos ohne den goldenen Tettix auftritt, wie es Studniczka mit Conzes Krobylos macht, so vermöchte auch ich eine Fülle von Belegen beizubringen. Für den hier zu führenden Nachweis schien es mir aber nötig, nicht etwa Fälle zu nennen, wo der Krobylos aus Gold gedacht sein kann, sondern wo er so gedacht sein muß. Dieses Detail war eben nur in Vasen, welche aufgesetztes Gold verwenden, wirklich klar zum Ausdruck zu bringen; solche Vasen sind aber bekanntlich in dem reichen Vorrat antiker Gefäße, namentlich solchen aus der archaischen Periode, sehr dünn gesät. Wenn ich ein einziges derartiges Stück mit dem Tettix direct auf den Haaren eines Männerkopfes, wenn auch gerade nicht auf einem attischen Gefäß nachzuweisen vermag, so ist das noch bezeichnend genug. Ich meine die Schale, die wir hier in Fig. 32 nach Overbeck, Kunstmythologie III 4 Taf. XVIII Fig. 12 A (Reisch in Helbigs Führer[2] II n. 1251) reproducieren und die ihrer Stilstufe wegen, wenn auch italische Monumente attischen um etwas nachhinken, so doch sicher nicht um mehr als zwanzig Jahre nachhinken, nicht mit Reisch ins vierte Jahrhundert gesetzt werden kann, sondern dahin gehört, wohin man sie nach attischem Maßstabe setzen würde, nahe an die Mitte des fünften Jahrhunderts. Im Innenbild ist wahrscheinlich Zeus, die jugendliche Hera auf seinen Armen forttragend, im Anschluß an die eben genannte attische Erfindung, von der sich auch eine Abbildung bei Hartwig, Meisterschalen 617 findet, dargestellt. Sowohl Zeus als Hera tragen den Tettix,



Fig. 32
Innenbild einer Schale des Museo Gregoriano.



der hier wie der übrige Goldschmuck hoch in Ton aufgesetzt ist, als Unterlage für Vergoldung wie auf attischen Gefäßen. Eine goldene Scheibe, mit zwei Punktreihen besetzt, führt von Ohr zu Ohr und wird durch ein schmales um den Hinterkopf herumlaufendes Band festgehalten. Daß der Tettix in dieser Ausgestaltung keine specifisch italische Tracht ist, das beweist ein erhaltenes Goldexemplar aus einem cyprischen Grab im Metropolitan Museum zu New York, abg. Cesnola Cyprus 312; Cesnola Collection Taf. III 11 n. 4, darnach hier beistehend Fig. 33. Die Länge des goldenen Tettix beträgt 0·25^{m}, seine Breite 0·038^{m}; er



Fig. 33 Goldenes Stirnband aus Kypros. Metropolitan-Museum, New York.

ist mit drei Reihen von Punkten verziert, die nur in der Mitte durch einige weitere Knöpfe verstärkt werden. Darnach dürfen wir einem attischen Beispiel des von Männern direct auf dem Krobylos getragenen Tettix mit Gemütsruhe entgegensehen. Daß diese Lücke früher oder später noch ausgefüllt werden wird, können wir um so sicherer voraussagen, als sie bei dem ionischen Korymbos, den wir nun als Vater des attischen Tettix erweisen werden, sich ausfüllen läßt. Zuvor wäre aber noch der Zeitpunkt des Aufhörens der Tracht in Attika zu erörtern.

Wenn nicht alles täuscht, so griff in die Sitte der Tettixtracht sogar die attische Gesetzgebung ein. Um diesen Gedanken zu erweisen, muß zunächst eine Vorfrage erledigt werden.

Ich kam zu der Überzeugung, daß τέττιξ nichts anderes ist als eine, vielleicht die populärere Bezeichnung für das Schmuckstück, das sonst στλεγγίς genannt wird. Die Stlengis war ein goldener Kopfschmuck wie der Tettix; das geht aus Pollux VII 9 hervor: ἔστι δὲ καὶ ἕτερόν τι στλεγγίς, δέρμα (wofür auch δέσμα vorgeschlagen wird) κεχρυσωμένον, ὃ περὶ τῇ κεφαλῇ φοροῦσιν. Um bei dem überlieferten δέρμα zu bleiben — mit der Änderung δέσμα verträgt sich meine Auffassung ebenso gut — würden diese Worte nach der Interpretation von Boeckh, Staatshaushalt[3] II 290 bedeuten: „dünne Goldplatten, denen Leder zum Futter diente.“ Ein χρυσοῦν ἔλασμα τὸ περὶ τῇ κεφαλῇ wird die Stlengis im Scholion zu Aristophanes, Equites 580 genannt; sie ist somit aus einer dünnen Goldscheibe ge-

trieben genau wie der Tettix. Die Form der Stlengis als Kopfputz muß der gleichlautenden Bezeichnung wegen dem Palästragerät dieses Namens entsprochen haben; demnach war sie also ungefähr halbkreisförmig gebogen, wie der zum Schaben dienende Teil der Strigilis und wie bei diesem bildete ihr Durchschnitt einen Halbkreis: das ist zugleich auch die Beschreibung der Form unseres Tettix. Stephani schlug deshalb mit Recht für die Goldexemplare aus Südrußland die Bezeichnung Stlengis vor, mit Recht wenigstens für die drei Exemplare, welche tatsächlich an die Form der Strigilis erinnern, mit Unrecht dagegen für das oben in Fig. 25 wiedergegebene Stück. Auf den Tettix in normaler attischer Ausgestaltung, wie wir ihn auf den Helmen fanden, paßt aber der Vergleich mit der Rundung und Höhlung eines Schabeisens erst recht. Die Stlengis wurde ähnlich wie ein Kranz um den Kopf gelegt; denn Hippolochos, ein Zeitgenosse des Duris von Samos, drückt sich bei Athenaios IV 128 c so aus: προεστεφανώκει δὲ καὶ ἕκαστον . . . στλεγγίδι χρυσῇ. Zu beachten wäre auch noch, daß bei der hier geschilderten makedonischen Hochzeit ἄνδρες diesen Schmuck aufgesetzt bekommen. Stlengides waren also nicht bloß ein Frauenschmuck, wie im Scholion zu Aristophanes, Equites 580 zum Schluß gesagt wird, dessen Verfasser offenbar nur die jüngere Verwendung des Schmuckstückes kannte. Sie werden im Jahre 401, allerdings außerhalb Attikas, sogar von Kriegern getragen. Xenophon erzählt in seiner Anabasis I 2, 10, daß der Arkadier Xenias für seine Soldaten ἀγῶνα ἔθηκε· τὰ δὲ ἆθλα ἦσαν στλεγγίδες χρυσαῖ. An den sybaritischen Luxus eines goldenen Gebrauchsgegenstandes kann man bei Soldaten im Ernste nicht denken; dagegen verstehen wir, nachdem wir den goldenen Tettix am Helme kennen gelernt haben, sehr wohl, was gemeint ist. Die goldenen Stlengiden sind auch in diesem Fall als Kopfschmuck aufzufassen und antike Bronzehelme mit goldenem Blattkranz über der Stirne, wie z. B. Brit. Mus. Bronzes n. 2721, zeigen uns, wo die Soldaten im Heer des Kyros ihre Siegespreise anbrachten. Da außer dem Tettix kein anderer goldener Kopfschmuck existiert, der in seiner Form dem Palästragerät entspricht, gleich ihm von Männern und Frauen, von letzteren auch später noch getragen wird, gleich ihm über dem Helm getragen werden kann, so ist damit die Identität von τέττιξ und στλεγγίς sicher erwiesen.

Die antiken Philologen, welche sich keine Anschauung von der alten Tracht verschafften, verstanden diese Identität nicht und so schlichen sich Mißverständnisse in die Erklärung der Schriftsteller ein. In den Thesmophoriazusen 588 heißt es von den Weibern, daß sie ihre Stlengiden als Trinkgeschirr benützen. Hier kann also mit Stlengis nicht, wie der Scholiast meint, ein Schabeisen gemeint

sein. Wegen der paar Tropfen Wein, welche sich zur Not mit einer Strigilis aus dem Krater herausheben ließen, hätte es sich für Aristophanes nicht gelohnt, die Weiber zu uzen; wohl aber, wenn sie ihren kahnförmigen Tettix füllen, der sich recht wohl zum Trinkgeschirr eignete und überdies ein Geschirr abgab von recht respectablem Kaliber.

Die στλεγγίς versteht im Sinne eines τέττιξ Aristophanes in den Rittern 588, wenn er die Aristokraten an den Demos folgende Bitte richten läßt:

καὶ πρὸς οὐκ αἰτοῦμεν οὐδὲν πλὴν τοσουτονὶ μόνον·
ἤν ποτ' εἰρήνη γένηται καὶ πόνων παυσώμεθα,
μὴ φθονεῖθ' ἡμῖν κομῶσι μηδ' ἀπεστλεγγισμένοις.

Es ist nicht möglich, daß ἀποστλεγγίζειν hier in der gewöhnlichen Bedeutung von „Abschaben" nach der palästrischen Übung gemeint sein könnte. Durch die pseudoxenophonteische Schrift vom Staat der Athener, welche uns einen Einblick in die damaligen Reibereien zwischen den καλοὶ κἀγαθοί und dem Demos gestattet, wissen wir, daß Gymnasien und gymnastische Übungen dem Demos keineswegs zuwider waren; denn der Verfasser (2, 10) ärgert sich als verbissener Aristokrat ja gerade darüber, daß diese Kerle nun auch den adligen Sport mitmachen wollen. Demnach steckt bei Aristophanes hinter dem Wort eine andere als seine gewöhnliche Bedeutung und diesen Schluß zog schon ganz richtig der Scholiast, wenn er ἀπεστλεγγισμένοις durch κεκαρμένοις wiedergibt. Richtig an diesem Gedanken ist wenigstens soviel, daß Aristophanes auf die Haare anspielt. Allein gerade um das Scheren der Haare kann es sich am allerwenigsten handeln, weil dadurch das κομᾶν, auf das die Aristokraten Wert legen, unmöglich gemacht würde. ἀποστλεγγίζω steht hier an Stelle von στλεγγίζω, das überhaupt nur ein einzigesmal, und zwar gerade in unserem Scholion nachzuweisen ist; das ἀπο- wird hier lediglich im Sinn einer Verstärkung des Verbalbegriffes festgehalten und das Wort bedeutet für den Zusammenhang nicht, mit der Stlengis sich schaben, sondern mit der Stlengis sich schmücken. So schon Casaubonus.

Erst seit wir wissen, daß die Stlengis nichts anderes ist als der Tettix, bekommt die Stelle ihren guten Sinn: die Tracht der Väter wollen die Ritter wieder aufnehmen. Dazu gehört aber nicht bloß die Lockenpracht, sondern vor allem der goldene Tettix. Und nun erhalten wir von dem Scholiasten gerade über die Geschichte dieser Tracht einen sehr wichtigen Aufschluß, wenn derselbe fortfährt: Κινέας γὰρ καὶ Φρῖνος (vielleicht Φρῦνος) εἰσηγήσαντο μεταστῆναι τοὺς νέους, νόμον γράψαντες, μηκέτι ἁβροδιαίτους εἶναι ὃν τρόπον τοπάλαι μηδὲ κομᾶν. Auf die bloße Be-

hauptung des Scholiasten hin würde man es freilich nicht für genügend gesichert halten, daß die Ritter des Aristophanes sich gerade gegen die lex Kineas-Phrinos auflehnen, welche ihrer Putzsucht Einhalt gebieten sollte. Allein mit der Auffassung des Scholiasten muß es diesmal seine Richtigkeit haben, weil sich aus der monumentalen Überlieferung gerade einige Zeit vor der Aufführung der Ritter in Athen eine Haarrevolution constatieren läßt.

Hier berührt sich die Untersuchung über den Tettix mit dem Thema der Umdeutung des polykletischen Diadumenos, dessen neue Deutung ich nur wegen Platzmangel nicht schon in diesem Heft gegen die Einwände von Loewy in Schutz nehmen kann. Inzwischen lernte ich den kurzhaarigen Apollon in den Zusammenhang einer allgemeinen Wandlung des Geschmackes in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts einzureihen. Der hartnäckige Widerstand, welchen manche der Götter im Parthenonfries und auch der „Theseus“ im Giebel allen Deutungsversuchen entgegenstellen, erklärt sich erst durch die Einsicht in jene von der attischen Demokratie heraufbeschworene Revolution der Tracht, welche während der Dauer des Parthenonbaues selbst die Bewohner des Olymp in Mitleidenschaft zog. Die kurzhaarige Athena des Frieses in ihrem schroffen Gegensatz zu dem nach altem Aristokratengeschmack frisierten Tempelbild gibt diesem Umschwung den prägnantesten Ausdruck; die Lemnia nicht zu vergessen. Ebenso zeigt der auf Hermes sich stützende Gott im Friese, der entweder Apollon oder Dionysos sein muß, trotzdem aber von dem „canonischen Ideal“ des einen wie des andern Gottes mit ihren obligaten Ringellocken sich gleich weit entfernt, daß damals selbst die ambrosischen Locken der Olympier unter der egalisierenden demokratischen Schere fielen. Nach Ausweis der Monumente liegt der Einschnitt zwischen der Conception der Parthenos einerseits und anderseits der Ausführung des Frieses und der Giebel, also dem ältesten und den jüngsten Bestandteilen am Neubau: demnach vollzog sich diese Revolution im Athen der vierziger Jahre. Dieses ungesuchte Zusammentreffen mit unserem Ergebnis über das Aufhören der Tettixtracht bei attischen Männern kann nicht zufällig sein. Also hat sich die Angabe des Scholiasten bewährt.

Danach besteht aber auch kaum noch ein Zweifel, daß Kineas und Phrinos ihr Gesetz zwischen 450 und 440 einbrachten. Und ein Detail in den Bestimmungen dieser Bill, das sich mit den Angaben des Thukydides über das Ablegen der alten Tracht deckt, erweist uns, daß der Historiker geradezu die Wirkungen dieses Gesetzes im Auge hat. Des Thukydides Angabe, daß bei den πρεσβύτεροι τῶν εὐδαιμόνων vor kurzem die alte Tracht aufhörte, glaubten wir bereits durch den

Zusatz ergänzen zu müssen: die jüngeren Leute begannen nämlich überhaupt nicht mehr die Tracht anzulegen. Wenn sich nun die Gesetzesbestimmung der Bill des Kineas und Phrinos ausdrücklich auf τοὺς νέους beschränkt, während sie in die Gewohnheiten der alten Leute nicht einzugreifen beabsichtigt, so bildet jene Bestimmung das genaue Correlat zu den Angaben des Thukydides. Ja, die Wendung in der Bill: μηκέτι ἁβροδιαίτους εἶναι und anderseits das διὰ τὸ ἁβροδίαιτον bei Thukydides legen den Gedanken nahe, daß dem Historiker sogar der Wortlaut des Gesetzes vorschwebte. Das ist eine ungesuchte, nachträgliche und definitive Bestätigung der vorgetragenen Ansicht über die altattische Tracht. Denn ein drittes unabhängiges Zeugnis, unabhängig von den übrigen wie es das Zeugnis des Thukydides und die Sprache der Monumente unter sich sind, spricht nun abermals aus, daß der alten Rittertracht ungefähr um 440 in Athen durch den Willen des Volkes der Garaus gemacht wurde. Danach wird man sich doch fragen müssen, ob die genannte genaue Datierung des Aufhörens der Tracht, welche Eustathios bietet, nicht das Datum des Gesetzes von Kineas und Phrinos bedeutet: das Jahr 443 stimmt allzu gut zu allen übrigen Anzeichen.

Es darf keineswegs als ausgeschlossen angesehen werden, daß die Sehnsucht der attischen Ritter nach ihrer alten Maskerade später noch in Erfüllung ging. Wer hätte den Aristokraten, nachdem sie wieder die Oberhand gewonnen hatten, Zügel anlegen sollen? Die attischen Götter vermochten jedesfalls im vierten Jahrhundert sich wieder von den Vorschriften des Demos zu emancipieren. Allgemein kann die Tracht bei Männern nicht wieder durchgedrungen sein, sonst müßten sich Spuren davon in den Kunstdarstellungen finden lassen; nur das schönere Geschlecht fuhr stets fort, sich mit diesen goldenen Wülsten zu verschönern. Der Grund, weshalb die alte Tracht bei Männern nie völlig wieder zum Durchbruch kam, dürfte wohl darin zu suchen sein, daß die Forderung des Demos ihre Berechtigung in sich trug; der Demos vertrat in diesem Fall einfach die Forderung des guten Geschmackes, welcher verbietet, daß ein Mann sich genau so wie ein gefallsüchtiges Weib aufputzt.

2. Ionien. Thukydides weiß, daß bei den Ioniern eine den goldenen Tettiges entsprechende Tracht bestand; wenn er aber gar die Tracht von den Ioniern aus Attika entlehnen läßt, so ist diese Angabe nur durch den Mangel eines Überblickes über die ältere Geschichte der griechischen Staaten erklärlich, indem sich der Historiker nicht vorstellen konnte, daß seine Vaterstadt die tonangebende Stellung, die sie zu seinen Lebzeiten einnahm, nicht schon früher eingenommen hätte; wir aber wissen ja zur Genüge, daß Athen im sechsten Jahrhundert alles,

was Kultur hieß, noch vom Ausland zu beziehen hatte. Zum Überfluß können wir auch noch beweisen, daß ionische Männer und Frauen längst mit ihren goldenen Haarschöpfen protzten, als in Athen noch keine Spur von diesem Luxus zu bemerken war. Nach den erhaltenen Monumenten zu urteilen, war auch die Tracht im vierten Jahrhundert, als sie nur noch für Frauen angemessen schien, in Kleinasien viel fester eingewurzelt als in Attika. Die χρύσειαι κορύμβαι im Bruchstück des Asios führen uns sofort über das Ende des siebenten Jahrhunderts zurück. Dies ist wenigstens die Datierung des Dichters, welche von philologischer Seite aufgestellt wurde; Markscheffel setzt ihn in Ol. 35—40, und diese Datierung hat sowohl Christ (Griech. Literaturgeschichte[4] 109) als Bethe bei Pauly II 1606 acceptiert. Wenn sich nun Studniczka (279) wegen seiner „trachtgeschichtlichen Auffassung des Bruchstückes“ gezwungen sieht, mit dem Ansatz des Dichters gleich um nicht weniger als hundert Jahre weiter herabzugehen, ohne sonst einen irgendwie durchschlagenden Grund für diesen späten Ansatz nennen zu können, so ist der nächstliegende Schluß für den Leser der, daß hier ein Fehler in der Trachtgeschichte steckt. Jedesfalls haben wir in unserer Untersuchung den Tettix und nicht die Datierung des Asios als das X anzusehen. Deutlicher gesprochen stimmt also beim Conzeschen Krobylos die obere Grenze seines Auftretens ebensowenig als die untere mit den durch die literarischen Nachrichten fixierten Punkten. Von seiten unserer Lösung des trachtgeschichtlichen Problems liegt keinerlei Schwierigkeit gegen den seither üblichen Ansatz des Dichters vor.

Für die weitere Untersuchung haben wir uns also an diejenigen Monumente zu halten, die vorläufig noch recht kunterbunt in den einen Topf mit der Aufschrift ‚Ionisch‘ geworfen werden. Die Ausgrabungen auf Kreta, namentlich die von Praisos, welche bis in jüngere Perioden herunterreichen, werden erlauben in dieses Durcheinander etwas Ordnung zu bringen und aus dem ‚Ionischen‘ das auszuscheiden, was Eigentum kretischer Daidaliden ist. Damit können wir uns hier nicht nebenbei befassen. Aber gleich das erste Monument, auf das wir hier hinweisen wollen, die Elfenbeinreliefs aus Tarquinii (Mon. In. VI 46; Martha, Art Etrusque 306) lassen in den nach dem Canon der Daidaliden in Würfeln gegliederten Haaren ihren künstlerischen Stammbaum noch mühelos verfolgen. Auf diesen Elfenbeinreliefs finden wir nun an zwei Gestalten, an dem Jüngling auf dem Wagen mit Flügelrossen, doch wohl Helios, und dem zur Tafel gelagerten Manne, einen deutlich nur von Ohr zu Ohr reichenden Stirnschild, der bei dem gelagerten Manne an seinem oberen Rande von einem glatten Saum begleitet

wird. Noch schärfer hebt sich dieser Stirnschmuck ab auf einem Vasenscherben aus Tell Defenneh, Alte Denkmäler II 21, 1; denn man sieht hier deutlich, daß das punktbesetzte Band gerade auf das Ohr zuläuft; seine Ausdehnung kann also nicht weiter reichen; auch der rot aufgesetzte Strich, welcher dieses Band oben begleitet, bricht vor dem Ohre ab. Daß es sich hier nicht um wirkliche Stirnhaare mit einem Bande darüber handelt, sondern daß das Ganze, Stirnhaare mit Diadem, ein von außen her über die Stirne gesetzter Schmuck ist, das sieht man besonders deutlich an einer bei Micali, Mon. Ined. 13, 1. 2 abgebildeten Statuette, wo man namentlich in der Ansicht von hinten her erkennt, wie sich dieser Schmuck von den Haaren trennt. Dasselbe ist auch der Fall an dem Manne oder Gott in Liebesverfolgung, der Gruppe auf dem Deckel des Bronzelebes aus Capua: Mon. In. V 25.



Fig. 34 Zeus Talleyrand. Louvre.

Diese Beispiele ließen sich ohne Mühe vermehren, aber ich will einhalten, denn ich fühle, der Leser glaubt mir noch nicht, daß diese Haartouren aus Gold zu denken sind. Damit wir in Harmonie weiter wandern können, erinnere ich an den Zeus Talleyrand (hier Fig. 34) und sein Diadem, das Kekule in der Arch. Ztg. 1874 S. 98 so beschreibt: „das Diadem ist aus Gold gearbeitet gedacht; das Unterteil desselben wiederholt das Motiv des vorfallenden Haares. Es sind dazu die στλεγγίδες bei Stephani CR 1865 Taf. I 4 und 1869 Taf. I 11 zu vergleichen." In der Tat ist es dieselbe Sache, nur wollen wir den Schmuck nicht στλεγγίδες, sondern χρύσειαι κορύμβαι oder κόρυμβοι taufen. Ein zweites Beispiel aus Marmor bietet ein leider noch unpublicierter archaischer Frauenkopf oder vielmehr die Copie eines solchen im Conservatorenpalast zu Rom, jetzt im Zimmer der archaischen Sculpturen. Über der Stirne dieser Frau sitzt in ringsum völlig vom Darunterliegenden abgelösten Umrissen eine Scheibe, bestehend aus einem streifenartigen Diadem und daran nach unten anschließend zur Seite gestrichene Frauenhaare, das Ganze wie eine dünne Metallscheibe über die Stirne gelegt.

Allein es fehlt noch der Nachweis, daß dieser Stirnschopf nebst Diadem aus Gold bestand und daß er schon in archaischer Zeit in dieser Gestalt getragen wurde. Da findet sich nun unter den wichtigen Goldfunden aus Vetulonia, welche

aus dem siebenten und der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts stammen und die von Karo in Milanis Studi e Materiali I veröffentlicht sind, ein Gegenstand aus einer dünnen Platte Elektron, welchen der Herausgeber als Gürtel erklärt, Taf. VII 1, danach hier Fig. 35. Da die Metallplatte nach der Angabe auf 274 ‚sottilissima‘ ist, so muß Karo wegen seiner Erklärung als Gürtel voraussetzen, daß das Blech auf Leder oder einen andern Stoff aufgesetzt war; allein kein Loch in dem Blech zwingt zu dieser Annahme. Was Karo für Fransen am Gürtel hält, das ist nichts anderes als die uns nun hinlänglich bekannte Form der Stirnhaare und das Versehen Karos gibt uns einen neuen Beleg für die oben behauptete Identität von κορύμβη Stirnhaar und κοσύμβη Franse. Die

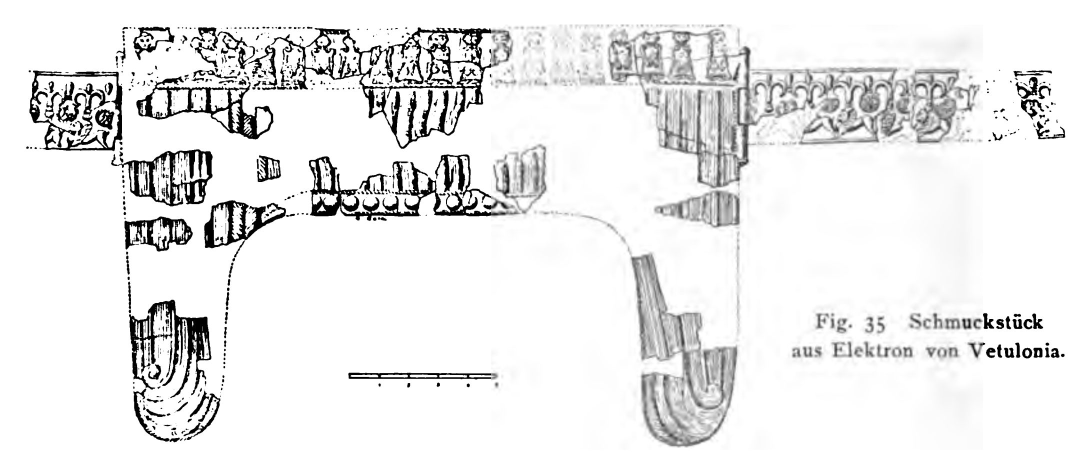


Fig. 35 Schmuckstück aus Elektron von Vetulonia.

Dimensionen des Schmuckstückes, von denen nur die Höhendimension sicher feststeht, eignen sich vortrefflich für einen goldenen Korymbos; die Breitendimension, die nach Karos ausdrücklicher Angabe nicht zu ermitteln war, braucht gegenüber der auf der Tafel angenommenen nur unerheblich, höchstens etwa um 0·05^{m}, erweitert zu werden. Auch das den breiten Schild haltende schmale Goldband, das mit seiner Höhe von 0·02—0·025^{m} für einen Gürtel viel zu schmal wäre, paßt für ein um den Hinterkopf laufendes Haarband vortrefflich; namentlich aber haben wir nun gar nicht mehr nötig, eine Lederunterfütterung, auf die an dem Goldband nichts hinweist, vorauszusetzen. Der Umriß des Korymbos aus Vetulonia entspricht nicht bloß dem Toupet aus Kertsch, oben Fig. 25, sondern auch dem des Mannes auf dem Capuaner Lebes. Den Ornamentstreifen über den Haaren fanden wir genau so an dem Mann auf dem Elfenbeinrelief, der Bronze bei Micali und der Göttin auf dem Scherben aus Tell Defenneh. Karo hält das ganze Schmuckstück für etruskische Arbeit; wenn sich diese Annahme bestätigen sollte,

so läge derselbe Fall vor wie bei architektonisch verwendeten Terracotten, die man seither als etruskisch bezeichnete, die vielleicht auch von Etruskern ausgeführt sind, dann aber sich so treu an ostgriechische Vorbilder halten, daß alles Wesentliche an dem Product nicht als etruskisch, sondern als ostgriechisch anzusehen ist. Es trifft sich hübsch, daß das goldene Toupet aus Vetulonia ungefähr aus derselben Periode stammt wie die Verse des Asios; wie die χρύσειαι κορύμβαι das Haar zusammenbanden, können wir uns nun ungefähr vorstellen.

Damit wären für Ionien die goldenen Toupets für die älteren Perioden erwiesen, und zwar auch bei Männern. Im Gegensatz zu Attika fanden wir hier die natürliche Form der Stirnhaare reiner bewahrt und, wenigstens soweit wir bis jetzt nachkommen können, scheinen diesen ostgriechischen Toupets auch die vor den Ohren sehr tief herabhängenden Locken eigentümlich zu sein. Die aufgeschlagenen Laschen zu beiden Seiten am Korymbos des Zeus Talleyrand führen uns auf einen fruchtbringenden Vergleich. Denken wir uns diese Haarsträhne, deren Länge durch das Abbrechen ihres unteren Abschlusses allerdings nicht mehr feststeht, anstatt aufgebunden vielmehr frei herabhängend, so bekommen wir eine Form des goldenen Korymbos, wie wir ihn auch in Gold ausgeführt besitzen, in dem kettenartigen Stirnschmuck, wie ihn in zwei Exemplaren Schliemann aus den Ruinen Trojas ausgrub; man vergleiche wiederum das Bild von Frau Schliemann mit diesem Stirnschmuck. Mit einem Ruck ist damit die Sitte, die Stirnhaare mit Gold zu überziehen, bereits für das vorhellenische Griechenland erwiesen.

Wie wir dem Korymbos von Vetulonia in diesem Zusammenhang seine richtige Bestimmung zuweisen konnten, so werden wir auch ein Fundstück aus einem Grab zu Palestrina nun richtiger verstehen, als seither geschehen. Der Fund ist abgebildet in Archaeologia XLI und das Stück, das uns interessiert, auf Taf. 13, danach hier Fig. 36. Weiteres über diese Ausgrabung gibt die von Helbig im Homerischen Epos[2] 31 Anm. 5 angegebene Literatur. Nach der Angabe von Garrucci in der Archaeologia 204 handelt es sich

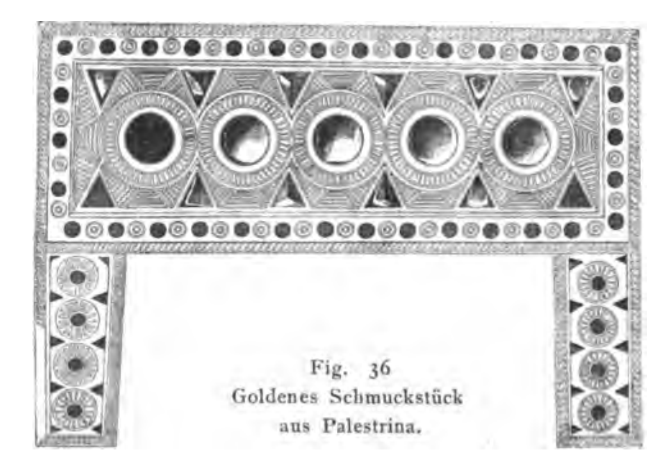


Fig. 36
Goldenes Schmuckstück aus Palestrina.



Fig. 37 Goldenes Schmuckstück aus Mykene.

in dem genannten Stück um ein „breast ornament of sheet gold“. Auch Helbig bezeichnet den Gegenstand als ein ‚Brustschild‘ ohne eine Analogie für einen solch sonderbaren Schmuck anzuführen. Wir brauchen nur dem Schmuck, so wie es in unserer Abbildung geschehen, die entgegengesetzte Stellung zu geben als in der Originalabbildung, so verrät uns die mit dem Korymbos aus Vetulonia übereinstimmende Grundform sofort, um was es sich handelt. Daß ein Stirnschmuck vorliegt, das beweisen in klarer Weise allein schon die Dimensionen des Goldbleches; denn seine ganze Länge von 0·24^{m} entspricht der Entfernung eines normalen Kopfes von Ohr zu Ohr, und die Weite zwischen den herabhängenden schmalen Streifen von 0·17—0·175^{m} genügt gerade, um die Augen frei zu lassen. Diese Maße allein schon sichern die Richtigkeit unserer Bestimmung. Nun erinnert nicht bloß die Reihe von Rosetten mit zwischen sie eingreifenden Zwickeln an Details mykenischer Architektur (wie Perrot-Chipiez, Histoire VI Taf. 13 S. 552) und mykenischer Vasenornamentik (Furtwängler-Loeschcke, Mykenische Vasen, Taf. 38 n. 393), sondern auch der breite Streifen mit seinen hier in Bernstein aufgesetzten Kugelabschnitten und Zwickeln ist eigentlich nichts anderes als eine geometrisch erstarrte Wiedergabe des großen Diadems aus dem dritten mykenischen Grab (Schuchhardt² 212; Perrot-Chipiez VI 969; danach Fig. 37). Ebenso sicher als der Schmuck von Palestrina einer jüngeren Periode angehört als die mykenischen Grabfunde, ebenso sicher ist die ununterbrochene künstlerische Tradition, welche die Decoration des Kopfschmuckes in beiden Fällen bestimmt.



Fig. 38 Schmuckstück aus Mykene.

Da diese Tatsache sich nicht verkennen läßt, so gewinnen wir nun aber auch einen Anhalt zur richtigen Ergänzung

der verschiedenen Kopfschmucke aus den mykenischen Gräbern. Im ersten und dritten Grab wurden außer den Diademen auch zungenförmige (Fig. 38) Stücke gefunden, die in ihrer Decoration derjenigen der verschiedenen Diademe genau folgen. Die Zungen sind an ihrem breiten Ende umgebogen, um in einen Draht eingehackt zu werden; außerdem waren an den äußeren Rand ihrer Langseiten in der unteren spitzen Hälfte noch kleinere Anhängsel mit Draht befestigt (Schuchhardt 214). Perrot meint, diese Zungen seien an die Ohren angehängt gewesen. Allein dieser Gedanke wird schon durch die Zahl der Zungen erledigt, da im ersten Grab mindestens 8, im dritten Grab 6 und 7 derselben auf ein Diadem kommen. Schuchhardt denkt an einen Brustschmuck, der wie bei der von ihm auf 161 abgebildeten Terracotte, ähnlich einer Ordenskette, sich über die Brust hinzieht. Aber dafür scheinen sich mir diese 0·36^{m} langen Glieder nicht recht zu eignen; auch weist die genaue Übereinstimmung ihrer Decoration mit den Diademen auf eine direkte Verbindung mit den letzteren. Demnach denke ich mir die Zungen vom unteren Rand der Diademe herabhängend, zwei schon vor den Ohren wie an dem Schmuck von Palestrina, die übrigen sich nach hinten anschließend, teilweise in ihren oberen Teilen übereinander geschoben, wie die Ansätze am oberen Rand des großen Diadems bei Schuchhardt 215. Wie dichte schwere Locken hängen dann diese Zungen über das Haar herab, um dasselbe ganz zu übergolden, und aus diesem bizarren Schmuck erkläre ich mir homerische Epitheta wie χρυσοπλόκαμος für Leto, χρυσοκόμης, χρυσόκομος, χρυσοχαίτης für Apollon, χρυσεοβόστρυχος für Artemis in einer ganz realen Bedeutung. Ein Köpfchen von der Akropolis, das wir hier Fig. 39 abbilden, beweist, daß man selbst in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts den Locken zuweilen noch jene Zungenform gab.



Fig. 39 Köpfchen in Athen.

Welches war nun die alte Bezeichnung für einen Kopfschmuck wie den aus Palestrina und die nach seinem Muster ergänzten aus Mykene? Ich denke: ἄμπυξ. Das Beiwort χρυσάμπυξ erhalten in der Ilias die Pferde, im Hymnus hom. VI 5 und 12 aber die Horen, bei Hesiod theogon. 916 die Musen. An Pferden bedeutet der Ampyx nach Eustathios: σειρὰ κατάχρυσος τὰς περὶ τὸ μέτωπον τρίχας τῶν ἵππων συνδέουσα und das Scholion zu Aeschylus Septem 461 bezeichnet die ἄμπυκες als: προμετωπίδια. Das sind also die Metallstreifen zum Bedecken der Pferdestirnen,

wie sich solche aus ionischem Kunstkreis erhielten: Schumacher, Bronzen in Karlsruhe Taf. 22, n. 780—785. Dazu stimmt ferner, wenn Sophokles im Oed. Colon. 1068 von ἀμπυκτήρια φάλαρα spricht; denn φάλαρα und φάλος gebraucht Homer als Synonyme und daß der φάλος am homerischen Helm nichts anderes ist als das, was Xenophon mit κρωβύλος am Mossynoikenhelm bezeichnet, werden wir sogleich nachweisen. Demnach verhüllten die ἄμπυκες an Pferden die Stirnhaare genau so wie die goldenen Scheiben über der Stirne von Menschen deren Haare und Stirne. Es ist also nicht Zufall, wenn die Definition, welche Eustathios von dem ἄμπυξ bei Menschen gibt, gerade so gut auch auf einen τέττιξ passen würde: διάδημά τι πρὸς ἀνάδεσιν τριχῶν, ἃς περιστέλλοντες οἱ παλαιοὶ ὑπὸ τοῦτον ἦγον. Der Scholiast zu Euripides Hecabe 464 beschreibt den Ampyx so: κόσμον τινὰ χρυσῷ καὶ λίθοις



Fig. 40 Goldener Stirnschmuck aus Mykene.

πεποικιλμένον, ὃν περὶ τὰς κεφαλὰς αἱ γυναῖκες φοροῦσιν. Das klingt wie eine Beschreibung des Ampyx aus Palestrina; denn wenn auch der Bernstein tatsächlich kein Edelstein ist, so wurde er doch von alten Forschern zuweilen für einen solchen angesehen (Theophrast de lapid. 29).

Nach der literarischen Tradition müssen wir demnach den ἄμπυξ als den Vorfahren des τέττιξ ansehen und genau zu demselben Schluß werden wir auch durch die monumentale Überlieferung geleitet. Die Verzierung der Stirnbänder mit einer oder drei Reihen von Buckeln wie auf den Ampykes von Mykene, namentlich aber das Diadem bei Schuchhardt 253 (Fig. 40), wo die sonst reich gegliederten Buckel zu einfachen Knöpfen zusammenschrumpften, das ist im Keim die Decoration des attischen Tettix. Noch eine weitere auffallende Übereinstimmung wäre zu beachten. Dem attischen Tettix mit seiner Gliederung in Knopfreihen entspricht in Kleinasien der Korymbos, der mehr den natürlichen Fall der Haare

nachzuahmen strebt. Genau derselbe Unterschied ist aber schon durch die Funde einerseits von Mykene und anderseits von Troja vorgezeichnet: in Mykene stets die Gliederung des Stirnschmuckes durch Rosetten oder Knöpfe; dagegen in Troja die goldenen Kettchen, vor den Ohren tief herabhängend, welche sich mehr natürlichen Haarsträhnen in ihrer Durchbildung anschließen.

Die eigentümlichen Anhängsel an den Ketten der troischen Diademe (Schuchhardt 77, 78) bleiben noch zu erklären. Sie haben einen breiten Kopf, an den sich ein gleichschenkliges Dreieck mit eingeschweiften Seiten anschließt; anstatt geradlinig ist die untere Seite manchmal auch in Bögen gebrochen (Schuchhardt 77) und einmal ragt zwischen diesen Bögen noch ein Zwickel vor (Hub. Schmidt, Schliemanns Sammlung n. 5876 und 5880). Diesen Schlußgliedern wurde nicht bloß von ihrem Entdecker, sondern auch von Schuchhardt (79) eine symbolische Bedeutung zugeschrieben, indem sie in denselben eine Nachbildung der rohen Idole sehen, welche ebenfalls in Troja zum Vorschein kamen. Mich erinnern diese Gebilde an etwas anderes, an die von Studniczka auf S. 283 abgebildeten Cicadenfibeln aus Ungarn, für deren Beurteilung sehr wesentlich sein dürfte, daß sich ein ganz ähnliches Gebilde in einem spätantiken südrussischen Grab vorfand; vgl. die (russischen, mir unverständlichen) Mitteilungen der Archäolog. Kommission 1891 S. 140. Dieser Vergleich, auf den bei so primitiven Gebilden nicht zu bauen ist, bliebe begreiflicherweise problematisch, wenn er nicht dadurch an Berechtigung gewänne, daß in Mykene zehn an Kettchen hängende Cicadenlarven, Schliemann, Mykene 204, gefunden wären. Die Bestimmung dieser Anhängsel als Cicaden, welche bereits Schliemann ausgesprochen hatte, wirkte für mich überzeugend, weil ich, bevor ich seinen Text gelesen hatte, auf dieselbe Erklärung gekommen war, nur daß ich an Stelle von Cicaden vielmehr Cicadenlarve setzte.



Fig. 41 Von einer Terracotta aus Cervetri. Glyptothek Ny-Carlsberg.

Wenn sich die Erklärung der eben besprochenen Gebilde als Cicaden bestätigt, eine Bestätigung, die durch weitere Funde erbracht werden muß, dann wäre die goldene Hülle der Stirnhaare schon in uralter Zeit mit τέττιγες in Verbindung gebracht worden, in einer symbolischen Beziehung, welche wir zurzeit

noch nicht enträtseln können. Daraus würde sich aber dann erklären, wie der goldene Kopfputz zu dem Namen τέττιγες im Plural kam.



Fig. 42 Von einer Terracotta aus Cervetri. Glyptothek Ny-Carlsberg.

Den attischen Tettix vermochten wir bei Männern am Helme getragen nachzuweisen; sehen wir zu, ob uns das entsprechende nicht auch bei dem ionischen Korymbos gelingt.

Beginnen wir mit dem Krieger vom Kranzgesims eines Tempels in Caere, jetzt in der Glyptothek Ny-Carlsberg von Dr. Jakobsen, abg. in Arndts Publication Taf. 171 (Detail daraus in Fig. 41) mit Text von Wiegand; weniger gut im Catalogue de vente Castellani 1884 Taf. 9 n. 488. Sein Helm trägt über der Stirn und zu Seiten der Wangen eine gelb gemalte, also goldene Verzierung, die sich scharf von der weißen Helmkappe abhebt. Diese Verzierung besteht aus zwei symmetrisch über der Stirnmitte angeordneten Schnecken und zwei länger gezogenen Schnecken vor den Ohren. An einem andern Helm wird dieser Schmuck jederseits durch drei ungefähr gleich lange Schnecken gebildet, Taf. 172 (Fig. 42). Daß diese Schnecken nichts anderes bedeuten als Haare wird vollkommen sichergestellt durch den Vergleich mit einem Kopf aus Conca abg. Notizie degli Scavi 1896 p. 40, 41 (Fig. 43 und 43 a.) Diese Art der Wiedergabe der Haare ist der ionischen Kunst oder italischen Werken, welche unter ihrem unmittelbaren Einflusse stehen, durchaus geläufig; man vergleiche den Bucchero-henkel bei Helbig, Homerisches Epos[2] 242; die Oinochoe aus Bucchero in Palermo bei Micali, Monumenti 22; den Seedämon auf den Bronzereliefs aus Perugia Alte Denkmäler II 15; den cyprischen Kolossalkopf Cesnola Cyprus 123; selbst noch in den Antefixen von Thermos Ephemeris Archaiol. 1900 Taf. 11 n. 5, 6. Und da sie genau der



Fig. 43 Terracotta aus Conca. Rom. Villa Papa Giulio.

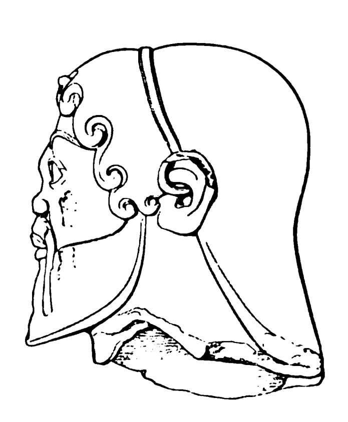


Fig. 43 a Terracotta aus Conca. Rom. Villa Papa Giulio.

Haarbehandlung am assyrischen Gott Isdubar entspricht, wie dieselbe auf Cylindern, die man in den Anfang des vierten Jahrtausends setzt (Furtwängler, Gemmen I Taf. 1 und 2), ebenso wie an einer im Palast des Sargon in Khorsabad gefundenen Terracotte (Heuzey, Figurines de terre cuite du Louvre Taf. 1) also einem aus dem Ende des achten Jahrhunderts stammenden Werke, festgehalten wird, so sind in diesem Punkt die ‚ionischen' Künstler zweifellos von der assyrischen, vermutlich eben durch Cylinder vermittelten Formensprache abhängig. Der goldene Korymbos am Helm ist damit für den ionischen Culturkreis erwiesen.



Fig. 44 Terracotta aus Conca. Rom. Villa Papa Giulio.

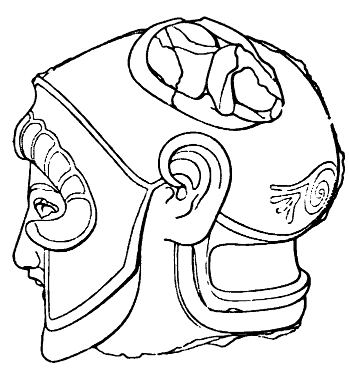


Fig. 44 a Terracotta aus Conca. Rom. Villa Papa Giulio.

Allein wir finden den Korymbos auch noch in anderer Stilisierung. An dem wunderbar schönen Kriegerkopf aus Conca (abg. Mélanges de l'École de Rome 1896 Taf. 4; Notizie degli Scavi 1896 p. 42, 43; danach Fig. 44 und 44 a) ist der Korymbos ganz wie der attische Tettix aus einer Reihe von Knöpfen aneinander gereiht, mit dem Unterschied, daß bei dem Terracottakopf der Korymbos nur durch eine Reihe von Knöpfen gebildet wird und daß die uns schon bekannte ionische Form mit den vor den Ohren lange herabreichenden Haaren auch hier durchgeführt wird. Niemand, wer diese Funde aus Conca gesehen hat, kann zweifeln, daß es sich in ihnen um rein griechische Producte handelt, auch für den Fall, daß sie in Italien ausgeführt sind.

Und die Vermutung, daß es Phokäer waren, die in Italien diese herrlichen Terracotten für Etrusker und Römer ausführten, eine Vermutung, die Savignoni (Monumenti dei Lincei VIII 1898 p. 521 Taf. 13) für den erheblich älteren, von ihm publicierten Sarkophag aus Caere aussprach und Furtwängler (Gemmen III 89) gerade für die architektonischen Terracotten annahm, würde eine schla-



Fig. 45 Marmorfragment in Delphi.

gende Bestätigung erhalten, wenn der in Delphi entdeckte Reliefkopf eines Kriegers (Perrot VIII 393; hier Fig. 45) mit Recht dem Schatzhaus der Phokäer zugeschrieben ist. Außer der stilistischen Verwandtschaft mit den Terracotten verbindet den Reliefkopf auch das Wiederkehren des uns hier besonders interessierenden Details, des Korymbos am Helm, und zwar abermals in einer neuen Stilisierung. In großem Bogen schwingt er sich um das Gesicht herum, weil die den Schnorrerlocken entsprechenden Haarbüschel hier sehr tief herabreichen; aber die Haare über der Stirne sind hier ziemlich natürlich in einzelne kurze Strähne zerlegt.

Um die Zeit wenig vor und wenig nach 500 begegnen uns plötzlich in Rom und seiner Umgebung reingriechische tektonisch verwendete Terracotten, die auf einerlei Schulung hinweisen. Außer Rom, Cervetri, Conca kam neuerdings auch Falerii mit einem wundervollen Akroter, Kampfgruppe, ähnlich im Stil wie die von Conca hinzu. Da wir von einem besonderen Aufschwung aller dieser Städte gerade in dieser Periode nichts wissen, so erklärt sich die auf einmal eintretende, merkwürdig rege Tätigkeit im Ausschmücken der Heiligtümer wohl am einfachsten daraus, daß damals ein großes Angebot guter und billiger Arbeitskraft stattfand; also auch dieser Umstand würde gut zu den von Haus und Hof vertriebenen Phokäern passen.

Die ionische Heimat dieses Helmschmuckes mit den goldenen Haaren an der Stirnseite wird sich am besten dadurch bewähren, daß dieses Detail uns nun auch dazu verhilft, einen Teil des homerischen Helmes, über den man sich schon gar viel den Kopf zerbrochen, richtiger zu verstehen; ich meine den φάλος.

Gegenüber Reichels Grundsatz, daß die homerischen Waffen nur in Monumenten der mykenischen Periode zu suchen seien, konnte Robert in seinen Studien zur Ilias den sicheren Nachweis führen, daß an gewissen Stellen des Epos vielmehr die ionische Metallrüstung geschildert wird. Speciell beim Helme glaube ich in der von Robert eingeleiteten Reaction noch weiter gehen zu müssen als Robert selbst gehen wollte.

Eine mykenische Helmform hält Robert (48) für das Epos erwiesen, weil Reichel den Phalos richtig in den Hörnern erkannt haben soll, welche in Darstellungen mykenischer Kunst an den Helmen sich erkennen lassen (Reichel, Homerische Waffen[2] 98). Sehen wir uns zunächst die Eigentümlichkeiten des Phalos an, welche ihm nach verschiedenen Stellen des Epos zukommen, und geben wir seine Charakteristik mit Reichels eigenen Worten (116) unter Weglassen der Belege. „Er war hohl und saß auf der Stirne, denn, wird er vom Speere getroffen,

so dringt dieser in die Stirne. Er hatte eine Spitze" (?)[13]. „Er ragte weit vor, denn er wird nicht nur bei Schlägen, die gegen den Kopf gerichtet sind, leicht getroffen, sondern die Helmträger berühren sich auch, wenn sie gedrängt stehen, bei leichter Kopfbewegung mit den λαμπροὶ φάλοι, die wir nach diesem Beiwort, und da sie gelegentlich gegen sie geführten Hieben widerstehen, aus Metall annehmen dürfen. Der Phalos wird am Helm einzeln angebracht..." Die folgende Auffassung von ἀμφίφαλος und τετράφαλος, einem Helm mit beiderseits über der Stirne sitzenden Phalos, beziehungsweise mit vier φάλοι, je zweien vorne und hinten, welche nach dem von Robert citierten, mir aber hier nicht zugänglichen Nachweis von Schulze, Quaestiones epicae 464 nicht in allen Fällen stimme, lassen wir einstweilen beiseite.

Daß mit φάλοι nicht jene Hörner am Helm gemeint sein können, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß diese Hörner stets, sowohl auf den von Reichel herbeigezogenen mykenischen Helmen als auch bei jüngeren Helmformen, im Fries des Knidierschatzhauses (Homolle, Delphes IV 14), in Vasendarstellungen wie Hartwig Meisterschalen 527, Furtwängler-Reichhold I 58 und endlich in wirklich erhaltenen Helmen wie Brit. Mus. Bronzes n. 2823, viel zu hoch auf der Helmkappe sitzen, als daß selbst ein durch das unterste Ende eines solchen ‚Phalos' eindringender Speer die Stirne erreichen könnte. Dieser Grund allein schon entscheidet gegen die vorgeschlagene Identification.

Robert (47) hält aber außer dem mykenischen Helm auch den „sogenannten korinthischen Visierhelm, der das ganze Gesicht und den ganzen Schädel wie ein metallener Überzug bedeckt", durch Helbig als der κυνέη χαλκοπάρῃος entsprechend für erwiesen. Ohne auf den principiellen Gesichtspunkt von Robert hier einzugehen, daß im Epos sowohl mykenische als ionische Bewaffnung nachzuweisen sei, möchte ich nur in bezug auf den Helm zeigen, daß die Annahme eines solchen Dualismus umgangen werden kann, da die beiden scheinbar unvereinbaren Beschreibungen auf eine und dieselbe Helmform passen, nämlich auf den eben von uns behandelten ionischen Helm. Der Gesichtsausschnitt dieser Form ist weit genug, um sämtliche bei helmbedeckten Kriegern genannte Verwundungen im Gesicht zuzulassen, auch an Schläfen, Wangen und Ohren, die vom korinthischen Helm allerdings gedeckt wären. Der genannte ionische Helm hat nun über der

[13]) Auf diese Spitze schließt Reichel aus Il. XIII 614: ἦ τοι ὁ μὲν κόρυθος φάλον ἤλασεν ἱπποδασείης | ἄκρον ὑπὸ λόφον αὐτόν. Wie mir scheint, braucht nach diesen Worten der φάλος nur eine deutlich als höchsten Punkt erkennbare Stelle zu haben. Übrigens würde meine Lösung selbst dieser ‚Spitze' gerecht werden; an dem Krieger aus Cervetri Fig. 41 erhebt sich über der Stirnmitte noch eine aufwärts laufende Spitze.

Stirne und zu beiden Seiten des Gesichtes einen röhrenförmig herumlaufenden Teil, der zuweilen sicher übergoldet ist, somit das Beiwort λαμπρός verdient. Dieser leuchtende Schmuck greift auf die Seitenteile des Helms über, da er bis an die Ohren heranreicht; somit konnten sich in dicht gedrängter Schlachtreihe die Krieger mit den Seitenteilen dieses Korymbos berühren. Er ist am Helm die am weitesten vorspringende Stelle; er besteht aus Metall, ist hohl, sitzt direct über der Stirne. Ich wüßte nicht, was von den Eigenschaften des φάλος diesem Helmkorymbos fehlt. Da durch die langen vor den Ohren herabfallenden Locken das Gesicht auf drei Seiten umrahmt wird, so wäre das Beiwort ἀμφίφαλος ohne weiteres verständlich; wenn das Wort aber, wie nach Roberts (48) Angabe wiederum durch Schulze erwiesen sein soll, vielmehr „glänzend" bedeutet, dann paßt es auf diesen vergoldeten Schmuck ebensogut. Aber auch die Schwierigkeit mit τετράφαλος löst sich aufs einfachste, da wir den Stirnschopf anstatt wie am Helm des Kriegers aus Conca (Fig. 44) in einer einzigen Reihe, auch in drei und vier Reihen gegliedert finden. Der φάλος ist somit nichts anderes als ein κρωβύλος, wie an den Mossynoikenhelmen, ein Krobylos aus Metall. Und nun schaue man her, wie genau, nachdem die Lösung gefunden ist, die Beschreibung, welche das Scholion zu Γ 362 für κόρυθος φάλον gibt, auf das Gefundene paßt: τὸ προμετωπίδιον ἀνάστημα τῆς περικεφαλαίας. ἔστι δέ τι προκόσμημα. γίνονται γὰρ ἐπὶ τῶν περικεφαλαίων λαμπροί τινες ἧλοι ἕνεκα κοσμήματος. φαλὸν δὲ τὸ λαμπρόν .... Dieser Metallkrobylos ist in der Tat ein Stirnschild am Helm, ein vorne angesetzter Schmuck. Wenn der Scholiast sagt, der Phalos werde auf die Weise hergestellt, daß man glänzende Nägel in den Helm eintreibe, so mag er einen Stirnschild wie den auf den schon erwähnten Münchener Fragmenten, Jahrbuch 1895 Taf. 4, eingesehen haben. Bei dem Vergleich des ionischen Helmes mit dem homerischen stimmt alles Detail so genau, daß wir den Mangel im Nachweis, der vorläufig nicht mit genügend alten Monumenten operieren kann, einstweilen übersehen dürfen. Bei der großen Seltenheit ionischer Monumente kann dieser Mangel nicht für gravierend gelten. Jedesfalls läßt sich keine andere Helmform außer der genannten ionischen nachweisen, auf welche sämtliche vom Epos gegebenen Eigentümlichkeiten des homerischen Helmes gleich gut zutreffen.

Wir konnten das dem späteren Krobylos oder Korymbos entsprechende Schmuckstück aus den Monumenten bis in die mykenische Zeit zurückverfolgen; es ist darum nicht zu verwundern, wenn wir denselben Teil so wie am späteren Helm so auch schon am homerischen finden. Ein trotz seiner Vereinzelung sehr vielsagendes Monument ist geeignet uns in dem Gedanken zu bestärken, daß das



Fig. 46 Terracotta aus Praisos.

Übergolden der Stirnhaare als ein altes Erbstück aus dem Culturkreis übernommen wurde, dessen Centrum in Kreta lag, und daß diese Sitte nicht etwa erst in Ionien entstand.

In Praisos kam eine dreiviertel lebensgroße Terracotta, der Oberkörper mit Kopf eines Mannes, zum Vorschein, abgebildet im Annual British School Athens VIII 1902 Taf. 13 (danach Fig. 46) und auf 272 von Forster so beschrieben: the forehead is bound with an ornamental fillet, consisting of two bands decorated with incised lines and fastened together at the top, connected with a band which runs across the back of the head from behind the ears. This ornament seems to represent a fillet of gold leaf covered with a feather-like pattern, imitating a leaf or fern, with a joint or hinge in the centre, such as would be required by the rigidity of the material. Damit lernen wir also abermals eine neue Form der Stirnschopfberge kennen: zwei symmetrisch gebildete Goldplatten, welche durch ein Scharnier verbunden sind. Hiernach scheint es mir aber unverkennbar, daß dieselbe Sache an der männlichen Maske aus Chiusi, abgebildet Benndorf, Gesichtshelme Taf. 11 n. 2 (danach Fig. 47) gemeint ist; man glaubt hier sogar noch den Stift des Scharniers zu sehen. Die Masken aus Chiusi stehen in enger künstlerischer Verwandtschaft mit den Terracottasarkophagen aus Cervetri, welche zuletzt Savignoni in den Monumenti dei Lincei VIII 1898 p. 521 behandelt hat. Ich stimme mit Savignoni vollständig überein, daß in diesen Sarkophagen rein griechische Arbeit vorliegt, nur glaube ich, wird man nach dem Fund der großen Terracotta in Praisos nicht mehr mit derselben Zuversicht sagen können: ionische Arbeit. Denn die



Fig. 47 Terracottamaske aus Chiusi im Britischen Museum.

kretische Terracotta ist den Sarkophagen so eng verwandt, daß letztere derselben Kunstrichtung angehören müssen. Ionischer Import auf Kreta schon um die Mitte des sechsten Jahrhunderts wäre im höchsten Grad auffallend. Die Überlieferung über die Tätigkeit kretischer Künstler im Peloponnes, auf Delos und in Akarnanien läßt sich nun mit Hilfe alter und neuer Funde verificieren[14]: die Überlieferung besteht zu Recht, es liegt somit nicht der allermindeste Grund vor, der Nachricht über eine Tätigkeit des Dipoinos und Skyllis für Kroisos zu mißtrauen. Wenn aber die Kreter noch in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts nach Kleinasien gerufen werden, so ist es undenkbar, daß etwa um die Mitte desselben Jahrhunderts von Kleinasien aus künstlerischer Import in den uralten Stammsitz der Kunst, nach Kreta, stattgefunden hätte. Ist demnach die Terracotta aus Praisos für kretische Arbeit anzusehen, so haben wir in jenen Sarkophagen nicht sowohl ionische als kretische Einwirkungen zu suchen, die später auch in Ionien durchdringen. Jedesfalls wird für den goldenen Schutz des Stirnschopfes durch die Terracotta aus Praisos die Brücke von der griechischen Cultur zu der vorhellenischen geschlagen.

3. Süditalien und Etrurien. Für Unteritalien vermag ich den Krobylos oder wohl richtiger den Korymbos, da die Gestalt der Stirnhaare mehr dem in Kleinasien als dem in Attika Üblichen entspricht, vorläufig nur an Helmen nachzuweisen, und zwar für diese Gegend an einer Reihe wirklich erhaltener Helme. In erster Linie wäre hier ein Bronzehelm aus Lokri im Museum zu Neapel zu nennen, der leider bis jetzt nur ganz stillos publiciert ist, am besten im Museo Borbonico V 29, von dem sich aber Photographien von Sommer im Handel finden. Zwischen den in Relief angegebenen Augenbrauen und dem unteren Rand der Schädeldecke läuft über der Stirne nicht bloß, wie es die Abbildungen zeigen, eine Reihe von Knöpfen hin, sondern diese sind durch von oben herabkommende eingravierte Linien als die gerollten Enden von Löckchen charakterisiert. Deutlicher erhalten ist dieser Korymbos auf einem Exemplar aus Ruvo im Britischen Museum, Bronzes n. 2830. Ein Fragment von einem entsprechenden Helm fand sich in Olympia, Furtwängler, Die Bronzen n. 1020. Als Datierung ergibt sich durch die Formenbehandlung an dem als Crusta auf die Wangenklappen aufgesetzten Widderkopf, der an dem Exemplar in Neapel erhalten, die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts. Vollständig deutlich lassen sich die Locken an einem

[14]) Eine über dieses Thema ausgeführte Arbeit unterdrücke ich, weil Robert Zahn unabhängig und, wie ich nachträglich erfuhr, schon früher als ich die gleiche Beweisführung auffand.

etwas verschiedenen Helm aus Cumae im Tower zu London beobachten. Bis zur Unkenntlichkeit stilisiert erscheint dann der Haarschopf auf den Helmen aus Canosa in Karlsruhe, Schumacher Bronzen n. 694, doch hat Furtwängler bei einem Exemplar aus Olympia, a. a. O. n. 1026, trotz ähnlicher Verstilisierung die Andeutung des Haaransatzes nicht verkannt. Nach dem Stil der auf ihnen sitzenden Gravierungen können die apulischen Helme trotz ihrer archaisch plumpen Gestalt doch nicht älter sein als 400. Ganz frei stilisiert, ähnlich wie an dem in Fig. 29 abgebildeten Helm, erscheinen die Stirnlocken an einem Helm unbekannten, aber wohl auch italischen Fundortes im Museo Gregoriano, Reisch in Helbigs Führer[2] n. 1371. Um sie trotz der unbekannten Provenienz hier gleich anzuschließen, bieten die auf Gemmen dargestellten Helme schöne Beispiele für die Sorgfalt, mit welcher diese reich ciselierten Haartouren an kostbaren Exemplaren von Helmen ausgeführt wurden: Furtwängler Gemmen I Taf. 29 n. 71, 72, 81. Endlich sei noch ein als Bronzerelief behandelter Helm im Nationalmuseum zu Athen erwähnt, Photographien des Athenischen Institutes N. M. 338, welchen de Ridder Bronzes n. 486 ganz ungenügend beschreibt, richtig aber als treffende Analogie auf die schon genannten Pferde-Phalara in Karlsruhe 780 aufmerksam macht. (Die Locken oben deutlich; Augenbrauen durch Schlangen gebildet, wie zuweilen die Muskellinien an Beinschienen.)

Bei der Seltenheit älterer Kunstwerke aus Großgriechenland oder vielleicht auch nur weil ich, seitdem ich den Tettix verfolge, die süditalischen Museen nicht auf dieses Detail hin durchsuchen konnte, läßt sich dieser Schmuck auf dem Kopf von Männern nicht nachweisen. Wahrscheinlich hat er auch dort nicht gefehlt; wenigstens in Sicilien glaube ich eine Spur desselben entdeckt zu haben.

In der Metope aus Selinunt, Zeus und Hera, Benndorf, Metopen Taf 8 S. 55 und deutlicher auf drei verschiedenen mir vorliegenden photographischen Aufnahmen glaube ich wahrzunehmen, daß die Stirnhaare des Zeus aus einem Stück mit dem Diadem bestehen und daß dieses Stück vor dem Ohr mit scharfem Schnitt absetzt. Also ein goldener Stirnschmuck ähnlich wie am Zeus Talleyrand.

Wenn sich auch bei dem kleinen Maßstab von Münzbildern keine sichere Entscheidung treffen läßt, so möchte ich doch auf die Münzen von Poseidonia aus der Zeit bald nach 550, abg. Brit. Mus. Coins Guide Taf. 7 n. 12 hinweisen, wo Poseidons Stirne von einem derartig hohen Toupet umrahmt wird, daß es sich hier nicht wohl um die Enden der Stirnhaare handeln kann. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so hoch, werden dieselben aufgetürmt am Apollon auf Münzen von Kaulonia, das. Taf. 8 n. 17, noch deutlicher Overbeck, Apollon Münztafel 3 n. 2.

In Etrurien haben wir einen Vorfahren des goldenen Tettix bereits im achten Jahrhundert in Vetulonia angetroffen und der Ampyx von Palestrina, das in dieser Periode auch zu Etrurien gehörte, weist mindestens ein ebenso hohes Alter hinauf. Daß im sechsten Jahrhundert etruskische Männer den goldenen Korymbos tragen, erfuhren wir aus der Maske von Chiusi. Für die spätere Zeit vermag ich den Tettix, und zwar fast genau nach attischer Norm nur bei etruskischen Frauen, bei diesen aber um so häufiger nachzuweisen. Namentlich an den Porträtköpfen aus Terracotta, an denen sich, weil sie jahrhundertelang gleichmäßig angefertigt wurden, die allmähliche Umbildung dieses Schmuckstückes verfolgen läßt. Die Abbildung in Milanis Studi e Materiali I 147 bietet eine Auswahl dieser sehr häufig vorkommenden Köpfe (vgl. auch Museo Gregoriano I 48). Die ältesten derselben wie n. 23, die nahe an die Mitte des fünften Jahrhunderts hinanreichen, zeigen den Tettix ganz nach attischem Muster gegliedert; hier vier Reihen von Knöpfen übereinander. Ein dem ebengenannten ganz ähnliches Exemplar in römischem Kunsthandel (Fig. 48) zeigt sogar fünf Reihen, läßt auch den halbkreisförmigen Abschluß der Goldscheiben über den Ohren erkennen; in dieser Form kommt der Schmuck bei Frauen auch auf Spiegeln vor, Gerhard 213, 386 und Gerhard-Körte V 96. Auch hier wieder liegt nichts specifisch etruskisches vor; denn in Gold ausgeführt kam derselbe Schmuck in einem syrischen Grab zutage (abg. Pollak, Sammlung Nelidoff Taf. 16 n. 391), hier mit einem wahrscheinlich erst modern in die Mitte gesetzten Medaillon. Bei Männern läßt sich der Tettix auf Spiegeln nie nachweisen; diese tragen Blattkränze, aber, was sehr charakteristisch ist, genau mit derselben Contur wie der Tettix: Spiegel 77, 82, 290, V 32. Daß auch diese Kränze aus Gold zu denken sind, beweisen zahlreich erhaltene Exemplare, Mon. In. VI 47; Micali Mon. In. 21, 2; Museo Gregoriano I 128, 130. Auch bei Frauen kommt der Blattkranz neben dem Tettix vor, so an der Athena auf der Ficoronischen Cista und der Semele auf dem berühmten Spiegel. Und dieser Schmuck scheint sich in Etrurien sehr lange erhalten zu haben; denn wenn Ovid (Am. III 13, 25) die Kanephoren beim Fest in Falerii zu seinen Tagen beschreibt: *Virginei crines auro gemmaque pre-*



Fig. 48 Etruskischer Kopf im römischen Kunsthandel.

muntur, so ist damit dieses breite Goldband im Haare gemeint. Wo die *gemma* saß, errät man aus den erhaltenen Goldexemplaren der Kränze: zu beiden Seiten schließen sie mit einem flacheren Halbrund, manchmal in Gestalt eines Kopfes, manchmal einer halbkreisförmigen figürlichen Darstellung ab.[15]) Selbst dieses Detail haben die Etrusker den Griechen abgesehen. Denn an dem oben in Fig. 26 wiedergegebenen südrussischen Korymbos sitzt an beiden Enden eine Nike. Die Etruskerinnen schieben nur den Tettix weiter zurück, so daß die Stirnhaare darunter vorquellen; auch Griechinnen der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts brachten diese Modification bei der Tracht an: Furtwängler-Reichhold I 40. An diesen spätetruskischen Tettix schließe ich noch die Umgestaltung des Schmuckes an, wie er in später Zeit kyprischen und ägyptischen Damen beliebte: hier kehrt die Form des mykenischen Diadems in starker Verkleinerung wieder, so an einem Fund aus Kypros, abg. Ohnefalsch-Richter, Kypros Taf. 67, 2 und einer Goldplatte in Kairo, Arch. Anz. 1901 S. 210, welche nicht, wie Karo meint, zum Aufnehmen des Haares am Hinterhaupt gedient haben kann, weil dann die Medusa auf der Platte in eine ganz unpassende Stellung gekommen wäre. Die Scheibe als Ganzes bildet eine Aigis, was Karo ebenfalls verkannte. Schon in den hochaltertümlichen kyprischen Funden (Murray-Smith-Walters, Excavations in Cyprus Taf. 6—12) finden wir die Vorbilder für diese späten Muster.



Fig. 49
Büste im Britischen Museum n. 2004.

Selbst damit scheint die Geschichte des Tettix noch nicht abgeschlossen. Man schaue ein Porträt wie die Dame wohl flavischer Zeit im Britischen Museum Cat. Sculptures III Taf. 22 n. 2004 (danach Fig. 49) an; ist das nicht abermals die Gliederung des Tettix? Oder die bekannte große Gemme der Julia Titi, Furtwängler, Gemmen Taf. 48, 8. Hier wie auch an Marmorköpfen scheint Toupet und Diadem aus einem Stück zu bestehen, wie an dem Zeus Talleyrand und dem mit ihm zusammen genannten archaischen Frauenkopf im Conservatorenpalast. Wenn Haare und

[15]) Wie das bei Gerhard, Archäologische Abhandlungen Taf. 8 n. 4 abgebildete Stück; nach der Angabe I 347, von „einem volcentischen Goldschmuck im Besitz des Marchese Campana, jetzt vermutlich in die kaiserlich russische Sammlung versetzt." Wenn sich Gerhards Deutung auf Eos und Tithonos bestätigen sollte, so wäre die Wahl dieser Scene sehr interessant, weil Tithonos bekanntlich zu einem Tettix wurde. Nach der Abbildung allerdings leuchtet die Erklärung nicht ein; hier finde ich nur das auch sonst in italischen Darstellungen vorkommende Zudecken eines Toten heraus. Nähere Nachrichten über das Original wären sehr wünschenswert.

Diadem aus einem Stück bestehen, dann werden sie vermutlich aus dem gleichen Material verfertigt sein, das für ein Diadem das gegebene ist, also das Ganze aus Gold. In der Tat werden die Toupets, welche die Damen flavischer Zeit sich aufbürden, häufig im Marmor so hart und steif wiedergegeben, daß sie eher noch aus Metall als aus Haaren, selbst falschen Haaren hergestellt scheinen. Auch die camillae auf dem Trajansbogen in Benevent repräsentieren gewissermaßen ein Modejournal verschiedener Formen solcher Toupets.[16]) Aus den genannten Gründen und weil wir sie zu Ovids Zeit noch in Falerii lebendig fanden, scheint mir die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch in Titus und Trajans Zeiten noch Haartouren aus Gold getragen wurden. Die schwindelnde Höhe, in welche sich die Damen der Kaiserzeit mit ihren Toupets verstiegen, wird nicht einmal dem unfeinen römischen Geschmack in die Schuhe geschoben werden dürfen. Denn wir finden ebenso monströse Frisuren schon an Terracotten, z. B. Kekule, Antike Terracotten II Taf. 12 n. 4, die doch nicht bis in nachchristliche Zeit herabgerückt werden können. Daß die Helden und Heldinnen der Mode stets Veraltetes wieder aufwärmen, das können wir zum Überdruß vor unseren eigenen Augen beobachten. Und wer weiß, ob für die goldenen Toupets die letzte Stunde schon geschlagen hat? Zu einem bräunlichen Gesicht mag in der Tat jener goldene Rahmen wundervoll stehen.

4. Der Sinn des Tettix.

Kein anderer Bestandteil der antiken Tracht zeigt eine so zähe Lebensdauer wie dieser goldene Panzer der Stirnhaare. Hier kann man nicht mehr von Mode reden; denn weit mehr als ein Jahrtausend währen, das ist nicht Sache der Mode. Erhielt sich dieser Schmuck auch in den Zeiten des reifsten Geschmackes, dem eine so protzige Verwendung von Gold anstößig erscheint, dann gibt offen-

[16]) Sollte die Tracht der camillae nicht auf die Beschreibung der Camilla bei Virgil, oben S. 94 eingewirkt haben? Wir zogen bereits den Schluß, daß die Fibula der Camilla ein τέττιξ sein muß. Weiter bringt uns eine zweite Schilderung ihres Anzuges durch Virgil Aeneis XI 576, welche zwar von der früheren (VII 814) völlig abweicht, dennoch aber deutlich auf sie Bezug nimmt: „pro crinali auro, pro longae tegmine pallae | tigridis exuviae per dorsum a vertice pendent.“ Der fibula entspricht das crinale aurum und der Ausdruck an sich schon würde uns auf einen τέττιξ führen. Was eine palla ist, wissen wir noch nicht sicher; man wird mir nicht zumuten, eine Untersuchung hierüber nebenbei anzustellen. Ich begnüge mich, die Ansicht von Gelehrten zu citieren, die sich mit dieser Frage abgaben. Nach Marquardt-Mau, Privatleben der Römer 576 wird das ricinium, welches die camilli tragen, später durch die palla ersetzt. Das scheint mir doch bedeutsam. Noch viel bedeutsamer wird aber, daß camillae in ‚pelasgischer‘ Tracht auftreten: camilli— κάδμιλοι!

bar diese Tracht einem tief im Griechenvolk eingewurzelten Gedanken Ausdruck: sie hebt durch das Übergolden den Stirnschopf als den wichtigsten Teil am Menschen hervor. Und warum dies?

Dem Opfertier schneidet man, bevor es geschlachtet wird, die Stirnhaare ab; genau so verfährt auch Kalchas beim Opfer der Iphigenie. Es ist der bekannte Ritus des κατάρξασθαι, wofür Homer auch ἀπάρξασθαι verwendet. Am klarsten tritt der Sinn des Brauches aus den Versen in Euripides Alkestis 73 hervor, wo Thanatos sagt:

στείχω δ' ἐπ' αὐτήν, ὡς κατάρξωμαι ξίφει.
ἱερὸς γὰρ οὗτος τῶν κατὰ χθονὸς θεῶν
ὅτου τόδ' ἔγχος κρατὸς ἁγνίσῃ τρίχα.

Wem also das Stirnhaar abgeschnitten wird — und aus diesem Glauben erhielt Thanatos das Schwert zum Attribut — der ist den Unterirdischen verfallen.

Der Stirnschopf vertritt ebenso als pars pro toto das Haupt, wie das Haupt den ganzen Menschen; das Abschneiden des Schopfes tritt an die Stelle des einer höheren Cultur widerstrebenden Abschneidens des Kopfes. Die Ausläufer dieser letztgenannten, überall verbreiteten primitiven Sitte hat bei den Ariern verfolgt und in den großen ethnologischen Zusammenhang eingereiht: Gio. Pinza, La conservazione delle teste umane e le idee ed i costumi coi quali si connette, in den Memorie della Società Geografica Italiana vol. VII 305—492. Das κατάρξασθαι ist nichts als das Festhalten eines uralten, der ganzen Menschheit gemeinsamen Brauches in der Umgestaltung, welche die verfeinerte Kultur verlangte.

Aus den Monumenten schlossen wir, daß schon die Vorgänger der Griechen, die Vertreter der ägäischen Cultur, den Haaren und speciell den Stirnhaaren die gleiche Bedeutung beilegten wie die späteren Griechen. Dieser Schluß läßt sich noch von einer anderen Seite her begründen. Die Tribut überbringenden Keftiu in ägyptischen Darstellungen sind mit einer Frisur ausgestattet, bei welcher der Stirnschopf als besonders charakteristischer Teil herausgehoben wird. Schon W. Max Müller, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern S. 341 (danach Fig. 50) fiel diese Eigentümlichkeit der Frisur auf und er brachte sie in Zusammenhang mit dem von uns bei Gelegenheit des ionischen Korymbos citierten Buccherohenkel bei Helbig, Homerisches Epos² 242. Das ist im allgemeinen gewiß richtig. Mir scheint indessen, daß mit der bei den Keftiu sich über den Scheitel in seiner ganzen Ausdehnung



Fig. 50 Keftô-Mann aus dem Rh-mi-re-Grab.

zurückbiegenden Flechte eine Haartracht gemeint sein muß, wie wir sie in später griechischer Zeit hauptsächlich bei Kindern finden, die wohl bekannte Scheitelflechte. Sie wurde ὁ σκορπίος genannt, was das Scholion zu Thukydides I 6 und Suidas v. κρωβύλος als Bezeichnung des Krobylos bei Kindern aufführt. Als ein guter Gedanke von Sittl (Die Patricierzeit der griechischen Kunst 33) mag noch erwähnt werden, daß derselbe den entsprechenden Zopf der Koren vom Erechtheion als eine altmodische, nur für die gottesdienstliche Handlung beibehaltene Tracht ansieht. Dieser Gedanke hat in der Tat durch unseren Nachweis an Consistenz gewonnen.

Aus der Anschauung, daß der Haarschopf das Leben selber vertritt, erklärt sich auch das Weihen von Locken durch Menschen, die einer großen Gefahr oder einer schweren Krankheit entronnen sind (Belege im Bull. de corr. Hellén. 1888 S. 479): an Stelle des Lebens, welches eigentlich schon verwirkt war, müssen sich die Götter mit einem Symbol des Lebens begnügen. In denselben Gedankenkreis gehört auch die Sage von Nisos und von dem unsterblich machenden goldenen Haar des Pterelaos.

Weiterhin reiht sich hier ein das Anfassen des überwundenen Gegners am Stirnschopf und bezeichnenderweise tritt dieser Zug besonders häufig an den ältesten Darstellungen des Zweikampfes auf, in Gemmen der mykenischen Periode: Furtwängler, Gemmen Taf. II 2, 5, 6 und dem kretischen Goldplättchen Arch. Ztg. 1884 Taf. 8 (Minotauros). Um den Leser daran zu erinnern, wie sich dieser Zug durch den ganzen Verlauf der griechischen Kunstgeschichte hindurch erhielt, genügt es drei Monumente zu nennen: Perseus mit der Meduse in der selinuntischen Metope; Theseus mit Prokrustes auf der Schale des Euphronios; Athena mit dem Giganten im Fries von Pergamon.

Wer seinen Stirnschopf dem Feind in die Hand gibt, dessen Leben ist verwirkt. Das ist der Grundgedanke beim Opferritus, bei jenen Erzählungen und bei der Decoration der Helme mit dem Krobylos. Aus dem Wert, welchen somit das Stirnhaar für die Anschauungen der Griechen gewann, entstand die Tracht einer goldenen Larve des Krobylos, entstand der Tettix.

Nicht ein bloßes Schmuckstück wie ein Halsband oder eine Spange war der Tettix. Der tiefe Sinn dieses Schmuckes bewährt sich auch darin, daß an seine Stelle später, so namentlich in Südrußland, ein Goldband tritt, dessen Mitte durch den Heraklesknoten verziert wird[17]). Diesem Knoten wurde sicher eine symbo-

[17]) Beispiele im CR. 1880 S. 34 ff. n. 1, 12, 13. Über den Heraklesknoten: Wolters, Zu griechischen Agonen 7.

lische Bedeutung beigelegt, wenn wir auch den Sinn des Symbols nicht in klare Worte fassen können. Welchem Gedankenkreis aber das Symbol entnommen wurde, läßt sich aus der Inschrift entnehmen, welche in noch späteren Exemplaren die Stelle des Heraklesknotens einnimmt: Θάρσ(ε)ι, Εὐγένη, οὐδ(ε)ὶς ἀθάνατος.[18]) Im Krobylos des Louvrehelmes sitzt eine Büste des Herakles, des Siegers über Geras. Der goldene Lockenkranz über der Stirn eines Greisen gibt diesem wieder, was Geras ihm geraubt. Alter und Tod, diesen verhaßten Mächten, soll der Tettix ihre Kraft brechen.

5. Resultat.

Wie bei der Besteigung eines eisbedeckten Berges mußten wir Schritt vor Schritt erst mit der Picke den Standpunkt für unsere Füße graben, um weiterzukommen; dadurch verloren wir den Überblick. Erst jetzt, nachdem wir an der Spitze anlangten, können wir Umblick halten und überschauen nun den Weg auf den Berg, den wir zum erstenmal erstiegen.

Das überraschendste an dem Nachweis der altattischen Tettigophorie mögen wohl die weiten Zusammenhänge sein, in welche sie sich einreiht. Die Tettigophorie ist keine Mode, welche die Laune ihres Schöpfers ebensogut auch εἰς τοὐπίσω hätte dekretieren können; sie beruht auf dem symbolischen Sinn des Stirnschopfes, der den ältesten Griechen so heilig gewesen sein muß wie einem Orientalen sein Bart. Schon aus den ägyptischen Darstellungen des zweiten Jahrtausends erfahren wir, daß die Vertreter der hohen ägäischen Cultur ihren Stirnschopf aus der Haarmasse besonders hervorhoben, und wie weit zurück die gemeinsame Quelle für diese Tracht zu suchen ist, können wir daraus ermessen, daß bereits in den uralten Funden von Troja einerseits und anderseits von Mykene eine Differenzierung im Ornament des goldenen Panzers der Stirnhaare zu constatieren ist, eine Differenzierung, welche sich selbst in historisch heller Zeit zwischen Attika und Ionien erhielt. Daß der Verlust des Haares den Verlust der Lebenskraft bedeutet, das klingt auch in der Mythologie der Hebräer gerade an dem Punkte durch, wo sie mit dem interessanten Volk der Philister in Berührung kommen, bei Simson. Zwar verrät kein Wort in den frühesten schriftlich fortgepflanzten griechischen Gedanken, daß man den goldenen Panzer über der Stirne noch als eine Maske des Stirnhaares verstand; um so deutlicher sprechen

[18]) Siebourg im Archiv für Religionswissenschaft 1906 S. 390. Mehrere ähnliche Goldbänder aus verschiedenen Perioden bei Pollak, Sammlung Nelidoff Taf. 4–6.

aber die Monumente. Denn, angenommen diese Bedeutung hätte sich ganz verflüchtigt, so hätte die Stilisierung der Schmuckstücke nicht die zeitlichen und localen Wandlungen in der künstlerischen Wiedergabe der Haare mitmachen können.

Wenn im vierten Jahrhundert neben den Stlengiden, welche die Stirnhaare nach dem entwickelten Kunstvermögen ihrer Zeit wiedergeben, nebenbei auch eine ganz veraltete Stilisierung der Stirnhaare festgehalten wird, so muß das seinen bestimmten Grund haben. Artemisia, deren Willen ein Weltwunder schaffen hieß, trägt das Schmuckstück nicht etwa darum bloß in altväterischer Form, weil sie es so in ihrem Familienschmuck vorfand und sich eine moderne Stlengis nicht anschaffen wollte, sondern sie will damit sagen, in meiner Familie ist dieses Schmuckstück von den Ureltern her vererbt, ich stamme aus einem uralten Geschlecht. Gerade durch seine veraltete Form gewann der Schmuck an Wert, denn er führte gewissermaßen die sechzehn Ahnen ad oculos. In dieser Zeit war die Stlengis oder die goldene Korymbe zum Ausdruck aristokratischen Familienstolzes geworden wie die Zackenkrone des modernen Adeligen. Das aristokratische Vorrecht war es auch, das in den vierziger Jahren des fünften Jahrhunderts zu Athen vom Gesetze des Kineas und Phrinos gebrochen werden sollte, wenn wenigstens bei den Männern der goldene Tettix auf den Aussterbeetat gesetzt wurde. Daß es Träger der Cultur waren, welche dieses Gesetz einbrachten, das erhellt aus seinen ungemein civilen Bestimmungen; den alten Leutchen läßt man ihren Geschmack, aber den jungen Herren wird klar gemacht, daß sie nicht mehr in der Ritterzeit leben, daß die Leute um sie herum zu arbeiten haben und daß diesen das Klappern der Tettiges auf die Nerven geht. Das Gesetz war auch galant; den Geschmack der Damen vermaß man sich nicht zu zügeln. Sie, die allmählich ihre Stellung als Krone der Schöpfung erobern, müssen nun den Männern wie Bevorzugte erschienen sein, welche die Tradition in der Familie verkörpern. Manch ein Tettix, den der Urahne bei Marathon getragen hatte, mag damals auf das lockige Haupt einer späten Enkelin gewandert sein. Ein verfeinerter Geschmack nahm mit der Zeit Anstoß an so dick aufgetragenem Gold; darum wird die Form des Schmuckes in späten cyprischen und alexandrinischen Stücken stark reduciert. Das genannte Stück aus Alexandria verrät aber merkwürdigerweise durch das gewählte Motiv der Decoration, einer Aigis, daß seinem Verfertiger die ursprüngliche Bedeutung dieses Stirnschildes noch bewußt war, den Haarschopf vor feindlichen Mächten zu schützen. Vielversprechend scheint mir der Nachweis eines Fortlebens jenes uralten Schmuckes bei den Camillae. Ledig-

lich zu einem decorativen Motiv wurde schließlich der Tettix in den Frisuren der Damen flavischer Periode.

Namentlich aber die Nomenclatur erfährt eine gründliche Umgestaltung. Conzes bereits allgemein eingebürgerte Bezeichnung der altattischen Haartracht als Krobylos fällt wie ein falscher Zopf zu Boden, nicht bloß weil derselbe entgegen den einstimmigen Aussagen aller namhaften Schriftsteller hinten anstatt vorne gesucht wurde, sondern weil das Wort im klassischen Sprachgebrauch überhaupt nicht eine Haartracht, sondern nur einen bestimmten Teil der Haare bezeichnet. κρωβύλος wie κόρυμβος und κορύμβη bedeutet für die Schriftsteller guter Zeit den Haarkranz um die Stirne, den Stirnschopf, den ciuffo, wie ihn sich auch heute noch die römischen popolani selbst bei sonst ganz kurz geschorenem Haar als einen prächtigen Rahmen um das Gesicht stehen lassen. Bei den unter sich und mit κρωβύλος synonymen Worten κόρυμβος, κόσυμβος und κορύμβη, κοσύμβη möchte ich fragen, ob sich das Doppelgeschlecht nicht daraus erklärt, daß in einer Zeit, welche die Identification des Stirnschopfes mit der Person seines Trägers noch empfand, logischerweise das Geschlecht für die Bezeichnung des Schopfes demjenigen seines Trägers folgte. τέττιξ ist ein κρωβύλος oder κόρυμβος aus Gold; χρύσειαι κορύμβαι sind darum τέττιγες. Im fünften Jahrhundert gebraucht man in Attika anstatt τέττιξ in gleicher Bedeutung auch στλεγγίς: zweierlei Namen für dieselbe Sache gleichzeitig im Umlauf, wie für die Wölbung über einem andern Körperteil, welche der Mode neuerer Zeit gefiel, gleichzeitig zwei termini technici geläufig sind, cul de Paris und tournure.

Während der Culturstufe des σιδηροφορεῖν, welche nach den Grabfunden zu schließen im östlichen Italien sehr tief herunter, bis in historische Zeit hinein reichte, zeigt sich der Herr außerhalb des Hauses nur in vollem Waffenschmuck. Er hatte demnach keine Gelegenheit, sich öffentlich mit dem Tettix zu zeigen, wäre nicht die Sitte aufgekommen, am Helm, der ja ohnehin Teile des Gesichtes, wie häufig sogar die Augenbrauen ausdrückt, über den der Stirne entsprechenden Teil den goldenen Tettix zu legen. Als einen Krobylos oder Korymbos aus Metall haben wir den homerischen φάλος verstehen lernen. Diesen Schmuck läßt der edle Herr selbst seinem Roß zugute kommen, und die Bezeichnung solcher Pferdestirnen aus Metall durch Sophokles als ἀμπυκτήρια φάλαρα beweist uns, daß wir ἄμπυξ mit Recht als eine andere Bezeichnung des gleichen Schmuckstückes bei Frauen angesehen haben.

Wie Studniczka (255) beobachtete, ist Ionien die Bezeichnung κόρυμβος, Attika dagegen κρωβύλος geläufig. Dieser Differenz entspricht nun aufs beste die

von uns constatierte Verschiedenheit in der Tracht der Stirnhaare zwischen Ionien und Attika. Wenn diese Scheidung sich auch nicht streng durchführen läßt, so besteht sie nichtsdestoweniger. In Attika begegnet fast ohne Ausnahme diejenige Form, welche sich ebensowohl mit der Gestalt einer Cicadenlarve als der Höhlung eines Schabeisens vergleichen läßt. Ionien dagegen gibt dem Haarkranz um die Stirne eine andere Gestalt, für welche namentlich die vor den Ohren tief herabhängenden Locken bezeichnend sind; außerdem wird hier der Korymbos oben von einem Diadem gekrönt. Vorläufig allerdings nur in jüngerer Periode nachweisbar, tritt nebenbei auch der Tettix nach attischer Form hier auf. Es schiene mir praktisch, zur Unterscheidung beider Formen die Bezeichnung κόρυμβος und κρωβύλος beziehungsweise Goldkorymbos und anderseits Tettix und Stlengis getrennt zu halten.

In Attika läßt sich der Tettix allerdings erst in Peisistratischer Zeit nachweisen. Allein bei der Spärlichkeit der bis jetzt vorliegenden Belege würde ich den Schluß für allzu gewagt halten, daß auch diese Form der τρυφή erst durch die Tyrannen nach Athen verpflanzt worden wäre. Das Alter der Tracht in anderen Teilen Griechenlands läßt eher erwarten, daß sie auch hier längst eingebürgert war und daß es uns nur vorläufig an monumentalen Belegen hierfür fehlt. Ich kann die Vermutung nicht unterdrücken, daß der goldene Kopfschmuck, welcher dem Theseus auf seinem Weg aus dem Labyrinth heraus leuchtete, ursprünglich als Tettix gedacht war. Wenigstens konnte die ältere Poesie, welche doch immer concret empfindet, der breiten Goldplatte über der Stirne ein solches Leuchten viel eher zuschreiben als einem Blattkranz, der ja allerdings schon um 500, also noch zur Zeit, da die Tettixtracht in ihrer Blüte stand, als Geschenk der Amphitrite in den Händen des Theseus erscheint.

Was für die Erklärung der Monumente herauskam, das läßt sich an den mitgeteilten Abbildungen so leicht überschauen, daß es hier nicht besonders aufgezählt zu werden braucht.

Ich traue dem Resultat unserer Untersuchung, weil sie nicht wie die Lösung von Conze und Studniczka den Anspruch erhebt, über Tatsachen der alten Tracht, welche sich mit Hilfe der Kunstwerke selbst von Schriftstellern der Spätzeit ohne weiteres noch controllieren ließen und so nachweisbar controlliert wurden, besser unterrichtet zu sein als die Alten selbst. Die philologische Erbsünde des besser wissen Wollens hat sich auch diesmal wieder gerächt.

Rom. FRIEDRICH HAUSER

Das Standmotiv des polykletischen Pythokles.



Fig. 51 Ares Borghese.

In dem wichtigen Aufsatz über den Diadumenos Polyklets im vorigen Bande dieser Zeitschrift S. 47 bekämpft Hauser mit guten Gründen die von Löwy aufgestellte Behauptung, diese Figur passe auf die Spuren, die desselben Meisters Pentathlos Pythokles auf seiner Basis in Olympia hinterlassen hat[1]). Aber die mir längst feststehende positive Tatsache, daß hieraus vielmehr ein ganz anderes Standmotiv zu erschließen ist, hat auch Hauser noch nicht dargelegt. Angedeutet ist sie freilich schon von Furtwängler, wie ich aus Löwys Bericht über eine Anmerkung zu den mir unzugänglichen ‚Masterpieces' entnehme; jedoch nur ganz kurz und nachtragsweise, so daß des Verfassers frühere, damit unverträgliche Meinung im Texte stehen blieb[2]).

Unsere Fig. 53 wiederholt Purgolds genaue Zeichnung der Basis aus dem Inschriftbande des Olympiawerkes auf die Hälfte, das heißt auf ein Zehntel der wirklichen Größe des Steines, verkleinert, und die ursprüngliche, hier durch die alte Namensaufschrift des Siegers gesicherte Front nach unten gekehrt, was beides auch von allen zum Vergleiche daneben gesetzten Rissen gilt, nur Fig. 57 ausgenommen. In dem Zink der Pythoklesbasis sind die verschiedenen Befestigungsspuren mit eingefügten Lettern bezeichnet.

[1]) Löwy in den Wiener Studien XXIV 1902 S. 398 ff. — Inzwischen erschien Löwys Erwiderung auf die Gegengründe Hausers im vorigen Bande der Jahreshefte 275; sie brachte jedoch kein neues Argument, bleibt also im folgenden unberücksichtigt.

[2]) Furtwängler, Meisterwerke 471 f.; Masterpieces

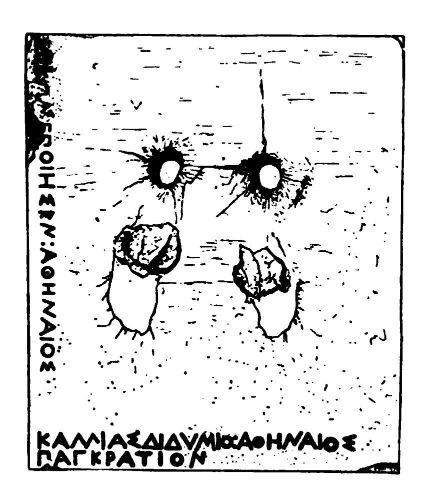


Fig. 52 Mikons Kallias.
Olympia V n. 146.

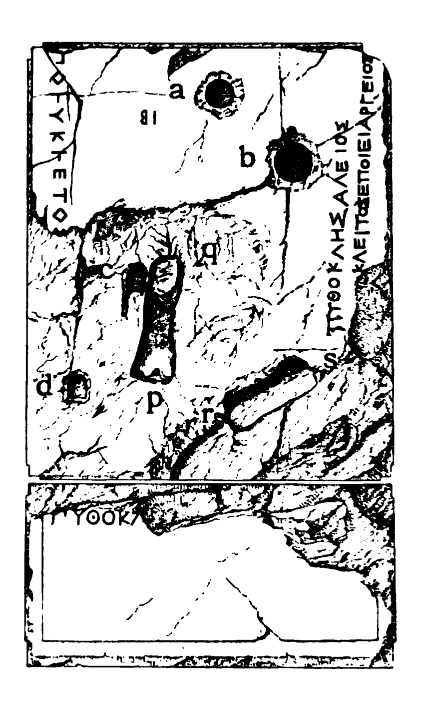


Fig. 53 Polyklets Pythokles.
Olympia V n. 162-3.

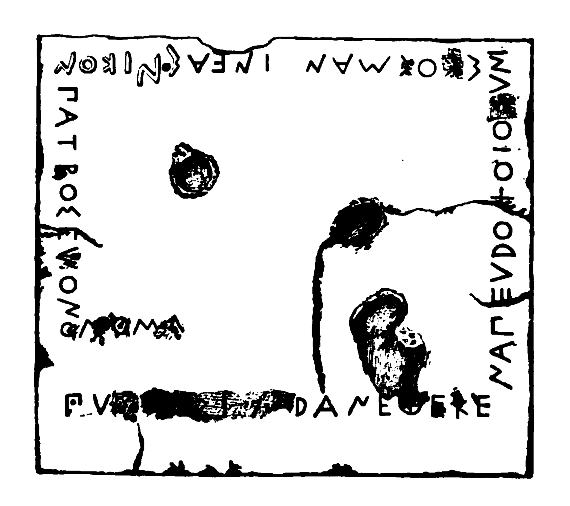


Fig. 54 Polyklets Kyniskos.
Olympia V n. 149.

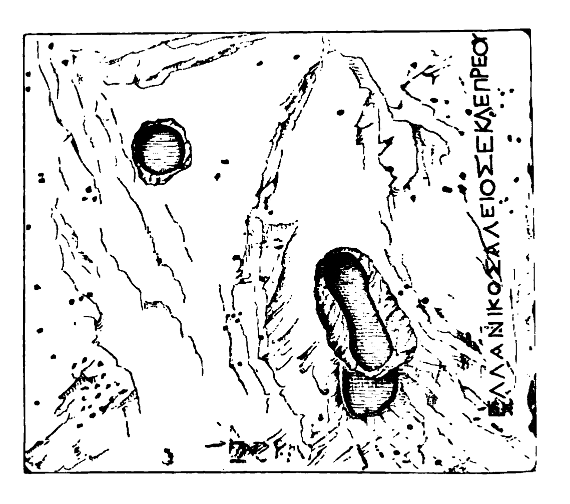


Fig. 55 Hellanikos.
Olympia V n. 155.

Fig. 52—55 Standspuren von Bronzestatuen olympischer Sieger, nach Olympia, Die Ergebnisse V, verkleinert auf $^1/_{10}$.

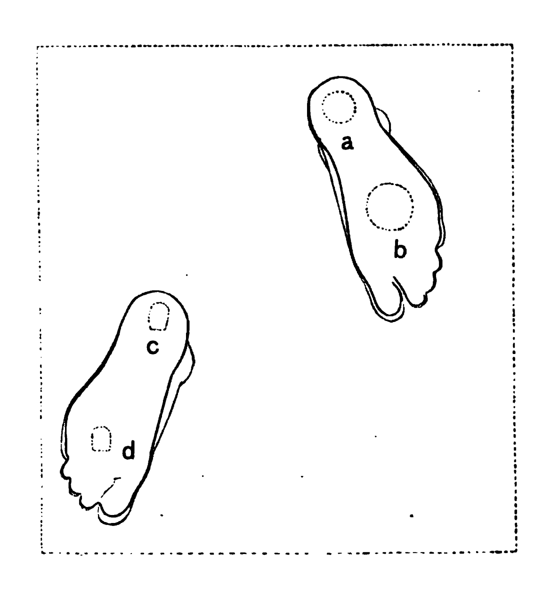


Fig. 56 Ares Borghese.

Fig. 57 Bronzefigürchen von Antikythera.

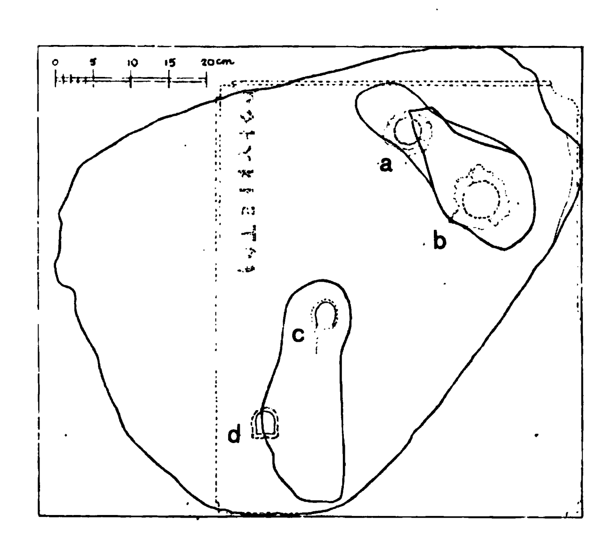


Fig. 58 Polyklets Diadumenos nach Wiener Studien 1902 S. 401.

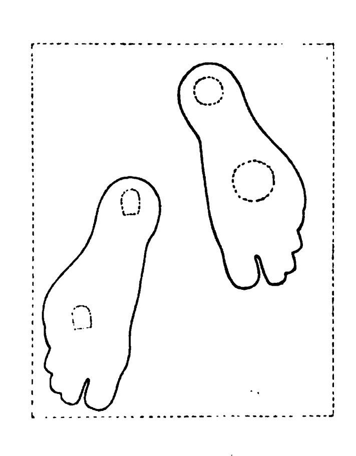


Fig. 59 Casseler Apollon.

Fig. 56—59 Fußumrisse griechischer Statuen mit eingetragenen Befestigungsspuren nach dem Vorbilde von *a—d* in Fig. 53, verkleinert auf $^1/_{10}$, nur Fig. 57 auf $^1/_2$.

Allgemein anerkannt ist, daß diese Spuren von zwei verschiedenen Bronzestatuen herrühren, der ursprünglichen polykletischen, die sorgfältig entfernt wurde, und einer anderen, zum Ersatz aufgestellten. Nur in der Aufteilung der sechs Einarbeitungen auf die zwei Figuren gehen die Ansichten weit auseinander. Statt ihnen polemisch nachzugehen, versuche ich lieber das, was mir einleuchtend scheint, aus einem kurzen Hinweis auf bekannte Tatsachen der Entwicklung dieser Technik hervortreten zu lassen.

Die eine von den zwei in Betracht kommenden Befestigungsweisen ist die, daß der voll aufruhenden Sohle des Erzbildes auf dem Steinsockel nur eine einzige gestreckte Vertiefung für den Bleiverguß entspricht. Sie mag zwar bereits in archaischer Zeit ihre Vorläufer haben, so vielleicht auf der Rundbasis des Kritios und Nesiotes von der Akropolis, die ich freilich durch Abbildung und Beschreibung nur unvollkommen kenne[3]). Aber in Olympia, besonders im Kreise Polyklets, ist dieses Princip erst später angewandt worden, wie es denn auch weiterhin die Herrschaft behielt. Und zwar zumeist in der Form, daß die Bettung nach beiden Richtungen nicht unbeträchtlich weniger als die Sohle mißt. Die entsprechenden Bleigußzapfen sieht man jetzt an einer ganzen Anzahl Bronzefüße des Fundes von Antikythera[4]). Die dafür bestimmten Öffnungen in den Sohlen zeigen unter anderen die beiden Füße der Sabouroffschen Figur in Berlin und der Standfuß des unlängst in Pompeji gefundenen Epheben, den ich, mit seinem seltsamen, etwa an Bronzino erinnernden Gesichte, auch sonst nicht für ein Werk des frühen fünften Jahrhunderts halten kann[5]). Das älteste Beispiel unter den olympischen Postamenten wäre freilich das des polykletischen Aristion, der zugleich mit Pythokles 452 v. Chr. siegte, wenn es nur nicht offenkundig von einer späteren Erneuerung herrührte[6]). So bleibt der früheste datierte Fall die Basis des 424 bekränzten Knaben Hellanikos (Fig. 55). „Der Umriß des Fußes ist 0·23^{m}, ... die Vertiefung für seinen Bleiverguß etwa 0·15^{m} lang“ (Purgold). Die kreisförmige

263 Anm. 2, nach Löwy a. a. O. S. 398 Anm. 3. Gegen den Identificierungsvorschlag Furtwänglers s. auch Amelung, Sculpt. d. Vatic. Museums I 117.

[3]) Michaelis, Arx Athen.[3] Tab. XXXVIII 5; Löwy, Inschr. gr. Bildh. n. 38. Während der Correctur erhalte ich durch die Güte der Herren Dr. Karo und Zippelius in Athen einen Papierabdruck der Standspuren dieser Basis. Verstehe ich ihn recht, so entsprechen den Fersen große elliptische Zapfenlöcher, 0·07—0·11^{m} breit, die jedoch nach vorn unmittelbar fortgesetzt werden durch schmale gestreckte Bettungen für Bleiklumpen, die sich nach vorn erbreitern und abgerundet schließen. Dr. Karo fand die Basis im Gras verborgen beim Agrippapostament. Möge sie bald den Weg ins Museum finden.

[4]) Ἐφημ. ἀρχ. 1902 σ. 151; Svoronos, Athen. Nationalmus. Taf. 5, 8—12 S. 36 ff.

[5]) Über beides s. Benndorf in dieser Zeitschr. IV 1901 S. 176 f.

[6]) Olympia V n. 165; Robert im Hermes XXXV 1903 S. 185 f., der auch die Befestigungsspuren mit Recht für spätere Entstehung der Basis anführt.

Standspur des rechten Fußes lehrt, daß er weit zurückgesetzt nur mit der Spitze auftrat, also in gut polykletischer Weise dastand.

Dasselbe Motiv, nur noch etwas minder ausgeprägt, übereinstimmend mit dem westmacottschen Knaben[7], zeigt bekanntlich der Sockel des Kyniskos (Fig. 54), Siegers im Jahre 460, des ältesten bekannten Werkes unseres Meisters. Aber so früher Entstehungszeit gemäß war sein rechter Standfuß noch nicht in der einen oblongen, sondern in zwei kleinen, hier querelliptischen Einarbeitungen befestigt, mit zwei an der Ferse und dem Ballen haftenden Zapfen oder Bleigußklumpen. So nämlich ist es in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durchaus üblich, wofür die Basen des Kallias von Mikon in Olympia (mit Bleiverguß in den vorderen Löchern, Fig. 52) und des von einem Namensvetter dieses Siegers gestifteten Erzbildes auf der Akropolis[9], sowie anderseits die Füße des delphischen Wagenlenkers[10] — der linke mit vorn erhaltenem, vierkantigem Bronzezapfen — angeführt seien. In allen diesen Fällen entsprechen den zwei vollaufgesetzten Sohlen vier rundliche Löcher. Nur auf der olympischen Basis des Tellon begnügte sich der vorgesetzte linke Fuß mit einer Vertiefung für die Ferse, obgleich auch er, nach dem erhaltenen Umrisse, mit ganzer Sohle aufstand, während der rechte, wohl weil er die Hauptlast trug, an zwei Stellen vergossen war[11].

Eine leicht verständliche Variante zu den runden sind die rechteckigen Löcher für genau eingepaßte Zapfen. Solche hinterließ der Dieitrephes des Kresilas auf seiner Basis, bloß zwei an Zahl, gut entsprechend dem Motiv des vulneratus deficiens der Lekythos Luynes, der gleich dem myronischen Marsyas nur auf den beiden Fußballen steht[12]. Jedoch zeigen die Sohlen des Apoxyomenos von Ephesos wieder, daß sich nicht bloß ein solcher Fuß, sondern auch ein voll aufruhender mit nur einem in der Ferse angebrachten Zapfen begnügen konnte[13].

[7]) Collignon, Hist. de la sc. Gr. I 499; Petersen in den Röm. Mitt. VIII 1893 S. 102; Furtwängler, Meisterwerke 452 ff.; Klein, Gesch. d. gr. Kunst II, 148 ff.

[8]) Robert a. a. O. S. 174.

[9]) Michaelis a. a. O. n. 7.

[10]) Ihre Befestigungsspuren kenne ich genauer als aus der Beschreibung von Homolle (Monum. et mémoires IV 1898 S. 20) aus diesem Gelehrten verdankten Skizzen und aus den losen Abgüssen der Füße im Dresdener Albertinum, von deren Sohlen mir Herr Inspector R. Kühnert genauere Zeichnungen zu machen die Güte hatte. Der Bronzezapfen ist im Gips weggeschnitten.

[11]) Olympia V n. 147, 148.

[12]) Michaelis a. a. O. S. 8 und Ath. Mitt. I 1876 Taf. 16, 5 S. 289, vgl. Six im Jahrbuch d. Inst. VII 1892 S. 187; Furtwängler, Meisterwerke 280. Die kürzlich von S. Reinach in der Gaz. d. beaux-arts XXIII 1905 p. 194 ff. als vulneratus deficiens des Kresilas veröffentlichte Bronze paßt schlechter auf die Dieitrephesbasis, da sie mit beiden Sohlen fest aufruht. Sie ist nach Bildern und Abguß auch mir dringend verdächtig, unter anderem wegen ihres Helmes, eines meines Wissens unerhörten Bastards von korinthischer und attischer Form. Den neuen Aufsatz von Babelon, der sie für modern erklärt, habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen.

[13]) Seemanns Wandbilder n. 182; R. v. Schneider, Ausstellung von Fundstücken aus Ephesos im

Im ganzen also scheiden sich reinlich zwei Arten der Befestigung von Bronzestatuen. Wer nun nach solcher Übersicht der nächst vergleichbaren Erscheinungen die Standspuren der olympischen Pythoklesbasis betrachtet, der wird, scheint mir, fragen, was es da überhaupt zu fragen gibt.

Der zweiten, der Ersatzfigur gehören die beiden gestreckten Mulden *p q* und *r s*, wie Furtwängler (S. 472) kurz und klar gezeigt, Löwy (S. 399) durch den Hinweis auf den bei *q* noch erhaltenen Bleiverguß und die barbarische, später Zeit entsprechende Zerstörung der Oberfläche beim Abnehmen dieser Statue bekräftigt hat. Doch durfte er nicht mit Purgold bei *q* eine Ferse ansetzen, bloß weil die Mulde dort, aus Rücksicht auf das ältere Zapfenloch *c* schmäler ist als bei *p*. Die beiden platt aufgesetzten Füße können nur nach vorne divergiert, das heißt bei *p* und *r* mit den Fersen gestanden haben. Diese Statue wandte somit ihren Rücken ungefähr nach der Ecke bei *d*, in der die Richtungen der beiden ursprünglichen Inschriften zusammentreffen. Deshalb wurden beide Texte in Einem vor ihren Füßen wiederholt. Die excentrische Aufstellung der Figur wird durch die übrigen Motive bedingt gewesen sein, etwa durch den nach links, nach *a b* hin abgestreckten linken Arm.

Für den echten alten Pythokles bleiben demnach, gemäß dem Brauche seiner Zeit, die paarweise zusammengehörigen Löcher *a b* und *c d*, die ersteren von der üblichen Kreisform, die letzteren etwa hufeisenförmig, nach vorne hin der uns vom Dieitrephes her bekannten quadratischen Dübellochform angenähert.

Über diesem Grundriß den Diadumenos aufzubauen ermöglichte sich Löwy auf folgende Weise (S. 403, siehe unsere Fig. 58): Den wuchtigen Standfuß befestigte er mit der Ferse in der kleinen Bettung *c*, wobei das Zwillingsloch *d*, welches sein Riß einfach fortläßt, von dem gewölbten Außenrande des Fußes hinter dem kleinen Zehen überschnitten zum Teil unbedeckt bleibt. Den losen polykletischen Spielfuß dagegen verankert Löwy in den beiden größeren Vertiefungen, in *b* am Ballen, in *a* mit einem Metallstab unter der Ferse, worin ihm Furtwängler vorangegangen war, der jedoch nachträglich, wie eingangs erwähnt, diese Meinung aufgab. Über solch traurige Krücke beruhigt sich Löwy mit der unzulässigen Voraussetzung, sie sei „bei der niedrigen Aufstellung gar nicht wahrnehmbar gewesen" (S. 398, A. 3). Analogien bringt er dafür keine bei und selbst die römischen, die es gibt, sind anderer Art [14]). Wie jedoch Polyklet

griechischen Tempel im Volksgarten, zweite Auflage 4. Die Abbildungen der Sohlen aus dem im Erscheinen begriffenen Ephesoswerke hat mir die Redaktion gütigst mitgeteilt.

[14]) Kieseritzky, Ath. Mitt. XXIV 1899 S. 469 ff. und Benndorf in dieser Zeitschrift IV 1901 S. 177.

solche Spielbeine verzapft hat, das wissen wir aus der Kyniskosbasis (Fig. 54), der sich die des Hellanikos (Fig. 55), der Astragal in Olympia[15]) und die Basis der Athena Hygieia, die ich in der sogenannten farnesischen wiedererkenne [16]), als dem Meister noch gleichzeitige Zeugnisse anschließen.

Wen nicht von außen herbeigebrachte Voraussetzungen, wie daß der nach Rom überführte Pythokles in Copien erhalten sein dürfte (Löwy S. 399), sondern die maßgebenden Analogien bestimmen, der kann über die zwei Löcherpaare *a b* und *c d* nur zwei mit ganzer Sohle aufruhende Füße setzen. Die Verschiedenheit der Abstände — der zwischen *c* und *d* ist etwas größer — verschlägt nichts, da sie auf der Mikonbasis noch größer ist (Fig. 52). Das zerstörte ἐποίει der alten Künstlerinschrift findet neben dem rechten Fuße reichlich Platz.

Das Standmotiv, das wir so ablesen, ist ein unverächtlicher Gewinn, weil für Polyklet neu und eine Warnung mehr, das paene ad unum exemplum gar zu wörtlich zu nehmen. Vor den Standfuß (*a b*) war der des Spielbeines (*c d*) so weit, etwa um eine ganze Fußlänge (*a c*), vorgesetzt und so stark auswärts gedreht, daß seine Längsachse mit der des andern Fußes noch etwas vor dessen Ferse (*a*) in mäßig spitzem Winkel zusammentraf. Genau dieselbe sehr eigenartige Stellung vermag ich unter den erhaltenen Statuen jener Epoche bisher nicht aufzuweisen. Ein ähnliches Verhältnis der Füße zueinander finde ich zuerst am Casseler Apoll (Fig. 59 [17]), nur daß bei ihm der Abstand der Füße viel zu kurz ist. Noch mehr gleicht dem Pythokles in der Fußstellung der Ares Borghese (Fig. 56 [18]), ganz abgebildet Fig. 51 auf S. 131, der, sollte er auch auf einen Athener, etwa Alkamenes, zurückgehen, doch immer wieder an die größeren Gestalten Polyklets erinnert [19]). Sehr ähnlich wie er tritt der auch sonst verwandte Dresdener Zeus auf[20]). In anderer Weise noch näher kommt unserem

[15]) Benndorf in den Gesammelten Studien zur Kunstgesch. für Anton Springer 7; Treu, Olympia III Taf. 55, 4, 5; vgl. Furtwängler, Meisterwerke 452, 462.

[16]) Michaelis, Arx Athen. Taf. XXXVII 4; Jahrbuch d. arch. Inst. XIV 1899 Anz. 134; Klein, Gesch. gr. Kunst II 54, 139.

[17]) Der Grundriß wieder nach Abguß. Vgl. Michaelis-Springer 193 mit dem Literaturnachweis.

[18]) Der Riß wird abermals Herrn Kühnert verdankt.

[19]) So z. B. Furtwängler in Roschers Lexikon I 489, der freilich jetzt ganz anders urteilt: Über Statuencopien in den Abh. Akad. München I. Cl. XX 1896 S. 566 f., wo die Repliken, und Beschr. d. Glypt. n. 212. Dagegen vgl. Collignon, Hist. de la sc. Gr. II 124; Michaelis-Springer 245. — Dem Ares recht ähnlich, nur mit kürzerer Schrittweite, stehen einige nach Vorbildern des fünften Jahrhunderts gearbeitete Antinoosstatuen, so die zu Rom in der Banca nazionale, Bullettino comunale 1886 tav. 7 p. 209 ff.; Arndt und Amelung, Einzelaufnahmen IV n. 1174, von deren Fußsohlen mir Kurt Müller freundlich einen Riß gemacht hat.

[20]) Festschrift für Otto Benndorf Taf. 2. 3 S. 99 und Olympia III 225 (Treu), wiederholt bei Michaelis-Springer, Handbuch der Kunstgeschichte I⁷ S. 214.

polykletischen Standmotiv das in Fig. 57 wiedergegebene des etwas jüngeren Athletenfigürchens von Cerigotto (Fig. 60[21]). Seine Füße sind, wie bei Kleinbronzen Sitte, nur mit je einem der Mitte nahen Zapfen in der (cylindrischen) Steinbasis befestigt. Auf die Weiterentwicklung dieser Schrittstellung, die über den antretenden Diskoswerfer[22]) und die verschiedenen Salber[23]) bis zum lysippischen Herakles Farnese hinabführt[24]), sei nur mit einem Worte hingewiesen.



Fig. 60
Bronzefigürchen
von Antikythera.

Aus der Haltung der nächst vergleichbaren Gestalten mit hinten überlehnendem Rumpf erklärt sich vielleicht auch die Verschiedenheit der beiden Paare von Zapfenlöchern. Die des Standbeines (*a b*) sind größer, um stärkeren Dübeln Raum zu geben, die kleineren des Spielbeines (*c d*) vorne scharfkantig, um hier seine Bolzen genau eingreifen zu lassen und so besser ihrem Ausheben vorzubeugen, welches das Übergewicht des Rumpfes nach hinten, etwa durch starken Wind unterstützt, sonst bewirken könnte. Doch mag sich das auch anders erklären, wenn einmal diese Technik bis ins einzelne genau erforscht ist. Die klare Hauptsache wird davon nicht berührt.

Unberührt bleibt sie auch von der stadtrömischen Basis, die das entführte Original oder eine Copie des Pythokles trug; denn ihre Standspuren, die von den olympischen grundverschieden, im Princip mit denen des Dieitrephes und den damit oben verglichenen Befestigungslöchern der ephesischen Bronze übereinstimmen (S. 135), rühren offenbar von einer früheren Verwendung des Postamentes her[25]).

Leipzig. FRANZ STUDNICZKA

21) Nach Svoronos, Athen. Nationalmus. Taf. 8, vgl. S. 42, wo noch der „Hermes Diskobolos“ spukt; s. Anm. 22; Ἐφημ. ἀρχ. 1902 Taf. 17 σ. 154. Der Grundriß Fig. 57 wird Herrn Dr. Karo verdankt.

22) Zu dessen Deutung s. zuletzt von Mach im Amer. journ. of arch. 1903 VII 445 ff. und Regling in der Zeitschr. f. Numism. XXV 1905 44 f.

23) S. besonders Braccio nuovo n. 99, 103, Amelung, Sc. d. Vatic. Taf. 16 und 17.

24) Über ihn und seine Vorläufer s. zuletzt Bulle zu Brunn und Arndt, Denkm. gr.-röm. Skulpt. n. 554; auch Svoronos a. a. O. Taf. 11, 23, S. 55 ff.

25) Die Standspuren abgebildet bei Löwy a. a. O. S. 400, richtig beurteilt von Petersen in den Röm. Mitt. VI 1891 S. 304 f., mit Billigung Furtwänglers, Meisterwerke 472.

Die Griechen in Südgallien.

I.

I. Unser Auszug des Stephanos von Byzanz hat unter dem Worte Βίεννος, etwas entstellt, die folgenden Sätze: 1. πόλις Κρήτης. ὁ πολίτης Βιέννιος . . . οἳ δὲ τιμὰς ἀποπέμπειν τῶι τε μιλιωι † Διὶ καὶ Βιεννίωι. 2. ἔστι καὶ ἑτέρα πόλις ἐν Γαλλίαι. αὐχμοῦ γάρ ποτε τὴν σύμπασαν Κρήτην κατασχόντος εἰς ἑτέρους τόπους ἀπωικίζοντο, οἰκῆσαι δέ τινας † Ὑδροῦντα τῆς Ἰταλίας οὔπω πεπολισμένον. χρησμοῦ δ' αὐτοῖς δοθέντος ὅπου ἑλωδέστατον τόπον θεάσονται κατοικῆσαι ἐλθόντες οὖν † ἐπὶ τὸν Ῥοδανὸν τῆς Γαλλίας ἑλώδη ὄντα οἰκῆσαι καὶ τὴν πόλιν οὕτως ὀνομάσαι, ἐπειδὴ μία τῶν σὺν αὐτοῖς παρθένων Βιάννα καλουμένη χορεύουσα ὑπό τινος χάσματος ἐλήφθη. Das unter 1 für kretisch Βιέννιος von Βίεννος angeführte Historikerbruchstück unbekannten Verfassers οἳ δὲ τιμὰς ἀποπέμπειν τῶι τε μιλιωι † Διὶ καὶ Βιεννίωι entbehrt heute des Prädicats, teilt aber diesen Mangel mit dem Historikerbruchstück in 2 αὐχμοῦ — ἐλήφθη. Schiebt man das Stück in 1 unmittelbar hinter 2, so gewinnt 2 einen passenden Schluß, 1 überhaupt erst Zusammenhang und sogar eine Subjectsbestimmung, so: „Von Hydruntum, behaupten jene Kreter, sich auf ein Orakel hin nach Gallien gewendet und am Rhonefluß, da er äußerst sumpfig war — eine Bedingung, welche das Orakel verlangt hatte — angesiedelt, die Neugründung nach einem ihrer Mädchen Bianna benannt zu haben, weil diese beim Reigen dort von einem Erdspalt aufgenommen war; sie schicken, behaupten sie, Ehrungen nach Kreta dem Zeus . . . und dem von Biennos.“ Stephanos' Hauptquelle war, wie bekannt, die Erdbeschreibung des alten Milesiers Hekataios. Er hatte Iberien und Südgallien mit einer Ausführlichkeit geschildert, über die man erstaunt, auch Massalia[1]): wie denn im sechsten Jahrhundert, auf dem Höhepunkte des griechischen Westhandels, vor der Ausbreitung der Karthager gerade Iberien und Südgallien den Ioniern des Ostens aus eigener Anschauung gut bekannt sind.[2]) Später nicht mehr; was die attische Literatur des fünften Jahrhunderts über den äußersten Westen mitteilt, stammt anscheinend aus Büchern, unter denen Hekataios' Werk wohl die erste Stelle einnahm.[3]) Hekataios liebt es, sich auf die Überlieferungen der Eingeborenen zu berufen, und geradezu Manier ist bei ihm, Stadteponyme und ihre Verhältnisse anzugeben.[4])

[1]) Steph. u. d. W. Ναρβών Νύραξ Μασσαλία.

[2]) Diels, Hermes XXII 419; Müllenhoff D. A. I² 110 f.; H. Berger, Geschichte der wiss. Erdkunde der Griechen I 27.

[3]) Vgl. Sophokles' Andromeda und Die Iberer (unten A. 29).

[4]) Diels a. a. O. 437; 441 ff.

Der knappe und anschauliche, graziöse Stil des Bruchstückes fällt wieder ganz in seine Art. Ich denke, diese Gründe sind zusammengenommen ausreichend.

Das Stück aus dem Bericht des Hekataios über die Besiedlung Südgalliens besaß im vollständigen Stephanos einst diese, bis auf den geänderten Dialekt, allem Anscheine nach ursprüngliche Fassung:

Im Keltenlande liegt Bienna. αὐχμοῦ γάρ ποτε τὴν σύμπασαν Κρήτην κατασχόντος εἰς ἑτέρους τόπους ἀπωικίζοντο, ᾤκισαν δέ τινες Ὑδροῦντα τῆς Ἰταλίας οὔπω πεπολισμένον. χρησμοῦ δ' αὐτοῖς δοθέντος, ὅπου ἑλωδέστατον τόπον θεάσονται κατοικῆσαι, ἐλθόντες φασὶν ἐπὶ τὸν Ῥοδανὸν τῆς Γαλλίας ἑλώδη ὄντα οἰκῆσαι καὶ τὴν πόλιν οὕτως ὀνομάσαι, ἐπειδὴ μία τῶν σὺν αὐτοῖς παρθένων Βιάννα καλουμένη χορεύουσα ὑπό τινος χάσματος ἐλήφθη, οἳ δὲ τιμάς ⟨φασ'⟩ ἀποπέμπειν τῶι τε Ἰδαίωι Διὶ καὶ Βιεννίωι.

Z. 2 οἰκῆσαι δέ τινας Hdss. || 4 φασὶν ich: οὖν Hdss.; ἐλθόντας οὖν ἐπὶ τὸν oder Lücke Meineke || 4 Γαλιλαίας Hdss.; Κελτικῆς wird Hekataios gesagt oder τῆς Γαλλίας fortgelassen haben, vgl. Fr. 19 ff. Müller; Atenstädt, Leipziger Stud. XIV 161 und Marx, Rh. Mus. L 346 || 5 Βιάννα Hdss., hernach aber dieselben τῆς δὲ Βιέννης Βιενναῖος. Die kretischen Inschriften erhalten das α. Auch der kretische Stadtgründer Althaimenes verschwand auf Rhodos in einem χάσμα. || 6 Ἰδαίωι ich: μιλίωι Hdss.; Μιλησίωι Meineke.

II. Ptolemaios' Geographie III 173 erwähnt die Mündung Μασσαλίου (oder Μασσαλία) ποταμοῦ im südwestlichen Mittelkreta. Der bekannte Vaticanus 191 hat Μεσσαλία, der Athous Μαρσαλία, wieder andere Handschriften Μασαλία, der Palatinus und zwei Parisini Μασσαλίου.[5]) Μασσαλία[6]) vorzuziehen ist nicht so sehr begründet durch Stephanos unter dem Worte Μασσαλία ... τὸ ἐθνικὸν Μασσαλιώτης καὶ Μασσαλιεύς καὶ Μασσαλία⟨ς⟩,[7]) καὶ Μασσαλιῶτις γυνή, als durch die Fülle von Analogien. Ἁδρίας Ἀκρίας[8]) Ἀσίας[9]) Γαλατίας[10]) Ἱσμηνίας Καφισίας Καυνίας Καϊκίας ἑδρίας ἑλικίας[11])

[5]) Nach der Ausgabe C. Müllers, Paris 1883.

[6]) Bursian, Griech. Geogr. II 547.

[7]) Meineke Μασσαλιήτης. Das einfachere ist schon an sich vorzuziehen.

[8]) Paus. VI 21, 6.

[9]) Strabo XIV 650, 45; Herodot IV 45; Schol. Il. II 461; Stephanos u. d. W. Ἀσία. Ein Heroon des Ἀσίης lag am Kayster.

[10]) Suidas u. d. W. Γαλάτεια] ὄνομα θεᾶς. Γαλατία δὲ χώρα, καὶ Γαλατίας ὄνομα κύριον.

[11]) ἑλικίας sagt der Fachmann Poseidonios in der Meteorologie (aus ihm Περὶ κόσμου 4 und Lydus De ostentis 97), ἕλιξ der spätere Arrian bei Stob., Ekl. I 237, 6 f. Ähnlich Σύρος Συρίας u. a. vom Winde (Cap. V). Vgl. W. Capelle, Hermes XL 622 f. Übrigens gehen die Erklärungen ὅσοι ἐς ἑλικοειδῆ γραμμὴν διάττουσιν und γραμμοειδῶς φερόμενοι und ὅτι ἑλικοειδῆ γραμμὴν ἐν τῶι καταφέρεσθαι παραδεικνῦσιν alle auf die βουστροφηδὸν γραμμή. Über die onomatologische Seite der meteorischen Literatur fehlt eine historisch und dialektisch angelegte Untersuchung, welche reichen Ertrag verspricht. Namenbildung mit Präpositionen, wie ἐγκολπίας ἐξυδρίας ἐκνεφίας, scheinen nicht alt zu sein, vielleicht erst nach dem Muster von ἀπαρκτίας gemacht. Jung sehen auch die Erdbebennamen μυκηματίας παλματίας χασματίας σεισματίας aus. Poseidonios ist der eine gegebene Punkt. Vgl. Capelle, Die Schrift von der Welt (Neue Jahrb. XV). τραυματίας ist alt, vielfach schon bei Hippokrates. Überhaupt steckt in der medizinischen Literatur viel Material der Art (ἡπατίας πνευματίας ‚der schwer atmet' πνευμονίας ῥηγματίας ‚der einen Absceß hat'). Ῥαμφίας (Eigenname: Thuk. I 39, 3) ‚der eine Adlernase hat', Οὐατίας u. a. Einiges auch bei Lobeck, Pathol. Proleg. 487 ff. Viele Namen für Nahrungsmittel (Weinsorten τρυγίας ὀμφακίας

ἑλεσίας[12]) πωγωνίας ἐκτομίας bedeuten den Meerbusen von Hadria, den Eponymen von Akriai, von Asien, den aus Gallien, aus dem Hismenosgebiet, dem Kephissosgebiet, den Wind aus dem Kaunischen, dem Kaikosgebiet, den stetigen Wind (ὁ ἀεὶ πνέων Hesych), den Blitz in Windungen, das Sumpfrohr, den Bartkometen, den Verschnittenen. Man kann weiter gehen: Ἴδας Χρύσης Αἰνείας Helios' Sohn Αὐγείας[13]) Κάνης[14]) Ἀναριάκης[15]) Γαλάδρας[16]) Ἱμέρας Ἀρκεσίνης Καμάρης Μέσης bezeichnen den vom Waldgebirge, von Chryse, Aineia, Augeia oder Augeiai, Kane, Anariake, Galadrai (in Makedonien), Himera, Arkesine, Kamara (auf Kreta), den Wind aus dem Mittelland. Minoa ist ein häufiger Stadtname auf Paros, Amorgos, Siphnos, Kreta und in Sicilien, Μινῶιαι sind die Bürger; ohne Grund wollte Meineke (Steph. u. d. W.) dafür das an sich ja gute Μινῶιοι einsetzen. Τρεμίλη ist Lykien, Τρεμίλης der Tremile (Hekataios bei Steph. u. d. W.), zugleich der Eponym (Panyassis ebenda). Dasselbe Verhältnis besteht zwischen Φλεγύα,

ἀνθοσμίας καπνίας), auch Tiernamen aller Art gehören hierher (Jeschonnek, De nominibus quae Graeci pecudibus domesticis indiderunt, Königsberg 1885; Lobeck 498). Εὐθοίας, von *εὐθοία Schnelligkeit, einen alten Pferdenamen, fügte Kretschmer, Vaseninschr. 209 hinzu.

12) Anders Meister, Griech. Dialekte I 261. Mit der Stadt Εἰλέσιον hat das Rohr nichts zu tun, sondern mit ἕλος; vgl. γενέσιον.

13) In Elis ist ein Ort Αὔγεια anscheinend nicht bezeugt, aber in Lakonien für die alte Zeit; zu Apollodors Zeiten war er in Αἰγαί umgenannt (Strabo VIII 364, Αἴγιαι Paus. III 21, 5). Aus guter Quelle weiß noch Stephanos u. d. W., daß das lakonische Augeia Minyerstadt gewesen sei: ἔστι καὶ Λακωνική, πόλις Μινυῶν, wo με . . πνῶν überliefert und vermutungsweise, aber unmöglich, bald in Μαλιέων oder in Θεραπνῶν oder in μία τῶν ἑκατόν geändert wird (Meineke z. d. St.). Die Minyer in Lakonien sind durch Herodot bekannt, und minysch heißt auch das andere Augeia, das schon der Schiffskatalog (532) neben Skarpheia als lokrisch bezeugt und das zu Apollodors Zeiten (Strabo 426) als Stadt verschwunden war, während sein Gebiet damals zu Skarpheia gehörte. Zur Zeit Alexanders des Großen existierte diese Minyerstadt noch und wurde durch den hier geborenen oder angesessenen Skarphioten Philodamos der Hellenenwelt wieder bekannt, der in seinem in Delphi preisgekrönten Paian auf Dionysos sang: ἦν, τότε (als Dionysos in Theben geboren ward) βακχίαζε μὲν χθὼν μεγαλώνυμός τε Κάδμου Μινυᾶν τε κόλπος Αὔγειά τε καλλίκαρπος, also die ruhmvolle Landschaft Theben, der Meeresbusen der Minyer (d. i. der malische) und die fruchtreiche Stadt Augeia ebendort (H. Weil, Bull. de corr. hell. XIX 402). Einen Augeias, Vater des Troers Admet (Paus. X 25, 5), kannte die kleine Ilias. Übrigens ist der Stadtname Αὔγεια eigentlich Name der bekannten Frauengöttin Αὔγη, deren Cult also einst in Hellas weit verbreitet war. Eine Analogie bietet Steph. u. d. W. Εἰλειθυίας πόλις in Ägypten (der Meineke, auch v. Sybel bei Roscher u. d. W. Eileithyia, durch unrichtige Interpunction zu dem falschen Namen ‚Eileithyias' verhelfen wollen).

14) Κάνης Thessaler: Diodor IV 53, 2. Κανάδαι sein Geschlecht (neben Ἀκαστίδαι Ὀρφίδαι Φολλίδαι u. a.) in Larisa: Monumenti antichi VIII 50. Κάνη (Κάναι) Name verschiedener Orte, z. B. in der Aiolis: Steph. Byz. u. d. W. Strabo XIV 615, 68.

15) Steph. Byz. u. d. W. Ἀναριάκη] πόλις πρὸς τῆι Κασπίαι θαλάσσηι . . . τὸ ἐθνικὸν Ἀναριάκαι, ὡς λέσχη λέσχης καὶ ἀράχνη ἀράχνης, ἐν ἧι δείκνυσθαί φασι μαντεῖον κοιμωμένων (dies Incubationsorakel pflegt übersehen zu werden). Vgl. Immisch, Rhein. Mus. IIL 290 ff.; W. Schmid ebenda. ὁ λέσχης ist also der Erzähler (nicht notwendig gekürzt aus λεσχαγόρης, wie Wilamowitz, Hom. Unters. VII 341, will), ὁ ἀράχνης das spinnende Tier, ἡ ἀράχνη das Gewebe (Soph. Fr. 264). Die skythischen Ἀναριεῖς nennt Hippokrates p. 64 Kühlew.

16) Steph. u. d. W.

der Stadt in Boiotien, ihrem Eponymen Φλεγύας und dem Einwohnernamen Φλεγύας (Steph.), zwischen dem Ortsnamen Πιτύα und Πιτύας[17]), zwischen Μινύα, Stadt in Thessalien und anderswo, ihrem Eponymen Μινύας (auch der Fluß dort heißt so) und dem Einwohnernamen Μινύας: die Minyer sind also zunächst ‚Bewohner von Minya'; aus dem Ortsnamen wurde ein Stammname, wie nach O. Hoffmann die Boioter ursprünglich nur ‚die vom Berge Boion' sind (O. Müller ‚Orchomenos' 71²; 244). Ὁρμίνη ist in Elis Stadtname, Ὁρμίνας der Einwohner (Steph.), Ἀμύκλας der von Amyklai, Πτέρας der von Aptera auf Kreta (Paus. X 5, 10), Ὑπέρας der von Hypera oder Hypereia (Kalaureia und Trozen).[18]) Die hesiodischen Kyklopen Βρόντης und Στερόπης tragen ihre Namen von βροντή und στεροπή; φοινικοστερόπας heißt Zeus bei Pindar[19]). Auf Flußnamen dieser Art hat W. Schulze, Lateinische Eigennamen 537 ff. aufmerksam gemacht ·und gefunden, daß diese ‚etwas phantasielose' Namengebung im Griechischen häufiger ist als auf der Apenninhalbinsel: Capenas ‚Bach bei Capena' als Eigenname (Silius XIII V. 85) Ὀρνέας Τευθέας Πίσας Γέλας Fluß von Orneai, Teuthea, Pisa[20]), Gela.

Μασσαλίας, der Fluß auf Kreta, ist also ‚der von Massalia'. Eine kretische Örtlichkeit Massalia wird auf diesem sprachlichen Wege gewonnen. Und dazu ein Zweites. Bienna in Gallien, Biennos auf Kreta; Massalia in Gallien, Massalia auf Kreta; dazu die Ehrungen seitens der gallischen Kreterstadt Bienna an den kretischen Zeus von Biennos — alles dies vereinigt beweist den Anfang wenigstens einer Colonisation der einst seegewaltigen Kreter auch im südgallischen Griechen-

17) Πιτύας Spartaner: Xenophon, Hell. II 3, 10. Er kann aber auch nach der Fichte heißen ‘schlank, biegsam, wie eine Fichte' (K. Meier, Quaest. onom., Marburg 1905 p. 23); vgl. Δόναξ Δονακῖνος ‚Röhrle'. Goethe sagte zu Eckermann (I 237 Duentzer): „Wieland war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin und her bewegte, das aber auf seinem Wurzelchen immer fest blieb.“ λιγυρή ‚biegsam wie die Weide' heißt das junge Mädchen im Neugriechischen (Thumb), ‚Aal' im Provençalischen (Mistral, Mirèio 257 Bertuch).

18) Ὑπάτης Thebaner: Fick-Bechtel, Griech. Eigennamen 271.

19) Ol. IX 6. So entstand ταμίας bekanntlich aus ταμία, θηλυδρίας ‚von weibischer Art' aus *θηλυδρία, παρθενίας aus παρθενία, νεανίας aus νεανία, στηλοκόπας aus κοπά (dagegen δοξοκόπος δημοκόπος, vgl. Preller, Polemo 13 sq.), ἀγγελίας aus ἀγγελία (neben ἄγγελος, trotz Nauck nicht unbezeugt, vgl. Buttmann, Lexil. II 202 ff.; Ludwich, Didymus II 164 f.), ἱππάρχης (neben ἵππαρχος) aus ἀρχή, ἀκοίτης aus κοίτη, Ἀνανίας Λυσανίας Παυσανίας aus ἀνία, Πυθαγόρας aus ἀγορά, Ὀλυμπιονίκης aus νίκη, βαθυδίνης aus δίνη u. a. m. θηλυμίτρης soll nach Fick-Bechtel a. a. O. S. 6 eine falsche Bildung sein; warum, ist nicht verständlich. Die scherzhafte Composition geht von θηλυμίτρη aus und ist ganz richtig. Φιλαιγίρης (Fick-Bechtel a. a. O. S. 47) ‚der Freund von Aegira'. Βίας Φύλας (von Phyle) Ἀρίσβας (von Arisbe) Ἄβας (von Abai), sind anscheinend in die dritte Declination nur übergetreten und von Femininstämmen der ersten abgeleitet; so sicher Ἀμύκλας von Ἄμυκλας (Steph. s. v. κλίνεται δὲ καὶ Ἀμύκλα τὸ ὄνομα τοῦ κτίσαντος καὶ Ἀμύκλαντος; dies belegt aus Simmias). Κύρβας ‚der von Kyrba' (Hierapytna). Auch Μηριόνης sieht aus wie ein Ortseponym, vgl. Ἑρμίονη Ἰλιόνη Ἡσιόνη Κεβριόνης.

20) D. i. der Alpheios; vgl. Xenophanes II 36 Diels.

land[21]) vor den Phozaeern, welche das Werk ihrer kretischen Vorgänger (hellenisierten Karern, wie ansprechend vermutet worden ist) fortsetzten. Sogar Massalia, an diesem Küstenreif der Edelstein, hatte bei der Ankunft der Ionier die allererste Periode der Hellenisierung hinter sich.[22])

III. Vor den Phozaeern haben nicht nur Kreter in Südgallien und Spanien colonisiert, auch Rhodier werden angeführt. Skymnos erwähnt aus Ephoros die Griechenstadt Rhoda an der Pyrenäenküste (heute Rosas) V. 205 ff.:

ταύτην δὲ πρὶν ναῶν κρατοῦντες ἔκτισαν
Ῥόδιοι. μεθ' οὓς ἐλθόντες εἰς Ἰβηρίαν
οἱ Μασσαλίαν κτίσαντες ἔσχον Φωκαεῖς
Ἀγαθὴν Ῥοδανουσίαν τε, Ῥοδανὸς ἣν μέγας
ποταμὸς παραρρεῖ. Μασσαλία δ' ἔστ' ἐχομένη,
πόλις μεγίστη, Φωκαέων ἀποικία.

Der Name Ῥόδα verhält sich zu Ῥόδος wie Βίεννος zu Βιέννα, Καλάθη (Καλαθοῦσσα) zu κάλαθος ‚Korb'[23]). Auch die früh untergegangene Küstenstadt Kypsela wird ihren Namen von dem Hügel geführt haben, an welchem sie lag; κυψέλη ‚Lade' ist für Berge eine hübsche Bezeichnung: die Milseburg in der Rhön heißt heute bei den Umwohnern nach ihrer Gestalt ‚Sargdeckel'. Kypsela lag in der Gegend der Pyrenäen auf spanischer Seite (Avien V. 527). Die Endung verrät dorischen Dialect; der Ort kann darum keine ionische Gründung sein, also nicht phozaeisch-massaliotisch.

Von Doriern in Südgallien und Spanien wollen die neueren Darstellungen,[24]) sogar Mommsen in der Römischen Geschichte, nichts wissen. Ohne auf einzelnes einzugehen, tadelt Wilamowitz dieses Verfahren als ein den historischen Quellen gegenüber einseitiges Herakles I² 27: „Den Radicalismus,

[21]) Der Ausdruck auf der Peutingerschen Tafel; vgl. Desjardins a. a. O. II 146.

[22]) Geäußert ist ungefähr dieselbe Vermutung zuerst von Fick, Vorgriechische Ortsnamen 25 f. auf Grund allein des kretisch-gallischen Namens ‚Massalia': „das kann kein Zufall sein; die Kreter werden schon vor den Phozaeern die Rhonemündungen aufgesucht und besiedelt haben." Doch würde der Einzelname allein nicht ausreichen. — Niemanden wird es erstaunen, daß durch die hier neu hervorgezogenen Tatsachen ein Gedanke des Timaios urkundlich widerlegt wird, jene etymologische Albernheit über Massalia, welche wir bei Stephanos u. d. W. lesen. P. Mariéton, La terre provençale 381 teilt die Meinung eines französischen Etymologen (Podhorsky) mit, nach welchem μάζα ‚Brot' dem Namen zugrunde liegen soll. Bare Willkür!

[23]) Nach Stephanos lag die Stadt ‚unfern den Heraklessäulen', eine Gegend, wo Griechisches nicht befremden darf Atenstädt a. a. O. S. 15 s. befindet sich auf einem Irrwege.

[24]) Holm, Griech. Geschichte I, obwohl er in der Gesch. Siz. I 134 Rhoda erwähnt und von dem Streben der Rhodier nach dem fernen Westen gesprochen; L. Friedlaender, Deutsche Rundschau IV 397 ff.; O. Hirschfeld zum CII.XII 273 u. a.

der die Rhodier aus dem Westen durch seine großen Worte vertreiben will, kann man nur zum Belege verwenden, daß die Zeugnisse für die Ansicht stehen, die er überwunden zu haben glaubt." Gewisse sichere Spuren des Dorertums zwischen Pyrenäen und Genua pflegen, soweit sie überhaupt beachtet werden, ohne genügenden Nachweis für Massalia in Anspruch genommen zu werden, z. B. von Friedlaender, so der schon dem Hekataios bekannte, auf der Klippe ‚allein hausende' Herakles (Μόνοικος, jetzt Monaco), dessen leuchtender Säulenbau den Schiffern vermutlich als Landmarke diente, und noch zwei andere Herakleen an der Küste. Von dem im Rhonedelta[25]) schreibt Wilamowitz: „Besonders merkwürdig ist, daß die Phozaeer den Heros ihre ligurischen Feinde bezwingen ließen. Dies sehr eigentümliche Abenteuer, das schon Aischylos seinen Prometheus prophezeien läßt, kann nur in Massalia gedichtet sein, da es das bestimmte Local, die Steinwüste an der Rhonemündung, voraussetzt. Aber der ganze Zug des Herakles von Erytheia-Tartessos nach Italien auf dem Landwege setzt die massaliotische Küstenbesiedelung voraus. Unmöglich ist freilich nicht, daß vor den Phozaeern dorische Seefahrer (von Knidos und Rhodos her) auch hier sich festzusetzen gesucht haben: gerade auf der île de la Camargue soll ein Heraklea gelegen haben, CIL XII 500." Das andere gallische Heraklea, Kakkabaria zubenannt, lag zwischen Toulon und Fréjus; richtig bemerkt Müllenhoff III 177, diese drei Herakleen bezeichneten den Zug des alten Herakles-Strandweges, ungefähr wohl in der Richtung der Spanien mit Italien verbindenden Via Domitia. Herakles brach ihn, als er zur Vernichtung des Tauriscus — die Taurisker wohnten am oberen Po (Polybius II 15, 18, 30) — und des im äußersten Westen gedachten Riesen Geryones ausgezogen war. Wo Herakles ist, da sind die Dorer; die drei ligurisch-gallischen Herakleen sind ebensoviel Spuren dorischer Nationalität. Ferner galt Herakles als Gründer von Sagunt-Zakynthos (Silius I 500 ff.) und Ammian erzählt[26]) aus Timagenes, die Volksbegründer in Gallien und in Spanien seien Söhne des Herakles mit edlen Spanierinnen und Gallierinnen gewesen; einen solchen Herakliden erwähnt Parthenios: der Gründer und Eponym

[25]) Plin. III 33 „Sunt auctores, et Heracleam oppidum in ostio Rhodani fuisse . . . Superque Campi lapidei, Herculis proeliorum memoria."

[26]) XV 9, 6 „Regionum autem incolae id magis omnibus adseverant, quod etiam nos legimus in monumentis eorum incisum, Amphitryonis filium Herculem ad Geryonis et Taurisci saevium tyrannorum perniciem festinasse, quorum alter Hispanias, alter Gallias infestabat: superatisque ambobus coisse cum generosis feminis suscepisseque liberos plures et eos partes, quibus imperitabant, suis nominibus appellasse." Und XV 10, 9, wo von den Alpenstraßen gehandelt wird „Et primam Thebaeus Hercules ad Geryonem exstinguendum, ut relatum est, et Tauriscum lenius gradiens prope maritimas composuit Alpes hisque harum indidit nomen; Monoeci similiter arcem et portum ad perennem sui memoriam consecravit."

von Nemausus ist Heraklessohn (Stephanos u. d. W.).[27]) Ammian weist auf mehr derart; davon läßt sich einiges noch zusammenbringen.[28]) Hier wie anderswo war es nach dorischem Glauben Herakles, der seiner Nation in der Fremde auf alle Weise den Besitz erworben und gesichert haben sollte.

Kreter also und Rhodier haben vor den Phozaeern die Colonisation im fernsten Westen begonnen.[29]) Ein Zufall wird es nicht sein, daß die Verbindung dorischer und kretischer Siedler sich ebenso in Südsicilien nachweisen läßt: Kreter und Rhodier haben Gela gegründet und gemeinsam bewohnt (Herodot VII 153, Thukyd. VI 6). Heraklea Minoa bei Akragas wird durch den Namen zu einer kretisch-dorischen Gründung erhoben. Der Seename Καμαρίνα ist eine Weiterbildung von Καμάρα wie ἡμερινός von ἡμέρα[30]); wie Fick wollte, werden Kreter aus der Landschaft Kamara die Stadt am See gegründet haben. Καμάρης spielt anscheinend auch in die Genealogie von Alt-Gela hinein.[31]) Engyon im Innern Siciliens hat seinen Hauptcult, den der beiden Mütter, aus Kreta erhalten. In Kamikos, der Stadt des Kokalos, in Selinus und am Eryx, auch in Sardinien erzählte man wenigstens von dem kretischen Heros Daidalos (Diod. IV 30, 78).

II.

I. „Daß ‚die Ora maritima‘ des späten Rufus Festus Avienus sehr alte, wo nicht die ältesten Nachrichten über das westliche Europa enthalte, darüber sind sich wohl alle einig, die sich mit dem merkwürdigen Gedicht nicht bloß in sprachlicher oder metrischer Hinsicht beschäftigt haben“, urteilte Müllenhoff. Das

[27]) Νέμαυσος] πόλις Γαλλίας ἀπὸ Νεμαύσου Ἡρακλείδου, ὡς Παρθένιος. τὸ ἐθνικὸν Νεμαύσιος ἢ Νεμαύσινος διὰ τὴν χώραν. Also ‚das Gebiet von N.‘ ἡ Νεμαυσίνη.

[28]) A. 26. Herakles streitet gegen Bergyos und Albion, Söhne des Poseidon, in der Steinwüste an der Rhonemündung Mela II 78 p. 50 Parthey; Δέρκυνος und Ἀλεβίων heißen sie bei Apollodor II 10, 8. Der eine ist Eponym der ‚Alpinen‘ bei Tarascon (so werden sie noch heute dort genannt), vgl. Strabo IV 202 und W. Schulze a. a. O. S. 304 Add. Aischylos bezeichnet die Heraklesgegner allgemein als Ligurer (Prometheus Fr. 199 N.).

[29]) In Rhodos wurden etwa im dritten Jahrhundert neben anderen vier Stücke des Sophokles öffentlich aufgeführt: Πηλ]έα Σοφοκλέους καὶ Ὀδυσσέ[α μαινόμενον? κ]αὶ Ἴβηρας καὶ σατυρικὸν Τήλεφ[ον]. Ἴβηρες als Titel ist überhaupt unbekannt; vgl. Kaibel, Hermes XXIII 273. Die Aufführung ist bezeichnend für Rhodos und seine iberische Colonisation. Auch Telephos wird als Heraklide von Pergamon, wie seine Mutter Auge, mit den asiatischen Dorern öfters — schon auf dem Unterweltsbilde Polygnots — verbunden. Vgl. Anm. 13. Wilhelm, Urk. dram. Auff. 195 ff.

[30]) Lobeck a. a. O. 322. Vgl. W. Schulze a. a. O. S. 538; das ĭ muß im Hexameter notwendig lang werden. Über die Funde: Monumenti 1899 p. 200 ss.

[31]) Nach Proxenos und Hellanikos soll Gela benannt sein ἀπὸ Γέλωνος τοῦ Αἴτνης (andere Hdss. Αἴτνου) καὶ ὑμάρου, so Steph. u. d. W.; Meineke Ἱμέρου oder Ὑκκάρου ohne den geringsten Anhalt. Etwa Καμάρου von Καμάρης? Der Name ist für Kreta auch als Eigenname bezeugt Monumenti 1902 p. 10 ss.; Wilamowitz, Jahrbuch XX 104 ff.

trifft besonders auch den Schluß. Die Schilderung des unteren Rhonelaufes, gehalten gegen die Landesverhältnisse in der Kaiserzeit, ja noch während der marianischen Zeit, hinterläßt einen sehr altertümlichen Eindruck. Es erweckt gewiß Zutrauen, daß V. 42 unter den von Avien benutzten Schriften sogleich an erster Stelle die Erdbeschreibung des Hekataios aufgeführt wird: obwohl nicht leicht auszumachen ist, ob Avien ihn noch selbst eingesehen hat.[32]) „Multa rerum iunximus ex plurimorum sumpta commentariis" sagt er V. 40 f. und führt eine erlesene alte Literatur an, welche unter die Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts nicht hinabgeht; einige dieser Quellen hat er für die Küstenfahrt von Gades bis Massalia (welche ich hier allein betrachte) auch sichtlich benutzt und genannt; solche Bezüge sind auch da anzuerkennen, wo er verschollene Städte erwähnt, aber unbenannt läßt. Was Avien aus den älteren unter seinen Quellen — etwa aus Hekataios — an bestehenden Gemeinwesen kennen lernte, bezeichneten spätere mehrmals als untergegangen. Avien hat eben die gallischen Stämme an dem mittleren Laufe des Flusses südlich von Lugdunum genannt und über die hart in den Vers fallenden Namen der Tylangier, Daliterner, Clachilier Cemenicus ager geseufzt — wie Byron über die Namen der russischen Helden vor Ismail — um sichtlich erleichtert die Rhone, die natürliche Ader, durch welche das Leben des ganzen Landes aus- und einströmt, weiter zu beschreiben (V. 679 ff.). Dergleichen erwarten wir wenigstens zu erfahren:

Panditur porro in decem
Flexus recursu gurgitum; stagnum grave
Plerique tradunt. Inserit semet dehinc
Vastam in paludem, quam vetus mos Graeciae
Vocitavit ‚Accion', ⟨at⟩que praecipites aquas
Stagni per aequor egerit. Rursum effluus
Arctansque sese fluminum ad formam dehinc
Atlanticos in gurgites nostrum in mare
Et occidentem contuens evolvitur
Patulasque harenas quinque sulcat ostiis.

Man gewinnt den Eindruck, als habe dem Avienus für die spanisch-gallischen Dinge eine ‚Synagoge von Periploi' zur Verfügung gestanden aus dem vierten Jahrhundert, in welcher Hekataios und späteres in der Weise der 'Ατθίδων συνα-

[32]) Aus Ad. Bauer, Die Forschungen zur griech. Geschichte 195 f. entnehme ich, daß G. Tropea denselben Gedanken ausgesprochen hat in den Atti dell' Accad. Peloritana XI 69 ss.

γωγή des Kallimacheers Istros oder der ‚Technai‘ des Aristoteles übersichtlich nebeneinander standen. Von dem Reichtum seiner Quellenschrift geben wohl V. 337—374 mit den langen Zitaten aus Euktemon, Damastes, Skylax über Gades (das Avien übrigens selber besucht hatte) eine ungefähre Vorstellung.[33])

Arelatus illic civitas attollitur
Theline vocata sub priore saeculo
Graio incolente. Multa nos Rhodano super
Narrare longo res subegerunt stilo.
At nunquam in illud animus inclinabitur,
Europam ut isto flumine et Libyam adseram
Disterminari.

Wo aber ist der reiche Städtekranz, der die Rhone während der römischen Kaiserzeit und früher geschmückt? Wir wären in Verlegenheit, wüßten wir nicht eben, daß Avien eine sehr alte Quellenschrift übersetzt. In dieser fehlten die Rhonestädte außer Arelate; sie werden zur Zeit des benutzten Griechen noch zerstreute und nicht bedeutende Siedlungen gewesen sein; existiert aber haben Vienna wenigstens und Avennio auch zur Zeit des Quellenwerkes sicher,[34]) Taraskos wohl noch nicht.

Wie Holder die Verse in seiner Ausgabe gestaltet, sind sie nicht zu verstehen. Ich habe sie ohne Annahme von Lücken und ohne seine schlechte Interpunction, auch ohne die Conjecturen zu V. 680 gelassen, nur ‚vexis‘ mit Opitz in ‚flexus‘ geändert, weil der Sinn es erfordert: durch das Zurückströmen des Wassers entstehen die Krümmungen. Sonst hat Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde I² 197) dem Verständnis des Abschnittes dadurch vorgearbeitet, daß er die geographische Lage des einen Sumpfes bestimmte. Er schreibt: „Den großen Sumpf Accion über den Mündungen der Rhone kann man nur unterhalb Tarascon in der Umgegend von Arles suchen . . . und die Niederungen zwischen

[33]) Marx a. a. O. S. 344 ff. Es wäre an der Zeit, daß in die Besiedlungsverhältnisse Iberiens eine Namenuntersuchung eingriffe. Die schönsten griechischen Namen pflegen verkannt zu werden: Κοτινοῦσσα ‚Olivenreich‘ ist alter Name für Gades, dessen Burg dem Zephyros geweiht war und Ζεφυρίς hieß Av. V. 225 ff. Ebenso Κάλπη ‚Urne‘ V. 348. Ξήρα (Steph.) ist der Wortbedeutung nach dasselbe wie Κραύρα (A. 41), Καλακτικὸς κόλπος (Av. V. 424) ‚der Busen mit der schönen Küste‘, ganz verkannt von Atenstädt Leipz. Stud. XIV 102; 152 ff.

[34]) Die Bemerkung des Stephanos über Avenio (Αὐενιὼν πόλις Μασσαλίας πρὸς τῶι Ῥοδανῶι) führt Ihm bei Pauly-Wissowa auf Artemidoros' ‚Geographumena‘ zurück. Mit gleichem Recht könnte man an Hekataios denken. Der Ursprung der Nachricht ist unsicher.

Tarascon und St. Gilles und Aigues mortes, die étangs und marais östlich von Arles, die nicht nur auf alten Karten, sondern selbst auf der neuen Generalstabskarte von 1868 noch sichtbar sind, lassen an dem ehemaligen Vorhandensein einer ausgedehnten Sumpfregion, aus der der Fluß in mehreren Armen ins Meer abfloß, nicht zweifeln. Die große Überschwemmung des Jahres 1840 ließ ihren Umfang noch deutlich hervortreten." Dementsprechend verzeichnet Müllenhoff auf der beigegebenen Kartenskizze den Sumpf Accion genau zwischen Arelate und der Meeresküste im Rhonedelta und östlich wie westlich darüber hinaus. Dagegen ist er über die zehn Krümmungen, welche das stagnum grave enthielten, im Irrtum; er verlegt sie vom unteren Rhonelauf fort in das Gebiet der vorerwähnten Völker, obwohl er sich bewußt ist, die mitgegebene Marke des Schriftstellers nicht zu beachten. „Panditur porro in decem flexus recursu gurgitum; stagnum grave plerique tradunt" heißt „darauf dehnt der Fluß sich in zehn Krümmungen, welche man fast allgemein Malariasumpf nennt", wie das nächstfolgende ‚inserit semet dehinc vastam in paludem . . . Accion' nur heißen kann „darauf — nach dem Pestsumpf — tritt der Fluß in den Sumpf Accion". Nichts kann sicherer sein, als daß der südlich der vier genannten Völkerschaften belegene Pestsumpf noch vor dem bei Arelate ungefähr beginnenden Sumpfe ‚Accion' von Avien angesetzt wird. Schwerlich wird die in die Rhone bei Avenio mündende Druentia (Durance) genau die nördliche Begrenzung der zehn alten Krümmungen sein. Zwischen der genannten Stadt etwa und Arelate muß damals das stagnum grave, der durch Miasmen und Überschwemmungen dem Lande verderbliche Sumpf,[35]) gelegen haben, auf einem Gebiete also, dessen Mitte nicht genau, nur ungefähr, durch Tarascon bezeichnet wird; eine Stadt, welche bei der von Müllenhoff erwähnten Überschwemmung des Jahres 1840 besonders schwer zu leiden hatte.[36])

II. „Die griechische Sprache gab in alten Zeiten dem großen Sumpf den Namen Accion." Das Wort soll griechisch sein; oder Avien hätte sich geirrt und ein Wort als griechisch bezeichnet, das es nicht war. Avien besaß genügend Sprachkenntnisse; seine ganze literarische Tätigkeit erstreckt sich auf Übersetzungen aus der griechischen Sprache. Es ist darum methodisch nicht gutzu-

[35]) ‚Grave caelum' ist die die Menschen packende Malaria, unter der nur die Viehherden gedeihen (Nissen, Ital. Landeskunde I 208. 417); vgl. ‚gravis ac pestilens ora Tuscorum', ‚gravis autumnus in Apulia' usw. Livius XXII 2, 11 braucht in der Schilderung des Hannibalzuges durch die furchtbaren toskanischen Sümpfe u. a. die Worte ‚palustri caelo gravante caput'.

[36]) Faillon in der Cap. V angef. Schrift 1263.

heißen, wenn Müllenhoff (S. 83) Avien im Falle des Sumpfes Accion ohne jeden erdenklichen Grund kurzum des Irrtums zeiht; die von ihm mit Recht herangezogene Analogie V. 323 „Locum hunc (eine Felsgegend in Spanien) vocavit Ἕρμα quondam Graecia“ u. a. hätten ihn vor dem Abwege bewahren sollen. Richtig ist wenigstens in der Stellung der Vorfrage Ch. Müllers Verfahren in seiner Ausgabe der ‚Geographie‘ des Ptolemaios (I 1 235); er erwartet einen griechischen Namen.[37]) Nach Avien also steckt in ‚Accion‘ ein griechisches Wort. Das haben wir zu glauben oder mit Gründen zu widerlegen. Und das fragliche Wort ist auch echt griechisch, sobald wir uns nur entschließen, statt ‚Accion‘ das phonetisch völlig gleichwertige ‚Action‘ einzusetzen. Ἄκτιον ἕλος ist ‚Küstensumpf‘, στομαλίμνη. Wir kennen ἄκτιος neben ἀκταῖος von ἀκτή ‚Küste‘ als gute alte Bildung in Ortsnamen und in der Verwendung der Dichter.[38]) Nicht das ganze Gebiet von Tarascon (und nördlich darüber hinaus) bis an das Meer, sondern nur bis an das Delta heran, führte den Namen Ἄκτιον ἕλος; Avien drückt sich so aus, als nehme er die vorhandenen kleinen Sümpfe des eigentlichen Deltagebietes aus, als trage das ‚stagni aequor‘ oder die ‚vasta palus‘ für sich den Namen Ἄκτιον ἕλος; denn er fährt fort „so wie der Fluß aus dem bezeichneten Sumpfterrain heraus ist, gabelt er sich in mehrere Mündungen“, obwohl auch zwischen den Ausflüssen noch genug kleine Sümpfe liegen. Dies ist aber nach antiker Auffassung schon Inselgebiet; die Camargo gehört bereits zum Meere. Das sehr ähnlich gestaltete, baumlose, grasbewachsene, nur auf trägen Wasserstraßen zu befahrende Mündungsland der Etsch und des Po zwischen Ravenna Altinum und Aquileja besaß einen geradezu maritimen Namen: ‚septem maria, (Hehn, Italien 14; Nissen, Ital. Landeskunde I 203), und Herodot sagt IV 53 vom Ufergebiete des Borysthenes ἄγχι δὲ δὴ θαλάσσης ὁ Βορυσθένης ⟨ἕλος⟩ ῥέων γίνεται, καί οἱ συμμίσγεται ὁ Ὕπανις, εἰς τοῦτο τὸ ἕλος ἐκδιδούς.[39])

Der Beurteilung der Avienstelle steht eine moderne Hypothese entgegen. Desjardins, der hochverdiente Geograph des römischen Galliens, hat in seiner erst nach Müllenhoffs erster Auflage der Deutschen Altertumskunde erschienenen

[37]) Nur hat Ἄκιν gar keinen Anspruch auf Billigung; ἄκις ‚die Spitze‘ ‚der Pfeil‘ hat kurzes α, und der wie ein Pfeil durch das Stagnum dahinschießende Rhonefluß wäre eben nicht der Sumpf selbst, der allein gemeint sein kann. Die Analogie des sicilischen Baches Akis παρὰ τὸ ἄκιδι ἐοικέναι τὰ ῥεύματα (Schol. Theocrit. I 69) war eine trügerische.

[38]) Vgl. Steph. s. v: Ἄκτιον.

[39]) Die Ergänzung und τοῦτο τὸ ἕλος von mir. Die Hdss. haben ἐς τὸ ἕλος und ἐς τὠυτὸ τέλος. Die Genealogie ‚Heleios des Kephissos Sohn‘ ist mythischer Ausdruck dafür, daß der Kephissos durch weites Sumpfgebiet hindurch in den Euripos abfließt (Myrtis bei Plutarch, Aetia gr. 40 p. 300 D, wo nur Ἕλειος statt Ἕλιος zu schreiben). Vgl. A. 54.

Géographie historique et administrative de la Gaule romaine, Paris 1876, I 161 die schon alte Hypothese, der ungeheure Sumpf Accion sei der Genfer See, mit zwei Argumenten neu zu erhärten gesucht. Von diesen ist das erste abgetan; denn es ist nicht wahr, daß Aviens Worte auf eine andere Gegend weisen als auf das Rhonedelta. Das zweite hat z. B. auf Ihm (Pauly-Wiss. u. d. W. ‚Accion‘) und Holder I 16 Eindruck gemacht. Desjardins schreibt: „Cet ancien nom d'Accion s'est conservé longtemps dans le surnom donné sur ses rives (des Genfer Sees) à Juppiter; on lit sur un monument élevé en Pannonie par Suetrius Sabinus, legat de cette province, au commencement du IIIe siècle ‚Iovi Accioni patrio Suetrius Sabinus‘ . . . Il était donc originaire des bords du lac de Genève.“ [40]) Der ungarische oder nichtungarische Himmelsgott, welchen Suetrius Sabinus ‚Juppiter‘ nannte, hat mit dem Rhonesumpf, äußerlich betrachtet, fast den gleichen Namen. Diesen Vorzug teilt er aber z. B. mit dem umbrischen Geschlecht der ‚Accii‘; so wenig darum jener Juppiter Accio als umbrisch anzusprechen wäre, ebensowenig hat er mit dem Rhonesumpf Accion deswegen etwas zu tun. Und gar nichts führt an den Genfersee. Desjardins Einwand ist verunglückt. Aber auch Ihm verlangt unmögliches, wenn ich ihn recht verstehe. Er vergleicht mit ‚Accion‘ die keltische Göttin ‚Acionna‘ aus der Gegend von Orléans und scheint die unbekannte Größe Accion aus dieser auch nicht eben bekannten erläutern zu wollen, obwohl er über das ‚wie‘ geschwiegen hat. Natürlich darf im Ernst nicht etwa Identität behauptet werden. Die Namen sind, ganz äußerlich genommen, doch wohl auch verschieden genug. Damit dürften die Einwendungen gegen die dargelegte Auffassung der Avienstelle, denke ich, beseitigt sein.

Wir gewinnen die Einsicht, daß die Namengebung im Rhoneküstengebiet hellenisch war. Eigentlich war dies auch immer bekannt. ‚Krau‘, der Name der Steinwüste neben dem Ἄκτιον ἕλος, ist ἡ κραυρά ‚die dürre Wüste‘, ein altes Wort, das noch Plato verwendet und die Glossare mit ξηρός und τραχύς wiedergeben.[41]) Auch der Flußname Ῥοδανός gehört in diese Gruppe. Als Adjectivum erscheint ῥοδανός in der Bedeutung von γναμπτός ‚sich biegend‘ ‚gewunden‘ in der Ilias XVIII 576 ῥοδανὸν δονακῆα ‚das biegsame Schilfrohr‘; die Scholien erläutern εὐκίνητος εὐκράδαντος.[42]) Unbeachtet ist ein zweites Zeugnis für ῥοδανός. Der Gallier Pompeius Trogus erzählt (Iustin 21, 6, 1), wie die Carthager, durch Alexanders

[40]) CIL III 3428. Der Stein befindet sich in Pest.

[41]) Ruhnken zum Timaios s. v.; κραυρά ist auch die Fieberkrankheit beim Rindvich in der das alte gern erhaltenden Fachliteratur.

[42]) ῥοδανίζειν ist nach ihnen συνεχῶς τινάσσειν, nämlich τὴν κρόκην, von den Weberinnen gesagt. Vgl. Knoes, De digammo 294.

des Großen persische Erfolge bestürzt, einen diplomatisch gewandten Punier Hamilcar, mit dem Beinamen ‚Rhodanus', d. i. also ‚der Geschmeidige', zu ihm gesandt hätten, um seine Absichten mit dem Westen zu erkunden.[43]) Die Rhone führt also einen griechischen Namen und heißt nach den zehn Krümmungen im unteren Lande ‚der gewundene Fluß'.[44])

III. In den Versen 689 ff.

> Arelatus illic civitas attollitur
> Theline vocata sub priore saeculo
> Graio incolente

mißt Avien Theline als ⏑⏑ –́ oder, wollte man die Messung als – ⏑́ ⏑ vorziehen, allenfalls mit langem ersten und ungesetzlicher Kürzung des zweiten e. Die Metrik ergibt für die Wiedergewinnung des griechischen Namens für den keltischen ‚Arelatus' sicheres also nicht. Nun hat sich in der Localgeschichtschreibung von Arles, wie ich aus P. Mariéton, La terre provençale 22 entnehme, die Auffassung gebildet und verbreitet, als ob Aviens ‚Theline' von θηλή ‚Mutterbrust' abgeleitet sei „pour la richesse de son territoire“: formell und sachlich gleich unmöglich. Desjardins Karte (I 176) zeigt, wie das südgallische Uferland von

[43]) ‚Mittunt ad speculandos eius animos Hamilcarem cognomento Rhodanum, vivum facundia sollertiaque praeter ceteros insignem' Hamilcar ist hier nicht nach dem Flusse beibenannt, wie Holder, Altkeltischer Sprachschatz II 1221 will, sondern weil er ‚callide versutus', biegsam und gewandt, war. Ῥοδανός als Name für Menschen (auch Sclaven), bei Holder II 1212 f. aus römischen Inschriften allerorten viel belegt, kann auf den Fluß gehen; Κάϊκος als Menschenname taucht eben auf Delos auf Bull. de corr. hell. XXIX 450; 476. Ein Sclave Alpheios in Massalia: Fröhner, Catalogue des antiquités de M. 28. Ebenso Ῥοδάνιος wie Ἀσώπιος Μαιάνδριος Tiberius.

[44]) So Καμπύλος ‚der krumme Fluß' in Aitolien (Diodor XII 67, 3) und das arkadische Bergwasser Ἑλίσσων von den Windungen (ἕλικες), ‚anfractu riparum incurvus Helisson' erläutert noch Statius (Thebais IV 52). Ἑλίκη (λίμνη) ‚der gewundene' Sumpf am Atax (Avien V. 590). Es ist eine allen Völkern bekannte Ausdrucksweise, daß nicht bloß Flüsse mit Schlangen verglichen und nach ihnen wohl gar Ὄφις (Fidári) und Δράκων o. ä. genannt, sondern auch umgekehrt, daß die in der Bewegung sich ringelnde Schlange mit den Flußkrümmungen (ἀγκύλον ὕδωρ) verglichen wird; ποταμῶι ῥείοντι ἐοικώς und οἵη ποταμοῖο ἀποῤῥώξ sagen Hesiod und Arat von der Schlange. Aratea p. 270 sqq. E. Curtius, Ges. Abh. I 513. ‚Coluber' in der Sacralsprache der Augurn als Name für den Tiberstrom wegen der Windungen: Servius, Aen. VIII 95. Δράκων ist älterer Name für den Orontes u. a. m. — Mit dem corsischen Flüßchen Ῥοτανός, dessen Mündung bei Aleria von Ptolemaios Geogr. III 2, 5 (I p. 369 a Müller) angegeben wird, weiß ich nichts anzufangen. Hypothese Holders (II 1202; 1232) ist, daß dieser Name ligurisch sei; Hypothese, daß er von √‾ret ‚laufen' herkomme; erst recht Hypothese, daß dieser angeblich ligurische und angeblich ‚der laufende' bedeutende Name von den Massalioten mit griech. ῥοδανός vermischt sei. Von einer Vermischung nimmt man nichts wahr. — Bei Holder a. a. O. stehen die Meinungen über Ῥοδανός gebucht. Sehr merkwürdig, daß der Beybach im Regierungsbezirk Trier, Nebenfluß der Mosel bei Bernkastel, einst Rhodanus hieß; auch andere Flüsse in Gallien und Oberitalien; vgl. Holder II 1223. Ein Rhenus fließt ja auch bei Bologna. Die Namen, auch der Flüsse, wandern.

Massalia an bis zum Kap Veneris (Pyrenäen) einst eine fortgesetzte Sumpfregion war. Die griechischen Zuwanderer haben dies ihnen von den Eingesessenen überlassene weite Gebiet durch die angestrengteste Culturarbeit nach und nach zu jenem blühenden Garten gemacht, der es heute ist, wirklich dem Garten der Hesperiden. Auf die Sumpflage von Arles bezieht sich der keltische Name ‚Arelatus‘ (-um, -e), er bedeutet geradezu ‚Am‘ oder ‚Im Sumpf‘. Die Präposition ‚are‘ (oder ‚ar‘) ist mit dem Stamm ‚lato‘ verbunden worden und dieser bezeichnet ‚Sumpf‘, wie die Keltologen erwiesen haben; vgl. Glück, Keltische Namen 112—116, der die ‚Latovici‘, bei Caesar Nachbarn der Helvetier, als ‚Sumpfbewohner‘ auffaßt, und Holder, Altkeltischer Sprachschatz u. d. W. Es ist eine Bildung wie Arelaunum, Arebrigium, Ardunum, Aremagus, Aregenua ‚Vor‘ oder ‚An der Höhe, dem Berg, dem Felde, der Mündung‘. Es gibt von ἕλος ‚Sumpf‘ zwei Adjectiva ἕλειος und ἑλινός, wie von θέρος ἄνθος τάχος κάλλος σκύτος σκότος nicht nur θερινός ἀνθινός ταχινός καλλινός σκυτινός σκοτινός, sondern auch θέρειος ἄνθειος σκύτειος σκότειος. Ἄνθινος ist als Eigenname z. B. in Amorgos (Fick-Bechtel 60), Ἀνθεία als Frauenname literarisch mehrfach bezeugt. Und nun berichtet Stephanos u. d. W.: Χαῦνοι] ἔθνος Θεσπρωτικόν. Ῥιανὸς τετάρτωι Θεσσαλικῶν ‚Κεστρῖνοι Χαῦνοί τε καὶ αὐχήεντες Ἕλινοι‘ (p 188 M.); die Länge des ι kann Verszwang sein und beweist nichts. Dieselbe Stelle zitiert Stephanus noch u. d. W. Ἕλινοι] 1. ἔθνος Θεσπρωτικόν. Ῥιανὸς τετάρτωι Θεσσαλικῶν. καὶ Ἑλινία ἡ χώρα. 2. ἔστι καὶ Σικελίας πόλις. τὸ ἐθνικὸν Ἑλίνιος. Die sicilischen Ἕλινοι aus Verwechslung mit den Elymern zu erklären und zu beseitigen, wäre bare Willkür.[45]) Auch in Sicilien gab es Sümpfe, z. B. bei Leontinoi (Nissen 349 f.). Das stolze Heer Athens im Jahre 413 und später mehr als eine jener von Carthago aufgebotenen Söldnermassen sind in den Sümpfen von Syrakus zugrunde gegangen; der Anapus ergießt sich in sumpfiger Gegend in das große Hafenbecken von Syrakus. Die Sümpfe zogen sich hier hauptsächlich links nördlich seiner Mündungen am Meeresufer hin; sie hießen Συρακώ — von diesem hat die Stadt den Namen — und Λυσιμέλεια: mit Unrecht will Holm (Gesch. Sic. I 29; 125) die beiden identificieren. Λυσιμέλεια entstammt der Poesie. Der delphische Gott ließ die Gründer von Syrakus und Kroton, als sie gemeinsam das Orakel befragten, zwischen Reichtum und Gesundheit wählen: Myskelos entschied für diese und zog nach Kroton, Archias für Reichtum und erhielt die Sümpfe von Syrakus angewiesen. Λυσιμέλεια ‚die Glieder lösende‘ (λίμνη) heißt sie als tödlicher oder entnervender Malariasumpf,

[45]) Holsten z. d. St. und der Thesaurus s. v.

angemessen für die Orakelsprache; die Übertragung des altepischen Wortes auf den Sumpf wird in jenem Spruch erfolgt sein. Ein Pestsee war auch Kamarina bei der Stadt gleichen Namens. Delphi warnte μὴ κινεῖν Καμάριναν. ἀκίνητος γὰρ ἀμείνων, man solle ihn nicht trocken legen; es geschah aber und Kamarina wurde von dieser nun unbeschützten Stelle her erobert. Die feuchten Niederungen Selinunts entseuchte Empedokles, indem er die gesundheitsschädlichen beiden Flüsse, Selinus und Hypsas, in den nahen Sumpf leitete (Diog. L. VIII 2, 70; Holm I 137). Noch heute gibt es in Sicilien Sumpfterrain, um den Namen Ἕλινοι für die Bevölkerung erklärlich zu finden. Gewiß wird niemand auf die Stephanosstelle hin behaupten wollen, daß Ἕλινοι eigentlicher Volksname war; er ist aufzufassen wie Herodots τῶν Αἰγυπτίων οἱ ἕλειοι, wofür ἑλειοβάται Aischylos, andere ἑλεῖται (beides von ἑλεία) sagen, als eine von der Lebensgewohnheit hergenommene Benennung. Die besonders an der Ost- und Südküste kolonisierenden Dorer werden die vorgefundene heimische, zum Teil in den Sümpfen hausende Bevölkerung Ἕλινοι ‚Sumpfwohner' genannt haben. Ebenso sind die Ἕλινοι in Thesprotien zu denken. An der Südpontosküste wohnten Μοσύνοικοι, d. i. ‚die auf Pfahlbauten hausen'; μόσυνα oder μόσυνες, ein ungriechisches Wort, sind Holzhäuser auf Pfählen (Helbig, Die Italiker in der Poebene 56). Die thrakischen Paionen (Herodot V 16) wohnten im Prasiassee „in der Weise, daß jeder seine auf Pfählen ruhende Hütte hat mit einer Falltür nach unten in den Sumpfsee", ganz wie die Pfahlbauten im mittleren Europa (Schweiz bis nach Dänemark) und im Pogebiet Ravenna, Altinum, Hadria (Hehn, Italien 11 f.); Strabo schildert diese Städte als Gondelstädte, das Land als Wasserland mit Schleusen, Gräben, Deichen. In den ‚Digesten' L 4, 19 (1847 M.) steht die Bestimmung „Elemporia et practoria (so Mommsen; pratura oder ospratura Hdss.) apud Alexandrinos patrimonii munus existimatur". Mommsen notiert die schlechte Conjectur ‚elaeemporia' ‚Ölstapelplätze'. Die Überlieferung ist aber tadellos. Wir befinden uns im sumpfigen Nildelta: die ‚helemporia' (ἑλεμπορία), „das Recht, in den Sümpfen zu stapeln und zu handeln", wurde bei den Alexandrinern als erblich betrachtet. Die Stapelplätze in den Sümpfen hießen also dort ἑλεμπόρια.[46]) Solche kehren Jahrhunderte früher wieder bei Hippokrates (Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων 56), welcher von der Bevölkerung an der Phasismündung schreibt: ἥ τε δίαιτα τοῖς ἀνθρώποις ἐν τοῖς ἕλεσίν ἐστι[47]) τά τε οἰκήματα ξύλινα

[46]) ἑλέμπορος ganz verkannt von Fick-Bechtel a. a. O. S. 107, die an ἑλεῖν denken. Den Ort Ἑλένειος (Bewohner Ἑλενειεύς, Steph.) will Diels S. 444 auf Helena beziehen. Warum nicht, da es sich um das Nildelta handelt, Ἑλέ-νειος, also ‚Neubruch'?

[47]) So erläutert sich der sehr alte Name des Teiers Ἑλεσίβιος (IGA 482). Der ἕλειος βίος ist

καὶ καλάμινα ἐν τοῖς ὕδασι μεμηχανημένα, ὀλίγηι τε χρέονται βαδίσει κατὰ τὴν πόλιν καὶ τὸ ἐμπόριον, ἀλλὰ μονοξύλοις διαπλέουσιν ἄνω καὶ κάτω. διώρυγες γὰρ πολλαί εἰσίν. Auch die südgallische ‚Stadt im Sumpfe‘ Arelatus besaß eine eigentliche πόλις (Veste) und ein Emporion, wie Strabo schildert IV 181. Es ist sachlich nichts geneuert oder behauptet, vielmehr nur angewandt was gewußt und bezeugt wird, wenn der als griechisch überlieferte, aber verdorbene Name ‚Theline‘ der allein vorhandenen Editio princeps in ‚Heline‘ mit leiser Hand geändert wird: Ἑλίνη bedeutet genau wie Arelatus ‚Sumpfstadt‘; „Arli, dove il Rodano stagna“ sagt Dante, Inferno IX 112, „Paludosa Ravenna“ Silius VIII V. 601 und Strabo V 213, 7 ss. ἐν δὲ τοῖς ἕλεσι μεγίστη μέν ἐστι Ῥαούεννα, ξυλοπαγὴς δὲ καὶ διάρρυτος, γεφύραις καὶ πορθμείοις ὁδευομένη . . . ἔστι δὲ καὶ τὸ Ἀλτῖνον ἐν ἕλει παραπλησίαν ἔχον τῆι Ῥαουέννηι τὴν θέσιν; Ravenna und Spina sollen thessalische Griechengründungen sein. Paludicolae heißen die Friesen in den Quellen des Mittelalters.

Die Namen Ἕλος ‚Sumpf‘,[48]) Ἑλεία ‚Sumpfland‘,[49]) Ἑλέσιον,[50]) ἕλεσπις ‚Sumpf-

ins Ethische übertragen ‚crassos dies lucemque palustrem‘ z. B. Persius V 60. Das Gegenteil ethisch und vordem physisch ist der ἀφελὴς βίος (λόγος) und ἀφέλεια. Die Entstehung aus dem Sinnlichen hängt diesem Worte an, wie die Erde den Wurzeln; dennoch pflegen falsche Etymologien vorgetragen zu werden (Prellwitz denkt Griech. Etym. u. d. W. an φελλός ‚Kork‘ φελλεύς ‚Felsboden‘, worüber jetzt Diels, Hermes XL 305), ἀφελής ist ‚abseits vom Sumpfe‘ (vgl. avius), z. B. ἀφελὲς πεδίον Aristoph. Ritter 527; das Richtige schillert durch Hesychs Bemerkung (s. v. ἀφελής) durch: . . . καὶ πεδία ἀφελῆ ἀσύνδενδρα, wo ich nur das überlieferte τὰ σύνδενδρα verbessert habe auf Grund der Glossen ἕλη] σύνδενδροι τόποι und ἕλος] σύμφυτος τόπος ἢ χεῖλος ποταμοῦ καὶ ὁ τελματώδης τόπος καὶ πόλις ἐν Λακεδαιμονίαι. Etym. Magn . . . σημαίνει καὶ τὸν ὑγρὸν καὶ σύμφυτον τόπον . . . καλεῖται ὁ ὁμαλὸς καὶ κάθυγρος τόπος (daraus wird das attische ἑλεοκόπος verständlich von ἑλεία); vgl. Schol. Apollon. I 1265. Ἀφέλεια, Göttin der Akropolis, bei Eustathios zur Il. XXII 451 (E. Curtius, Stadtgeschichte von Athen 65), will Wernicke bei Pauly-Wissowa zur Repräsentantin der alten guten Zeit machen. Das ist Dike, Ἀφέλεια vielmehr ‚die abseits von Limnai‘, vgl. Anm. 52. Vielleicht gehören die Ἐχελίδαι hierher, welche nach Stephanos in einer Sumpfniederung in der Nähe des Peiraieus wohnten (Milchhöfer bei Pauly-Wissowa u. d. W.); anders Kekule im LXV Winckelmannsprogr. 12 u. a. Daß das kurze ι (statt ει) nicht eine Gegeninstanz sein darf, steht fest; vgl. W. Schulze, Quaest. ep. 508; Crönert, Hermes XXXVII 212; Diels, ebenda 480. Stephanos s. v. Ἑλεεύς ist vielleicht aus Ἐλαιεύς verdorben.

[48]) S. 152; Strabo IX 406, 17 Ἕλος τε καὶ Ἑλεὼν καὶ Εἰλέσιον ἐκλήθη διὰ τὸ ἐπὶ τοῖς ἕλεσιν ἱδρῦσθαι. νῦν δὲ οὐχ ὁμοίως ἔχει ταῦτα, ἢ ἀνοικισθέντων ἢ τῆς λίμνης ἐπὶ πολὺ ταπεινωθείσης διὰ τὰς ὕστερον γενομένας ἐκρύσεις. καὶ γὰρ τοῦτο δυνατόν. Bei Erythrai in Ionien die Stadt Helos: Plin. V 117, bei Pylos (Elis): IV 15. Strabo VIII 305 οἳ μὲν περὶ τὸν Ἀλφειὸν χώραν τινά φασιν (Helos in Elis), οἳ δὲ καὶ πόλιν . . οἳ δὲ τὸ περὶ (περὶ τὸ die Ausg.) Ἀλώριον ἕλος, οὗ τὸ τῆς Ἑλείας Ἀρτέμιδος ἱερὸν τῆς ὑπὸ τοῖς Ἀρκάσιν· ἐκεῖνοι γὰρ ἔσχον τὴν ἱερωσύνην.

[49]) A. 47. 48. 54. Ἑλεία wie Ἀνθεία, dies auch Ortsname (Hesych). CIG II 2561 b ist Ἑλεία (warum Fick a. a. O. S. 15 Ἐλεία vorzieht, weiß ich nicht) eine sumpfige Ebene auf Kreta bei Praisos (Bursian, Gr. Geogr. II 578 A.). Es steckt auch in ἑλεοκόπος (A. 47), ἑλειοβάτης (Aischylos), ἑλειογενής, ἑλειονόμος, ἑλεόθρεπτος, wird vorausgesetzt in dem Ortseponymen Ἕλειος (A. 39, vgl. Paus. III 20, 6; Strabo VIII 633, 2; Schol. TB Il. XIX 115; Apollod. II 60). Ebenfalls nach Apollódor gibt Amphitryon die Taphierinseln dem Heleios und Kephalos, dieser gründet dort Kephallenia, jener eine Stadt Ἕλος.

[50]) Siehe Anm. 12.

fläche,[51]) Λίμναι [52]) Λιμναία [53]) sind durch die Griechenwelt verbreitete Bezeichnungen für Städte, Stadtteile und Landschaften, die durch die saure Colonistenarbeit der Griechen trocken gelegt und bewohnbar gemacht worden waren, ohne aber den alten Namen einzubüßen.[54]) Le marais ‚Morast‘ heißt ein Stadtteil von Paris noch heute. Ein gewöhnlicher Typus der Siedlung ist die Dreiheit: Burgplatz, Niederung (ἕλος λίμνη), Emporion. So an der Rhone, am Phasis, so in Athen (Burg, Limnai, Phaleron) und so in Rom. Auch in Rom hat man noch spät dergleichen gewußt oder wenigstens geahnt.[55])

IV. Eustathios hat zum Periegeten Dionysios V. 76 diese Bemerkung: 1. Ὀνομάζονται δὲ οἱ Λίγυες ἀπὸ Λίγυος ἀνδρός, ὃς τὸν Ἡρακλέα ἐκώλυεν εἰς τὰς Γηρυόνου βοῦς ἀπιόντα, 2. ὅτε καί φασιν οἱ μῦθοι ὡς ἐπέλιπε μὲν τὸν Ἡρακλέα πᾶν ἀμυντήριον βέλος. ὁ δὲ ηὔξατο τῶι Διὶ ἐπαμῦναι. κἀκεῖνος ἀναγαγὼν νεφέλην λίθους ἄνωθεν ὗσεν. 3. ἐξ ὧν καὶ τὸ Λίθινον πεδίον μεταξὺ Μασσαλίας καὶ Ῥηγίνης, μεστὸν χειροπληθῶν λίθων. οὓς ὑπὸ κεραυνῶν συνεχῶν ἢ τυφωνικῶν ἀναθυμιάσεων διαῤῥαγῆναί φασιν οἱ σοφοὶ καὶ ἐκ πλακώδους συνεχείας κατακερματισθῆναι εἰς μικρά, τὸν μῦθον ἀφέντες ληρεῖν ἃ θέλει. Dieselbe Erörterung steht aus Poseidonios’ historisch-geographischem Werke bei Strabo IV 182, 7, doch so, daß bald Eustathios, bald Strabo inhaltsreicher ist. Ich gehe die bezeichneten vier Teile des Eustathiosexcerptes einzeln durch. N. 1 fehlt bei Strabo, kann bei Poseidonios natürlich gestanden haben. — N. 2 steht

[51]) Apollonius der Rhodier schildert I 1265 ff. vergleichsweise den Stier, der von der Bremse aufgescheucht davonstürmt:

πίσεά τε προλιπὼν καὶ ἑλέσπιδας, οὐδὲ νομήων,
οὐδ’ ἀγέλης ὄθεται, πρήσσει δ’ ὁδόν, ἄλλοτ’ ἄπαυστος
ἄλλοτε δ’ ἱστάμενος, καὶ ἀνὰ πλατὺν αὐχέν’ ἀείρων
ἵησιν μύκημα, κακῶι βεβολημένος οἴστρωι.

Die Scholien vermögen ἑλέσπιδες neben ‚den feuchten Wiesen‘ nicht zu erklären: es sind ‚die Sumpfflächen‘ ἑλέ-σπιδες; ‚vasta palus‘ sagt Avien V. 682. Das zu σπιδ- gehörige Adjectivum σπιδής ‚ausgedehnt‘ kennen wir durch Zenodots Lesung Il. XI 754 (διὰ σπιδέος πεδίοιο). Aischylos sagt σπίδιον μῆκος ὁδοῦ von einem langen Wege Fr. 378 N. Auch daraus ist das Substantiv σπίς zu erschließen. Ob ἀσπίς (mit intensivem α) ‚der sehr weite‘ darauf zu beziehen ist? Den πίσεα καὶ ἑλέσπιδες entsprechen Apoll. IV 974 πεδίον καὶ ἕλος λειμώνιον, Il. XI 631 (Od. XIV 474) εἱαμενὴ ἕλεος μεγάλοιο; vgl. Classen, Beob. 48 ff. Bei Hesych Ἐνέλυσκις] Δημήτηρ ἐν Σάμωι ist wohl Ἐνέλεσπις zu schreiben.

[52]) Λίμναι Sumpfterrain, wie in Athen (A. 47) und sonst, so auch in Sparta Strabo VIII 363: die Vorstadt von Sparta τὸ παλαιὸν ἐλίμναζεν. καὶ τὸ Διονύσου ἱερὸν ἐν Λίμναις ἐφ’ ὑγροῦ βεβηκὸς ἐτύγχανε, νῦν δ’ ἐπὶ ξηροῦ τὴν ἵδρυσιν ἔχει. Λίμναι Stadt am Hellespont: Steph. s. v.

[53]) Argivisches Dorf: Thukyd. II 80.

[54]) Ἑλεία ‚die im Sumpfe‘ (Ried): Hera auf Kypros, Artemis in Messenien (Hes.), die auch Λιμνᾶτις heißt (A. 48, Paus. IV 31, 3), Dionysos ἐν Λίμναις in Athen, Demeter („…‘) im Sumpfe‘ auf Samos (A. 51) setzen doch wohl alle die Entsumpfung des betreffenden Terrains voraus. Zeus Ἑλιεύς in Theben (Hesych u. d. W.) soll nach Valckenars obenhin geäußerter und auf seine Autorität wiederholter Vermutung (De Aristobulo p. 120[30]) der phönizische höchste Gott Elion sein; es ist natürlich vielmehr Ἑλειεύς in der Schreibweise des Itacismus (A. 39).

[55]) Tibull II 5, 35 ‚At qua Velabri regio patet, ire solebat exiguus pulsa per vada linter aqua,‘ zwischen Palatin und Capitol. Anderes lasse ich.

bei Strabo, der hier Poseidonios citiert, aus Aischylos ‚Prometheus' Fr. 199. — N. 3. Auch Strabo gibt (aus Poseidonios) als das Local des Kampfes des Herakles mit den Ligurern an die Steinwüste im Rhonedelta und zwei physikalische Ursachen für dies physikalische Phänomen, eine aus Aristoteles, der an Erdbeben gedacht hatte wie das Excerpt im Eustathios, und als die zweite einstige Vergletscherung dieser Gegend: eine Meinung, die als das Eigentum des Poseidonios hingestellt wird.[56]) Das schließt die Annahme nicht aus, daß die bei Eustathios wohl nur zufällig allein berücksichtigte aristotelische Aufstellung vulkanischer Ursachen auch bei Poseidonios mitgeteilt war und so in den Strabo und durch Vermittlung älterer Scholien bis in den Eustathioscommentar zum Dionysios Periegeta gelangte. Danach bleiben, allgemein geurteilt, zwei Lösungen: entweder schöpfte Eustathios (bezw. der ältere Scholiast) aus Poseidonios unmittelbar oder vermittelt durch Strabo. Die Frage entscheidet ein kleiner, aber ungemein wichtiger Scholienüberschuß bei Eustathios: die Begrenzung der Steinwüste μεταξὺ Μασσαλίας καὶ Ῥηγίνης. Also ist Poseidonios, Strabos Quelle, die Quelle auch des von Eustathios ausgeschriebenen Dionysiosscholions, einerlei, welcher Ortsname in Ῥηγίνης stecken mag. Müllenhoff bestritt die Zuverlässigkeit der Eustathiosnotiz (I² 84), weil er sich eingeredet, daß Eustathios nichts als Strabo vor sich gehabt hätte und also notwendig den Überschuß selbst erfunden haben müßte. Dies Erfinden widerstreitet allem, was für Eustathios' compilatorische Schriftstellerei sattsam heute bekannt ist. Besonders hielt sich Müllenhoff an die Straboworte πεδίον μεστὸν χειροπληθῶν λίθων, die in den Eustathiosscholien wiederkehren; nur fehlt bei Strabo gerade die Begrenzung der Steinwüste μεταξὺ Μασσαλίας καὶ Ῥηγίνης: also — nach Müllenhoff — ein Zusatz zu Strabo und ohne Wert! Allein die Worte πεδίον μεστὸν χειροπληθῶν λίθων sind an sich doch nicht notwendig als ein erst von Strabo geprägter Ausdruck anzusehen, der eben bei Strabo, nur bei ihm, anzutreffen gewesen wäre; wenigstens ebenso gut ist die Annahme möglich, daß dergleichen schon bei Strabos Gewährsmann gestanden habe. Und zweitens. Es hatte Poseidonios, aus dessen geographischem Excurse über Gallien Strabo nach eigener Angabe dort geschöpft hat, sich wirklich sehr ähnlich, wenn nicht geradezu gleich, ausgedrückt. Wir können das aus einem anderen Benutzer des Poseidonios noch lernen. Diodor V 26, 1 hat in seiner Beschreibung des gallischen Windes, der faustdicke, schwere Steine in Bewegung setze, das Wort λίθους χειροπληθιαίους τοῖς μεγέθεσιν. Der weit gereiste Rhodier

[56]) Posidonii Rhodii reliquiae ed. Bake 123 ff.

hatte auch Südgallien und gerade das Rhonedelta besucht. Er ist es, nicht Strabo, der die für Müllenhoff so auffällige Wendung geprägt hat. Sein Werk hat auch sonst die deutlichsten Spuren in den von Eustathios ausgeschriebenen Dionysiosscholien zurückgelassen. Rheginer, Chalkidier also, haben in Südgallien nicht colonisiert; Ῥηγίνης muß irrig sein. Die Karte bei Desjardins führt zum Richtigen. Die Steinwüste liegt genau zwischen Massalia und Arelate. Die von Marius den Massalioten links die Krau entlang hergerichtete Verkehrstraße zu Wasser (Fossa Mariana) begann bei Massalia und endete bei Arelate. Dies steckt irgendwie in Ῥηγίνης, nur nicht der erst seit Caesar (B. C. I 36, II 5) literarisch nachzuweisende Name ‚Arelate' selbst, sondern Ἑλίνης.[57]) Mit der Katastrophe unter Caesar, welche diese Stadt in die Höhe brachte, wird der Keltenname ‚Arelate' officiell;[58]) das griechische Wesen tritt zurück, wie denn griechische Inschriften in Arles nur wenige gefunden sind. ‚Die Mutter von ganz Gallien' besaß während der Kaiserzeit die Camargo nebst dem Uferland,[59]) während sich im Norden Taraskos als selbständige Gemeinde vorgelegt hatte. Gelegen an dem denkbar günstigsten Platze, da wo sich der smaragdgrüne Strom in zwei Arme gabelt, betrieb es nach Norden den Flußhandel und nach aller Herren Länder den Seeverkehr. Über die Nationalität der ersten griechischen Gründer von Ἑλίνη wissen wir nichts.[60])

III.

Alles erwogen bleibt ein Zweifel. Wir besitzen einen, wenn auch knappen, in seiner Weise vollständigen und geschlossenen Bericht über die südgallische Colonisation bei dem Vokontier Pompeius Trogus (Iustin 43, 4). Er

[57]) Im Literarischen Centralblatt 1877 S. 521 will v. Gutschmid und ihm folgend Holder (a. a. O. II 1822) Aviens und Poseidonios ‚Theline' für Rhodanusia, einen massaliotischen Küstenort Südgalliens (Skymnos 208, oben S. 143, Steph. s. v.), in Anspruch nehmen, wie Olbia auch Borysthenes nach dem Flusse hieß, an dem es lag. Kiepert (Alte Geographie 440[1]) und O. Hirschfeld zum CIL XII 83 möchten ‚Theline' trotz Avien zu einer ligurischen Stadt machen. Ich brauche auf diese Ansätze nicht weiter einzugehen: denn sie widerstreiten dem Zeugen. Schwer begreiflich, wie einem einwandsfreien Zeugnis grundlos der Glaube versagt wird. Wer schützt uns vor ähnlicher Behandlung?

[58]) Ähnlich verlor nach Plinius III 100 das italische Kallipolis seinen griechischen Namen gegen oskisch Anxa (W. Schulze a. a. O. S. 539).

[59]) O. Hirschfeld zum CIL XII 84; Sitzungsber. Akad. Wien CIII 279 ff.

[60]) Ich habe nicht untersucht, ob die adjectivische Endung —ινος in Ortsnamen und Eigennamen vielleicht dialectisch beschränkt ist; Κλεόβουλος Κλεοβουλίνα (Lindos), Λόγος Λογίνα (Epicharm), Τῆλος Τηλίνα (Gela), Ἀπόλλων Κάρινος (Megara, Paus. I 44, 2; vgl. Blümner z. d. St.) u. a. m. gehören jedenfalls den Dorern. Aber anderes weist in andere Dialecte. Nach Mommsen, Röm. Gesch. V 71; III 553 wäre die Stadt eine massaliotische Gründung (so auch Desjardins Karte a. a. O. II 224; 162; 185 und O. Hirschfeld CIL XII 276).

spricht nicht von Kretern und Rhodiern, nur von den Phozaeern. Für ihn sind sie es, und sie allein, die die Culturarbeit in Gallien getan haben. Wenn er ihnen nachsagt: „Ab his igitur Galli et usum vitae cultioris deposita et mansuefacta barbaria et agrorum cultus et urbes moenibus cingere didicerunt. Tunc et legibus, non armis vivere, tunc vitem putare, tunc olivam serere consuerunt, adeoque magnus et hominibus et rebus impositus est nitor, ut non Graeci in Galliam emigrasse, sed Gallia in Graeciam translata videretur", so ist das einseitig; es läßt sich aber aus den Absichten und der Parteistellung des Galliers verstehen. Pompejanisch waren die Neigungen und die Traditionen seines Hauses. Des Trogus Großvater hatte während des sertorianischen Krieges durch Pompeius das Bürgerrecht erhalten, sein Onkel gegen Mithradates unter Pompeius als Reiterofficier gedient (Iustin 43, 5, 11). Pompejanisch aber war zu seinem Unglück auch Massalia gewesen. In der einseitigen Verherrlichung der Massalioten war Trogus hier — wie auch anderswo, z. B. in der Hervorhebung der während des gallischen Brandes den Römern bewiesenen Freundschaft Massalias (Iustin a. a. O.) — durch den Willen geleitet, zugunsten der eben damals durch Caesar schwer getroffenen Ionierstadt unter den Römern Stimmung zu machen. Auch Cicero übertreibt.[61]) Gegen Trogus absichtsvolles Schweigen fällt jetzt Hekataios' Aussage über die Kreter in Südgallien um so schwerer ins Gewicht, als dieser auch von den Phozaeern ‚in Massalia im ligurischen Teil des Keltenlandes' gehandelt hatte (Fr. 22 bei Steph. u. d. W.). Er scheint die Quelle auch für Herodot V 9 zu sein; denn wenn in Herodots aus einem schriftlichen Bericht über das linke Donauufer geschöpfter Darstellung wegen des dortigen Volksnamens Σιγύννης auf das ligurische Wort σιγύννης ‚Krämer' so verwiesen wird σιγύννας δ' ὦν καλέουσι Λίγυες οἱ ἄνω ὑπὲρ Μασσαλίης οἰκέοντες τοὺς καπήλους. Κύπριοι δὲ τὰ δόρατα, so trifft das auf Hekataios zu, der die Donauvölker (p. 10 M.) und Südgallien besucht und genau beschrieben hatte und so gern etymologisiert, daß man das Etymologisieren für ihn ‚als ein typisches Erkennungszeichen verwerten kann'.[62]) Die Bemerkung, die Sigynnen links der Donau trügen medische Tracht, paßt in Hekataios' medische Reise (Fr. 171). Wenn Herodot gegen die Ableitung der Sigynnen von den Medern, die er in derselben Quelle ausgesprochen fand, seinen Zweifel äußert, so erinnert das durchaus an die Stellung, welche er gegen seinen berühmten Vorgänger einzunehmen pflegt. Ich denke, die innere Beschaffenheit des Trogusberichtes einmal erkannt, beseitigt den

[61]) De off. II 8; Philipp. VIII 6, 18. Caesar, B. C. I 35 ff.; II 14 setzt Massalia herab.

[62]) Diels, Hermes XXII 437.

Zweifel. Es wird weiterer Beobachtung des Überlieferten bedürfen, um die Lücken unserer Kenntnis von diesen Dingen etwas auszufüllen. Die Nachrichten sind aber reichlicher als man glauben will; und manche Blume läßt sich mühelos am Wege pflücken. So erwähnt Avien V. 700 vor Massalia einen Ort ‚gens Nearchi'. Müllenhoff (I^2 199) sah darin den Nominativ Pluralis Νέαρχοι und in ihm ‚einen barbarischen Namen gräcisiert'. Andere begingen den zweiten Fehler, νέαρχος mit ναύαρχος zu vertauschen und Schiffscapitäne herauszuraten. ‚Nearchi' ist Genetiv. Nearchus, ohne Zweifel eine geschichtliche Person, wird einer jener kühnen Griechen gewesen sein, welche die Küste Südgalliens der griechischen Cultur geöffnet und ihre Stadt nach sich genannt haben. Der Ort hieß Νέαρχοι (oder allenfalls Νέαρχος). Ein Νέανδροι oder Νέανδρος machte der jüngeren Bildung Νεάνδρεια[63]) Platz. Die ehedem seltenen Städtenamen auf -εια haben seit Alexander dem Großen das entschiedene Übergewicht erlangt. Noch Philipp aber nannte seine Gründung einfach pluralisch Φίλιπποι; strichweise häufig und wohl auch alt sind die Bildungen auf -ιον, besonders in Kleinasien.

IV.

Aus den Überlieferungen über die westlichen Abenteuer des Herakles heben sich von den übrigen ab und schließen sich, trotz einer unbedeutenden Namenvariante, aneinander zwei Zeugnisse, die verbunden einen leidlich kenntlichen Bericht ergeben.

Parthenios 30 Λέγεται δὲ καὶ Ἡρακλέα, ὅτε ἀπ' Ἐρυθείας τὰς Γηρυόνου βοῦς ἤγαγεν, ἀλώμενον διὰ τῆς Κελτῶν χώρας ἀφικέσθαι παρὰ Βρεταννόν, τῶι δ' ἄρα ὑπάρχειν θυγατέρα, Κελτίνην ὄνομα.	Etym. Magn. s. v. Κελτοί.
ταύτην δὲ ἐρασθεῖσαν τοῦ Ἡρακλέους καταχρύψαι τὰς βοῦς μὴ θέλειν τε ἀποδοῦναι, εἰ μὴ πρότερον αὐτῆι μιγείη. τὸν δὲ Ἡρακλέα τὸ μέν τι καὶ τὰς βοῦς ἐπειγόμενον ἀνασώσασθαι, πολὺ μᾶλλον μέντοι τὸ κάλλος ἐκπλαγέντα τῆς κόρης συγγενέσθαι αὐτῆι. καὶ αὐτοῖς χρόνου προήκοντος γενέσθαι παῖδα Κελτόν, ἀφ' οὗ δὴ Κελτοὶ προσηγορεύθησαν.	Κελτώ, Βρεταννοῦ θυγάτηρ, ἐρασθεῖσα Ἡρακλέους παρεκάλει αὐτὸν αὐτῆι μιγῆναι. καὶ τοῦτο πράξας Ἡρακλῆς ἀπέλιπε τὸ τόξον αὐτῆι εἰπών, ἐὰν ἄρρην γεννηθῆι, βασιλέα αὐτὸν γενέσθαι, εἰ δύναται τεῖναι τὸ τόξον. καὶ ἐγεννήθη παῖς Κελτός, ἀφ' οὗ Κελτοὶ ἔθνος.

[63]) Steph. Byz. s. v. Νεάνδρεια] . . ἐν τισι δὲ Λέανδρος γράφεται διὰ τοῦ λ κακῶς. λέγεται καὶ Νεάνδρειον οὐδετέρως. Da nur Anfangs-Λ statt N bekämpft wird, muß ein Νέανδρος als Stadtname erschlossen werden.

Die in Herakles verliebte Schöne versteckt die Geryonesherde und will sie nicht eher herausgeben, als bis ihr die Liebe des Herakles zuteil geworden. Herakles gibt nach aus zwei Gründen: weil er die Rinderherde zurückhaben will und weil ihm das schöne Weib ungemein gefällt. Die Verdoppelung befremdet. War Herakles so leicht zu gewinnen: wozu die angewandte List, das Verstecken der Rinder? Umgekehrt aber: war die List eine Notwendigkeit, so kann das Weib eine harmlos lockende Schönheit ursprünglich nicht gewesen sein. Die Schönheit muß entfernt oder durch eine Gefahr drohende Beigabe aufgehoben werden, die in unserem Bericht fehlen würde. Man würde sich in diesem Falle die vollständige Erzählung etwa nach Analogie der Sagen vom Giftmädchen[64]) so angelegt denken dürfen, daß Herakles Grund zu haben glaubte, Bezauberung, Vergiftung oder sonst etwas zu befürchten und deshalb auswich. Sonst wäre nicht zu begreifen, warum gerade Herakles nicht einfach auf den Wunsch der schönen Frau einging. Nehmen wir die Dinge wie sie sind und oft genug auch in der Sagenwelt sich in ihrer Einfalt zeigen. Die Argonauten, auf Lemnos gelandet, lehnen die Gesellschaft der schönen Frauen nicht ab und verhelfen ihnen zu Kindern. Eine nicht erst der Zeit des Trogus (Iustin 12, 3) angehörige Episode des Alexanderzuges weiß, daß Alexander in Hyrkanien der schönen Amazone Thalestris oder Minythyia, welche mit 300 ihrer Frauen zu ihm 35 Tage weit hergereist war, die Bitte erfüllte, ihr einen Sohn zu zeugen. Dieselbe Bitte äußerte mit gleichem Erfolge nach orientalischer, von W. Hertz, Gesammelte Abhandlungen 433 f. mitgeteilter Fabel die Königin von Saba an König Salomo, den sie, seine Weisheit zu erproben, aufgesucht: eine zur Verherrlichung des betreffenden Königsstammes vollzogene Wendung der Geschichte. Wir haben somit anzunehmen, daß die erhaltene Fassung der Keltossage in dem Schönheitsmotiv ein wenig sinngemäßes Element besitzt. Daß ursprünglich nur ein irgendwie gefährliches, wenn auch noch so reizendes, oder auch ein garstiges, aber höheres Wesen den Rinderraub ausführen und sich gegen Herakles behaupten konnte, leuchtet wohl ein. Die harmlose Schönheit ist es, die stört. Wird sie fortgedacht, so bleibt ein Weib zurück von notwendig dämonischer Macht. Griechen und manche Nichtgriechen pflegen sich die autochthonen Wesen ihres Glaubens schlangenfüßig, wie die autothalassen fischfüßig, vorzustellen. Es war z. B. ein skythisches Phantasiebild, das Diodor IV 43 mit einleitendem μυθολογοῦσι Σκύθαι mitteilt: eine erdgeborene Schlangenjungfrau sei vom Himmelsgotte (Zeus sagt notwendig der griechische Erzähler, auch Herodot IV 59) Mutter des Skythes

[64]) W. Hertz, Gesammelte Abhandlungen 156 bis 278.

geworden, des Ahnherrn des skythischen Volkes. Das ist noch echte Volkssage: ‚der Himmel steigt zur Erden —‘. Auch Herodot weiß (IV 59), daß bei den Skythen die Mutter ‚Erde‘ des Himmelsgottes Gemahlin war, auch (VI 5), daß des Borysthenes Tochter — das ist wieder die skythische Erde — drei Söhne vom Himmelsgotte geboren, deren jüngster durch den Willen des Vaters in den Besitz der heiligen Herrschaftssymbole gelangte. Verlangte aber ein Zwitterwesen, halb Weib halb Schlange, die Liebe des Helden, da mochte eine nicht mehr naive, sondern reflectierende Poesie ihn am Ende wohl schaudern und sich durch Gewalt oder List, gegen welche er sich wehrlos fühlte, erst zwingen lassen. Die eigentliche Erzählung von Herakles im Keltenlande lautete vor der Umformung etwa so: „Herakles hatte Geryones bezwungen und zieht zurück. Da fordert im Keltenlande das Schlangenweib seine Liebe. Er schaudert; der Dämon verbirgt die Herde. Nun ist Herakles, um die Rinder zurückzuerhalten, bereit. Er hinterläßt seinen Bogen mit der Weisung, dem zu erwartenden Sohne nur dann die Königsherrschaft — über welche das Weib frei verfügt — zu übergeben, wenn er als rechter echter Heraklessohn den schweren Bogen zu spannen imstande sein werde. Keltos, der Heraklide, wurde Ahnherr des Keltenvolkes. Seine Mutter ist die Keltenmutter: Κελτίνη sagt das ja unmittelbar; Κελτώ ist dazu eine nur formale Variante, die in der nächst zurückliegenden gemeinsamen Quelle der beiden uns erhaltenen Auszüge wohl nebeneinander gestanden haben als Κελτὼ ἢ Κελτίνη.

Eine Sage haben auch die Ionier in Massalia erzeugt, eine Geschlechtersage, die sich als beabsichtigtes Gegenstück zu der behandelten dorischen wohl auffassen läßt. Als die ersten Phozaeer im Gebiet der Segobriger gelandet, war gerade Gattenwahl der Königstochter. Die Fremden werden zur Tafel gezogen und das Mädchen reicht die Schale dem einen der Anführer zum Zeichen, daß ihre Wahl auf ihn gefallen sei.[65]) So erzählte das in Massalia ansässige altphozaeische Geschlecht der Protiaden, die ihren Ahnherrn Protis an dem Vorfall beteiligten, nur daß unsere Berichte über die Weise der Beteiligung schwanken. Aristoteles läßt Protis den Sohn des Paares sein, bei Trogus ist er der Erwählte des Kelten- oder Ligurermädchens. Auch der Name der Braut wird verschieden angegeben. Die Hauptsache aber, auf die es hier allein ankommt, steht fest.

[65]) Aristoteles Μασσαλιωτῶν Πολιτεία Fr. 549 R. Iustin 43, 3. In einem Streit zwischen Griechen und Nichtgriechen brachte nach Iustin a. a. O. wieder die Liebe einer Eingebornen die Rettung. Man vergleiche die Gattenwahl der kyrenäischen Prinzessin im Apolloniusbuch (15 f.) und Rohde, Der Griechische Roman 424 A. Übrigens heißt im Etym. M. s. v. Κελτική die Keltin Sterope und Atlas Tochter.

Herodot erzählt (IV 8—10) ‚aus der Überlieferung der Pontosgriechen', wie Herakles Ahnherr der Skythen wurde. Auf dem Rückwege von Erytheia, nachdem Herakles den Geryones bezwungen, sei er auf seinem Streitwagen in das Nordpontosland gekommen und während eines schweren Wintersturmes, gehüllt in das Löwenfell, eingeschlafen. Indessen verschwanden durch göttliche Fügung die Pferde seines Streitwagens. Aufgewacht, sucht er sie allerorten, bis er in einer Grotte eine Schlangenjungfrau traf, der das ganze unermeßliche Land gehörte. Sie bekennt, ihm die Pferde verborgen zu haben und nicht herausgeben zu wollen, bis sie seine Liebe genossen. Sie verschob dann immer wieder die Rückgabe, um sich seiner länger zu erfreuen, während er den Wunsch hatte, loszukommen. Endlich gab sie die Pferde heraus; sie sagte: „Nun habe ich drei Söhne von dir. Soll ich sie dir seiner Zeit zuschicken oder soll ich mein Reich unter sie teilen?" Herakles bestimmte, die Mutter sollte ihnen, sobald sie erwachsen wären, den einen seiner beiden Bogen und seinen Gürtel nebst Trinkschale übergeben. Wer den Gürtel so wie er schnallen, den Becher so wie er vorn einhängen, den Bogen zu spannen die Kraft besitzen würde, der sollte Alleinherrscher des Landes werden; die anderen hätten die Heimat zu verlassen. So geschah es. Der jüngste, den die Mutter Skythes genannt, bestand die vom Vater aufgelegte Probe allein, Agathyrsos aber und Gelonos wurden von ihrer Mutter gezwungen auszuwandern; sie wurden die Ahnherren der nach ihnen benannten Völkerschaften. Aus diesem Anlaß tragen die Skythen nach Herakles Vorbild und Verordnung goldene Trinkschalen am Gürtel.

Störend wirkt, wie die Erzählung ist, ein Doppeltes. Erstens die geographische Unmöglichkeit. Der Weg vom äußersten Westen an Spaniens Küsten entlang zurück nach Argos führt nimmermehr über das Nordpontosland. Also ist dies letztere innerhalb der Heimfahrt des Herakles, weil den geographischen Voraussetzungen widerstreitend, auch unursprünglich. Die Geographie oder, wenn man so lieber will, die ganz bestimmte sinnliche Anschauung, die in den Endpunkten Spanien und Argos für dies Abenteuer gegeben ist, fordert anstatt der bei Herodot in Skythien spielenden Begegnung des Helden mit dem Schlangenweib ein zwischen Spanien und Argos liegendes Local. Sodann: Herakles führt hier zwei Bogen, wie wenn er vorausgesehen, daß er den einen verschenken würde.[66])

[66]) Bogenanalogien bei K. Neumann, Die Hellenen im Skythenlande 110 f. — Die Ähnlichkeit mit der Theseussage wird noch stärker, sobald man das ihr willkürlich und nachträglich vorgesetzte delphische Orakel wegdenkt. Durch List wird Aigeus, der Gast aus Attika, mit Aithra zusammengebracht, damit ein Trozenier in Attika König werde. Dazu der identische Auftrag an Aithra beim Scheiden. Also auch

Das Wissen leiht dem Helden der erste Erzähler dieser skythischen Geschichte wider Willen. Der Erzähler aber steht hier einer fest gefügten Stoffmasse schon unfrei gegenüber; er ändert wohl im einzelnen, aber die Elemente der Geschichte lagen ihm fertig vor. Daß dem wirklich so ist, beweist die oben hergestellte alte Keltoserdichtung, auch sie ist an den Geryoneszug angeknüpft. Die Erzählung ist die gleiche, nur daß ihr die beiden Besonderheiten der anderen, die zwei Mängel sind, nicht anhaften. Wenn man bei Beurteilung einer Bildsäule mit auf den Marmorblock zu sehen hat, aus welchem sie gemacht worden, wenn die gegebene Form dieses Blockes es zu entschuldigen vermag, daß dieses Glied zu kurz, diese oder jene Stellung zu gezwungen geraten: so ist zwar nicht unmöglich, aber immer unwahrscheinlich, daß ein Dichtwerk von seiner Vorlage in der Anlage ganz unbeeinflußt geblieben ist. Das Endziel philologischen Könnens und richtiger Methode ist die Fähigkeit, unter zwei voneinander abhängigen Überlieferungen sowohl nach Form wie nach Inhalt mit Sicherheit zu ermitteln, welche als die zeitlich frühere und welche als die zeitlich spätere zu gelten hat. In unserem Falle muß die Entscheidung lauten: die Skythesgeschichte ist aus der Keltosfabel geformt, dies aber nicht ohne eine zweite, die echte Landessage der Pontosskythen, mit zu berücksichtigen. Von dieser erzählt Herodot IV 5 so: Der Himmelsgott habe seinen drei mit der Borysthenestochter erzeugten Söhnen, da sie gemeinsam regierten, vier goldene penatenartige Herrschaftssymbole vom Himmel auf die Erde fallen lassen: einen Pflug, ein Joch, eine Streitaxt, eine Schale. Das heiße Metall sei aber erst erloschen, als Kolaxais, der jüngste der drei Brüder, die heiligen Gegenstände betastete. Auf diese Weise sei er durch des Himmels Willen zum Alleinherrscher bestimmt worden. Aus zwei Überlieferungen ist die Skythesfabel von einer

die Keltenfabel arbeitet schon mit einer der Structur nach im wesentlichen fertigen Fabel, da die Geschichte von Aigeus und Aithra von jener unabhängig ist. Eine nahe Parallele zu ihr bietet die Lyrkosfabel (Parthenios 1). Aus guten Quellen wird berichtet, wie der kinderlose Lyrkos aus Kaunos vom didymaeischen Apollo angewiesen sei παῖδας φύσειν, ἧι ἂν ἐκ τοῦ ναοῦ χωρισθεὶς πρώτηι συγγένηται. Staphylos, Herr von Bubastos auf der Chersonnes, hatte das Orakel gehört, machte ihn trunken und führte ihm seine Tochter Hemithea zu. Doch wollte auch Rhoio diese Ehre für sich haben; darüber ein Streit zwischen den Schwestern. Lyrkos hinterläßt als Erkennungszeichen der Hemithea den Gürtel für den zu erwartenden Knaben. Βάσιλος, der Sohn, wird dann König von Kaunos, nachdem er seines Vaters Widersacher besiegt. Bis auf die Schamlosigkeit der beiden Schwestern, die die Barbarinnen charakterisieren soll, ist die Geschichte dieselbe, wie sie von Pittheus und Aithra erzählt wird. Auch Pittheus will die Erzeugung eines Enkels, auch er macht den Inhaber des ihm günstigen Orakels trunken. Sogar die Einzelheiten sind in den Geschichten gleich bis auf die Erkennungsmarke. Hemithea ist auf der Chersonnes Incubationsgöttin und wie alle solche Wesen heilkräftig, hochgefeierte Entbindungsgöttin (Diodor a. a. O.): alles zusammen ein sicherer Hinweis auf ihre Geltung als Erdgöttin.

bewußt formenden Hand geschaffen worden, ein Ausdruck zugleich für den Gedanken, daß die dorischen Griechen und die Skythen stammverwandt seien, wie denn auch die Keltosfabel, das Original, Kelten und Dorer zu Brüdern machen will.

Die Fabel sei Eigentum der Pontosgriechen, beteuert Herodot am Anfang und am Ende der Wiedererzählung: IV 8 Ἑλλήνων οἱ τὸν Πόντον οἰκέοντες ὧδε (λέγουσιν), 10 ταῦτα δὲ Ἑλλήνων οἱ τὸν Πόντον οἰκέοντες λέγουσιν. Mag sein, daß Herodot Kenntnis der Erzählung bei irgendwelchen griechischen Pontiern fand oder zu finden glaubte: sie bleibt das Werk eines λογοποιός. Auch im IV. Buch gehört Hekataios' Buch nebst Karte zu den ausgiebig benutzten Quellen des Herodot; daß er an Hekataios' Stelle oft andere Namen nennt, besonders von Ἕλληνες oder Ἴωνες redet, das ist „eine unschuldige Antonomasie, welche den Kenner nicht irre führt und dem populären Charakter des Werkes entspricht" (Diels 433). Eine enge Beziehung zwischen der Schilderung des Donaugebietes und der des Keltenlandes fanden wir bei Hekataios schon. So wird auch diese ihm zugewiesen werden dürfen. Aber sicher ist das nicht.

Die Keltosfabel selbst muß im sechsten Jahrhundert bereits bestanden haben. Sie tritt neben die Dichtung von der Ligurerschlacht des Herakles in der Krau, welche eine sehr genaue Kenntnis des Rhonedeltas voraussetzt und wie die Keltosfabel bei den Dorern Südgalliens entstanden ist. Stesichoros' ‚Geryonis', das Nationalgedicht des westlichen Dorertums in Sicilien und Südgallien, könnte das Original sein. Geryones haust bei Stesichoros erwiesenermaßen schon nicht mehr in Sicilien, wie vordem,[67]) sondern im äußersten Westen. Auf Herakles' Küstenweg in jenes Land entfallen die Schlachten gegen die Ligurer und gegen Tauriskus (A. 26), auch seine Liebschaft mit der Keltenmutter. Von den Dorern ist die Gestalt des Herakles nordwärts gewandert, um sich mit keltischen und germanischen Erinnerungen neu zu verbinden. Schließlich wollen auch diese Völker Herakliden sein: die gleiche Erscheinung hier wie im fernen Osten, wo Herakles durch die kleinasiatischen Dorer bekanntlich zum Lyzier, sogar zum Phönizier geworden ist.

[67]) Nicht nur Geryones hat durch Herakles im sicilischen Agyrion (Diodor IV 24) einen Totencult, auch die Sikuler, die dem Herakles die Geryonesrinder nehmen wollten, so Pediokrates bei Enna (Macrobius, Sat. V 19, 30; Usener, Götternamen 145). Motye, welche dem Herakles die versteckten Rinder zeigte, ist die Eponyme der Stadt (Hekataios bei Steph. s. v.)

V.

I. „Ein Saum von Lagunen faßt das östliche Littorale von Korsika ein. Zur Sommerzeit herrschen hier häufige und lange Windstillen, das Gebirge hält den reinigenden Mistral oder Nordwest zurück. So brütet denn die Intemperie ungestört; im Laufe des Mittelalters hat der Mensch ihr den alten Culturboden preisgegeben, von Bastia bis Ponto vecchio hinunter auf einer Strecke von ca. 150 Kilometern findet sich kein Dorf am Gestade“ Nissen I 364. Und 358 von den Sümpfen Sardiniens: „Die Intemperie — so heißt hier die böse Luft — steigt zu einer in Italien unerhörten Höhe, beherrscht Ebenen und Küsten, mindestens ein Viertel des gesamten Areals, und zwar vorwiegend die fruchtbare Culturzone ... Immerhin halten die Eingeborenen an Orten aus, an denen jeder Eingewanderte binnen kurzem unfehlbar erliegt ... Es kann weder bezweifelt werden, daß die Intemperie seit dem Altertum sich verschlimmert hat, noch daß sie den Aufschwung des Landes wie ein Bleigewicht hindert.“ Dergleichen formt sich wie von selbst zum Bilde, und so braucht derselbe geistvolle Historiker I 416 ein Bild: „Es hat auch im Altertum, im Rom der Kaiserzeit, schlechte Luft gegeben; aber langsam hat sich daraus die Pestbeule entwickelt, welche den schönen Leib Italias so häßlich verunstaltet.“ Ewig brauen böse Dämonen über Sumpf und Wüste. Zu allen Zeiten des Altertums und des Mittelalters liebte es die Phantasie der Völker, sich die Sumpfplage unter dem ja so natürlichen Bild der Sumpfschlange vorzustellen.[68]) Ein im Mittelalter viel begangener Weg in Armenien war unpassierbar, da ein jeder, der in das von zwei Bergen eingeschlossene Tal eintrat, tot niederfiel; zwei Drachen hatten durch ihren Giftatem von jenen Bergen her die Luft verpestet.[69]) In dem von Überschwemmungen seiner großen Ströme schwer heimgesuchten Assyrien (Herodot I 191) lebte dieselbe Vorstellung in der Legende und in der Religion wie in der Argolis am einstigen Sumpfe von Lerna; und auch das haben die so verschiedenen Völker gemein, daß die von ihnen selbst zur Sicherung gegen das Stagnum vorgenommenen schweren Arbeiten sich in dem Bilde des gegen die Hydra siegreich kämpfenden Nationalgottes oder Nationalhelden zusammenfaßten

[68]) Einiges bei Leo Frobenius, Das Zeitalter des Sonnengottes I 193 ff. Das Bild besteht auch heute in Kreisen, die der Antike fernstehen. „Noch heute trüge in Italien manche einst dicht bevölkerte Einöde reiche Frucht, hielte nicht der Drache der bösen Luft Wache vor dem goldenen Vließe der Weizenernten“ Du Bois-Reymond, Deutsche Rundschau IV 244.

[69]) W. Hertz 192 ff.; Herder, Über die Legende 11.

und ausprägten; so hat Marduk gegen Tiamât bei den Assyriern gestritten,[70]) so Herakles gegen die Menschen wie Vieh fressende oder sie durch den bloßen Anhauch verpestende Hydra von Lerna und ihren Helfer, den giftigen Sumpfkrebs, mit Athenas Beistand. Dem hellenischen Empfinden ist öffentliche Not ein blutiges Raubtier, „ein Wolf, der die Hürde überspringt und die flüchtigen Menschen im äußersten Winkel der Hütte packt".[71]) „Die große Raupe ‚Mißwachs' kroch durch Feld und Au, die Ernte aufzunagen" (Byron, Don Juan VIII 126); „mit tausend Armen greift die Not ins Leben ein" (Goethe im ‚Elpenor'): beides echthellenisch. Für Hellenen ist es aber eine feste selbstverständliche Anschauungsform, daß die Ansiedler ihre neue Heimat durch Überwindung eines Ungetüms erst gewinnen; auf Androklos' Eberkampf in der Kaysterebene hat eben Benndorf, Forschungen in Ephesos I 54 hingewiesen. Richtig beurteilt sind jetzt die stymphalischen Vögel, die schwimmenden Bewohner des Sumpfsees von Stymphalos, welche Herakles erlegte oder vertrieb; er hatte nach dem Glauben der Umwohner, wie Hellanikos erzählte, den Abzugscanal der Sumpfregion angelegt.[72]) Der Vorfahr und stadtgründende Held der Thebaner Kadmos besteht in der Legende (noch bei Ovid, Metam. III V. 30 ff.) die als Hydra, zugleich als Ortsdämon, deutlich bezeichnete Schlange des Sumpfes; er soll es ja gewesen sein, der die Wasserverhältnisse von Theben, dieser reichsten griechischen Quellenstadt, reguliert habe.[73]) „Es zeugt der Nilschlamm Ungeheuer jedes Frevels" sagt Byron (Don Juan VIII 51). Aus dem Sumpf geboren, verpestet und verheert die delphische Drächin durch ihren Gifthauch (noch bei Ovid, Metam. I V. 444) das krisaeische Tal vom Pleistos her die Berge in mächtigen Windungen umkreisend, Menschen und Vieh vernichtend und die Bringerinnen des Erdsegens, die Nymphen, vertreibend. ‚Miasmensumpf', Πυθώ von πύθειν, heißt Delphi, das Apollo durch Erschießen der Drächin erlöst; er ist dort darum der Παιάν.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehen,
Das letzte wär' das Höchsterrungene.

[70]) Gunkel, Schöpfung und Chaos 29 ff.

[71]) Solon Fr. 4 V. 27 ff. „Unter edlen Freuden stirbt wiederwütig das Unheil, gebändigt wenn der Gott Segen heraufführt" Pindar Ol. II 35 ff. Genau so Dubois-Reymond, „Der Würgeengel Pest (Pocken, Skorbut) gefesselt durch die Naturwissenschaft." „Soll ich das Ungeheuer, das dich zerreißen kann, in seinen Klüften angeschlossen halten" (nämlich das graue sagt Polymetis im ‚Elpenor'.

[72]) Wilamowitz, Herakles I² 63 A. Bei Catull 68 V. 113 f. liegt in der Gleichzeitigkeit das Anzeichen einer Contamination des Bildes (Stymphaliden) und der Bildbedeutung (Anlage des βάραθρον) vor. Herakles gelangt durch diese Tat (natürlich nicht allein durch sie) an den Tisch des Zeus und in den Besitz Hebes (V. 115 f.). So etwas hatte schon Sappho gedichtet (Fr. 51; vgl. Vergil, Ekl. IV Ende).

[73]) E. Curtius, Ges. Abh. I 144.

Wie aber die Hydra in Theben zugleich die Hüterin des Ortes, so war auch die delphische Schlange die Orakelinhaberin[74]; ihr Tod durch Apollo forderte und fand, wie die erschlagene Schlange von Theben, seine Sühne.

Flüsse stellen die Alten als Stiere dar. Ein tiefsinniger Mythus mit derber Symbolik, die hier ganz durchsichtig ist, berichtet, wie der Stromgott Acheloos als Stier, als Schlange, als Mensch mit Stiergesicht um die schöne aetolische Königstochter wirbt, wie ihn Herakles nach schwerem Kampfe bändigt und das eine Horn von seiner wilden Stirne bricht: das Fruchthorn der Griechen, das Symbol des Natursegens.

χρηΐζων βιότου μελέτην ἔχε πίονος ἀγροῦ.
ἀγρὸν γάρ τε λέγουσιν Ἀμαλθείας κέρας εἶναι

sagt der alte Phokylides. „Das Gleichnis drückt den Kampf des Menschen gegen die wilde Naturmacht aus, von dessen Ausgang der Besitz und das Gedeihen des Landes abhängt" meint Nissen I 300 viel richtiger als die, welche im Fruchthorn des Acheloos die ewige Seligkeit erkennen wollen. Nur daß diesen Kampf unter den göttlichen Personen nicht bloß Herakles zu führen hat, sondern allüberall die besonderen Schutzpatrone der Landschaften, welche als Geschenk ihres Flusses aufgefaßt wurden.[75])

II. Erzählt haben auch die Anwohner der Rhone von der bezwungenen Sumpfschlange. Nach P. Mariéton, La terre provençale, Paris 1903 p. 423 erhielt die alte (jetzt erloschene) Arleser Familie D'Arlatan Adel und Namen, weil sie Arles von einem furchtbaren Drachen befreit „einem amphibischen Wesen, einem Verwüster der Landschaft und üblem Genius der Sümpfe, welche die ganze Gegend bedeckten" (p. 418). An dieser Legende erscheint mir wesentlich, daß Arelate-Ἑλίνη, gerade die Sumpfstadt, die hier vom Sumpfwurm befreite Stadt ist. Nach demselben Gewährsmann dachten die Arleser sich das Tier unterhalb der Constantinsburg.

Ein anderer Drache sollte am Felsen von Tarascon gehaust haben (423). Die bis in das Mittelalter zurückgehenden alten Stadtsiegel von Tarascon zeigen das Stadtschloß über einem geschuppten Drachen. Noch heute heißt der Sumpf-

[74]) Euripides, Iphig. Taur. 1245 ff. Das von Puchstein Arch. Zeitung XXXIX 239 besprochene altkyrenäische Vasenbild braucht sich weder auf Iasons noch auf Kadmos' Drachenkampf zu beziehen. Das Quellhaus stimmt freilich zu Kadmos; aber das Schweigen z. B. der Argonautensage von der Quelle als Wohnung des Drachens ist keine genügende Geneninstanz. Vielleicht gab es in Kyrene eine sehr ähnliche locale Überlieferung.

[75]) Lukan VI 272 ‚His rura colonis accedunt donante Pado'.

drache dort ‚la Tarasque', ‚Tarascus' in lateinischen Urkunden, auch dies weiblich. Die Abbildungen Fig. 61 *a—e* sind der Faillonschen, unten citierten Schrift (I 1217) entnommen. Der Drache unter der Stadtburg ist das Symbol, das plastische Bild der Sumpfregion, über welcher Schloß und Stadt sich erheben. Es muß das wegen der üblichen kirchlichen Auslegung betont werden, die in dem Drachen nichts als den Hinweis auf die Wundertat der heiligen Martha anerkennen will.[76])



a *b* *c* *d* *e*

Fig. 61
Stadtsiegel von Tarascon.

Das lindwurmartige Untier ist als solches mittelalterliche Gestaltung; die Originale sind die Nilkrokodile (Tagesgötter 227 ff.). Die Antike kennt dafür, von der localägyptischen Typik abgesehen, die Schlange, nur sie, am liebsten, aber nicht immer, die vielköpfige Hydra, ganz der Wirklichkeit entsprechend, weil in den Sümpfen die vielen Schlangen leben. Dies ins Auge gefaßt, ver-

[76]) Mariétons Buch — auf welches mich mein College Birt aufmerksam machte — ist dankenswert durch die mitgeteilten Tatsachen, unbrauchbar aber in allem, was ihre Beurteilung angeht. Die Taraskosschlange, der Delphinreiter, Taras, von Tarent also, Tauriskos (A. 26), das spanische Tarraco und allerlei sonst mischt er wild durcheinander. Die Keltengottheit, auch die Allegorie auf das Heidentum im allgemeinen, lehnt er richtig ab. Geradezu kindlich aber ist die Idee, daß die alten Bewohner der Provence das Untier und ähnliche ‚angebetet' hätten (p. 421). Erschlagen wollen sie es haben! Dilettanten werden nicht müde, die Griechen mit den Scheußlichkeiten anderer Religionen zu belasten. Die Bengalen beten wie ihre Urväter zu dem Sumpfpestteufel ihrer Phantasie, dem die tödliche Cobra der Gangesdschungles an der Schulter ringelt. Das ist die Religion der Mutlosigkeit, während der Grieche durch freudige Tat das Schreckende der Natur und damit die Finsternis der Seele bannt. Die Tat ist ihm alles wie dem Faust. Das hat Goethe in seinem Achilles herrlich zur Darstellung gebracht.

stehen wir erst die christliche Legende in der dem Rhabanus Maurus zugeschriebenen Lebensbeschreibung der heiligen Martha, der Patronin von Tarascon, aus welcher ich nach M. Faillon, Monuments inédits sur l'apostolat de S. Marie-Madeleine en Provence et sur les autres apôtres de cette contrée, S. Lazaire S. Maximin S. Marthe Les S. Maries etc., Paris 1865 (Migne) II 544 das für unsere Zwecke wichtige Stück hersetze.[77])

1. „Inter Arelatem et Avennicum, Viennensis provinciae civitates, circa Rhodani ripas inter infructuosa fruteta et glareas fluminis ferarum reptiliumque virulentorum eremus erat. Ibi inter cetera venenosa animantia draco terribilis oberrabat incredibilis longitudinis et magnae molis; fumum pestiferum flatu, scintillas sulphureas oculis, sibilos stridentes ore rugitusque horribiles aduncatis dentibus proferens, quidquid incidisset in eum, ungulis et dente dilanians, quidquid propius accessisset, anhelitus sui fetore mortificans. Incredibile est, quot pecora pastoresque voraverit, quantam hominum multitudinem malo odore moribundos ad mortem compulerit."

Der Vergleich der Sumpfhydra von Lerna, wie die Alten sie beschreiben, ergibt die Gleichartigkeit des gallischen Untieres.[78]) Hygin, sagt (aus Herakles' ‚Dodek-

[77]) In der Société archéol. du Midi de la France VII, Paris und Toulouse 1860, p. 7—30 bespricht der Abbé Canéto die hier erörterten Fragen in dem „Essai iconographique sur Sainte Marthe et sur le monstre qui l'accompagne ordinairement dans les oeuvres d'art chrétien à propos d'une sculpture des boiseries du choeur de Sainte Marthe d'Auch"; als Priester betrachtet er schon den bloßen Gedanken einer geschichtlichen Entwicklung des Cultes als Aberwitz (p. 20) und jubelt, daß der Versuch De Launoys, die Legende von der Auswanderung des Lazarus, der Martha, der drei Marien (welche aber nur zwei Marien sind; Salome ist nicht Marie) u. a. in die Provence als ungeschichtliche Legende zu erweisen (was sie auch ist), auf den Index gesetzt worden ist. Ich entnehme dem Buch das Bild der Marthagruppe von Auch (Ausci) Fig. 63. Nicht besser ist der Gedanke, auf den Wappenbildern von Tarascon solle an den Teufel oder an eine symbolische Darstellung des Heidentums an sich erinnert werden. Näher dem Richtigen kommt Fr. Mistral, Dictionnaire prov.-français s. v. Tarasco. Nach ihm wäre der Drache ein keltischer Dämon. Beweise fehlen aber. Ebendort wird ein spanischer Tanz ‚Tarasca' erwähnt, bei welchem der Drache anwesend sei.

[78]) Acta Philippi 74 Tisch. begegnet Philippos im Lande der Ὀφιανοί einem δράκων; ἐξαίφνης ἔπνευσεν ἄνεμος μέγας καὶ γνοφώδης καὶ ἀπ' αὐτοῦ τοῦ γνόφου ἐπέδραμεν ... γνοφώδης δράκων μέγιστος, τὸν νῶτον ἔχων μεμελανωμένον, ἡ δὲ κοιλία αὐτοῦ ἄνθρακες χαλκοῦ ὄντες ἐνσπινθηρισμοῖς πυρός, τὸ σῶμα αὐτοῦ ἐκτεταμένον ὑπὲρ πήχεις ρ'. καὶ ἠκολούθει αὐτῶι πλῆθος ὄφεων καὶ πλῆθος ἐκγόνων τῶν ὄφεων καὶ ἐκ πολλοῦ διαστήματος ὅλος ὁ τῆς ἐρημίας τόπος ἐσαλεύετο ... λαβόντες οὖν τὸ ἑαυτῶν ποτήριον ἐπεύξαντο οὕτως· Σὺ εἶ ὁ ... βάλλων χαλινὸν εἰς τὸ στόμα τοῦ δράκοντος, ὁ καταργήσας αὐτοῦ τὴν ὀργήν ... ὁ κλείσας τὸν φωλεὸν αὐτοῦ καὶ ἀσφαλισάμενος τὰς ἐκβάσεις αὐτοῦ καὶ κολαφίζων τὴν ὑπερηφανίαν αὐτοῦ κτλ. Die Schlangen werden geblendet und getötet. Die Sache scheint in den Acta aufgebauscht. Die Schlangen in der alten Bäderstadt Hierapolis (θερμῶν ὑδάτων πολλῶν πλήθουσα Steph.) sind die harmlosen Asklepiosschlangen, welche zahlreich in den Tempeln der Heilgötter gefüttert wurden. Die Stadtmutter, eine Schlange aus der flachen Schale fütternd, auf Münzen von Hierapolis: Mionnet, Description des médailles IV 298 s. (A. 86. Ganz anders Brückner, Ath. Mitt. XIV 76

athlos'): „Hydram Lernaeam, Typhonis filiam, cum capitibus novem ad fontem Lernaeum interfecit. Haec tantam vim veneni habuit, ut afflatu homines necaret, et si quis eam dormientem transierat vestigia eius afflabat; et malorum cruciatu moriebatur. Hanc Minerva monstrante interfecit et exenteravit exque eius felle sagittas tinxit." Apollodor (ebenfalls aus dem ‚Dodekathlos') II 5, 2: αὕτη δὲ ἐν τῶι τῆς Λέρνης ἕλει ἐκτραφεῖσα ἐξέβαινεν εἰς τὸ πεδίον καὶ τά τε βοσκήματα καὶ τὴν χώραν διέφθειρεν. εἶχε δὲ ἡ Ὕδρα ὑπερμέγεθες σῶμα, κεφαλὰς ἔχον ἐννέα, τὰς μὲν ὀκτὼ θνητάς, τὴν δὲ μέσην ἀθάνατον. Iolaos zündet auf Herakles' Geheiß einen Teil des nahen Waldes an; mit den lodernden Bränden werden die stets neu aufwachsenden Kopfstümpfe ausgebrannt, neun auch nach Alkaios (Fr. 118), fünfzig nach Simonides (ebenda). Den einen unsterblichen aber schlug Herakles der Bestie ab, vergrub ihn und legte einen Fels darauf: was seit Schoemann dahin ausgelegt zu werden pflegt, daß er den stärksten Zufluß des Sumpfes durch Felsbauten eingezwängt habe.[79]) So endet „die vieltausendköpfige Gifthydra, die verhaßte Dienerin der Nymphe Lerna", wie sie mit urechter Symbolik Euripides genannt hat; diese Gifthydra ist eben nichts anderes als die Verkörperung des Pestsumpfes: V. 419 τάν τε μυριόκρανον πολύφονον κύνα Λέρνης Ὕδραν ἐξεπύρωσεν, βέλεσί τ' ἀμφέβαλ' ⟨ἰόν⟩, τὸν τρισώματον οἷσιν ἔκτα βοτῆρ' Ἐρυθείας. Ungezählte Otternköpfe an einem ungeheuren Schlangenleibe! Byron hat das Bild (Don Juan VIII 3 Gildemeister), wo er den Angriff der Russen vor Ismail schildert:

Wie aus der Höhl' ein Löwe, schritt das Heer,
Die Menschenhydra! Unheil atmend wand
Sie sich aus ihrem Pfuhl und kroch daher.
Statt Köpfe Helden, die, umsonst gemäht,
Sich stets erneuern mit Rapidität...
Und wie der Aetna, loderten die Wälle,
Wenn aufbrüllt Typhon aus der tiefen Zelle.

und Wilamowitz, Herakles II² 260; vgl. Furtwängler, Münchner Sitzungsber. 1905 Heft III). Die Stadtgöttin von H. mit Turmkrone: Imhoof-Blumer, Kleinas. Münzen I 235 n. 3 ff. Das dort unter 8 aufgeführte und auf Taf. VII 31 mitgeteilte Exemplar fügt der die Schlange fütternden Göttin mit Kalathos den kleinen Heilgott bei: ein neues, aber in der durch die schöne Veröffentlichung der ‚Altert. von Hierapolis' (IV. Erg.-Heft des Jahrbuches) jetzt erst kenntlichen Stadt der heißen Quellen nur natürliches Attribut, welches nicht berechtigt, die Gestalt mit Imhoof-Blumer gegen die Analogien Hygieia zu nennen. Übrigens hieß Hierapolis, Ὀφιορόμη ‚Schlangengasse'.

[79]) Opuscula II 196. Bursian, Geographie von Griechenland II 67. Wenn Euphorion Fr. LIV (Schol. Arat. 519) durch den Giftatem der lernäischen Hydra Gras und Blätter versengen läßt, so ist das doch wohl nicht absonderlich, wie Schömann meint.

Aviens griechischer Quellbericht wußte von einer bei England belegenen Insel zu erzählen, daß sie durch eine furchtbare Schlange entvölkert worden sei „vacuamque nominis fecit sui“ (V. 157); sie hieß 'Οφιοῦσσα ‚die schlangenreiche‘. Andere Analogien lasse ich.

2. Der Marthabiograph fährt fort:

„Una dierum evangelizante Dei verbum beatissima (Martha) turbis quae convenerant incidit sermo, qui tunc erat omnis de dracone, quibusdam quidem devote obsecrantibus, quibusdam vero ut assolet tentando dicentibus, ut hic, si qua esset Christi sui virtus, ostenderet beata virago; nec enim posse fieri, ut ulla humana industria draco iste de medio tolleretur. Quibus illa, si, inquit, parati estis credere, omnia possibilia sunt credenti (Marcus IX 22). Mox fidem promittentes populos ipsa gratulanter praecessit, cubilia draconis constanter adiit, signo crucis edito feritatem eius compescuit, zona sua propria collum draconis cinxit, populosque alonge prospectantes intuens, quid est, ait, quod trepidatis? Ecce serpentem teneo, et vos adhuc cunctatis? Accedite fortiter in nomine Domini Salvatoris hancque virulentam belluam in frusta conscindite. Dixit, hincque draconi, ne flatu cuiquam vel dente noceret, potenti virtute interdicens, inde turbas modicae fidei increpans atque ad feriendum constanter provocans draconem quidem illico compescuit, turbas vero vix animavit. Armis denique ac viribus insistentes bestiam frustatim discerpserunt fidem et constantiam beatissimae admirantes, quod tam immanem belluam tam facile absque ullo pavore zona sua fragili, dum truncaretur, teneret immobilem. Vocabatur prius locus ille eremi Niger lucus,[80]) extunc Tharascona dictus est a dracone, qui Tharascus dicebatur. Atque ita viso vel audito miraculo Viennensis provinciae populi crediderunt Domino Salvatori et baptizati sunt glorificantes Deum in miraculis ancillae suae, quae extunc pro meritis suis praecipuis cunctis provincialibus et amore extitit et honore.“

Faillon berichtet I 1217: „Nach uralter Gewohnheit trägt man am St. Marthafeste zu Tarascon an der Spitze der Procession und vor dem Kreuze ein ungeheures Abbild der ‚Taraskos‘, welche ein junges Mädchen, gekleidet in blauen Satin und Rosaschleier, an einem seidenen Gürtel festhält. Sie trägt ein Weihbecken und

[80]) Im Vokontierlande gibt es einen Ort, zuletzt Wegstation (mansio), Lucus Augusti, jetzt Luc-en-Diois (O. Hirschfeld, Sitzungsber. Akad. Wien CIII 296 ff.). Möglich, wie Hirchfeld vermutet, daß Vorgängerin des Augustus als Haingottheit die dort nachweisbare Dea Augusta, d. i. die mit Tierhetzen und Gladiatorenspielen gefeierte keltische Andarta, gewesen ist (S. 299).

einen Weihwedel in der Hand und stellt die heilige Martha dar, wie sie über dies Ungeheuer triumphiert. Um die Gestalt noch schrecklicher zu machen, wendet das Drachenabbild während des Gehens von Zeit zu Zeit seinen Colossalleib gegen die Zuschauer, reckt den Kopf und öffnet den Mund, wie um sie zu verschlingen. Dann besprengt das junge Mädchen den Drachen, und das wilde Vieh beruhigt sich und scheint seine natürliche Wut zu vergessen. Vor und hinter dem Tiere schreiten viele Leute mit alten Piken und Streitkolben versehen und mit leichten Waffenröcken bekleidet, deren seltsame Form an die Bewaffnungsweise des Mittelalters erinnert. Sie bezeichnen das Volk von Tarascon, welches die Taraskos zerstückelt. Das Ungetüm wird dort auch am Ostermontag vorgeführt als Element der von König René eingerichteten Volksspiele." [81]) Soweit Faillon. Es ist genau der Vorgang, welchen die Marthabilder in Malerei und Sculptur vergegenwärtigen (Faillon I 1210 ff., vgl. Fig. 62 und 63), wesentlich der Inhalt der Marthabiographie. In dieser, ebenso in der kirchlichen Kunst ist der Sumpfdrache von Tarascon — im Gegensatz zu der localen Bezeichnung ‚*la* Tarasque' — männlich ‚gleichsam der Eponym des Stadtbezirkes, geworden; die gallischen Stadtnamen auf -on pflegen, wenigstens im Griechischen, die Endung -a neben sich zu haben, z. B. Νάρβα neben Ναρβών (Steph.), und -ος, z. B. Ῥουσκίνων (Ῥουσχίνων) neben Ῥούσκινος, d. i. Roussillon.[82]) Ob eine Erinnerung an diesen Wandel des Geschlechtes in den Sculpturen von Tarascon sich erhalten hat,



Fig. 62 Hochrelief am alten Portal der Marthakirche in Tarascon

[81]) Auf dem Carneval in Nizza war noch vor wenig Jahren — nach Mistrals Mitteilung an A. Maass in der A. 102 angeführten Schrift — der Wagen eines schwarzen Drachenungetüms, des Babaus, zu sehen, ‚einer Art Tarasque': aus den Nasenlöchern spie er Feuer, um den Wagen tanzten rote Teufel. Man hat ihn mit Hannibal zusammenbringen wollen. Richtiger wird dies Wesen und seine höllische Begleitung als ein altheidnisches Überbleibsel aufzufassen sein; vgl. Mirèio VI 118 Bertuch. Vielleicht war es wirklich ‚die Tarasque' als Carnevalsscherz aufgefaßt. Sumpf und Hölle verbindet und vergleicht Dante (Inferno XIX 46 ff. Gildem.):

Wenn Val di Chianas Lazarette einmal
Und die Maremmas um die Zeit der Ähren
Und die Sardiniens auch mit ihrer Qual
Vereinigt in derselben Grube wären:
Das gäb' ein Leid, wie hier war, und Gestank
Erhob sich wie von Eiterfluß und Schwären.

[82]) Müllenhoff a. a. O. I² 184; Sonny, De Massil. rebus, Petersburg 1887 p. 56.

die dem Drachen einen bärtigen Männerkopf geben? Auch die Hydra der Griechen pflegt in der späteren Zeit inmitten der Schlangen einen Menschenkopf zu haben; es ist hier aber ausnahmslos ein Frauenkopf.[83]) Das Wesentliche ist in der Legende, daß die Männer von Tarascon das von der Heiligen festgehaltene eine Tier zerstückeln. Zweimal fällt die Wendung, einmal in Form eines Befehles; das muß etwas bedeuten. Warum genügte das Erschlagen des Tieres nicht? Warum ward das Zerstückeln erfordert? Weil die Vorstellung zugrunde lag, daß das Tier ein vielgeteiltes und in jedem der vielen Teile auch lebendiges Wesen war. Es genügte nicht, dem Drachen den Kopf abzuschlagen, ihn zu zertreten, ihn ins Herz zu treffen: jeder Einzelteil war zu erschlagen, vom anderen zu trennen. Wir lernen: der mittelalterliche Lindwurm zwar ist an die Stelle der vielköpfigen Hydra getreten; die Zerstückelung aber in tausend und abertausend Teile ist ein stehen gebliebener Zug der dieser mittelalterlichen Umgestaltung des Typus vorausliegenden antiken Hydra, der μυριόκρανος, welche die Leute von Tarascon buchstäblich in Stücke zerschlagen, der Herrin des weiten Malariasumpfes. Und die Heilige? Der Zusammenhang, in den sie in Kunst wie Legende gestellt erscheint wie ein Kirchenceremoniell, war vor ihr fertig längst. Wir haben sie auszuschalten. Aber hatte sie einen Vorgänger oder eine Vorgängerin in dieser Geschichte? Die antiken, die griechischen Besiedler des Rhonesumpfes zwischen Arelate-Ἑλίνη und Taraskos konnten die Sache einfach so auch im Bilde (und der griechische Mythus ist vor allem auch ein plastisches Bild) darstellen, daß sie selbst die vieltausendköpfige Hydra in Stücke zerschlagen hätten, unbestimmt mit welcher Götterhilfe, sicher aber mit solcher. Als Empedokles das Gebiet der Selinuntier durch geeignete Wässerungsanlagen auf eigene Kosten entseucht und entsumpft



Fig. 63 Sculptur aus der Kirche in Auch.

[83]) Hydra (auch die lernäische) mit Schlangenleib und Frauenkopf, aus dem sich Schlangen hervorringeln: Helbig, Führer I n. 413; H. L. Urlichs in den Verh. der Görlitzer Philol.-Vers. 1890 S. 12 (des Separatabdruckes). Dieselbe Eigentümlichkeit kehrt wieder auf einem Kölner und anderen rheinisch-gallischen Monumenten (Bonner Jahrb. 95, 91 ff.; Dragendorff in den Röm. Mitt. 1895 S. 210 ff.). Es scheint mir aus den ausgezeichneten Arbeiten der Archäologen über diese Gruppe von Heraklesmonumenten die Herkunft des Typus noch nicht genügend aufgehellt. Daß die menschliche Kopfbildung der Wasserschlange erst durch Übertragung gewonnen und anderswo ursprünglich sei, behauptet Urlichs.

hatte, beging die Einwohnerschaft am Flusse ein Freudenfest. Da erschien unerwartet Empedokles; τοὺς δ' ἐξαναστάντας προσκυνεῖν καὶ προσεύχεσθαι καθαπερεὶ θεῶι.[84]) Die stadtschützende Gottheit mochten die ersten Griechen im Rhonetale bei Heline und bei Taraskos und darüber hinaus beteiligt denken. Welche, wird sich niemand getrauen sicher zu entscheiden. Aber — es ist die Stadtmutter von Antiocheia, welche den wilden Orontes bezwingt. An die Meter der Rhonestädte zunächst zu denken bestimmt mich der große Marseiller Fund solcher archaischer ‚Mütter' im Jahre 1863 auf dem Boden der ältesten Ansiedelung Massalias. Sie erscheinen sitzend, den Löwen auf den Knieen, in einer ein bis zwei Fuß hohen Kapelle (n. 30. 45. 57 des Marseiller Museums). Man pflegt sie Kybelebilder zu nennen, weil sie den Löwen zum Begleiter haben. Allein der Löwe ist als der König der Tiere der großen Naturgöttin beigegeben, eine Rückerinnerung der Griechen an das Leben in Gegenden, wo es Löwen gab: nicht anders als das Löwenfell des Herakles. Wir sollten im allgemeinen nicht Kybele, sondern ‚Meter' sagen. Das Steinmaterial entstammt der nächsten Umgebung der Stadt, beweist also, daß diese Votivstücke von Handwerkern an Ort und Stelle gearbeitet sind. Fröhner findet es wahrscheinlich, daß diese etwa fünfzig Tempelchen einst in der Umgebung eines ‚Kybeletempels' aufgestellt waren.[85]) Allein sie sind sämtlich ohne Inschrift. Mag der Fundort eine Werkstatt oder eine Verkaufsstelle dieser Gegenstände gewesen sein: sie erinnern an die tragbaren, mit Kerzen und Lampen Haus bei Haus gehaltenen Bilder der Tutela der Stadt Rom; Mutter sagen wir auch hier am besten oder ‚Unsere liebe Frau', ‚Notre dame de la garde' heißt jetzt die christliche Stadtmutter in Marseille, die Nachfolgerin nicht der ephesischen Artemis (wie man gemeint hat), sondern der ‚Massalia', Meter Soteira Sosipolis,[86]) der göttlichen Patronin der Stadt.

[84]) Diog. Laert. VIII 2, 70.

[85]) Fröhner, Catalogue des antiquités grecques et romaines p. 12 n. 23—63; vgl. n. 229. 237. 997; Conze, Arch. Anz. 1866 Taf. B, S. 303 ff.; Benndorf, Jahreshefte II 33 Fig. 35. Dazu fügte S. Reinach, Bull. de corr. hell. XIII 543 mit Taf. gleiche archaische ναΐσκοι mit der Meter aus Kyme in der Aiolis, auch zahlreiche alte Terracotten und Münzen der Stadt (p. 548).

[86]) CIG 3413. 3415, vgl. Die Tagesgötter in Rom und den Provinzen 240—244. Solche ‚Mütter' sind auch in Vienna und Mâcon gefunden (eine ebenda veröffentlicht). Auffallend, daß in Marseille unter n. 108 ein Paar nur unwesentlich unterschiedener ‚Mütter', jede mit dem Löwen, in demselben Kapellchen sitzt. An vielen Orten der hellenischen Welt, von Pergamon bis zu den Hellenen im Keltenlande, in Athen, Kreta und Sicilien kommt die ‚Mutter' in der Vereinzelung und zugleich das Paar vor. Σώτειρα Τύχα, παῖς Ζηνὸς Ἐλευθερίου, ist Pind. Olymp. XII 1 ff. die göttliche Schützerin von Himera, der ἐν πόντωι κυβερνῶνται θοαὶ νᾶες, ἐν χέρσωι τε λαιψηροὶ πόλεμοι κἀγοραὶ βουλαφόροι. Tyche war Name eines Stadtteils von Syrakus nach dem Tempel der Göttin (Holm a. a. O. I 204) und die massaliotische Pflanzstadt Ἀγαθή hieß nach dem Rhodier Timosthenes vollständig Ἀγαθὴ Τύχη (Steph. s. v.). In Agathe sind Μητέρες inschriftlich bezeugt

In Massalia war der Löwe der Göttin Münzwappen.[87]) In Arles ist der König der Tiere noch heute das Stadtwappen; dort wurde im frühen Mittelalter aus Staatsmitteln ein lebendiger Löwe gehalten, „als ein lebendig Landeswappen“, wie Mistral in der ‚Nerto‘ singt,[88]) wie die Wölfin, das Tier des Mars, in Rom: ist das der Überrest der griechischen ‚Mutter‘ mit dem Löwen auch in Arles? Und haben wir als Vorgängerin der drachenbändigenden Martha diese selbe Meter der Rhonegriechen in Heline und Taraskos und sonst zu betrachten? Die erste Frage mag unbeantwortet bleiben; für die andere sprechen die Analogien so lebhaft, daß ich nach ihnen entscheiden möchte.

1. Die Meter von Gela (Sosipolis auf den Münzinschriften) erscheint auf den schönen Münzen der Stadt den stiergebildeten menschenköpfigen Flußgott Gelas bekränzend: wie denn gerade Dorerstädte in Sicilien ihre Meter, μήτηρ μεγίστη δαιμόνων Ὀλυμπίων Γῆ μέλαινα (Solo Fr. 36), auf den Münzen lieben, nicht immer nur einen der olympischen Götter. So Segesta, Himera, Selinus; die schönen Münzen hat Holm hinter Bd. III auf besonderen Tafeln zusammengestellt. Münzen von Selinus (Taf. IV) zeigen auf der einen Seite den Flußgott Hypsas als Stier, auf der anderen gelagert Meter, mit der Rechten die vor ihr aufgerichtete Schlange, den Ortsgenius, berührend. Ihm opfert anderswo (Taf. III) derselbe Flußgott in menschlicher Gestalt, gehörnt, aus einer Schale auf seinen Altar. Dasselbe Opfer besorgt auf himeräischen Münzen wieder Meter. Meter ist Σωσίπολις, schützt vor allem ihr Land und ihr Volk auch gegen die Sumpfhydra; „Gott hat das Land, der Mensch die Stadt gemacht“ (Byron a. a. O. III 46).

2. Es läßt sich erkennen, wie Meter einmal durch Herakles, ein andermal durch einen Menschen verdrängt und ersetzt ist. Die von Herakles erlegte Gifthydra, „die vielmordende mit zehntausend Köpfen“, ist Dienerin der Meter oder Nymphe Lerna: die Patronin des Ortes mußte ihrer Göttlichkeit (wohl erst durch den Dichter der Heraklestaten) entkleidet werden, damit Herakles der Befreier der Landschaft würde. Ursprünglich war Meter selbst was in Κύων Λέρνης ausgedrückt liegt, die Herrin von Lerna und zugleich die Überwinderin der Schlange. Der andere Fall betrifft Selinus. Empedokles hatte die Landschaft entsumpft, die Malaria bezwungen; οὕτω δὴ λήξαντος τοῦ λοιμοῦ καὶ τῶν Σελινουντίων

IGS 2514. Sie sind nicht notwendig die drei gallischen Matronen. — Steph. u. d. W. Λῆμνος] .. ὡς Ἑκαταῖος Εὐρώπῃ, ἀπὸ τῆς Μεγάλης θεοῦ, ἣν Λῆμνόν φασιν. ταύτῃ δὲ καὶ παρθένους θύεσθαι. Die durch Sophokles bekannte Chryse, d. i. die Meter von Chryse, sendet ihre Schlange, den Eindringling Philoktet zu beißen; das Münzbild von Selinus erläutert das, wenn es der Erläuterung bedarf. Ganz anders Fr. Marx, Neue Jahrb. XIII 673 ff. Φιλοκτήτης ist der φιλοκτήμων ἀνήρ als solcher (Solo Fr. 36, 19 Bergk) κτησίβουλος.

87) Head, Historia numorum 8.

88) Übers. von Bertuch Cap. IV und S. 180.

εὐωχουμένων ποτὲ παρὰ τῶι ποταμῶι ἐπιφανῆναι τὸν Ἐμπεδοκλέα, τοὺς δ' ἐξαναστάντας προσκυνεῖν καὶ προσεύχεσθαι καθαπερεὶ θεῶι (D. L. VIII 2, 70): er hatte Göttliches getan, die Stadt gerettet.

VI.

„Die uns geläufige abstracte Bezeichnung der Windrose nach den Weltgegenden widerstrebte der concreten Denk- und Sinnesweise des Altertums" schreibt Nissen I 381. Die Berichterstatter lieben es, ihre heimatlichen Anschauungen, auch allerlei provincielle Eindrücke und Ausdrücke und Unterschiede, mit den Ergebnissen der exacten allgemein wissenschaftlichen Physik in Einklang zu bringen. Dies System und jene Einzeltatsachen der Erfahrung liegen vielfach im Streit und verdunkeln die Sache.

Ganz erhebliche Schwierigkeiten hat Name und Bedeutung des Windes Θρασκίας den Auslegern, besonders Kaibel gemacht in seiner schönen Arbeit über die antiken Windrosen[89]; fast hätte er ihn ausgelöst und auf eine Verwechslung mit dem aus Thrakien wehenden und darum von den an der Küste entlang fahrenden Griechen Θραικίας genannten NW zurückgeführt. Das geht nun aber auf keinen Fall. Der Sachverhalt ist der. Zwei Bezeichnungen für den an der mittleren und unteren Rhone gegen Massalia vorwiegend blasenden NW

[89]) Hermes XX 615 ff. Einige Ergänzungen zu Kaibel. Der Θρασκίας (Θραικίας falsch die Hdss.) heißt nach Ps.-Aristoteles Περὶ ἀνέμων 247 Rose in Thrakien auch Στρυμονίας, κατὰ δὲ Μεγαρικὴν (nicht in Ἀττικὴν zu ändern; vgl. Strabo IX 391; Plin. II 47, 120 „Atheniensibus Sciron, paulo ab Argeste deflexus, reliquae Graeciae ignotus; aliubi flatus idem ‚Olympias' vocatur". Anders Kaibel a. a. O. S. 621) Σκίρων ἀπὸ τῶν Σκιρωνίδων πετρῶν, ἐν δὲ Ἰταλίαι καὶ Σικελίαι Κιρκίας διὰ τὸ πνεῖν ἀπὸ τοῦ Κιρκαίου (paßt nur für Italien; es ist ein durch Zusammendrängen einer ausführlichen Vorlage entstandenes Übel; anders Kaibel). Vitruv I 6, 10 nennt „ad latera Cauri Circias et Corus, circa septentrionem Thracias (wirklich der Thrakier; anders Kaibel) et Gallicus, nämlich der Thrascias. Ἀπηλιώτης heißt in Tripolis in Phönizien Πεδιεύς (ποταμεύς Hdss; er kommt aber von einer näher geschilderten Ebene her), im issi-
ρον
schen Meerbusen Συρίανδος (wohl nicht aus Συριαν entstanden. Der Wind heißt sonst auch einfach Σύρος; so die ephesische Λεπρία auch λεπρὴ ἀκτή Benndorf S. 52 A.). Der Ἰάπυξ ist in Tarent Σκυλλήτινος ἀπὸ χωρίου Σκυλλητίου, κατὰ δεοραλεοντο Φρυγίας. Zu schreiben ist wohl κατὰ δ' Ἱεράπολιν. Ein Beweis mehr, daß sich Hierapolis in alter Zeit nicht zu Phrygien gerechnet hat (zwischen Phrygien und Lydien liegt es bei Steph. s. v.). Der Καϊκίας kommt für Lesbos ἀπὸ Θήβης πεδίου τοῦ ὑπὲρ Ἐλεατικὸν κόλπον, er heißt Θηβάνας. Diese auch dem Herodian wohl bekannte Form ist nicht zu beanstanden (vgl. Meineke zu Steph. s. v. Ἄδανα und Ἴδυρος). Bei Hippokrates Περὶ ἀέρων 15 p. 57 Kühlew. ist der am Phasis wehende heiße Wind (καὶ κέγχρωνα ὀνομάζουσι τὸ πνεῦμα τοῦτο) nicht der auch sonst bekannte καύσων, sondern ‚Hirsewind' wirklich. Vgl. A. 94 und Bacchylides Epigr. 2 (A. P. VI 53), wo der πιότατος ἀνέμων (Zephyros) eine Capelle erhält von einem Bauern, auch Theocrit X 46 f. So konnte der aus dem Golf wehende Hauptwind Phöniziens (W), Κολπίας local benannt, zum Vater der Menschen werden (Philo von Byblos aus dem sog. Sanchuniathon bei Eusebios, Praep. evang. I 10, 7).

(den ‚Gallicus‘ Vitruvs I 6) waren zunächst bei den griechischen Ansiedlern an der gallischen Küste üblich: Κίρκιος (Cercius und Circius bei den Römern[90]) und Θρασκίας. Jener Name ist allgemein, er bedeutet den ‚kreisenden‘, ‚wirbelnden‘ (a turbine eius et vertigine sagt der Arelatenser Favorinus bei Gellius II 23, welcher den anderen Namen dort nicht anwendet), und die Beschreibungen bei dem aus eigener Erfahrung schöpfenden Poseidonios (Seneca, Quaest. nat. V 17, 5 [siehe A. 97] und Strabo p. 182 φασὶ γοῦν σύρεσθαι καὶ κυλινδεῖσθαι τῶν λίθων ἐνίους, καταφλᾶσθαι δὲ τοὺς ἀνθρώπους ἀπὸ τῶν ὀχημάτων καὶ γυμνοῦσθαι καὶ ὅπλων καὶ ἐσθῆτος ὑπὸ τῆς ἐμπνοῆς), bei dem alten Cato (Gellius II 23 ventus Cercius cum loquare buccam implet, armatum hominem plaustrum oneratum percellit), endlich bei Plinius II 47, 120 „Item in Narbonensi provincia clarissimus ventorum est Circius nec ullo violentia inferior“ lassen an Anschaulichkeit nichts zu wünschen. Er bringt auch viel Hagel und Schnee. Eisenbahnwagen wirft er aus den Schienen. Θρασκίας, der zweite Name für denselben Wind, sieht ganz nach einer localen Bezeichnung aus, wie gerade Windnamen gern local benannt werden, und die Endung -ίας erzwingt diese Auffassung zwar nicht, aber sie empfiehlt sie sehr: Καϊκίας Ἑλλησποντίας Φρυγίας Καυνίας Ὀλυμπίας Συρίας Φοινικίας Θρακίας Ἰαπυγίας (neben Ἰάπυξ Φοῖνιξ Σύρος). Zwischen Vienna und dem Beginn des Rhonedeltas etwa müßte die fragliche Örtlichkeit gesucht werden. Die zweite Grenzbestimmung ist wegen der Richtung auf Massalia (NW) selbstverständlich. Die erste ergibt Plinius, a. a. O.: „Item in Narbonensi provincia clarissimus ventorum est Circius nec ullo violentia inferior, Ostiam plerumque recta Ligustico mari perferens. Idem non modo in reliquis partibus caeli ignotus est, sed ne Viennam quidem eiusdem provinciae urbem attingens paucis ante milibus iugi modici occursu tantus ille ventus coercetur.“ Nun gibt es eine auf Poseidonios’ ‚Meteorologie‘ zurückgehende Notiz, daß unzählige Winde ihre Benennungen von Flüssen, Sümpfen oder Quellen erhalten haben (Kaibel 583. 594. 616). Taraskos war, wie wir sahen, ein sehr ausgedehntes Sumpfgebiet an der unteren Rhone genau nordwestlich von Massalia und nördlich von Heline-Arelate bis nach Vienna (Cap. 1). Aus Τάρασκος würde regelrecht Ταρασκίας Τρασκίας werden, wie von ταράσσω (ταραχ) θράσσω. Schwierigkeiten macht die Aspirata. Θρασκίας würde die Annahme fordern, daß es neben Τάρασκος (und Strabos Τάρουσκος IV 1, 3, 12 p. 178, 179, 187) ein Θάρασκος oder Τάρασχος gegeben hätte, etwa wie neben Ῥούσκινος ein Ῥούσχινος (S. 172), oder auch Tuscus Tiberius Tarsos neben Thuscus

[90]) Aus dem Römischen ist der Name ins Spanische gedrungen (Nissen a. a. O. S. 383 f.).

Thybris Tharsos.[91]) Inschriften fehlen und auf die Schreibung in der sogenannten Rhabanbiographie der hl. Martha mit Th, Tharascona für die Stadt, Tharascus für die Drächin, eine Schreibung, welche auch bei den Bollandisten hie und da wiederkehrt (Acta Sanctorum, 29 Juli, VII 9 ff.), ist gar kein Verlaß. Mit diesem Vorbehalte wäre der Thraskias der gegen Massalia aus der Sumpfregion von Taraskos wehende NW, Nord natürlich für Heline-Arelate; auch der Arleser Mistral bezeichnet den Mistralwind als Nord.[92]) Besonders die massaliotische, aber auch die rhodische Schiffahrt wird dem Windnamen Θρασκίας Eingang in die Schiffersprache verschafft haben. Ältester Zeuge ist heute für den Namen Aristoteles in der ‚Meteorologie' und dann die praktische Geographie. So hatte auch Timosthenes von Rhodos, Admiral Ptolemaios des Zweiten, in seiner Schrift ‚Über Häfen' (Kaibel 607) den NW seiner Windrose Θρασκίαν ἤτοι Κίρκιον ὑπὸ πῶν περιοίκων ⟨ὀνομαζόμενον⟩ genannt.

Der „clarissimus in Narbonensi provincia ventorum" beherrscht wie ein Heiliger (oder sollen wir lieber sagen wie ein Gigant[93]) heute wie vor zwei Jahrtausenden das Leben der Provençalen; er fegte die Miasmen der Stagnation hinweg und machte das Klima trotz der Sumpfregion gesund.[94]) In Marseille spürt man ihn 175 Tage vom Jahre (nach einer Mitteilung Nissens a. a. O.); er weht nur zu Lande, um schon in geringem Abstande von der Küste völlig zu erlöschen. Avignons ‚Windigkeit' ist im ganzen Lande sprichwörtlich mit einer Wendung ins Ethische, wie ich aus Sternes, Tristram Shandy II Cap. 123 lerne. Die provençalische Lyrik des zwölften Jahrhunderts und ebenso die Felibers von heute pflegen, besonders der größte der provençalischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts Frederi Mistral, wo sie in ihren Dichtungen die Localnatur ihrer schönen Heimat schildern oder berühren, dieses ‚Meisters der

[91]) W. Schulze a. a. O. S. 247. Stephanos s. v. Ταρσός.

[92]) N. 69 der Steinitzschen Auswahl der Lieder.

[93]) Ζεφύρου γίγαντος αὔρα Aischylos, Agam. 692; vgl. Hesiod, Opp. 582. Wunderhübsch hat Robert Wood (Versuch über das Originalgenie des Homer 86 ff.) den Zephyros, wie er im ionischen Schiffahrtsgebiet ist, mehr Nordwestwind als Westwind, mit den homerischen Beschreibungen, Andeutungen und Beiworten verglichen und die scheinbaren Widersprüche durch die Annahme gelöst, daß ein milder Charakter dieses eigentlich heftigen und Nässe, selbst Schnee bringenden Windes nur in den märchenhaften Idyllien Homers erwähnt werde, bei den Phaiaken und in den elysischen Gefilden.

[94]) Seneca, Natur. quaest. V 17 z. T. aus Poseidonios „Atabulus Apuliam infestat, Calabriam Iapyx, Athenas Sciron, Pamphyliam Kataigis, Galliam Circius; cui aedificia quassanti tamen incolae gratias agunt, tanquam salubritatem caeli sui debeant ei. Divus certe Augustus templum illi, cum in Gallia moraretur, et vovit et fecit." Ebenfalls wohl aus Poseidonios Plinius XVII 21 „In Narbonensi provincia atque Liguria et parte Etruriae contra Circium serere imperitia existimatur eundemque oblicum accipere providentia. Is namque aestates ibi temperat, sed tanta plerumque violentia, ut auferat tecta.'

Winde' nicht zu vergessen, des Mistral, nach welchem die in Majano zwischen Arles und Tarascon angesessene Familie der Mistrals den Namen trägt.

Und wo wir auch von der Provence lesen,
Stolz ist sie stets, ist immer frei gewesen,
Stolz wie der Mistral, frei so wie das Meer. —

Goldene Sonne der Provence,
Wie der Mistral stark und froh. —

Da wo der Mistral wehet,
Da grünet neu die Welt.

Dieser gallische Wind spielt in der provençalischen Poesie eine ähnliche Rolle wie der im ionischen Meere Sturm und auch Schnee bringende Zephyros. Auch ‚der übelblasende' Zephyros ist Meister der Winde, schon in der schönen Scene im XXIII. Iliasbuch (200 ff.), wo die Winde bei ihm in der thrakischen Grotte schmausen (Ζεφύροιο δυσαέος ἀθρόοι ἔνδον ειλαπίνηνν δαίνυντο).

Überwinder und Stiller der Winde, aber auch Winde sendend, sind Zeus und Athene, diese als ἀνεμῶτις auch im Culte im messenischen Mothone,[95]) ebenso Herakles, welcher die wilden Boreassöhne nach dem Glauben seiner Verehrer auf Tenos bei dieser Insel ins Meer gejagt haben soll (Gött. Anz. 1889 S. 830). Zeus und Herakles, Vater und Sohn, echte Nothelfer, bekämpfen die Orkandämonen, Typhon und Echidna; τυφαόνιον ist jede Windhöhle, auch βόθρος und φάραγξ kommen vor. Ein altes allgemeines Wort für Sturm ist αἰγίς καταιγίς; αἰγίζειν stürmen. So stürzt sich Il. II 148 der Zephyros, der reißendste unter den Winden, rasselnd auf das Land, λάβρος ἐπαιγίζων. Aischylos liebt αἰγίς und seine Ableitungen[96]) und besonders die Meteorologen von Fach, auch die Volkssprache. Dafür einige Belege. Von dem gefürchteten Orkan an der megarisch-attischen Küste, dem Σκίρων (A. 89), schreibt Poseidonios bei Strabo p. 391 ἀπὸ δὲ τῶν ἄκρων τούτων (den skironischen Felsen) καταιγίζοντα σκαιὸν τὸν

[95]) Paus. IV 35, 8. Gorgo und der Sturmdämon Typhon werden in der ‚Ciris' 32 ff. neben den Giganten als Besiegte der Athena auf ihrem Peplos gebildet. Anders Pfuhl, De pompis 12.

[96]) Suidas s. v. αἰγίζειν] διασπᾶν, ἐκ μεταφορᾶς· παρ' ὃ καὶ τὸ αἰγίζεσθαι ἀπὸ τῶν καταιγίδων Αἰσχύλος (Fr. 407). Vgl. Hesych αἰγίδες] καταιγίδες οἱ ἄνεμοι und Pollux, der I 110 mit καταιγίς gleichsetzt τυφών, στρόβιλος, ἄνεμος ὑβριστής. ἀνεμόεντ' αἰγίδων κότον Aischylos, Choeph. V. 590. καταιγίζειν vom Sturm noch ‚Prom.' Fr. 195. Lydus 44 (p. 97 Wachsm.) αἰγίδες γε μὴν λέγονται οἱ ἐν συστροφῆι ἀέρος (so Wachsmuth: πυρὸς) φερόμενοι (κεραυνοί). ταύτηι αἰγίδα Διὶ περιτίθησιν ὁ λόγος, οἱονεὶ καταιγίδος καὶ συσσεισμοῦ αἴτιον παραινιττόμενος. Capelle a. a. O. (oben A. 11) S. 625 leitet dies mit Recht aus Poseidonios ab.

ἀργέστην (d. i. der West, aber auch der Nordwest) Σκίρωνα προσηγόρευσαν Ἀθηναῖοι; infolgedessen trägt eine megarische Höhe den Namen Αἰγίπλαγκτον ‚sturmgepeitscht' Mont Ventoux, καταιγίς wird nach demselben Poseidonios auch der Nordwest in Pamphylien genannt.[97]) Und wieder Poseidonios sagt mit homerischem Anklang vom gallischen Nordwest oder Nord, dem μελαμβόρειον πνεῦμα (μελάναιγις), er stürme heftig hinab in das Rhonetal, καταιγίζει λάβρως.[98]) Zeus αἴγιος αἰγιδοῦχος αἰγίοχος[99]) ist wie Athene ἀνεμῶτις[100]) gedacht und dargestellt als Träger des Sturmsymbols, welches die Ilias II 446 ff. beschreibt. Opfer an die Winddämonen sind schon aus der Ilias XXII 195 bekannt und haben nie nachgelassen;[101]) auch Beschwörungen der Winde waren üblich.

Kaiser Augustus errichtete dem gallischen Sturmwind, dem Circius-Thraskias in Südgallien einen Tempel (A. 94). Er wird einer alten Cultgewohnheit an Ort und Stelle gefolgt sein. Noch heute weist man in Languedoc einem Dämon die Bildung des Gewittersturmes zu, der die Saaten verdirbt.[102]) „Ein schwarzer Mann sitzt auf dem nächsten Berge, die ungeheuren Flügel ausgebreitet, um daraus die Hagelschlossen fallen zu lassen." An den germanischen Riesen, der in Adlergestalt an des Himmels Ende sitzt und durch seine Schwingen Sturm hervorbringt, ist erinnert worden, auch an den Teufel selbst[103]) (wie denn Dantes Lucifer geflügelt ist) oder an die Hexe im Wirbelwind. Ob Teufel, Hexe, Dämon: es ist die uralte, in Südgallien wie in allen Griechenlanden herrschende Vorstellung von dem geflügelten ὑβριστὴς ἄνεμος, Boreas Thraskias Caurus[104]) oder

[97]) Seneca, Quaest. nat. V 17, 4; vgl. Kaibel a. a. O. S. 595. A. 94.

[98]) Strabo IV 182; Diodor V 26, 1. Vgl. Il. II 148.

[99]) αἴγιος αἰγιδοῦχος in den Verzeichnissen von ἐπικλήσεις bei Studemund-Schöll, Anecd. var. I 264; 266.

[100]) ἀνεμώτας (-ύτας Et. Magn.) hieß auch der dem Orkan geopferte Esel in Tarent.

[101]) In meinen Griechen und Semiten habe ich leider Stengels Aufsatz im Hermes XXXV übersehen; ich hätte mich etwas kürzer gefaßt. Wilisch, den ich bekämpfte, hatte seine phönicische Hypothese selbst zurückgezogen (Zittauer Programm 1901 S. 5). Meine Polemik gegen ihn ist dadurch gegenstandslos. — Vielleicht ist ‚der die Schiffe schnellende' legendarische Steuermann des Theseus in dem Sinne Steuermann, wie Palinurus, der Steuermann des Aineias. Winde sind es; jenes der Wind vom Cap Palinurum und Πρωρεύς, der mit Nausithoos zusammen im Phaleron einen Cult neben dem Tempel des Skiron hat (der ja auch ein Windgott ist), scheint eigentlich ὁ κατὰ πρύμναν ἑστηκὼς ἄνεμος zu sein (vgl. Pollux a. a. O.). θοὸς ἄνεμος ist im Homer der εὖρος (SO), ἐλαφρότατος aber der Zephyros (Il. XIX 405).

[102]) Albert Maass, Provençalischer Volksglaube 8 (Berliner Beiträge zur germ. und roman. Philol. XI).

[103]) Risop im Archiv. für neuere Sprachen IC 199.

[104]) Photius (Hesych) καῦρος] κακός. οὕτω Σοφοκλῆς Fr. 956 N.[2] Hesych κώρα] ὕβρις. ‚corus Achates', d. i. der gewaltsame Stein (Magnet), sagt der Gallier Ausonius, Mosella 316 (wo an den Wind nicht gedacht werden kann). Die garstigen Winde nennt allgemein geradezu cauri Vergil (Georg. III 356) und Ausonius 293. Der Caurus oder Corus genannte

Circius, die sich durch zweiundeinhalb Jahrtausende erhalten hat. Eine struppige oder nicht struppige Männergestalt mit mächtigen Flügeln und einem oder drei Köpfen, manchmal halb Schlange. „Mit seinen schweren, stumpfen Armen schlug der Sturm weit und breit das graue, wüste Gewässer" Frenssen, Hilligenlei 2.

An der Stelle des dorischen Heraklea im Rhonedelta (A. 25) liegt heute die Stadt des heiligen Aegidius, S. Gilles. Der Heilige, einer der vierzehn Nothelfer, soll aus Griechenland (Athen) an die Rhone übergesiedelt sein, „um, nicht gestört von den seine Weisheit und Frömmigkeit anstaunenden Athenern, seinen heiligen Neigungen leben zu können"; und seine Wunder waren zahlreich. Seine erste Tat war die Errettung eines Schiffes durch Gebet aus Sturmesnot, das er vom Ufer aus gegen den Orkan kämpfend gesehen hatte;[105]) auf diesem selben Schiffe geht Aegidius dann an die Rhone in die Einöde, eine Felsgrotte bei Nîsmes. Sonst bleibt, um das Wesen und den Ursprung des Heiligen zu bestimmen, nur sein Name und seine Stadt. Er heißt Αἰγίδιος nach αἰγίς, καταιγίς, eine Bildung, welche von αἴγιος nur unwesentlich durch die Endung, die an Δελφίδιος neben Δέλφιος erinnert, unterschieden ist. Aegidius ist der Bedeutung seines Namens zufolge Sturmheiliger, der den Sturm heraufführt, aber auch, der ihn stillt. Der ‚gallische Wind' ist nicht bloß eine Plage, sondern ein Segen: beseitigt er doch die Miasmen und macht das Klima so überaus gesund.[106]) Durchsichtige Heiligennamen trifft man mehrfach. Das bekannteste Beispiel ist wohl ‚die augenheilende' S. Lucia. Ein anderes Phokas von Sinope: ein Name, dessen dorische Endung trotz des Accents auf das Entstehungsgebiet der Gestalt hinweist; dieser Schiffsheilige und Schutzpatron der Seeleute ist Nachfolger wohl des alten Robben- oder Delphinreiters.[107]) Der neugriechische hl. Eleutherios entbindet seinem Namen entsprechend die Frauen.[108]) Eine christliche Sagenwelt schuf die Phantasie des Glaubens allmählich in den ersten Jahrhunderten des Christentums vielfach durch Umgestaltung und durch schüchterne Umnennung

Nordwest ist der ventus gallicus: Caesar V 7, 3 „Corus navigationem (nach Britannien) impediebat, qui magnam partem omnis temporis in his locis flare consuevit." Also ὑβριστὴς ἄνεμος, wie der hesiodische Typhon. Wenn bei Lydus, De ost. p. 95, 19 ff. τῶι βορρᾶι Ἰάπυγί τε Κώρωι τε verbunden wird, so sollen wohl die örtlichen Sondernamen Japyx und Corus verbunden den einen Begriff ‚Nordwest' ausmachen. Anders Capelle, Hermes XL 624².

105) Acta Sanctorum 1 Sept. (I 299).

106) Ich finde, die gewiß echten Verse Il. XXIV 19 ff. erklären sich hieraus. Apollo legt die goldene Aigis um Hektors Leiche, alle ἀεικείη, auch die Miasmen der Verwesung (414), fernzuhalten. Der Gebrauch der Aigis ist hier schon übertragen, aber die Wirkung doch die ursprüngliche geblieben.

107) Griechen und Semiten S. 75; Radermacher im Archiv für Religionswiss. VII 445 ff.

108) Von Basiner, Rhein. Mus. 1905 S. 622 A.

der heimischen Dämonen und Götter auch in Gallien.[109]) Nirgends aber war die Christianisierung der heidnischen Religion wohl schonender, äußerlicher, als eben in Gallien, wo schon die Ehrfurcht vor der Druidenhierarchie als der eifrigen Hüterin der öffentlichen und privaten Nationalreligion die Apostel der neuen Lehre zur Vorsicht veranlassen mußte und wirklich auch veranlaßt hat.

Ich glaube, Tatsachen sind genug vorgeführt, um die Frage wenigstens aufzuwerfen: trügen die Spuren oder lehren sie, daß sich der altgallische Sturmdämon in christlicher Umgestaltung innerhalb seiner Heimat erhalten hat? Es muß hier jedem überlassen bleiben, wie er antworten will. Selten ist es uns gegeben, Verhältnisse dieser Art in ihrem Werden zu erfassen. Wer der rechte Historiker ist, weiß, daß meistens Zweifel ist, was man erreicht, und wie der rechte Naturforscher fühlt er sich ähnlich einem Kinde, das Muscheln findet am Rande des Weltmeeres.

Marburg in Hessen. ERNST MAASS

Zum Erlaß des Kaisers Valens an Eutropius.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes möge entschuldigen, wenn ich nach A. Schultens gelehrter und ausführlicher Darlegung oben S. 40 ff. einer abweichenden Auffassung des Documentes Ausdruck gebe, die sich mir bei längerer Beschäftigung mit dem schwierigen Texte aufgedrängt hat. Als Nichtfachmann muß ich mich auf die aus dem Wortlaute sich unmittelbar mir ergebenden Folgerungen beschränken, weitergehende Schlüsse seien Berufenen überlassen. Wieviel ich hierbei Schultens Arbeit, die ich schon in den Druckbogen einsehen durfte, verdanke, wird jedem Leser klar werden und sei hier noch ausdrücklich hervorgehoben.

Inhaltlich wie formell gliedert sich der Erlaß in zwei Hauptteile, die auch äußerlich durch Blatt und Spatium in Z. 9 geschieden sind. Z. 1—9 recapituliert den Inhalt einer Eingabe (refers Z. 3) des Statthalters der Provinz Asia, Eutropius, an den Kaiser Valens; Z. 9—24 werden die auf Grund dieses Vortrages vom Kaiser getroffenen Verfügungen aufgezählt.

Die Eingabe des Eutropius enthielt wieder zweierlei: erstens einen Bericht über den Erfolg einer kaiserlichen Schenkung an die Städte Asiens (e reditibus

[109]) Hübsche Beispiele bei L. Friedlaender, Erinnerungen I 367 ff.



fundorum, quos—concensimus Z. 2—3), der in den Worten Ausdruck findet: capere quidem urbes .... uberem fructum et .... in antiquam sui faciem ... consurgere, verum non integram gratiam .... pervenire (Z. 3—5), zweitens einen durch die vom Statthalter beobachteten und in Z. 5—8 (siquidem—accedere) als Motivierung der Behauptung non integram gratiam—pervenire punktweise dargelegten Mißstände veranlaßten Abänderungsvorschlag, der aus dem Satze Z. 5 dum—ministrandi zu erschließen ist.

Versuchen wir den Inhalt jenes kaiserlichen Liberalitätsactes zu reconstruieren, so ergibt sich aus Z. 2—3 zunächst ganz allgemein, daß es sich um Zuweisung eines Teiles[1]) der Einkünfte gewisser fundi an die Städte Asiens behufs Wiederaufbaues ihrer Mauern handelte. Es ist klar, daß die Schenkung, da ja bereits über ihren Erfolg berichtet wird, dem vorliegenden Erlasse, dessen Zeit Schulten mit Sicherheit auf 371 bestimmt hat (S. 44 und 57), voranliegen muß.[2]) Einleuchtend richtig hat Schulten sie mit der Cod. Theod. XV 1, 33 angezogenen Constitution des Valentinian in Verbindung gebracht und unter Berücksichtigung des Erdbebens von 365 auf das Ende dieses Jahres datiert. Irrig scheint mir dagegen seine Annahme, daß Valens einfach das Gesetz des Valentinian auf die Provinz Asia angewandt habe. Hiegegen spricht, daß in diesem Gesetze ausdrücklich den Städten ein Dritteil der Einkünfte zugewiesen wird, während in unserer Inschrift durchgängig unbestimmte Ausdrücke gewählt werden (pro certis partibus Z. 1/2, pro partibus praestitis Z. 5, partem redituum Z. 10, in parte concessa Z. 10/11, retracto eo redituum modo, quem—concensimus Z. 17) — sicherlich absichtlich, da es ebensowohl präciser als einfacher gewesen wäre, die bestimmte Zahl zu nennen, falls eine solche einheitlich festgesetzt war. Überhaupt scheint Valens nicht durch einen allgemeinen Erlaß die gesamten Verhältnisse auf einmal geregelt, sondern in Einzelverfügungen den Städten gesonderte Vergünstigungen gewährt zu haben. Wenigstens für Ephesus steht dies durch Z. 9, wie noch weiter dargelegt werden wird, fest, und ähnliches für alle oder doch einen Teil der übrigen Städte anzunehmen, berechtigt die Art, wie an den beiden in Betracht kommenden Stellen von der Verleihung der reditus diversis quibusque civitatibus Z. 2 und

[1]) Zu Anfang von Z. 3 ergänzt Schulten sumptibu]s, zu lang für die Lücke, die knapp für sieben Buchstaben Raum bietet. Der Gedanke, den er durch die Ergänzung pro certis sumptibus — in auch sprachlich nicht einwandfreier Weise — hineinbringen will, die Rücksicht auf die Höhe des jeweils erforderlichen Aufwandes, findet in habita aestimatione (s. u. S. 184) genügend klaren Ausdruck. Dagegen vermißt man den Hinweis, daß nur ein Teil der reditus zugewiesen sei (vgl. die im Texte weiter unten angeführten Parallelen). Diesem Sinne wie dem Raume genügt bestens partibu]s.

[2]) Danach möchte ich in der Lücke am Ende von Z. 2 ergänzen: iam antea; vgl. dudum Z. 9.

unicuique civitatum Z. 17 gesprochen wird. Das versteht man gewiß lieber von fallweiser Zuteilung als von einmaliger principieller Regelung. Ein weiteres Argument wird sich noch bei Besprechung von Z. 10—12 ergeben.

So gewinnt man den Eindruck, daß Valens den einzelnen Städten je nach Größe und Bedürfnis von den Einkünften bestimmter fundi Zuweisungen gemacht hatte, wobei die Quote je nach diesem Gesichtspunkte und dem Ertrage der fundi wechselte: das ist unter habita aestimatione Z. 3 zu verstehen.

Eine Erörterung verdient die Frage, welche fundi es waren, über deren Erträgnis der Kaiser Verfügung traf. Ich habe (Jahreshefte 1905, Beiblatt 72) mit Rücksicht darauf, daß ihr Erträgnis der res privata zufließt (Z. 18, 21) und sie in der Verwaltung der actores rei privatae stehen (Z. 5/6, 7, 18, 21/2), in Z. 2 unbedenklich re[i pribatae ergänzt und dabei die Zustimmung Schultens gefunden. Indes kann, wie auch Schulten annimmt und im Verlaufe der Erörterung noch klarer hervortreten wird, kein Zweifel bestehen, daß die Z. 2 und sonst genannten fundi mit den Z. 12 gemeinten identisch sind. Dann muß methodischerweise der hier bezeugte Terminus auch in Z. 2 eingesetzt und statt pribatae, von dem in der Inschrift keinerlei Rest erhalten ist, das gleichviel Buchstaben zählende publicae ergänzt werden. Von fundi rei publicae sprechen bezeichnenderweise auch alle einschlägigen Erlässe, die Schulten beigebracht hat.[3])

Ich habe im bisherigen durchgängig von der Zuweisung eines Teiles der Einkünfte der fundi rei publicae gesprochen; die Begründung meiner Auffassung wird sich bei Besprechung des vom Statthalter erstatteten Berichtes ergeben, zu der ich jetzt übergehe.

Wie bereits oben hervorgehoben wurde, geht dieser dahin, daß zwar ein erfreulicher Erfolg der kaiserlichen Freigebigkeit nicht zu verkennen sei, ihre

[3]) O. S. 47 und 36, Anm. 59. Ob seine Behauptung, fundi rei publicae und fundi rei privatae werde in den Rechtsquellen wie in der Inschrift promiscue gebraucht, zu Recht bestehe, vermag ich nicht nachzuprüfen; der Beleg aus der Inschrift kommt nach obigem sicherlich in Wegfall. Hingewiesen sei indes auf His, Domänen S. 42 und die dort A. 1 zusammengestellten Fälle, wo von fundi rei publicae neben f. rei privatae die Rede ist.

Die schwierige und weit ausgreifende Untersuchung über Wesen und Entstehung der fundi rei publicae zu führen, muß ich anderen überlassen. Nicht erledigt scheint sie mir durch die Bemerkungen His' a. a. O.; er scheint anzunehmen, daß sie aus confisciertem Gemeindeland sich zusammensetzten; dies ließe begreiflich finden, daß gerade ihr Erträgnis wenigstens zum Teile den Städten als den ursprünglichen Eigentümern wieder zugewandt werden sollte (restituendi Z. 5). Aber der sprachliche Ausdruck f. rei publicae neben dem sonst mehrfach vorkommenden civitatum, dem wieder templorum zur Seite steht (Belege bei His a. a. O.), führt eher auf Entstehung aus dem ager p. R. Vielleicht ist beides anzunehmen, indem das confiscierte Gemeindeland unter denselben Titel wie der schließlich ja auf correlatem Wege erwachsene ager p. R. eingereiht und für beide zusammen der alte Name beibehalten wurde.

Frucht aber den Städten doch nicht in vollem Ausmaße zugute komme aus Gründen, die in dem Satze mit si quidem Z. 5 aufgezählt werden.

Nachdem Schulten meinen Vorschlag, nach siquidem ein durch Haplographie ausgefallenes dum einzuschieben, angenommen und mit denselben Gründen, die auch mir bei Herstellung des Textes (a. a. O. Sp. 72) maßgebend waren, gerechtfertigt hat, brauche ich hierauf nicht zurückzukommen.

Mit Unrecht aber hat er in Z. 5 das quam nach potius gestrichen und sich so den Weg zum Verständnisse des ganzen Satzes verbaut. Der Zusammenhang ist klärlich folgender: die Städte gelangen nicht in vollen Genuß des ihnen zugedachten beneficium, „soferne (siquidem) drei Übelstände nicht zu beseitigen sind, insolange als (dum) ihnen nur die Einkünfte (reditus) und nicht vielmehr (potius quam) die Grundstücke samt den Einkünften (ipsi cum reditibus fundi) rückerstattet und in Verwaltung übergeben werden sollen (fuerint restituendi et ministrandi, das Perfectum aus dem Sinne des recapitulierenden Kaisers gewählt, der ja, wie wir später sehen werden, eine Abänderung dieses Zustandes plant). Insolange nämlich dieser gegenwärtige Zustand fortdauert, bestehen auch jene drei Mißstände fort, daß die Domänenbeamten 1. den Städten ihre Anteile nur spät und mit Schwierigkeiten — wohl auch Abzügen, worauf usuram Z. 18 zu deuten scheint — ausbezahlen (idem reditus—tribuantur), 2. ihnen die Quote von einem eventuellen Mehrerträgnis durch Unterschlagung des Ganzen entziehen (id quod amplius—augmenti), 3. da sie keinerlei Interesse an Amelioration des Landes haben, auch in dieser Weise gegenüber einer durch Verwaltung seitens der Curialien vielleicht zu erzielenden Erhöhung des Ertrages die Städte verkürzen (possitque—accedere).

So aufgefaßt, ist der ganze Passus in Ordnung und quam nicht bloß nicht sinnstörend, sondern geradezu unentbehrlich.

Wir erkennen nun auch, daß der im Satze mit dum als bestehend geschilderte Zustand eben dem entspricht, was wir bisher als Inhalt der ersten Verfügungen des Valens erschlossen haben, d. h. daß den Städten nur ein Teil der Einkünfte, nicht die fundi selber zugewiesen worden waren.

Aber auch der Vorschlag des Statthalters tritt nun in helles Licht. Mit Recht erkennt er das Grundübel darin, daß die Administration der Güter in Händen der actores r. p. verblieb, und sucht ihm durch den Antrag abzuhelfen, den Städten die fundi in eigene Verwaltung zu überantworten. Nicht speciell angeführt, weil selbstverständlich, ist die Bestimmung, daß auch nach diesem Vorschlage den Städten nur die pars concessa der Einkünfte zustehen, der Rest an die res privata abgeführt werden sollte.

Diese Darlegungen des Statthalters hat Valens in persönlich geführter Untersuchung (diligenti coram investigatione) — offenbar bei seiner Anwesenheit in Asien Mitte 371 (Belege bei Schulten S. 58 und A. 64) — als richtig befunden (perspeximus Z. 9, vgl. die Parallele im Erlaß an Festus perspeximus Z. 2 ≅ κατενοήσαμεν Z. 16).

Daraufhin erfolgten die den zweiten Teil der Inschrift bildenden Verfügungen. Diese gliedern sich in drei sachlich und, wie im folgenden darzulegen sein wird, zum Teil auch zeitlich geschiedene Akte, die sprachlich durch et primum Z. 9, sane Z. 12 und 19 als solche gekennzeichnet sind.

Mit den Eingangsworten des ersten Teiles et primum — concessam bezieht sich der Kaiser, den Einzelfall von Ephesus herausgreifend, auf seine ersten Anordnungen zurück; beweisend ist hiefür die Hervorhebung von partem redituum non fundorum, nicht minder das Perfectum fuisse concessam. Nach der in perspeximus Z. 9 implicite ausgesprochenen Billigung des Statthalterberichtes erwartet man eine seinem Antrage entsprechende Verfügung; diese folgt denn auch mit unde—decernamus, jedoch in einer Beschränkung, die deutlich zeigt, daß Valens zwar die von Eutrop gerügten Mißstände des bisherigen Systems anerkennt, über die Zweckmäßigkeit der von ihm beantragten Abänderung aber noch Bedenken hegt. Denn nur interim (Z. 10) soll die Stadt unter Wahrung der bisherigen Anteilsquote am Ertrage (das muß in parte concessa bedeuten, wenn auch der Ausdruck unter dem Streben nach Kürze etwas unklar geworden ist) mit[4]) dem fundus Leuce hundert Joch überwiesen (tradi) erhalten, mit der aus-

[4]) Nicht ohne weiteres klar ist das Verhältnis der centum iuga zu dem fundus Leuce; cum läßt zunächst die doppelte Auffassung zu, daß zu dem fundus Leuce noch hundert Joch zugefügt werden, oder daß Ephesus einschließlich Leuce im ganzen hundert Joch erhalten sollte. Für letztere Deutung entscheidet die Erwägung, daß andernfalls wohl das unzweideutige praeter (vgl. Z. 15) gesetzt wäre.

Schwierigkeiten bereitet auch das Verständnis des Relativsatzes quem — detentat. Die nächstliegende Vermutung, die Domäne Leuce sei mit den Z. 10 genannten fundi identisch, wird dadurch hinfällig, daß detentat nur von tatsächlichem Besitze verstanden werden kann, somit der ausdrücklichen Angabe partem redituum non fundorum widerspricht. Anzunehmen, daß Leuce den Ephesiern bereits früher in vollen Besitz übergeben worden sei, unterliegt dem schweren Bedenken, daß ein solcher Präcedenzfall vom Statthalter in der Begründung seines Vorschlages nicht hätte übergangen werden können und zugleich auch den vom Kaiser angestellten Versuch probeweiser Zuweisung überflüssig erscheinen ließe. Die Schwierigkeit löst sich, wenn wir iam nicht auf die Zeit des mandavimus, sondern auf die Abfassung des Erlasses beziehen, was sprachlich wie sachlich (vgl. u. S. 187) unbedenklich ist. Der Sachverhalt ist also der, daß der in Z. 11 enthaltene Auftrag des Kaisers bei Ergang des Erlasses erst in seinem Leuce betreffenden Teile zur Ausführung gelangt war, was sich leicht unter der Voraussetzung erklärt, daß der zur Ergänzung auf hundert Joch noch erforderliche Grund nur einen Teil einer anderen Domäne bildete, vor der Einantwortung also erst aus einem größeren Ganzen ausgeschieden werden mußte.

drücklichen Begründung, daß der Kaiser die Maßregel erst an einem Beispiele erproben (ut eius exemplo, quid ista .... profecerit, intuentes) und je nach dem Ergebnisse des Versuches über ihre allgemeine Durchführung schlüssig werden wolle (an reliquis praestandum sit similia, decernamus).

Diese Interimsverfügung tritt nun aber nicht erst durch den vorliegenden Erlaß in Kraft, sondern ist, wie promulgata sanctione beweist, schon vorgängig erlassen und öffentlich bekannt gemacht worden. So erhält auch das Perfectum mandavimus prägnante Bedeutung,[5]) wonach auch advertimus Z. 10 zu beurteilen ist. Wann diese promulgata sanctio erging, ist nicht zu ermitteln: es liegt nahe, in ihr das unmittelbare Ergebnis der auf Anlaß des Statthalterberichtes vorgenommenen Untersuchung zu erblicken.

Hiemit begnügt sich indes der Kaiser nicht, er stellt vielmehr im zweiten Teile dem Antrage des Statthalters einen eigenen Vorschlag an die Seite, wobei er ihm die Entscheidung zwischen beiden freistellt. Nur das kann in den Worten Z. 12/3 liegen: hanc sane ..... offerendam experientiae tuae credidimus optionem, nicht, wie Schulten S. 54 f. will, ein directer Auftrag. Es ist ja selbstverständlich, daß auch in dieser Gestalt die Anregung von Kaisers Seite es über den eigenen Gedanken des Statthalters leicht davontragen konnte, man wird diesen Ausgang gewiß von vornherein als den wahrscheinlichen erachten; aber die ganze Einkleidung als leere Phrase zu behandeln und der „gleißnerischen Sprache des Cabinets“ in die Schuhe zu schieben, haben wir gegenüber dem unzweideutigen Wortlaute kein Recht. Es wäre dies auch unvereinbar mit dem aus dem Vorausgehenden unverkennbar erhellenden Entschlusse, einen Versuch auf dem vom Statthalter empfohlenen Wege zu machen.

Fraglich bleibt, ob auch diese kaiserliche Willensmeinung unserem Erlasse vorangehend zu denken sei — etwa gleichzeitig mit der promulgata sanctio, vielleicht in ihr selbst enthalten. Hiefür ließe sich die Einführung ins Perfectum credidimus anführen, das dem mandavimus des ersten Teiles parallel auftritt, während im dritten Teile ihm das Praesens volimus gegenübersteht (vgl. auch cognovit Z. 13 gegen cupimus und fatemur Z. 20 und 21): doch ist ein zuverlässiger Schluß aus dem Tempusgebrauche allein nicht zu ziehen (s. u. A. 5) und die

[5]) Entscheidend ist dieses Argument für sich allein nicht, wie der Sprachgebrauch des nur um weniges jüngeren Festuserlasses zeigt, wo die griechische Übersetzung eine Controle ermöglicht. Dort finden wir perspeximus Z. 2 ≌ κατενοήσαμεν Z. 16, videbatur Z. 3 ≌ ἐνομίζετο Z. 16, factum est Z. 4 ≌ γεγένηται Z. 17, admisimus Z. 6 ≌ προσηκάμεθα Z. 20, aber dedimus potestatem Z. 9 ≃ παρέχομεν ἄδειαν Z. 24 und anderseits credimus Z. 13 ≌ νενομίκαμεν Z. 29. Es bleibt eben zu beachten, daß beide Erlässe in Briefform abgefaßt sind.

Ausführlichkeit, mit der die Einzelheiten auseinandergesetzt werden, spricht eher dafür, daß es sich um eine erstmalige Darlegung handelt, der eigentliche Inhalt des Erlasses also schon Z. 12 beginnt. Sachlich ändert es natürlich nichts, ob man sich für die eine oder die andere Auffassung entscheidet.

Nach dem Vorschlage des Kaisers hätte der Statthalter für den ganzen Bestand[6]) der fundi rei publicae (omnem hanc iugationem), d. i. 6736½ iuga ertragsfähigen, 703 iuga unfruchtbaren Grundes, von denen erstere außer dem Canon von 8000[7]) solidi extrinsecus[8]) 3000 solidi einbringen, während das Betriebsdeficit der letzteren aus den Einnahmen der ersteren gedeckt wird (quae per illa .... sustinentur), die Einnahme und Abfuhr des Pachtertrages, — die hienach und nach dem früher (s. o. S. 47 f.) Gesagten bisher den actores zugestanden haben muß — zu eigener Leistung zu übernehmen[9]), d. h., wie im folgenden genauer ausgeführt wird, von der Gesamtpachtsumme die den Städten zustehenden Anteile (eo redituum modo, quem - concensimus) zur Auszahlung an sie zurückzubehalten (retracto)[10]), den Rest durch seine Beamten an die res privata einzuliefern. Damit war erreicht, daß die Städte einerseits der Willkür und Habsucht

[6]) Iugatio erklärt Schulten richtig als „Bestand der iuga" (S. 55); die geläufige Deutung als „Grundsteuer" verbietet sich mehr noch als durch die von ihm angeführte synonyme Nebeneinanderstellung fundos iugationemque Z. 20 durch die unmittelbar folgende Erklärung: id est ...... iuga. Daß die für Steuerzwecke geschaffene Bezeichnung auf eine Übersicht über die Verpachtungsverhältnisse (s. o.) übertragen werden konnte, begreift sich; die Steuerhufe bildete die naturgemäße Grundlage für die Bemessung des Pachtzinses.

Die Angaben über Zahl der Iuga, Qualität und Gesamtertrag sind natürlich der ratio plenissima entnommen, entsprechen daher auch genau den Z. 12/3 aufgestellten Kategorien.

[7]) Der Satz quae — referuntur ist mir in der überlieferten Fassung unverständlich; Schultens Auffassung S. 50 „der Ertrag setzte sich zusammen aus einem Fixum in Naturalien und einem Canon in Geld" läßt die zweimalige Setzung von solidorum unerklärt; auch muß hier extrinsecus in ganz anderem Sinne verstanden werden als an der parallelen Stelle Z. 17/18, wozu amplius Z. 6 zu vergleichen ist. Überhaupt ist die unbestimmte Fassung praeter vinum gegenüber den ziffermäßigen Angaben im ganzen Abschnitte unerträglich. Ich hatte ursprünglich daran gedacht, nach vinum eine Zahlangabe einzusetzen, die den Wert der Naturalangabe in solidi bestimmt hätte und zu der der Genetiv zu construieren wäre, wie im folgenden tria milia solidorum. Das richtige scheint mir jetzt L. Mitteis Savignys Zeitschr. R. A. 1905 S. 390 f. gesehen zu haben, der vinum für verderbt hält; nur möchte ich statt seines Vorschlages sex milia (VINUM aus VIMILIA) lieber octo milia einsetzen. Die Verlesung liegt paläographisch näher ($\overline{\text{VIN}}$ statt $\overline{\text{VIII}}$ = 8000) und die höhere Summe empfiehlt sich, da so der Überschuß (3000 solidi) zum Canon (8000 solidi) in ein besseres Verhältnis kommt.

[8]) Die Mehreinnahme stammt meines Erachtens zum größten Teile daher, daß die fundi elociert (Z. 21/22), also in der Regel wohl höher als zum Canon abgegeben wurden.

[9]) Suscipere ist Terminus technicus für die Einnahme der Gefälle, His a. a. O. S. 56; die ebenda aufgestellte Behauptung „diese Tätigkeit lag in dieser ganzen Periode (d. h. nach Diocletian) den Provinzialstatthaltern ob" erfährt durch unsere Inschrift eine Einschränkung auf die Zeit von Valens ab.

[10]) Schultens „*de*tracto" macht den Ausdruck nur weniger prägnant.

der Domänenbeamten entzogen wurden (ut — eripiamus), indem die Auszahlung ihrer Anteile in die Hände des Statthalters überging, von dem vorausgesetzt wird, daß er sich von solchen Ungerechtigkeiten frei halten würde, andererseits an dem erzielten Mehrertrag über den Canon hinaus entsprechenden Anteil erhielten (si quid extrinsecus lucri est, cedat rationibus civitatum).

Neues bringt der Zusatz arbitrio — dispersa, womit der Statthalter beauftragt wird, nach eigenem Ermessen (arbitrio tuo) die gesamte iugatio auf die einzelnen Curien aufzuteilen[11]) (per singulas curias dispersa). Sinn und Absicht dieser Anordnung ist offenbar, das Verfahren zu vereinfachen, indem den Städten ihre Einkünfte nicht mehr nach ganzen fundi zugewiesen werden sollen, wobei natürlich die Anteilsquote entsprechend dem Verhältnis des Ertrages der fundi zum Erfordernis der betreffenden Gemeinde wechseln mußte, sondern nach iuga, deren Anzahl ohne Schwierigkeit so zu bemessen war, daß bei Durchführung eines einheitlichen Percentsatzes für alle Anteile — in dem wir zuversichtlich die tertia pars aller späteren Constitutionen erkennen dürfen — das Endergebnis dasselbe blieb. Hieraus erklärt sich die Einführung des Terminus iugatio statt des im Vorangehenden durchgängig festgehaltenen fundi: die in Ausdehnung wie Ertragsfähigkeit ganz ungleichen, weil historisch gewordenen fundi spielen keine Rolle mehr gegenüber den nach Ausmaß und Güte ein für alle Mal bestimmten iuga.

Eine solche Aufteilung setzt natürlich die Existenz einer Übersicht über die fundi rei publicae nach Quantität, Qualität und Ertrag voraus; daher wird dies auch ausdrücklich constatiert und als Begründung dem ganzen Vorschlage vorangestellt (quia ratione plenissima... cognovit). Wann diese ratio plenissima aufgestellt wurde, wird nicht ausdrücklich gesagt; kaum vor Ergang der Verfügungen von 365, deren verwickelte Eigenart offenbar in dem Fehlen einer solchen Zusammenstellung ihre Begründung findet, wahrscheinlich vielmehr anläßlich der Untersuchung 371, für die sie die notwendige Grundlage bildet. Bezeichnend ist, daß der Statthalter noch von Unterschlagungen des Mehrertrages durch die actores spricht (Z. 7), während dem Kaiser (Z. 15) die Höhe desselben bereits ziffermäßig

[11]) Hiemit kann nur eine theoretische Zuweisung einer bestimmten Anzahl von iuga, als denjenigen, aus deren Ertrag je eine Stadt ihren Anteil zu beziehen hatte, gemeint sein, nicht etwa tatsächliche Übergabe in die Verwaltung der Curien. Dies widerspräche ebensowohl dem ganzen Geiste des Erlasses, insbesondere dem Vorbehalte Z. 11/12, als der Bestimmung, daß der Statthalter die iugatio propria praestatione zu übernehmen habe. So wenig aus suscipere iugationem Übergang der Grundstücke in die Administration des Statthalters gefolgert werden darf, ist dies auf Grund von iugatione dispersa für die Städte zulässig. Wohl aber wird man aus omni erschließen dürfen, daß vorher nicht alle fundi rei publicae zur Zuweisung gelangt waren, nun aber die ganze iugatio aufgeteilt werden soll.

bekannt ist, womit jenem Vorgehen der Domänenbeamten ein Riegel vorgeschoben war.

Den dritten Teil des Erlasses bildet der Auftrag an Eutrop, über die fundi rei publicae (fundi iugationemque memoratam) vollständige Erhebungen zu pflegen (plena ratione disquirere) und in Tabellenform (brevibus) einzusenden, also Ergänzungen zu der ratio plenissima Z. 17, die ja dem Kaiser bereits vorlag, zu liefern.

Die ratio plenissima enthielt die Nachweise:

A. quot i. A. r. p. iuga esse videantur: $7439^1/_2$.

B. cuius qualitatis: $6736^1/_2$ opima + 703 sterilia.

C. quantum annua praestatione dependant: 8000 solidi ad fixum canonem + 3000 solidi extrinsecus.

Nach welcher Richtung sie zu vervollständigen sei, setzen die Relativsätze Z. 20—23 auseinander. Schulten S. 48 ff. findet hier drei Arten von Nutzung unterschieden und ergänzt in diesem Sinne die Lücke Z. 20/21. In Beidem kann ich mich ihm nicht anschließen.

Sieht man zunächst von der Lücke ab, so ordnen sich die gestellten Fragen zu zwei sprachlich deutlich geschiedenen Gruppen. In der ersten (bis dependant) sind als Subjecte Personen gedacht, die Verba stehen im Praes. act., in der zweiten bilden das Subject die fundi, als Prädicate finden wir passive Präteritalformen; innerhalb der Gruppen sind possideant und dependant durch et, fuerint elocati und fuerint derelicti dichotomisch sich entsprechend durch et contra verbunden, zwischen beiden Gruppen der Übergang durch das rein anreihende etiam „ferner“ hergestellt.

So erhalten wir für die zweite ratio die Rubriken:

I 1. qui in praesentem diem habe[ant.

2. qua rati]one [12]) possideant.

3. quantum per iuga singula r. pr. n. annua praestatione dependant.

[12]) Nach HA Z. 20 ist noch ein Rest erhalten, der von dem unteren Winkel eines B, D, L, kaum eines E herrühren kann, danach Raum für einen, höchstens zwei Buchstaben; vor ONE Z. 21 ist das obere Ende einer senkrechten Hasta erkennbar, davor Platz für etwa neun Buchstaben. Diesen Bedingungen entspricht Schultens Ergänzung S. 43 ha[bi:ta licitati]one; zu Bedenken gibt Anlaß, daß sie eine ganz specielle Beschränkung zu possideant einführt, für die der allgemeine Charakter der übrigen Rubriken kein günstiges Vorurteil erweckt. Dies vermeidet die im Texte vorgebrachte Vermutung, die sich inhaltlich bestens in die übrigen Fragepunkte einreiht, s. o. Der Anstoß, den man an dem Asyndeton habeant — possideant nehmen könnte, scheint mir kaum von Gewicht, wäre übrigens leicht durch die Annahme zu beseitigen, daß durch eine der in beiden Valensinschriften so häufigen Haplographien nach habeant ein et oder nach qua ein que ausgefallen sei.

II quí fundi a) opimi atque utiles fisco grati singulis qu. potentissimis fuerint elocati.

b) infecundi ac steriles in damnum r. n. paenes actores fuerint derelicti.

Man erkennt, daß II den in B enthaltenen Qualitätsnachweis nach iuga durch die Darstellung nach fundi und deren Verwertung vervollständigen soll, ebenso, daß I 3 zu den in C ausgewiesenen Gesamtsummen den Detailnachweis nach iuga (per iuga singula) zu liefern hat. Ein neuer Gesichtspunkt wird in I 1 und 2 eingeführt, die Berücksichtigung der gegenwärtigen Besitzverhältnisse, u. zw. nach den Inhabern (qui habeant) und der Form der possessio[18]) (qua ratione possideant). So ergänzen sich I und II gegenseitig zu einem vollständigen Bilde der Verwertung des Landes: I behandelt die Frage vom Gesichtspunkte der Inhaber aus, II nach dem der Zugehörigkeit der iuga zu bestimmten fundi.

Besteht die im Vorangehenden vorgebrachte Auslegung des Erlasses zu Recht, so stellt er sich nicht als definitive Regelung der Angelegenheit dar, sondern als Zwischenverfügung, welche jene erst vorbereiten soll. Daß er trotzdem zur Aufzeichnung in Ephesus gelangte, ist wohl auf die hervorragende Rolle zurückzuführen, welche die Stadt in ihm spielt.

Wie die endgültige Entscheidung lautete, ist mit Wahrscheinlichkeit aus dem Zustande zu erschließen, den einschlägige Verfügungen der nächsten Jahrzehnte voraussetzen. Zunächst kehrt in diesen die tertia pars der Einkünfte als Einheitssatz ständig wieder; schon oben wurde vermutet, daß Valens mit seinem Vorschlage eine solche Regulierung der Anteilsquoten beabsichtigt habe. Festgehalten wird ferner, worauf gleichfalls bereits hingewiesen wurde, die Beschränkung auf die fundi rei publicae (vgl. bes. Cod. Theod. V 14, 35, auch V 13, 3; Schulten S. 60). An allen den Stellen endlich, die von der Erhebung oder Verwertung der Einkünfte handeln, findet sich nichts, was auf Verwaltung der fundi durch die Städte deuten würde (anders Schulten S. 56); vom canon heißt es Cod. Theod. XV 1, 33 qui conferri solet, V 14, 35 qui confertur, von der Aufteilung der Einkünfte IV 13, 7 duae partes... perveniant, tertia... deputetur, XV 1, 32 tertiam partem... deputamus; praesumendum XV 1, 33 bildet keine Gegeninstanz, zumal es neben dem schon angeführten canon, qui conferri solet erscheint. Dies alles steht mit den Bestimmungen von Valens' Vorschlag in unserem Erlasse so gut in Einklang, daß kein Zweifel obwalten kann, daß er, nicht der Antrag des Eutropius, die Grundlage der endgültigen Regelung gebildet hat.

[18]) In Betracht kommen die bekannten vier Formen der Domänenvergebung, die His a. a. O. S. 84 aufzählt.

Fassen wir die Resultate unserer Erörterung zusammen, so ergibt sich folgender historischer Hergang: Ende 365 erläßt Valens eine Reihe von teilweise vielleicht durch Bittgesandtschaften veranlaßten Verfügungen, wonach verschiedenen Städten Asiens alljährlich von den Einkünften einzelner fundi rei publicae der Provinz je nach Umständen wechselnde Anteile durch die actores rei privatae behufs Wiederaufbau der Mauern ausbezahlt werden sollten. Durch die dabei sich einstellenden Mißbräuche veranlaßt, richtet noch vor Mitte 371 der Statthalter an den Kaiser eine Eingabe, in der er beantragt, den Städten die fundi in eigene Verwaltung zu übergeben. Während seiner Anwesenheit in Asien, Mitte 371, veranstaltet Valens eine Untersuchung, anläßlich deren die ratio plenissima, eine Generalübersicht über Bestand, Qualität und Ertrag der fundi rei publicae verfaßt wird, und sich die Berechtigung der vom Statthalter gegen die actores r. pr. erhobenen Anschuldigungen herausstellt. Als Resultat derselben erfließt eine promulgata sanctio, wonach der Vorschlag des Statthalters vorläufig für Ephesus probeweise durchgeführt werden soll. Noch vor Abgang des Eutropius aus der Provinz, Nov. 371, ergeht an ihn der erhaltene Erlaß, der außer dem Auftrage, die plenissima ratio zu ergänzen, den Gegenvorschlag des Kaisers enthält, der Statthalter solle die fundi nach iuga (und zu einem einheitlichen Percentsatze) nach den Bedürfnissen der Städte aufteilen und die Erhebung der Gefälle und Auszahlung der Anteile an die Städte und die res privata in eigener Regie übernehmen. Dieser Vorschlag erhält — unbekannt wann — Gesetzeskraft und bildet die Grundlage für einschlägige spätere Verfügungen.

Athen, im Februar 1906. RUDOLF HEBERDEY

Ein Fluchtäfelchen mit Liebeszauber aus Poetovio.

Zu der Gruppe epigraphischer Urkunden des antiken Zauberwesens, welche wir als Fluchtäfelchen zu bezeichnen pflegen, denen sich wegen ihrer hervorragenden Wichtigkeit für die Religions- und Sittengeschichte gerade in jüngster Zeit — unter anderem auch in dieser Zeitschrift — das gelehrte Interesse wiederholt zugewandt hat,[1]) tritt nun neuerdings ein lateinisches Exemplar hinzu,

[1]) Vgl. die verdienstliche Sammlung von Aug. Audollent, Defixionum tabellae quotquot innotuerunt (Paris 1904); dazu A. Schulten, Literar. Zentralblatt LVI (1905) S. 549 f.; R. Münsterberg, Zeitschr. f. d.

welches durch seinen Fundort, seine eigenartige äußere Herrichtung und seinen Inhalt einige Aufmerksamkeit für sich beanspruchen darf.

Das kleine Denkmal, ein zweiseitig beschriebenes Bleiplättchen, wurde im Bereiche der oberpannonischen Colonie Poetovio (Pettau in Untersteiermark) anläßlich von Grabungen, welche der erst kürzlich ins Leben getretene Marburger Museumsverein in der Zeit vom 12. bis 24. September 1904 durch den Ausgräber Martin Vnuk durchführen ließ, auf dem Acker des Landmannes Zupančič bei Unter-Haidin nächst Pettau gefunden. Die übrigen teils früher, teils gleichzeitig an dieser Stelle zutage getretenen antiken Gegenstände lassen auf eine sepulcrale Anlage schließen. Leider wurden, da sich das Bleiplättchen erst später bei sorgfältiger Reinigung als beschrieben herausstellte, die näheren Umstände seiner Auffindung nicht genauer beobachtet. Durch nachträgliches Befragen des Ausgräbers Vnuk konnte soviel festgestellt werden, daß das Täfelchen selbst zusammengebogen in einem Brandgrabe lag und daß in seiner nächsten Nähe ein vielleicht dazugehöriger Nagel, außerdem eine Tonlampe, einige Gefäßscherben und Münzen gefunden wurden. Diese Fundumstände stimmen zu der hinlänglich feststehenden Tatsache, daß die Fluchtäfelchen besonders häufig in Gräber gelegt[2]) oder an das Gemäuer von Grabbauten angeheftet wurden,[3]) um den Fluch durch Vermittlung der Seelen der Abgeschiedenen auf kürzestem Wege zu den unterirdischen Mächten gelangen zu lassen. Gegenwärtig ist das Stück mit anderen Objecten aus römischer Zeit[4]) als Inventarnummer 1508 in den Sammlungen des Marburger Museumvereines geborgen, welche im Gebäude der städtischen Haushaltungs- und Fortbildungsschule für Mädchen (Marburg, Elisabethstraße 16, I. Stock) ein Obdach gefunden haben. Dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Vereinsobmannes Herrn Med.-Dr. Amand Rak bin ich für Kenntnis und gewährte Benutzung des Täfelchens zu besonderem Danke verpflichtet.

Gleich auf den Fundort Poetovio muß mit Nachdruck hingewiesen werden. Die aus dem griechischen Osten stammende Form der Verfluchung, die hier vorliegt, tritt uns im lateinischen Westen vorzüglich in den Centren hellenistischen Einflusses in zahlreicheren Beispielen entgegen: vor allem in Rom, in Süditalien und in Nordafrika. Weit spärlicher sind ihre Zeugnisse in anderen

österr. Gymn. 1905 S. 723 ff. Außerdem R. Münsterberg, Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni XIII (1901) S. 589 ff. (ein Aufsatz, der Audollent entgangen ist); derselbe, Jahreshefte VII 141 ff.; A. Wilhelm ebd. VII 105 ff.

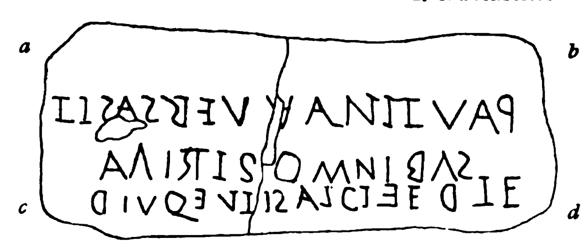
[2]) Audollent a. a. O. p. CX ff.

[3]) Audollent a. a. O. p. CXV; dazu CIL XI 4639 aus Tuder: defixa monumentis ordinis decurionum nomina.

[4]) S. über diese meinen Bericht Jahrbuch der Zentral-Kommission II 1 (1904) S. 181 ff.

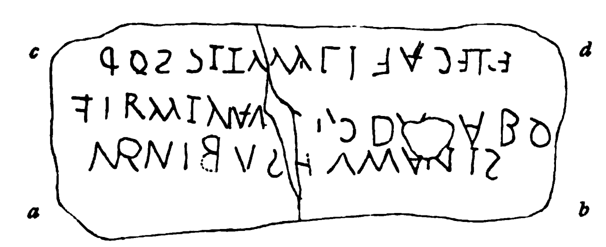
Reichsprovinzen, in welchen die Strömungen des Hellenismus schwächer kreisten, namentlich in den Rhein- und Donaulandschaften, von welchen bisher nur Germanien zehn, Rätien ein einziges Exemplar geliefert haben.[5]) Dennoch fügt sich dieser erste auf pannonischem Boden zutage getretene Zufallsfund eines Fluchtäfelchens und seine sittengeschichtlichen Aufschlüsse, die sogleich des näheren zu erörtern sein werden, sehr passend in unsere Vorstellung von dem Poetovio des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ein. In dieser zum Teil noch mit oberitalischen Ansiedlern[6]) begründeten Colonie Trajans, welche ein wichtiger Umschlagplatz des italisch-pannonischen Handels und der Sitz zahlreicher Finanz-, Rechnungs- und Zollbehörden, zeitweilig auch Residenz des Statthalters von Oberpannonien war, mußte auch in mittlere und untere Schichten der Bevölkerung, in welcher das heimisch-keltische Element vollständig zurücktrat, eine fast italische Cultur Eingang finden, die naturgemäß eine Fülle hellenistischer Anschauungen und Übungen vermittelte.

I. Außenseite:



Paulina aversa sit
a viris omnibus
et deficsa sit, ne quid

II. Innenseite:



possit mali facere.
Firminam [*cl*]*od*[*as*] *ab o-*
mnibus humanis.

Das von weißgrauer Patina überzogene Bleiplättchen bildet annähernd ein roh umgrenztes Rechteck mit abgerundeten Ecken. Seine größte Breite beträgt 0·105 m, die Höhe 0·043—0·039 m, die Dicke 0·0035 m, das Gewicht 104 Gramm. Etwa in der Mitte beider Seiten geht eine Bruchlinie durch, wobei jedoch die beiden Hälften

[5]) Vgl. die Zusammenstellung bei Audollent a. a. O. p. CVII f.; dazu Schulten a. a. O. S. 550.

[6]) Vgl. meine Bemerkungen Arch.-epigr. Mitt. X 237.

noch immer einen wenn auch schwachen Zusammenhalt haben. Das Täfelchen war demnach in der Mitte gebogen und zusammengefaltet, so daß die im Facsimile unten stehende Fläche (II) sich inwendig befand. Während die Außenseite (I) bis auf den durch Einbiegen entstandenen Bruch unbeschädigt blieb, ist auf der Innenseite (II) links vom Einbuge eine kleinere, rechts davon eine größere unregelmäßige Vertiefung vorhanden, die offenbar durch das Eindringen eines metallischen Körpers in das Blei geschaffen wurden. Zumeist wurde der zum Ritual der Defixion gehörige Nagel so gehandhabt, daß er das Plättchen durchbohrte[7]) und in den Gegenstand, an welchem dieses befestigt werden sollte, z. B. in einen Grabcippus eingetrieben wurde. Hier hingegen scheint ein anderer Vorgang eingehalten worden zu sein, den wir freilich mangels eines genaueren Fundberichtes und Beobachtungen an anderen Stücken bloß vermuten können. Der Nagel wurde zuerst mit seinem Stift tief eingeschlagen, dann das zusammengebogene Plättchen mit einiger Nachhilfe eines Werkzeuges (etwa einer Zange) mit der Innenseite an den dreieckigen Nagelkopf angedrückt, so daß jene zwei Vertiefungen entstanden und die beiden Hälften an dem Nagel festsaßen.

Wie die beiden beschriebenen Seiten des Täfelchens sich geometrisch decken, ist aus den an den Ecken des Facsimile beigesetzten Buchstaben sofort ersichtlich. Was im Sinne der Schrift auf der Außenseite die obere Kante ist (*ab*), wird auf der Innenseite zur unteren und umgekehrt. Die Schrift ist zwar roh eingekratzt, zeigt aber durchaus gute Formen, so daß man bei der Datierung kaum über die Mitte des II. Jh. n. Chr. wird hinausgehen dürfen; die Höhe der Buchstaben schwankt zwischen 0·003—0·007^{m}. Beabsichtigt ist, wie auf vielen anderen Exemplaren dieser Gruppe, eine Art naiver Geheimschrift, welche der Aufzeichnung den Charakter des Mystischen und Zauberischen geben, zugleich aber die Entzifferung und somit die Entdeckung des Urhebers erschweren sollte. Das Recept dieser Kryptographie, für welche ich aus dem von Audollent zuhauf gebrachten Material nichts unmittelbar Entsprechendes nachzuweisen vermag,[8]) ist ein recht einfaches. Die Zeilen sind zum Teil in normaler Weise von links nach rechts, zum Teil (I Z. 1. 3) aber linksläufig geführt, was einem von altersher in Aufzeichnungen dieser Art geübten Brauche entspricht.[9]) In den Zeilen der ersten

[7]) Vgl. z. B. die Abbildungen bei Wilhelm a. a. O. S. 114 ff.; dazu Audollent a. a. O. p. LVI; CXV.

[8]) Leider fehlen der fleißigen Arbeit Audollents Abbildungen, welche die interessante Paläographie der Fluchtäfelchen veranschaulichen würden.

[9]) Münsterberg, Jahreshefte VII 143; Audollent a. a. O. p. 551.

Art sind dann vielfach nach links orientierte Buchstaben eingestreut, in jenen der zweiten einige nach rechts sehende Zeichen. Außerdem kommen in beiderlei Zeilen auf den Kopf gestellte Buchstaben zur Verwendung, unter welchen insbesondere V oder ∀ für A, Λ für V durch ihre Häufigkeit sogleich auffallen; doch findet sich gleiches auch bei F (I Z. 3; II Z. 1), L (II Z. 1), R (I Z. 1), T (I Z. 1. 3). Neben diesen umgestülpten erscheinen aber auch des öfteren die gewöhnlichen Formen.

Die im übrigen völlig sichere Entzifferung dieser primitiven Geheimschrift, die auf der Außenseite (I) beginnt und sich auf der Innenseite (II) fortsetzt, begegnet einer einzigen Schwierigkeit an jener Stelle der Innenseite (II) rechts vom Einbuge, welche durch diesen und den Eindruck des Nagelkopfes doppelt beschädigt ist. Doch lassen auch hier die vorhandenen Schriftreste die Lesung CJODV*s*, d. h. *clodas*, sicher erscheinen. Der Schreiber setzte übrigens, wie die vor dem O erhaltene schräge Haste zeigt, wahrscheinlich zuerst zu CJVΛDVS, d. h. *claudas* an, entschied sich aber dann für die ihm geläufigere Vulgärform *clodas*.

Mit vorstehenden Bemerkungen wird die oben (S. 194) gebotene Copie und Umschrift des Textes zur Genüge gerechtfertigt sein.

Auch inhaltlich nimmt die vorliegende Aufzeichnung, so kurz und einfach sie ist, ihren besonderen Platz ein. Die Anschauung, welche der hier bezeugten abergläubischen Übung zugrunde lag, war zunächst die, daß durch symbolische Handlungen, wie Anlegung von Banden (καταδεῖν, *ligare*, *obligare*) oder Festnagelung (καταπατταλεύειν, *defigere*), die an einer Puppe oder an einem Täfelchen mit dem Namen des Gegners oder an beiden zugleich tatsächlich vollzogen wurden, der Gegner auch leiblich an einzelnen Gliedmaßen oder am ganzen Körper gefesselt und gebannt werde und dadurch unfähig sei, gewisse schädliche Taten zu unternehmen. Dies tritt auch in unserem Täfelchen klar hervor. Aber während die Fluchtäfelchen in ihrer ursprünglichen Textierung sich entweder begnügen, die Namen der zu Bannenden anzugeben oder höchstens den Vollzug des Zauberritus einfach constatieren, stellen spätere Formulare die Handlung unter den Schutz eines Gottes oder Dämons, bis schließlich nicht so sehr der symbolische Act der *obligatio* oder *defixio*, sondern die Überantwortung und Auslieferung an unterweltliche Gottheiten und schädliche Dämone, die *demandatio* oder *devotio* durch Gebet, die Hauptsache wird.[10]) Das in Rede stehende Stück zeigt nun bereits deutlich den Übergang in die Wunsch- und

[10]) Gut dargelegt von A. Schulten a. a. O. S. 549 f.

Gebetform. An Stelle der einfachen Erklärung, daß man den Gegner ‚banne' und ‚festnagle': *averto, defigo*' tritt der durch den Conjunctiv ausgedrückte Wunsch *aversa sit* und *defixa sit* (I Z. 1. 3), und [*cl*]*od*[*as*] (II Z. 2) wendet sich zweifellos an einen ungenannten Dämon, der etwa an der Stätte, wo das Täfelchen hinterlegt wurde, also wohl im Grabe, wohnend gedacht wurde.[11]) Dagegen ist die in etwas späteren Urkunden aus Rom und Afrika auftretende Häufung von Dämonennamen, Zauberformeln und magischen Zeichen unserer Aufzeichnung noch fremd.

Ihrer Mehrzahl nach enthalten die Fluchtäfelchen Verwünschungen von Proceßgegnern, von Dieben, Betrügern und Verleumdern, endlich — wie die vielen in Nordafrika gefundenen späten Stücke — von gegnerischen Circusfactionen. Das vorliegende Exemplar hingegen gehört seinem Inhalte nach in das Gebiet des Liebeszaubers,[12]) zu der Classe der *amatoriae defixiones*, wie sie Audollent[13]) nennt; es ist bisher das erste Stück dieser Gattung, welches eine Verfluchung von Rivalinnen in der Liebe darbietet.

Gegenstand der Verwünschung sind zwei Personen weiblichen Geschlechtes, Paulina (I Z. 1) und Firmina (II Z. 2). Gegen die erstere sind zwei Flüche gerichtet, die sich meines Erachtens gegenseitig erläutern. In dem ersten Wunsche *aversa sit a viris omnibus*, ‚sie sei ferngehalten von allen Männern', dürfte das Verbum als technischer Ausdruck der Defixionen aufzufassen sein. Auf einer aquitanischen Fluchtafel[14]) wird Proceßgegnern in einer Reihe liebreicher Parallelen dasselbe Schicksal angewünscht wie einem Tiere, das bei dem Ritualact der *devotio* als Opfer geschlachtet worden ist. Darin heißt es nun (Z. 12 ff.): *sic il*[*o*]*s* [*in*]*imicos aversos ab hac l*[*i*]*te esse, quomodi hic catellus aversus est nec surgere potesti; sic nec illi.*[15]) In dem *aversum esse* ist also zweifellos ein Fernhalten und Verhindern ausgesprochen.

An diesen ersten Wunsch reiht sich, gegen die nämliche Paulina gerichtet, sinngemäß der zweite an: *et deficsa sit, ne quid possit mali facere.* Die Festnage-

[11]) Beispiele für Wendungen dieser Art bei Audollent a. a. O. p. LIX, 7. Zur Anrufung der Geister der Verstorbenen im Liebeszauber vergl. R. Dedo in der unten (A. 12) angeführten Schrift p. 25 f.; 34.

[12]) Über antiken Liebeszauber vgl. O. Hirschfeld, De incantamentis et devinctionibus amatoriis apud Graecos Romanosque (Diss. Königsberg 1863); Ivo Bruns, Preuß. Jahrbücher CIII (1901) S. 193 ff. (= Vorträge u. Aufsätze 347 ff.); R. Dedo, De antiquorum superstitione amatoria (Diss. Greifswald 1904); L. Fahz, De poetarum Rom. doctrina magica (Religionsgeschichtl. Versuche u. Vorarbeiten, herausg. von A. Dieterich u. R. Wünsch II 3) S. 122 ff.

[13]) A. a. O. p. LXXXIX f.; Index p. 472 f.

[14]) R. Cagnat, Revue archéol. III. Ser. XXXI (1897) p. 154 n. 50; Audollent a. a. O. p. 167 f. s. n. 111. 112.

[15]) Audollent a. a. O. p. 169 schlägt allerdings eine andere Verbindung der parallelen Glieder vor.

lung *defixio*, hier *in tabella* ausgesprochen[16]) und sicherlich gleichzeitig symbolisch durch Eintreiben des Nagels (o. S. 195) vollzogen, soll die Paulina an „üblen Werken" hindern. Dieses *quid... mali facere* kann natürlich ganz allgemein gefaßt werden; in den Gedankenkreis jedoch, in welchen uns diese Urkunde stellt, würde am besten eine Beziehung auf schädliche Zauberkünste passen, die schon bei zeitgenössischen Schriftstellern als *malefica* und *maleficia* im engeren Sinne bezeichnet werden.[17]) Nichts ist natürlicher als das Streben, befürchtete zauberische Einflüsse durch Gegenzauber zu hemmen.[18])

Gegen die zweite Frauensperson richtet sich nur eine Bitte an den ungenannten Dämon: *Firminam* [*cl*]*oda*[*s*] *ab omnibus humanis*, wobei *humanis* wohl als pluralisches Neutrum zu fassen ist und statt *hominibus* steht: ‚Die Firmina schließ ab von allen Menschen.'[19])

Schließlich sei noch gestattet, mit allem Vorbehalt eine hoffentlich nicht allzu romanhaft klingende Vermutung über den zugrunde liegenden Sachverhalt zu äußern. Der allgemeine Eindruck, den wir aus der Urkunde empfangen, ist wohl der, daß Paulina und Firmina den Hetärenkreisen der pannonischen Mittelstadt Poetovio angehören und daß eine Rivalin aus der nämlichen Classe den gegen jene gerichteten Zauber veranlaßte. Paulina, vielleicht ein Mitglied jener weitverbreiteten Hexenzunft, deren classische Vertreterinnen Canidia und Sagana bei Horaz sind,[20]) wird anscheinend verdächtigt, durch verpönte Zauberkünste — natürlich gegen Entgelt — ihren Clientinnen aus der galanten Welt begehrenswerte Verehrer zuzubringen; daher der gegen sie geschleuderte Doppelfluch, der die Männerwelt ihrer Einwirkung entziehen, Paulina selbst zur Ausübung ihrer Ränke und Praktiken unfähig machen will. Die in zweiter Reihe genannte Firmina könnte zu der weiblichen Kundschaft jener Canidia von Poetovio gezählt und durch ihre Unterstützung Erfolge gewonnen haben, welche die Concurrentin veranlaßten, auch sie in die Verwünschung einzubeziehen.

Wien. A. v. PREMERSTEIN

[16]) Andere Beispiele für den Gebrauch von defigere in den Formeln der Fluchtäfelchen selbst bei Audollent a. a. O. (n. 134. 135. 258).

[17]) Vgl. Tacitus ann. II 69 (wo zugleich nomen Germanici plumbeis tabulis insculptum, also Fluchtäfelchen erwähnt werden); Apuleius metam. IX 29: devotionibus ac maleficiis.

[18]) Vgl. dazu Audollent a. a. O. p. LXXXIII mit A. 6. 7.

[19]) Ähnliche Wendungen bei Audollent a. a. O. p. LVIII; Index p. 483 ff.

[20]) Dazu O. Hirschfeld a. a. O. p. 14. 20 ff.; Bruns a. a. O. S. 347; R. Dedo a. a. O. p. 30 f.

Kalamis.

Für die Zeitbestimmung des Künstlers Kalamis pflegt man von der Tatsache auszugehen, daß Kalamis an einer von Hieron I geweihten, aber erst nach 467 vollendeten Statuengruppe in Olympia zusammen mit Onatas beschäftigt war (Paus. VI 12, 1). Mit dem so gewonnenen Datum 470/465 sucht man alle sonstigen Angaben über die Werke des Kalamis in Übereinstimmung zu bringen, um dann die gesamten Nachrichten zu dem Bilde einer einheitlichen Künstlerpersönlichkeit aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts zusammenzufügen. Dabei hat freilich immer eine Nachricht besondere Schwierigkeiten bereitet. Pausanias X 19, 4 bezeugt nämlich, daß ein Schüler des Kalamis, Praxias von Athen, einen der Giebel des delphischen Apollontempels verfertigt hat. Da man nun in dem von Pausanias beschriebenen Apollotempel den zu Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. von den Alkmeoniden erbauten Tempel sah, hat man sich in Vermutungen erschöpft, um die Tätigkeit eines Kalamis-Schülers, der etwa 460/430 gelebt haben müßte, an dem Tempel des sechsten Jahrhunderts begreiflich zu machen. Jetzt haben uns die französischen Ausgrabungen in Delphi die Gewißheit gebracht, daß der Alkmeonidentempel schon in dem ersten Drittel des vierten Jahrhunderts völlig zerstört und durch einen Neubau ersetzt worden ist. Damit sind des Pausanias Nachrichten über den delphischen Tempel in ein völlig neues Licht gerückt, und es scheint an der Zeit, daß die kunstgeschichtliche Forschung den Versuch mache, aus diesem neuen Lichte entsprechenden Vorteil zu ziehen. Dazu wird es nötig sein, zunächst etwas weiter auszuholen, um die grundlegenden Tatsachen festzustellen.[1])

Der „neue" Apollontempel zu Delphi und seine Giebelsculpturen.

Schon U. Köhler[2]) hatte durch scharfsinnige Interpretation der athenischen Inschrift IG II 51 (Dittenberger, Sylloge[2] I 89) erkannt, daß die οἰκοδομία τοῦ νεώ, an der Dionysios von Syrakus sowohl wie die Athener im Jahre 364 v. Chr. interessiert waren, von einem Neubau des delphischen Apollontempels verstanden werden müsse, und daß durch eben diesen Neubau auch der vom delphischen Tempel gebrauchte Ausdruck καινὸς νεὼς bei Aeschines III 116 seine Erklärung

[1]) Vgl. Homolle, Comptes rendus 1895 p. 329 f.; Bull. de corr. hell. XX 641. 677. 702 ff.; Pomtow, Rhein. Mus. LI 329 f. 561 f.; LII 105 f.; Frazer, Pausanias V 328; Hiller v. Gärtringen bei Pauly-Wissowa IV 2563.

[2]) Ath. Mitt. I 13 f.; Hermes XXVI 45[1].

finde. Aus der Erzählung Xenophons Hellen. VI 4, 2 ließ sich dann des weiteren entnehmen,[3]) daß schon bei dem Friedenscongreß zu Sparta im Jahre 371 (Diodor XV 70) ein Beschluß gefaßt worden war, der die einzelnen Staaten verpflichtete, zum Wiederaufbau des delphischen Tempels beizusteuern. Es muß also nicht lange vor 371 v. Chr. der Tempel der Alkmeoniden zerstört worden sein, und wenn Homolle (Bull. de corr. hell. XX 691) den Anlaß dazu in dem großen Erdbeben von 373/2 gesucht hat, so steht damit nicht in Widerspruch, daß von anderer Seite vielmehr ein Brand als Ursache der Zerstörung angenommen worden ist; denn nichts liegt näher als die Annahme, daß eben im Zusammenhang mit dem Erdbeben auch ein vernichtender Brand ausgebrochen ist.[4]) Es darf also auch die Ergänzung A. R. Munros in der parischen Marmorchronik (Class. Review 1901 p. 359; IG XII fasc. V 1, 444) zu Recht bestehen, wonach Ep. 71 Z. 83 zu lesen wäre: ἄρχοντος Ἀθήνησιν Ἀστείου (373/2) .... κατεκάη δὲ τότε κα[ὶ ὁ ἐν Δελφοῖς νεώς].

Daß wirklich der Alkmeonidentempel völlig vernichtet wurde und der „neue“ Tempel von Grund auf neu gebaut werden mußte, haben die Fundamente und Baureste des Tempels mit völliger Deutlichkeit gezeigt. Über die Geldsammlungen für den Neubau und über die Geldgebarung der für den Tempelbau eingesetzten Commission geben uns zahlreiche, leider nur in Bruchstücken erhaltene delphische Inschriften Aufschluß.[5]) Im Frühjahre 367 sind die ναοποιοί zum erstenmal zusammengetreten (Bourguet, Bull. de corr. hell. XXVII 23); aber die Gelder scheinen anfangs nur langsam und spärlich eingeflossen zu sein, so daß der Bau noch weit von seiner Vollendung entfernt war, als die Phoker im Frühsommer 356 Delphi besetzten. Aber nicht nur die Wirren des ‚heiligen‘ Krieges, auch Naturereignisse scheinen den Fortgang des Baues gehemmt zu haben; wenigstens glaubt Homolle (Bull. de corr. hell. XX 588) die Verschiedenheit der Bauart im östlichen und westlichen Teil des Tempels damit erklären zu können, daß während des Baues der westliche Teil durch ein — kurz vor 348 erfolgtes — neuerliches Erdbeben zerstört und eilig wieder aufgebaut worden sei. Nach der Beendigung des Krieges im

[3]) Foucart, Comptes rendus 1895 p. 109 f.; Pomtow, Rhein. Mus. LI 360.

[4]) In dem delphischen Decret für die Thurier Bull. de corr. hell. XX 678 (Dittenberger, Sylloge² 93; Collitz-Baunack, Dialectinschriften II 2676) aus dem Archontat des Thebagoras (329/8?) ist das entscheidende Wort, das über ein Ereignis der Tempelgeschichte berichtete, verstümmelt. Wir lesen Z. 8: ἐπεὶ ὁ ναὸς κατ . . υθη, was Schmidt zu κατεκαύθη, Pomtow zu κατεχύθη, Foucart zu κατελύθη, Homolle zu κατηνύθη, Baunack zu κατανύθη ergänzt haben, vgl. S. 201 A. 9.

[5]) Bull. de corr. hell. XX 197 ff. (Collitz-Baunack, Dialectinschr. II 2502; Dittenberger, Sylloge² I 140); XXII 304 ff.; XXVI 40 ff.; vgl. jetzt Bourguet, L'administration financière du sanctuaire delphique (Paris 1905). Ich folge in den Ansätzen der delphischen Archonten den neuesten Aufstellungen Bourguets und verweise für die früheren Untersuchungen zur delphischen Chronologie auf Pomtow bei Pauly-Wissowa IV 2621. 2696.

Jahre 346 wurde der Bau mit erneuter Energie aufgenommen, jedoch war 340 zwar die Ostfassade fertig, aber der Tempel noch nicht ‚eingeweiht', wie wir durch Aeschines III 116 erfahren,[6]) und als unter dem Archontat des Etymondas (335/4)[7]) Philodamos seinen Paian auf Dionysos dichtete (vgl. unten S. 206), da war nicht nur die Innenausstattung, sondern, wie es scheint, auch der Ausbau der westlichen Räume noch nicht vollendet.[8]) Immerhin darf man annehmen, daß um 330 der Tempel in der Hauptsache als fertig gelten konnte.[9])

Von da ab ist der Bau, wie der Zustand der Bauglieder zeigt, im wesentlichen unversehrt erhalten geblieben (Homolle, Bull. de corr. hell. XX 705). Bei der Verwüstung des Tempels durch thrakische Stämme im Jahre 83 v. Chr.[10]) können nur die Holzteile des Baues zugrunde gegangen sein, und nur auf die Wiederherstellung der Innenräume und die Ausbesserung gelegentlicher Bauschäden können die Nachrichten sich beziehen, die von der Vollendung des Tempels durch Kaiser Nero (Schol. Aeschin. III 116) und Domitian (Bull. de corr. hell. XX 715) erzählen. Die delphischen Münzen der Kaiserzeit lassen zwar nicht viel von Einzelheiten der Architektur erkennen, immerhin ist wichtig, daß einige Münzen hadrianischer Zeit das Vorhandensein einer figurenreichen Giebelgruppe bezeugen.[11])

In diesem Zustand hat Pausanias den Tempel gesehen; er erwähnt noch (X 19, 4) die von den Athenern im Jahre 340 an dem Epistyl der Vorderseite angebrachten goldenen Schilde sowie die Galaterschilde an der Rückseite und der linken Langseite.[12]) Erst nach der Zeit der Antoninen, vermutlich erst in der letzten Zeit des Altertums wird der Tempel seines künstlerischen Schmuckes beraubt worden sein; denn die Tatsache, daß kein einziges Bruchstück der Giebelsculpturen gefunden wurde, ist wohl mit Recht daraus erklärt worden, daß diese

6) Die Worte: ὅτι χρυσᾶς ἀσπίδας ἀνέθεμεν πρὸς τὸν καινὸν νεὼν πρὶν ἐξαρέσασθαι hat Koehler, Hermes XXVI 45[1] hergestellt und erläutert.

7) Bedenken gegen diesen Zeitansatz für Etymondas hat Homolle geäußert, Bull. de corr. hell. XXV 126.

8) Weil, Bull. de corr. hell. XIX 393 f.; Diels, Sitzungsber. Akad. Berlin 1896 S. 437 ff.

9) Ein Zeugnis für die Vollendung des Tempels im Archontat des Thebagoras (329/8?) würden wir in dem S. 200[4] erwähnten delphischen Decret besitzen, wenn die Ergänzung von Homolle-Baunack (ἐπεὶ ὁ ναὸς κατανύθη), die mir die größte Wahrscheinlichkeit zu haben scheint, gesichert wäre; vgl. Homolle, Bull. de corr. hell. XX 685.

10) Plut. Numa 9; Pomtow, Rhein. Mus. LI, 375.

11) Bull. de corr. hell. XX 35 f. Taf. XXVII 10—12. Svoronos glaubt im Giebelfeld fünf Gestalten, darunter eine thronende in der Mitte zu erkennen. Ob die Stempelschneider auch in Einzelheiten das Vorbild der Wirklichkeit wiedergeben oder nur generell den Eindruck einer figurenreichen Composition hervorrufen wollten, mag dahingestellt bleiben. Vergl. Imhoof und Gardner, Journ. of hell. stud. VIII 15 f.

12) An einer Metope, die nahe der Südwestecke gefunden wurde, ließen sich noch die Spuren des einst daran befestigten Gallierschildes erkennen; vgl. Bull. de corr. hell. XVIII 176.

Sculpturen schon im Altertum herabgenommen und vermutlich nach Constantinopel überführt worden sind.[13])

Nur dadurch, daß die verkehrte Beurteilung des Pausanias, die eine Zeitlang in Schwang war, noch immer nachwirkt, ist es erklärlich, daß man auch noch nach dem Bekanntwerden des Fundbestandes vielfach, statt die Angaben des Pausanias für den „neuen" Tempel zu verwerten, es vorzog, alle möglichen Mißverständnisse bei Pausanias vorauszusetzen, indem man ihn bald beschuldigte, den zu seiner Zeit nicht mehr vorhandenen Alkmeonidentempel beschrieben zu haben, bald wieder ihm vorwarf, den Tempel seiner Zeit fälschlich für den Bau der Alkmeoniden ausgegeben zu haben.[14]) In Wahrheit erwähnt Pausanias den Tempel der Alkmeoniden überhaupt nicht. In dem geschichtlichen Excurs über Delphi (X 5, 9) zählt Pausanias nach den drei Tempeln der mythischen Zeit als vierten den des Trophonios und Agamedes auf, der 534 v. Chr. abgebrannt war, τὸν δ' ἐφ' ἡμῶν τῷ θεῷ ναὸν ᾠκοδόμησαν μὲν ἀπὸ τῶν ἱερῶν οἱ Ἀμφικτύονες χρημάτων, ἀρχιτέκτων δέ τις Σπίνθαρος ἐγένετο αὐτοῦ Κορίνθιος. Davon, daß zwischen 534 v. Chr. und dem Tempel seiner Zeit ein ‚fünfter' Tempel erbaut und wieder zerstört worden war, sagt Pausanias allerdings nichts.[15]) Aber „von den Amphiktyonen aus heiligen Geldern erbaut" war der Tempel des vierten Jahrhunderts natürlich gerade so gut wie der Tempel des sechsten Jahrhunderts. Und es wäre nicht verwunderlich, wenn Pausanias den Tempel des sechsten Jahrhunderts, von dem kein Stein mehr über der Erde war, hier ebenso unerwähnt gelassen hätte, wie so viele alte, durch Neubauten ersetzte Tempel an anderen Orten. Der Name des Baumeisters ließ sich jedenfalls bei dem Tempel des vierten Jahrhunderts viel leichter feststellen, als bei dem Tempel der Alkmeoniden, dessen Baumeister weder von Herodot noch sonst einem Geschichtschreiber überliefert ist.[16])

Mag man aber die Ausdrucksweise des Pausanias in diesem historischen Excurs wie immer beurteilen, so kann doch hinsichtlich der einen Teil der Periegese bildenden Nachrichten X 19, 4 nicht im geringsten zweifelhaft sein, daß sie nicht auf den Tempel der Alkmeoniden, sondern auf den Tempel, den

[13]) Homolle, Bull. de corr. hell. XVIII 176 (anders XX 726); Pomtow, Arch. Anz. 1895 S. 3.

[14]) Gegenüber diesen Hypothesen hat Frazer, Pausanias V 336 f. 633 (I S. XCIV) von Anfang an den Standpunkt der rationellen Pausanias-Exegese vertreten.

[15]) Vgl. den Bericht des Strabo IX p. 421: τῶν δὲ ναῶν τὸν μὲν πτέρινον εἰς τοὺς μύθους τακτέον, τὸν δὲ δεύτερον Τροφωνίου καὶ Ἀγαμήδους ἔργον φασί, τὸν δὲ νῦν Ἀμφικτύονες κατεσκεύασαν.

[16]) Wenn in den Baurechnungen Bull. de corr. hell. XX 197 f. (Collitz-Baunack, Dialectinschr. II 2502; Dittenberger, Sylloge I² 140) Z. 40 unter dem Archon Nikon (354/3) und später ein Xenodoros als ἀρχιτέκτων genannt wird, so kann das natürlich nach keiner Richtung hin beweisen. Beachtenswert ist aber, daß nicht nur viel Baumaterial, sondern auch fertige Bauglieder für den Tempel aus Korinth bezogen worden sind.

Pausanias vor sich sah, d. h. also auf den Tempel des vierten Jahrhunderts zu beziehen sind. Für uns kommen hier nur die Angaben über die Giebel in Betracht: τὰ δὲ ἐν τοῖς ἀετοῖς, ἔστιν Ἄρτεμις καὶ Λητὼ καὶ Ἀπόλλων καὶ Μοῦσαι δύσις τε Ἡλίου καὶ Διόνυσός τε καὶ αἱ γυναῖκες αἱ Θυιάδες. τὰ μὲν δὴ πρῶτα αὐτῶν Ἀθηναῖος Πραξίας μαθητὴς Καλάμιδός ἐστιν ἐργασάμενος· χρόνου δὲ ὡς ὁ ναὸς ἐποιεῖτο ἐγγινομένου Πραξίαν μὲν ἔμελλεν ἀπάξειν τὸ χρεών, τὰ δὲ ὑπολειπόμενα τοῦ ἐν τοῖς ἀετοῖς κόσμου ἐποίησεν Ἀνδροσθένης, γένος μὲν καὶ οὗτος Ἀθηναῖος, μαθητὴς δὲ Εὐκάδμου.

Wie wir vorhin sahen, daß der steinerne Aufbau des Tempels seit dem vierten Jahrhundert bis zur Zeit des Pausanias unversehrt erhalten blieb, so darf anderseits als selbstverständlich angesehen werden, daß bei dem Tempel des vierten Jahrhunderts Sculpturenschmuck für die Giebel von Anfang an vorgesehen war und so bald als möglich zur Ausführung gebracht wurde. Die Bildstoffe fügen sich auf das beste in den Anschauungskreis des vierten Jahrhunderts: im Osten Apollon, Artemis, Leto und die Musen, im Westen Dionysos und die Thyiaden.[17]) Vielleicht ist es nicht bloß Zufall, daß in dem delphischen Dionysoshymnus Bull. de corr. hell. XIX 400 f., der ausdrücklichen Bezug auf den Tempelbau nimmt, uns auch diese beiden Cultvereine vor Augen gestellt werden, Z. 58 f.: Μοῦσαι δ' αὐτίκα παρθένοι κισσῷ στεψάμεναι κύκλῳ σε πᾶσαι μέλψαν ἀθάνατον ἐς ἀεὶ Παιᾶν', εὐκλέα τ' ὀπὶ κλέουσαι· κατᾶρξε δ' Ἀπόλλων und Z. 21: αὐτὸς δ' ἄστει σὸν δέμας φαίνων Δελφίσιν σὺγ κόραις Παρνασσοῦ πτύχας ἔστας. Wie schon Welcker (Alte Denkmäler I 155) gesehen hat, ist die δύσις Ἡλίου, von der Pausanias in seiner ungeschickten Beschreibung spricht, als Teil der Darstellung des Westgiebels aufzufassen, da die Thyiadenfeier als abendliche Feier gekennzeichnet werden sollte. Dem niederfahrenden Helios in der einen Ecke wird in der anderen Giebelecke die aufsteigende Selene entsprochen haben. Schon dieses Motiv allein hätte genügen sollen, um den Gedanken, daß die Giebel der Zeit vor Phidias angehören, zu widerlegen, denn das Bild des untertauchenden Helios ist erst als eine Weiterbildung des aufsteigenden Helios aus dem Parthenongiebel verständlich.[18])

Ich verzichte auf einen Versuch, die delphischen Giebelcompositionen im

[17]) An dem Alkmeonidentempel war, wie die erhaltenen Sculpturfragmente lehren, im Westgiebel eine Gigantomachie (vgl. Eurip. Ion 205 und dazu Bury, Hermathena X 277), im Ostgiebel vielleicht der Dreifußstreit des Herakles dargestellt; vgl. Homolle, Bull. de corr. hell. XXV 457 f.; Perrot-Chipiez, Hist. de l'art. VIII 566.

[18]) Ob in den Ecken des delphischen Ostgiebels etwa dieselben Himmelsgötter in der Gegenbewegung dargestellt waren oder ob hier, wie im Parthenon andere Nebenfiguren den Himmelsgöttern entsprachen, mag dahingestellt bleiben. Die Bilder der Münzen (vgl. S. 201 [11]) wird man hier kaum zur Entscheidung heranziehen dürfen.

einzelnen zu reconstruieren, um mich gleich den weiteren Angaben des Pausanias über die Künstler der Giebel zuzuwenden. Da ist zunächst klar, daß die Glaubwürdigkeit der Nachricht sich wesentlich erhöht hat, seit wir wissen, daß wir es mit Giebeln des vierten Jahrhunderts zu tun haben. Wenn es bei einem Tempel des sechsten Jahrhunderts auch einem findigen Forscher hellenistischer Zeit nicht leicht sein mochte, die Künstler der Giebel zu ermitteln, so lagen für den delphischen Tempel des vierten Jahrhunderts die Nachrichten um so reichlicher und offener zutage, handelt es sich hier doch um einen Bau, der unter Aufsicht gemeingriechischer Behörden mit eingehender öffentlicher Rechnungslegung ausgeführt wurde, in einer Epoche, in der gerade für Delphi eine so reiche geschichtliche und antiquarische Literatur einsetzt,[19]) daß es wahrhaftig eine Kunst gewesen wäre, angesichts so vieler Zeugen eine falsche Nachricht über die Tempelgiebel zu erfinden und weiter zu verbreiten.

Dazu kommt, daß die von Pausanias genannten Künstler in der kunstgeschichtlichen Überlieferung sonst unbekannt sind und kaum ein Grund sich ausdenken ließe, der dazu geführt haben könnte, die Giebel willkürlich erfundenen Unbekannten zuzuweisen, während anderseits die Nachricht, daß der Künstler des Ostgiebels die Vollendung des Baues nicht erlebt habe, in der soeben dargelegten Baugeschichte des Tempels geradezu eine Bestätigung findet. Endlich stimmt auch die Angabe, daß die Giebel von athenischen Künstlern hergestellt seien, auf das beste zu der Tatsache, daß sowohl in der ersten wie in der zweiten Bauperiode des neuen Tempels (vor und nach dem ‚heiligen' Kriege) die Athener in freundlichen politischen Beziehungen zu Delphi standen. Wenn aber nicht alles trügt, so brauchen wir uns jetzt nicht mehr auf solche allgemeine Erwägungen zu beschränken; denn wenigstens einer der von Pausanias genannten Namen, der des Praxias, ist gegen alle Anfechtungen gesichert durch drei schon von Frazer herangezogene Künstlerinschriften, die uns einen athenischen Bildhauer Praxias gerade während der Zeit des delphischen Tempelbaues kennen lehren.

Aus der athenischen Inschrift IG II 3, 1208 (Loewy, Inschr. gr. Bildhauer 127 S. XXII) erfahren wir, daß Praxias, Sohn des Lysimachos Ἀγκυλῆθεν, ein Anathem verfertigt hat, das vierundzwanzig Männer, αἱρεθέ[ντες ὑπ]ὸ Ἁλα[ιῶν τὸ ἄγ]αλμα ποήσασθαι τε̃ι Ἀφ[ροδίτει στεφα]νωθέντες ὑπὸ τῶν δη[μοτῶν] der Aphrodite geweiht haben. Wahrscheinlich war auch jenes Aphroditebild, das den Anlaß zu dieser Weihung gegeben hatte, von Praxias selbst oder doch von ebendem Bildhaueratelier, in dem Praxias arbeitete, hergestellt. Von den vierundzwanzig namentlich

[19]) Vgl. die Zusammenstellung der Autoren bei Hiller-Gärtringen, Pauly-Wissowa IV 2522.

angeführten Männern sind die drei an erster Stelle genannten: Astyphilos, Nikomenes, Euthemon mit Ereignissen des Jahres 368 verknüpft (Wilhelm, Jahreshefte VII 118); da wir außerdem noch wissen, daß Nikomenes 374/3 ἀμφικτυονεύων in Delos, der Sohn des Euthemon aber sowie der Neffe des Astyphilos im Jahre 323 Trierarchen (Preuner, Ath. Mitt. XXVIII 346) waren, so dürfen wir diese Künstlerinschrift des Praxias kaum früher als 370, kaum später als 360 ansetzen.

Ein zweitesmal begegnet uns der Name dieses athenischen Bildhauers Praxias[20]) auf einer Basis von Oropos, IG VII 430 (Loewy 127 α S. 387), die die Porträtstatue des Neoptolemos, Sohnes des Stratokles, trug. Diese Statue war von dem Athener Charias, dem Sohne des Neoptolemos, geweiht in der Zeit, da Oropos von Athen unabhängig war, also nach 366 und vor 338, wahrscheinlich, wie Preuner a. a. O. S. 346 gezeigt hat, zwischen 360 und 350. Und auch die dritte bisher bekannt gewordene Inschrift des Praxias auf einer Statuenbasis in Delos, die ein der Artemis geweihtes Anathem der Archippe, Gattin des Ikarios, trug, darf der gleichen Zeit um 360 zugewiesen werden; denn von Ikarios, dem Gatten dieser Archippe, befand sich nach dem Ausweis der delischen Inschriften im Artemision ein Weihgeschenk, das sich bis 366 zurück verfolgen läßt, vgl. Homolle, Bull. de corr. hell. XV 118 f.

Daß dieser Praxias, der kurz vor und nach 360 eine Reihe privater Aufträge ausgeführt hat, mit dem Praxias, der an den Giebeln des delphischen Tempels beschäftigt war, identisch ist, kann füglich nicht bezweifelt werden. Leider läßt sich aus den bisher veröffentlichten Bruchstücken der Baurechnungen die Zeitperiode, in der der Ostgiebel ausgeführt wurde, nicht genauer bestimmen. Wir dürfen voraussetzen — und die oben S. 200 angeführten Tatsachen scheinen es zu bestätigen — daß die Ostfassade zuerst fertig aufgebaut und die übrigen Teile des Tempels zunächst nur provisorisch hergestellt wurden. Da unter dem Archontat des Aristoxenos (356/5) die Transportkosten für zwölf Triglyphen und sechs Epistyle, die wohl einer Schmalseite des hexastylen Tempels und dem angrenzenden Stück der Langseite zugehörten, verrechnet werden (Bull. de corr. hell. XX 199 Z. 28), so muß — auch dann, wenn wir diese Bauglieder nicht der West-, sondern der Ostseite zuweisen — damals die Ostfassade bis zum Gebälke fertiggestellt gewesen sein.

In diesem Zeitpunkte hatte man sich gewiß schon mit der Frage der Giebelsculpturen beschäftigt, vielleicht auch die Bildhauerarbeiten für die Ostseite schon

[20]) Auf dem Steine ist in der Künstlerinschrift des Praxias das Demotikon Ἀγκυλῆθεν nachträglich getilgt und durch Ἀθηναῖος ersetzt.

in Auftrag gegeben. Aber schwerlich kann auch die Aufstellung der Giebelsculpturen noch vor den Katastrophen des Phokischen Krieges erfolgt sein. Im Jahre des Damoxenos (346/5) wird noch an der Decke der Peristasis gearbeitet (Bull. de corr. hell. XXII 316), im Jahre 344/3 (?), wie es scheint, werden die vier Ecktriglyphen der Vorhallen versetzt (Bull. de corr. hell. XXVI 41 und 52), unter Kleon (343/2) werden die Kosten für sechs Epistyle und vierzehn Triglyphen (von der Westfassade und dem angrenzenden Eckstücke?) verrechnet (Bull. de corr. hell. XXII 323). Erst unter dem Archon Chairolas (342/1) wird für das παράδειγμα τᾶς λεοντοκεφαλᾶς und unter Aristonymos (340/39) für die λεοντοκεφαλαί selbst Zahlung geleistet (Bull. de corr. hell. XX 204 Z. 107, 205 Z. 11). Daß aber damals der Ostgiebel schon seinen Sculpturenschmuck besaß, dürfen wir wohl daraus schließen, daß im Jahre 340 als ein secundärer Schmuck der Fassade am Epistyl der Ostseite bereits die von den Athenern ἀπὸ Μήδων καὶ Θηβαίων geweihten goldenen Schilde wieder angebracht waren (vgl. Aeschines III 115; Pausanias X 19, 4). An der Westfassade aber und im Innern mag noch das ganze folgende Jahrzehnt hindurch vielerlei zu tun gewesen sein, wie wir aus der Mahnung des Dionysoshymnus von 335/4, Z. 105, schließen dürfen: ἐκτελέσαι δὲ πρᾶξιν Ἀμφικτύονας θεὸς κελεύει τάχος, so daß die Fertigstellung des Westgiebels durch Androsthenes sich wohl bis 330 verzögert haben wird (vgl. oben S. 201).

Mindestens bis 355 also, vielleicht aber bis 340 wird sich die Tätigkeit des Praxias in Delphi erstreckt haben, weiter herabzugehen verbietet jedoch die Angabe des Pausanias, daß Praxias vor Vollendung des Tempels gestorben war, was wiederum in bester Übereinstimmung mit der Tatsache steht, daß er nach dem Ausweis der vorher besprochenen Künstlerinschriften schon vor 360 ein viel beschäftigter Künstler war.

Dadurch, daß sich die Nachricht des Pausanias über die delphischen Giebel in ihrem wichtigsten Teile als authentisch erwiesen hat, wird natürlich auch die Glaubwürdigkeit der übrigen Angaben über Kalamis als Lehrer des Praxias und über Androsthenes, den Schüler des Eukadmos, auf das stärkste gestützt. Aber freilich könnte man einwenden, daß zwar die Namen der Bildhauer aus den Bauinschriften genommen, die Namen der Lehrer aber aus unlauteren Quellen hinzugefügt worden sein könnten. Auch dieses Bedenken läßt sich als nicht stichhaltig erweisen.

Wenn bei dem Gewährsmanne des Pausanias für beide Bildhauer der Giebelstatuen die Lehrer namhaft gemacht waren, so wird man dabei nicht an eine jener kunstgeschichtlichen Quellen zu denken haben, aus denen die ander-

weitig überlieferten Schülerlisten geflossen sind, vielmehr liegt es am nächsten, auch diese Angaben aus der reichen Überlieferung der delphischen Ortsgeschichte abzuleiten, der die Kunde von den Künstlern der Giebel entnommen ist. Dem nahe liegenden Einwand, daß man, um den Schein der Gelehrsamkeit zu erborgen, die delphischen Bildhauer willkürlich in die Schulen berühmter Meister eingegliedert haben könnte, wird dadurch die Spitze abgebrochen, daß zwar als Lehrer des Praxias der Träger eines berühmten Namens, als Lehrer des Androsthenes aber ein sonst völlig unbekannter Eukadmos, den wir nach dem Zusammenhang der Pausaniasstelle wohl als Athener ansehen dürfen, genannt wird. Die Versuchung, diesen Namen in den eines anderweitig bekannten Bildhauers zu corrigieren, werden wir um so mehr abweisen müssen, als gerade die Seltenheit des Namens — bei Pape-Benseler ist kein zweiter Eukadmos verzeichnet — die Gewähr für die Richtigkeit der Überlieferung bietet. Zu ihrer Unterstützung läßt sich aber, wie mir scheint, noch ein weiterer Beleg beibringen. Von Kirchner (Prosopogr. Att. n. 5667) wird ein Εὐκαδμίδης Κολλυτεύς (IG II 586 A) zwischen 350 und 300 verzeichnet, und neuerdings ist, wie mir Ad. Wilhelm mitteilt, ein Εὔκαδμος Κολλυτεύς, der wohl jenes Eukadmides Vater oder Sohn war, vielleicht sogar mit Eukadmides identisch ist, in zwei athenischen Urkunden von 319/8 aufgetaucht. Da ist die Vermutung wohl nicht zu kühn, daß zwischen den athenischen Trägern dieses singulären Namens Familienverbindung bestand, wenn nicht etwa geradezu der Bildhauer mit dem Eukadmos von 319 identisch sein sollte.

Dadurch aber, daß sich so für des Pausanias Angabe über den Lehrer des Androsthenes eine urkundliche Bestätigung geben läßt, wird auch für die Richtigkeit der Nachricht, die uns Kalamis als Lehrer des Praxias nennt, eine neue Bürgschaft gewonnen und damit die Existenz eines jüngeren Kalamis in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts erwiesen. Wer sich weigerte, diese Folgerung zu ziehen und den Lehrer des Praxias auch fernerhin noch mit dem „vormyronischen“ Kalamis[21]) zusammenbringen wollte, dem bliebe als einziger Ausweg die von Frazer V 339 angedeutete Annahme, daß der delphische Praxias verwechselt worden sei mit einem anderen Praxias, der hundert Jahre früher gelebt hätte und wirklich Schüler jenes Kalamis gewesen wäre. Das würde nicht nur zur Voraussetzung haben, daß von einem sonst gänzlich unbekannten Praxias des fünften Jahrhunderts der Lehrer überliefert gewesen, von dem berühmteren Praxias des vierten Jahrhunderts aber der Schulzusammenhang

[21]) Über diesen der Kürze halber gewählten Ausdruck vgl. S. 225.

unaufgeklärt geblieben sei — es würde damit auch eine grobe Personenverwechslung eben jenem Autor in die Schuhe geschoben werden müssen, der so vorzüglich unterrichtet war, daß er sogar den unberühmten Lehrer des Androsthenes nachzuweisen vermochte.

Gegenüber solchen haltlosen Vermutungen ist es ein Gebot der gesunden Kritik, der Überlieferung über den Lehrer des Praxias den gleichen vollen Wert zuzumessen, der den anderen Teilen dieser als durchaus zuverlässig erwiesenen Überlieferung zukommt. In der Tat ist ja gerade in jüngster Zeit auch von verschiedenen Seiten anerkannt worden, daß auf Grund der in Rede stehenden Nachricht des Pausanias die Existenz eines jüngeren Kalamis gefolgert werden müsse,[22]) aber man hat sich begnügt, diese Tatsache als belanglose Einzelheit der Künstlergeschichte anzumerken, die keinen Gewinn für unser kunstgeschichtliches Wissen in sich berge. Und wirklich ließe aus dieser Nachricht allein nicht viel über das Lebenswerk des jüngeren Kalamis sich erschließen. Ich hoffe aber zu zeigen, daß sich zu der einen Nachricht eine ganze Reihe weiterer Zeugnisse fügen läßt, die die Persönlichkeit dieses Kalamis sehr viel greifbarer gestalten lassen. Um diese Spuren aufzudecken, müssen wir uns freilich erst durch das üppig wuchernde Gestrüppe moderner Vermutungen geduldig den Weg zu der antiken Überlieferung freimachen.

Kalamis als Arbeitsgenosse des Praxiteles und Skopas.

Der Name des Kalamis erscheint bekanntlich nicht in dem chronologischen Erzgießerverzeichnisse des Plinius, er wird erst 34, 71 in einen kunstgeschichtlichen Zusammenhang dadurch eingereiht, daß er mit Praxiteles verknüpft erscheint: „habet simulacrum et benignitas eius (Praxitelis), Calamidis enim quadrigae aurigam suum inposuit, ne melior in equorum effigie defecisse in homine crederetur.“ So lange man nur von dem einen Kalamis wußte, der mit Onatas zusammen um 468 v. Chr. tätig war, gab es nur zwei Möglichkeiten, sich mit der Überlieferung des Plinius abzufinden. Entweder man suchte das Zusammentreffen der beiden Künstlernamen damit zu erklären, daß auf das Viergespann des Kalamis aus irgendeinem Grunde achtzig Jahre später ein Wagenlenker von der Hand des Praxiteles gestellt worden sei[23]) — oder aber man

[22]) So auch von Klein, Kunstgesch. I 388, aber vgl. Klein, Praxiteles 24.

[23]) Urlichs, Observationes de arte Praxitelis 1858 p. 11; Brunn, Sitzungsber. Akad. München 1880 S. 434 (Kl. Schriften II 73).

nahm an, daß es in der Zeit des Kalamis und Onatas einen älteren Praxiteles gegeben habe, der bei Plinius mit dem berühmten Künstler des vierten Jahrhunderts verwechselt worden sei.[24])

Die erste Erklärungsweise, die ein stilistisch unharmonisches Ganze durch unwahrscheinliche Zufälligkeiten entstanden sein läßt, dürfen wir wohl beiseite lassen; denn es ist selbstverständlich, daß ein Kunstwerk, an dem die Namen des Kalamis und Praxiteles verknüpft erscheinen, nicht anders beurteilt werden darf, als die zahllosen anderen Statuengruppen, an denen zwei oder mehrere Künstler gemeinsam gearbeitet haben.[25])

Was die zweite Erklärung der Pliniusstelle betrifft, so ist bekanntlich die Existenz jenes älteren Praxiteles, der in den neueren Reconstructionsversuchen der antiken Kunstgeschichte eine so große Rolle spielt, durch kein ausdrückliches Zeugnis verbürgt. Man hat wohl ein solches zu finden geglaubt in der Nachricht des Pausanias über die athenische Demeter-Iakchosgruppe I 2, 4: γέγραπται δὲ ἐπὶ τῷ τοίχῳ γράμμασιν Ἀττικοῖς ἔργα εἶναι Πραξιτέλους. Aber die Annahme, daß diese Ἀττικὰ γράμματα nicht, wie U. Köhler (Ath. Mitt. IX 79) erklärte, archaisierende attische Buchstaben römischer Zeit, sondern wirklich alte voreuklidische Buchstaben gewesen seien (die Pausanias VI 19, 6 ausdrücklich als ἀρχαῖα Ἀττικὰ γράμματα bezeichnet)[26]) muß so lange bedenklich erscheinen, als man solche Künstlerinschriften ἐπὶ τῷ τοίχῳ nicht für das fünfte Jahrhundert belegen kann,[27]) während sie als nachträglich angebrachte Aufschriften an einem in römischer Zeit wiederhergestellten Bau wohl erklärlich wären. Und mir scheint unabhängig von dieser epigraphischen Frage durch die übrigen Nachrichten, die über die Iakchosgruppe vorliegen, genügend gesichert zu sein, daß wirklich der berühmte Praxiteles der Urheber der Gruppe gewesen ist.[28]) Aber es ist hier nicht der Ort, dies ausführlicher darzulegen oder auf alle die anderen — teils scharfsinnig erdachten, teils leichtfertig erdichteten — Combinationen über den

[24]) Benndorf, Gött. Anz. 1871 S. 610; Klein, Arch.-epigr. Mitt. IV 6 f., Praxiteles 24 f., Gesch. d. gr. Kunst II 126; Furtwängler, Meisterwerke 137 f.

[25]) Die nächste Analogie bietet Plin. 34, 89: Tisicratis bigae Piston mulierem inposuit, wo die ‚mulier' als falsch gedeuteter jugendlicher Wagenlenker oder — wahrscheinlicher — als Besitzerin der Pferde anzusehen ist.

[26]) Vgl. die ἀρχαῖα γράμματα auf der Basis des von Lykios gearbeiteten Weihgeschenkes der Apolloniaten Paus. V 22, 2 und dazu Inschr. v. Olympia 711 n. 692.

[27]) Robert, Arch. Märchen 62 möchte die von Pausanias erwähnte Inschrift als ein Psephisma auffassen, in dem Praxiteles genannt war. Aber so zahlreich auch Inschriften an Mauerquadern und Parastaden sind, so wüßte ich doch kein Beispiel dafür, daß auch an der Innenwand einer Cella eine Rechnungs- oder Ehrenurkunde angebracht worden wäre.

[28]) Vgl. Köhler, Ath. Mitt. IX 79; Frazer, Pausanias II 46 f.; Perdrizet, Rev. d. études gr. XI 89 f.

älteren Praxiteles einzugehen. Denn selbst wenn ein älterer Praxiteles sicher nachgewiesen wäre, blieben wir doch verpflichtet, den ‚Wagenlenker' in Übereinstimmung mit Plinius dem berühmten Praxiteles so lange zu belassen, als nicht ein zwingender Gegenbeweis erbracht werden kann. Der einzige scheinbare Gegengrund gegen die Angabe des Plinius ist aber in dem Augenblick hinfällig geworden, in dem wir einen Kalamis in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, also als Zeitgenossen des Praxiteles nachweisen können. Damit sind wir aber zugleich der Notwendigkeit enthoben, anzunehmen, der von Plinius benutzte Autor sei so völlig ohne Kenntnis über das Zeitalter des von ihm besprochenen Kalamis gewesen, daß er sich durch ein bloßes Mißverständnis habe verleiten lassen, Kalamis an den berühmten Praxiteles anzuschließen.

Leider können wir nicht mit Bestimmtheit ausmachen, aus welcher Quelle die plinianischen Nachrichten über Praxiteles und über jene Quadriga geflossen sind. Auf Antigonos von Karystos möchte sie Robert (Arch. Märchen 63) zurückführen, auf einen griechischen ‚Katalog' riet Kalkmann (Quellen der Kunstgesch. des Plinius 209), und E. Sellers (Plinius, Introduction p. LXV) möchte die Geschichte von der Quadriga gar dem Duris zuschreiben. Sonderbarerweise hat man sich durch diese Anschauungen über das Quellenverhältnis nicht in den Vermutungen über den älteren Praxiteles beirren lassen. Soll man aber wirklich glauben, daß ein Duris seinen Zeitgenossen, die zum Teil noch mit eigenen Augen die auch für Laien so greifbare Eigenart praxitelischer Kunstweise hatten erstehen sehen, eine Statue der vormyronischen Stilstufe als Werk des Praxiteles ausgeben konnte, und kann man es ernsthaft für möglich halten, daß ein Mann wie Antigonos, dem schon mannigfache biographische Arbeiten und stilgeschichtliche Urteile vorlagen, nicht imstande war, einen ‚Praxiteles' von einem ‚Zeitgenossen des Onatas' zu unterscheiden?

Mir scheint doch einleuchtend, daß die vorausgesetzte Verwechslung des berühmten Praxiteles mit einem fast ein Jahrhundert älteren Homonymen um so unwahrscheinlicher wird, je höher hinauf die plinianische Nachricht sich zurückverfolgen läßt. Und so viel darf man wohl als gesichertes Ergebnis der quellengeschichtlichen Untersuchungen ansehen, daß demselben griechischen Autor (aus der Zeit nach Xenokrates), auf den die plinianischen Angaben über Praxiteles zurückgehen, auch jene Nachricht über das gemeinsame Werk des Kalamis und Praxiteles entnommen ist. Ob auch die Erklärung dieser Arbeitsgemeinschaft durch die ‚*benignitas*' des Praxiteles schon aus der griechischen Quelle stammt oder erst von einem römischen Autor angesichts der — vermutlich

in Rom befindlichen — Gruppe ersonnen worden ist, mag dahingestellt bleiben. Es muß daher auch unentschieden gelassen werden, ob wir die Viergespanngruppe als gemeinsame Arbeit zweier durch gleichwertige Leistungen (in Tier- und Menschenbildnerei) als ebenbürtig erachteten Meister anzusehen haben oder ob wir uns Kalamis als den leitenden Künstler, Praxiteles als jüngeren Genossen, dem ein Anteil an der Arbeit überwiesen war, zu denken haben. Da wir aber wohl berechtigt sind, die Statue des Praxiteles noch der ersten Periode dieses Künstlers zuzuweisen, als er noch nicht sein höchstes Können in den Schöpfungen idealisierender Marmorplastik suchte und fand, so können wir für das Viergespann des jüngeren Kalamis etwa die Zeitgrenzen 380 und 365 feststellen.

Wir werden uns angesichts der Arbeitsgemeinschaft, die Kalamis, den Lehrer des Praxias, mit Praxiteles verknüpft, der Zwischenfrage nicht entschlagen können, ob nicht etwa Praxias und Praxiteles als Kurz- und Vollname einer und derselben Person anzusehen seien, wie das für Hegesias — Hegias, Zeuxippos — Zeuxis, Polykleitos — Kleiton[29]) erwiesen ist. Der Athener Praxias, der um 360 ein Anathem für Aphrodite und eine Porträtstatue in Oropos, etliche Jahre später eine Giebelgruppe in Delphi verfertigt, hat eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Athener Praxiteles, der schon vor 360, wie es scheint, berühmte Aphroditestatuen, eine Porträtstatue in Leuktra[30]) und eine Giebelgruppe für Theben arbeitet, — Freunde kühner Combinationen könnten wohl auch leicht einen Weg ausfindig machen, der zwischen den ‚Thyiaden' des delphischen Westgiebels und den ‚Thyiaden' des Praxiteles eine Verbindung ermöglichte. Aber je erwünschter der kunstgeschichtliche Gewinn uns wäre, der aus solcher Identification des Praxias und Praxiteles erwüchse, desto nachdrücklicher werden wir die Bedenken unterstreichen, die dagegen geltend gemacht werden können. Daß der delphische Gewährsmann des Pausanias von einer Identität des Praxias und Praxiteles offenbar nichts wußte, ließe sich noch aus dem localen Charakter der Überlieferung begreifen, aber schwer zu erklären wäre es, daß ein Künstler, der schon unter der einen Namensform bekannt geworden war, in seinen

[29]) So zuerst Klein, Archäologisch-epigraphische Mitteilungen VII 75 und neuerdings Westermann, Class. Review XIX 323.

[30]) Daß die Inschrift IG VII 1831 dem berühmten Praxiteles angehört, dürfen wir nach dem übereinstimmenden Urteil von Dittenberger und Loewy (Inschr. gr. Bildh. 76) wohl als gesichert ansehen. Die delphische Inschriftbasis des Praxiteles (von der Statue des Charidemos aus Pitane) wird von Perdrizet, Revue des études gr. XI 87 f. und Homolle, Bull. de corr. XX 619[1] dem jüngeren Praxiteles (erste Hälfte des dritten Jahrhunderts) zugeschrieben, während Loewy, Berl. phil. Wochenschr. 1898 S. 1421 sie dem Künstler des vierten Jahrhunderts zuweisen möchte. Auch der ältere Kephisodotos hat in Delphi gearbeitet, wie die von Homolle wohl richtig beurteilte Inschriftbasis Bull. de corr. hell. XXV 104 beweist.

eigenen Signaturen diese Form gewechselt hätte. Vor allem aber erscheint die von U. Köhler aufgestellte Vermutung, daß Praxiteles dem Demos Sybridai angehörte,[31]) so gut begründet, daß die Gleichstellung des berühmten Künstlers mit einem Praxias aus dem Demos Ἀγκυλῆθεν wenigstens bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnis der praxitelischen Familiengeschichte nicht erlaubt erscheint.

Ebensowenig wird man aber die Gleichung Praxiteles-Praxias in dem Sinne ausbeuten dürfen, daß man den Praxiteles, der an dem Viergespann arbeitete, für identisch mit dem Kalamisschüler Praxias und für verschieden von dem berühmten Praxiteles erklärt. Denn wir würden auch hier wieder zu der unwahrscheinlichen Voraussetzung zurückgezwungen werden (vgl. S. 210), daß schon ein Autor der vorrömischen Zeit durch irrtümliche Gleichsetzung des Praxias und Praxiteles die Lebensarbeit des berühmten Praxiteles in ungeschickter Weise um ein fremdes Werk bereichert habe. An den chronologischen Ergebnissen unserer Untersuchung würde übrigens eine solche Hypothese nichts ändern, da dann die plinianische Nachricht eben nur ein weiteres Zeugnis dafür ablegen würde, daß, wie schon aus der Stelle des Pausanias X 19, 4 hervorging, ein Bildhauer Kalamis mit Praxias, dem Künstler aus dem zweiten Drittel des vierten Jahrhunderts, zeitlich verknüpft war.

Aber nicht nur mit Praxias und Praxiteles, sondern auch mit Skopas ist der Name des Kalamis in der literarischen Überlieferung auf das engste verbunden. Von den drei Eumenidenstatuen, die in dem Heiligtum des athenischen Areopags standen, war die mittlere von Kalamis, die beiden anderen von Skopas verfertigt; vgl. Schol. Aeschin. I 188 (S. 38, 21 Schultz): τρεῖς ἦσαν αὗται αἱ λεγόμεναι Σεμναὶ θεαὶ ἢ Εὐμενίδες ἢ Ἐρινύες, ὧν τὰς μὲν δύο ἑκατέρωθεν Σκόπας ὁ Πάριος ἐποίησεν ἐκ τοῦ λυχνίτου λίθου, τὴν δέ μέσην Κάλαμις. Clem. Alex. Protrept. p. 47 (p. 41 Pott): τῶν Σεμνῶν Ἀθήνησιν καλουμένων θεῶν τὰς μέν δύο Σκόπας ἐποίησεν ἐκ τοῦ καλουμένου λυχνέως λίθου, Κάλαμις (Κάλως codd.)[32]) δὲ τὴν μέσην αὐταῖν, ἱστοροῦντα ἔχω σοι Πολέμωνα

[31]) In den Marineurkunden von 334/3—325/4 begegnet ein Κηφισόδοτος Πραξιτέλους Συβρίδης (Kirchner, Prosopogr. Att. 8334), in dem Köhler den Sohn des Bildhauers Praxiteles erkennt. In der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts finden wir dann einen Praxiteles, Sohn des Timarchos, Εἰρεσίδης als Priester des Asklepios (Kirchner 12169), der unter der Voraussetzung, daß Timarchos durch Adoption den Demos gewechselt hat, als Nachkomme des Timarchos, des jüngeren Sohnes des Praxiteles, angesehen werden darf. Daneben käme noch die Möglichkeit in Betracht, daß Εἰρεσίδαι der ursprüngliche Demos der Familie war, vgl. Loewy, Inschr. gr. Bildhauer S. 380. Die Namen Praxiteles und Kephisodotos begegnen auch noch im ersten Jahrhundert v. Chr. als Συβρίδαι (Kirchner zu S. 226), die von Kephisodot und Timarch als Εἰρεσίδαι (IG II 3, 1417; Loewy 540). Es gibt freilich auch einen Kephisodotos Ἀγκυλῆθεν (IG II 831 aus dem J. 394/3).

[32]) Loeschcke, Enneakrunosepisode 16 (Dorpater Programm 1883) hat die Namensform Κάλως für ursprünglich gehalten und daran weitgehende Combinationen geknüpft, denen ich nicht zu folgen vermag. Ich fürchte, man tut dem corrupten Text des

δεικνύναι ἐν τῇ τετάρτῃ πρὸς Τίμαιον. Die Herkunft der Nachricht aus Polemon bestätigt auch Schol. Soph. Oed. Col. 39; vgl. Müller FHG III S. 127, Wellmann, De Istro Callimachio 14.

Auch hier hat man bisher durch dieselben künstlichen Hypothesen, wie bei dem Wagenlenker des Praxiteles, das Zusammentreffen der Namen Kalamis und Skopas begreiflich zu machen versucht, indem man entweder annahm, daß zu der alten Statue des Kalamis nachträglich zwei Statuen des Skopas hinzugestellt worden seien, oder aber erklärte, daß der Skopas, der mit Kalamis zusammen arbeitete, nicht der berühmte Skopas, sondern ein um zwei Generationen älterer homonymer Künstler gewesen sei.

Die erste Annahme mutet nicht nur den Athenern des vierten Jahrhunderts die Geschmacklosigkeit zu, eine Statue der vorphidiasschen Übergangszeit mit zwei Statuen der neuen Richtung zu einer Gruppe vereinigt zu haben, sie läßt sich, glaube ich, durch rein cultgeschichtliche Erwägungen als hinfällig erweisen. Wo immer uns Σεμναί oder Εὐμενίδες begegnen, treten sie in einer Mehrzahl auf,[33]) und Aeschylus konnte 458 in Athen es wagen, sie in der Vielzahl des Tragödienchors vorzuführen. Um eine solche, in der Volksvorstellung unbestimmt große Schar gleichartiger Wesen vor Augen zu führen, mußte die Kunst hier wie anderswo als kleinste, eine Vielzahl versinnlichende Gruppe den Dreiverein wählen.

In der Tat kennen wir die Dreizahl der Eumeniden in der bildenden Kunst schon durch die Votivreliefs von Argos, in denen noch der Einfluß alter Tradition nachzuwirken scheint,[34]) und aus Euripides (Or. 408 f. 1650) lernen wir, daß der durch Polemon bezeugte Dreiverein der athenischen Eumeniden auch schon der Dichtkunst des fünften Jahrhunderts geläufig war. Auf altes Herkommen geht wohl auch der Brauch zurück, daß die Areopagiten an drei Tagen des Monates Recht sprachen, ἑκάστῃ τῶν θεῶν μίαν ἡμέραν ἀπονέμοντες (Schol. Aeschin. I 118 p. 282 Sch.).

Es darf danach als unmöglich bezeichnet werden, daß um 460 etwa in Athen eine einzelne Σεμνή im Areopagheiligtum verehrt und erst späterhin durch einen Dreiverein ersetzt worden wäre.[35]) Auch die Angabe, daß Phylarchos — lange

Clemens zu viel Ehre an (vgl. auch Töpffer, Att. Genealogie 171), wenn man in Κάλως etwas anderes als einen Schreibfehler sieht.

[33]) Vgl. Rosenberg, Die Erinyen 1876 S. 40 f.; Preller-Robert, Griech. Mythol. I⁴ 837.

[34]) Ath. Mitt. IV 152. 174 Taf. IX f.; IG IV 571. 574 f.; Collitz-Prellwitz, Gr. Dialectinschr. III 3279 f., vgl. das Relief aus Tirynth (?) in Athen IG IV 668 (drittes Jahrhundert v. Chr.).

[35]) Wenn die zuerst von O. Müller aufgestellte Angleichung der Semnen an Demeter und Kore richtig wäre (vgl. Usener, Götternamen 225[18]), dann müßte am Anbeginn des Cultes eine Zweizahl, nicht eine Einzelfigur stehen.

nach Skopas — die Zweizahl der athenischen Eumeniden bezeugt habe (Schol. Oed. Col. 39), kann, wenn nicht ein Mißverständnis vorliegt, nur damit erklärt werden, daß Phylarchos von den zwei ‚Eumeniden‘ die dritte Genossin unter einem Sondernamen abtrennte.[36]) Und es wäre ja wohl möglich, daß, wie in anderen göttlichen ‚Frauenvereinen‘, eine der Frauen durch Alter, Tracht und Attribute von den anderen beiden unterschieden worden wäre. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Dreiergruppe vom cultlichen Gesichtspunkte sowohl wie vom Standpunkte der künstlerischen Idee als eine Einheit aufzufassen ist. Am allerwenigsten darf dagegen der Umstand geltend gemacht werden, daß Polemon von den beiden Statuen des Skopas berichtete, sie wären aus parischem Lychnitesmarmor. Denn es war ein Irrtum, wenn Brunn daraus folgerte,[37]) daß die Statue des Kalamis aus Erz gewesen sei. Vielmehr soll durch die — in der periegetischen Literatur nicht vereinzelte — Angabe der Marmorsorte nur hervorgehoben werden, daß der Parier Skopas in dem kostbaren Material seiner Heimat gearbeitet hatte, während Kalamis das in Athen geläufigere Material, pentelischen Marmor, verwendet haben wird.

Aus der richtigen Erkenntnis, daß die drei Eumeniden eine einheitliche Gruppe seien, ist nun, wie vorher erwähnt, jene zweite Erklärung der Polemonstelle hervorgegangen, die den von Polemon genannten Skopas zu einem Zeitgenossen des Kalamis im zweiten Drittel des fünften Jahrhunderts macht.[38])

Aber mit der Annahme eines älteren Skopas ist es noch viel schlimmer bestellt, als mit der eines älteren Praxiteles, und die Gründe, die man dafür geltend gemacht hat, können kritischer Erwägung nicht standhalten. In der kunstgeschichtlichen Überlieferung ist wohl von einem jüngeren, nicht aber von einem älteren Skopas die Rede,[39]) von den literarisch bezeugten Werken des Skopas nötigt uns keines über das vierte Jahrhundert hinaufzugehen; daß aber aus dem chronologischen Erzgießerverzeichnisse des Plinius 34, 49, das Ol. 90 (420/417) neben Polyklet, Phradmon und Perellus auch Skopas anführt,[40]) nicht

[36]) Ich erinnere an Euonyme, die ‚Mutter‘ der Eumeniden (Istros bei Schol. Soph. Oed. Col. 42) und an die πρέσβειρα Ἐρινύων Eur. Iph. Taur. 963.

[37]) Sitzungsber. Akad. München 1880 S. 461 (Kl. Schriften II 84).

[38]) Klein, Arch.-epigr. Mitt. IV 22; Robert bei Preller, Griech. Mythol. 841^3; Arch. Märchen 46.

[39]) Vgl. die inschriftliche Bezeichnung des römischen Hercules Olivarius als ‚opus Scopae minoris‘ (Notizie degli scavi 1895 p. 458; Röm. Mitt. XI 99). Demnach ist bei Plinius 34, 91 der Ausdruck ‚Scopas uterque‘ auf den berühmten Skopas und auf den durch jenen Hercules in Rom volkstümlich gewordenen jüngeren Skopas zu beziehen; vgl. Loewy, Röm. Mitt. XII 56 f.

[40]) Unter den mannigfaltigen Zufälligkeiten, die zu diesem plinianischen Zeitansatz des Skopas geführt haben können, mag das Zusammentreffen der Namen

für Ol. 78 (468/465) ein Marmorbildner Skopas erschlossen werden kann, bedarf keines weiteren Beweises.

Von allen solchen luftigen Hypothesen befreit uns auch hier wieder die Erkenntnis, daß der Kalamis, der mit Skopas zusammen gearbeitet hat, eben der jüngere Künstler dieses Namens, der Lehrer des Praxias ist. Ob man daraus, daß Kalamis die mittlere Figur verfertigt hat, schließen darf, daß er der leitende Künstler, Skopas der von ihm beigezogene Arbeitsgenosse war, mag dahingestellt bleiben. Leider läßt sich aus der Mitarbeit des Skopas eine genauere Zeitangabe für Kalamis nicht ableiten, da nicht sichersteht, ob die Tätigkeit des Skopas in Athen vor oder nach seiner Tätigkeit in Tegea anzusetzen ist,[41]) in keinem Falle kann man aber mit den ‚Eumeniden' über 385 hinauf und unter 360 herab gehen. Es ist wohl möglich, daß die damals verfertigten Statuen überhaupt die ersten Eumenidenstatuen im Areopagheiligtum gewesen sind; denn der Umstand, daß den ‚hehren' Göttinnen schon vor Aeschylus Zeiten (Eumen. 982) Purpurgewänder dargebracht wurden, reicht kaum aus, um Rundbilder für das fünfte Jahrhundert zu erweisen.[42]) Wenn Pausanias I 28, 6 bezeugt, daß den athenischen Eumenidenstatuen nichts ‚Schreckhaftes' anhaftete, so liegt es nahe, anzunehmen, daß Kalamis und Skopas den Göttinnen die gleiche Gestalt gegeben haben, die für Sikyon und die Argolis uns durch Reliefs (vgl. S. 213 [34]) bezeugt ist, nur daß wir vielleicht Fackeln statt der Schlangen in den Händen aller oder einzelner anzunehmen haben.[43]) Die neuen, in den Jahrzehnten zwischen 385 und 360 aufgestellten Statuen des Areopagheiligtums fügen sich auf das beste ein in die lange Reihe statuarischer Bildwerke, mit denen der athenische Markt und die angrenzenden Stadtteile in dieser Zeit geschmückt worden sind.

Haben die Synchronismen mit Praxias, Praxiteles, Skopas uns übereinstimmend Kalamis als einen Künstler der Zeit zwischen 390 und 360 kennen gelehrt, so kommt noch eine vierte Nachricht über Kalamis hinzu, die fast den

des Polyklet und Skopas im Hekatetempel zu Argos genannt sein. Bekanntlich hat Plinius den älteren und jüngeren Polyklet nicht geschieden.

[41]) Urlichs (Skopas Leben 39), dem die Neueren meist gefolgt sind, setzt die peloponnesischen Arbeiten des Skopas in die Jahre 394—386, die in Athen nach 384. Die bisher bekannt gewordenen architektonischen Zierglieder des Tempels von Tegea (Athen. Mitth. VIII 274; Bull. corr. hell. XXV 241) scheinen einen etwas späteren Ansatz, etwa um 370 herum, zu empfehlen, womit der Charakter der Sculpturen sich wohl vereinbaren ließe. Einen sehr späten Ansatz der tegeatischen Sculpturen vertritt Klein, Griech. Kunstgesch. II 279.

[42]) Kleine, wohl altertümliche Holzbilder der Eumeniden sind für Keryneia im östlichen Teil von Achaia bezeugt, Pausanias VII 25, 7.

[43]) Über die Fackeln der athenischen Eumeniden, vgl. Rosenberg a. a. O. S. 12.

Wert eines chronologischen Zeugnisses hat. Plinius N. H. 34, 71 berichtet von Kalamis: et alias quadrigas bigasque fecit, equis semper sine aemulo expressis.[44]) Diese ,bigae' — mag dabei nur an ein Zweigespann oder an mehrere zu denken sein — können nur als Weihgeschenk für einen agonistischen Sieg erklärt werden. Nun ist aber das Wettfahren der Zweigespanne in Olympia überhaupt erst Ol. 93 (408) eingeführt worden,[45]) in Delphi erst Ol. 95, 3 (397).[46]) Und wenn auch an den Panathenäen schon in früherer Zeit Zweigespanne gefahren sind,[47]) so ist doch die Sitte, Wagensiege durch eine statuarische Gruppe zu feiern, in vorhellenistischer Zeit auf Olympia oder doch auf olympische Siege ausschließlich beschränkt.[48]) Und so ist es gewiß kein Zufall, daß bigae überhaupt erst für Künstler des vierten Jahrhunderts bezeugt sind, so für den Polykletschüler Aristeides (Plin. 34, 72), für Euphranor (Plin. 34, 77), für Aristodemus und Tisikrates (Plin. 34, 86 und 89). Für das Ansehen, in dem das Wettfahren συνωρίδι, wohl eben seiner Neuheit wegen im vierten Jahrhundert stand,[49]) zeugen außer den genannten statuarischen Gruppen auch die — wohl ebenfalls als Votive, aber nicht für Olympia entstandenen — Bilder des Nikias[50]) und Eutychides,[51]) ebenso wie die Goldstatere Philipps II, durch die um die Mitte des vierten Jahrhunderts

[44]) Auf Grund der Lesart des Bambergensis, der ,se impari' statt ,semper' bietet, will Traube, dem E. Sellers folgt, ,equis se impari sine aemulo expressis' herstellen, Worte, die ich auch nach der von Traube, Hermes XXXIII 345 gegebenen Erklärung nicht zu verstehen vermag. Wenn aus Gründen der Handschriftenkritik ,semper' als verderbt angesehen werden müßte, so würde wohl eine tiefer sitzende Wunde anzunehmen sein.

[45]) Pausanias V 8, 10; Xenoph. Hell. I 2, 1; IG II 2, 978 (Dittenberger, Sylloge² 669).

[46]) In der 48. Pythiade Paus. X 7, 7.

[47]) Für das sechste Jahrhundert lehrt dies die panathenäische Amphora Burgons, für das frühe fünfte Jahrhundert das Relief einer kleinen Statuenbasis, Sybel 6741; Schöne, Griech. Reliefs 73; Le Bas Taf. 61, 3. Vgl. eine zweite fragmentierte Basis mit dem Relief einer Biga bei Sybel 6739 und das Relief in Madrid Ann. 1862 p. 103 Taf. G (Hübner, Bildw. von Madrid 241, 559). Auch die συνωρίδες in den ,Wolken' des Aristophanes V. 1302 sind in Zusammenhalt mit dem διφρίσκος V. 31 wohl auf agonistischen Betrieb zu beziehen. Von einem Anathem für einen panathenäischen Sieg συνωρίδι rührt die eleusinische Inschriftplatte Ἐφημ. ἀρχ. 1894 σ. 193 her.

[48]) Auch in Delphi ist kein derartiges Anathem nachweisbar, was gegen die Annahme, daß der ,Wagenlenker' und die Polyzalosbasis von einem agonistischen Anathem herrühren, schwer ins Gewicht zu fallen scheint. Inwieweit die Vermutung von Svoronos (Athener Nationalmuseum S. 133; Berliner phil. Wochenschr. 1905 S. 1550), daß der ,Wagenlenker' zu dem von Pausanias X 15, 6 beschriebenen Viergespann des Battos gehöre, mit den Fundumständen vereinbar ist (vgl. Homolle, Bull. de corr. hell. XX 691; XXI 581), ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Ein Weihgeschenk ganz anderer Art ist es, wenn Arkesilaos IV von Kyrene den Wagen, mit dem der Sieg gewonnen wurde, als ,Werkzeug' des Sieges in Delphi weiht, Pindar, Pyth. V 32.

[49]) Vgl. noch die Inschriftplatte von der athenischen Akropolis IG II, 3. 1303 (Ὀλυμπίασιν ἵππων συνωρίδι), die nach Köhler nicht später als 350 anzusetzen ist. Dagegen ist IG II 1302 wohl nicht συνωρί]δι, sondern λαμπά]δι zu ergänzen.

[50]) Plin. 35, 27: Nemeam ..... adstante cum baculo sene, cuius supra caput tabula bigae dependet.

[51]) Plin. 35, 141: Eutychidis bigam regit Victoria.

das Zweigespann in den Kreis der agonistischen Münztypen aufgenommen worden ist (Head, Hist. Numorum 197).

Wir dürfen es demnach als gesichert erachten, daß jener Künstler Kalamis, der Bigen verfertigt hat, erst im vierten Jahrhundert im Dienste eines olympischen Wagensiegers tätig war, wie er ja auch wirklich bei Plinius als der Zeitgenosse des Praxiteles ausdrücklich bezeugt ist. Bevor wir auf der Basis dieser Zeugnisse, die wir unabhängig von stilgeschichtlichen oder ästhetischen Combinationen gewonnen haben, die Suche nach etwaigen anderen Werken des jüngeren Kalamis in unserer Überlieferung weiterführen, wird es sich empfehlen, zunächst erst jene Nachrichten herauszuheben, die mit Sicherheit auf den älteren Kalamis bezogen werden müssen, um so auch nach der andern Seite hin eine feste Grundlage der Untersuchung zu gewinnen.

Die gesicherten Werke des älteren Kalamis.

Den festen Ausgangspunkt für die Chronologie des älteren Kalamis bildet nach wie vor die Statuengruppe, die von König Hieron aus Anlaß seiner olympischen Siege bestellt, aber erst nach Hierons Tod (Ol. 78, 2 = 467/6) durch Deinomenes geweiht wurde. Neben dem von Onatas gefertigten Viergespann stand jederseits ein von einem knabenhaften Jockei gerittenes Rennpferd: κέλητες δὲ ἵπποι παρὰ τὸ ἅρμα εἷς ἑκατέρωθεν ἕστηκε καὶ ἐπὶ τῶν ἵππων καθέζονται παῖδες .... τὸ μὲν Ὀνάτα τοῦ Αἰγινήτου τὸ ἅρμα, Καλάμιδος δὲ οἱ ἵπποι τε οἱ ἑκατέρωθεν καὶ ἐπ' αὐτῶν εἰσιν οἱ παῖδες (Pausanias VI 12, 1; vgl. VIII 42, 8). Der Viergespannsieg des Hieron fiel in das Jahr 468 (Ol. 78), die beiden Rennsiege in 476 (Ol. 76) und 472 (Ol. 77).[52]) Es besteht also die Möglichkeit, daß die ‚Reiter' des Kalamis schon vor dem Viergespannsieg, etwa aus Anlaß des zweiten Rennsieges (472) aufgestellt und erst nachträglich mit dem Viergespann vereinigt worden sind. Da aber in dem Weihepigramme des Deinomenes (Pausanias VIII 42, 9) das ganze Anathem als eine Einheit aufgefaßt wird, so liegt es näher anzunehmen, daß erst der Viergespannsieg von 468 dem Hieron den Anlaß gegeben hat, den Dank auch für die älteren Siege nachträglich abzustatten. Doch sind auch in diesem Falle die Reiterfiguren nach Anlaß und Bildform als selbständige Einzelfiguren anzusehen, so daß wir uns Kalamis um

[52]) Daß der erste Reitersieg nicht, wie in den Pindarscholien geschrieben steht, Ol. 73, sondern Ol. 76 fällt, wie schon Bergk erkannt hatte, ist durch die Siegerliste der Oxyrrynchos-Papyri bestätigt worden; vgl. Robert, Hermes XXXV 166.

468 nicht als untergeordneten Gehilfen des Onatas, sondern eher als gleichwertigen Künstler denken dürfen.

Brunn hat auf die Möglichkeit hingewiesen, daß in dem Berichte des Pausanias X 13, 10 über das zweite delphische Weihgeschenk der Tarentiner in den verderbten Worten: τέχνη μὲν τὰ ἀναθήματα Ὀνάτα τοῦ Αἰγινήτου καὶ Καλυνθου τε ἐστικωσι ἔργου der Name des Kalamis verborgen sein könnte,[53]) wodurch wir noch ein zweites Zeugnis für Kalamis als Mitarbeiter des Onatas gewinnen würden. Das Anathem der Tarentiner ἀπὸ βαρβάρων Πευκετίων feierte offenbar einen Sieg, mit dem die Tarentiner ihre 473 erlittene Niederlage wieder wettgemacht hatten, und dürfte in den Jahren 470/465 aufgestellt worden sein, also wenig früher oder später als die olympische Gruppe Hierons.[54]) Leider läßt sich aber die Correctur Brunns, wenn sie auch mit der handschriftlichen Überlieferung nicht schlechter vereinbar ist als die übrigen Verbesserungsvorschläge, zu keinem höheren Grade der Gewißheit erheben.

Als ein sicheres Werk des älteren Kalamis ungefähr aus der gleichen Zeit dürfen wir dagegen das große Weihgeschenk der Akragantiner in Olympia betrachten, über das Pausanias V 25, 5 berichtet: τούτοις τοῖς ἐν Μοτύῃ βαρβάροις (Libyer und Phoinikier) Ἀκραγαντῖνοι καταστάντες ἐς πόλεμον καὶ λείαν τε καὶ λάφυρα ἀπ' αὐτῶν λαβόντες ἀνέθεσαν τοὺς παῖδας ἐς Ὀλυμπίαν τοὺς χαλκοῦς, προτείνοντάς τε τὰς δεξιὰς καὶ εἰκασμένους εὐχομένοις τῷ θεῷ· κεῖνται δὲ ἐπὶ τοῦ τείχους οὗτοι τῆς Ἄλτεως· Καλάμιδος δὲ εἶναι σφᾶς ἔργα ἐγώ τε εἴκαζον, καὶ ἐς αὐτοὺς κατὰ τὰ αὐτὰ εἶχεν ὁ λόγος. Die Umschweife, mit denen Pausanias den kalamideischen Ursprung des Werkes bezeugt, werden verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die von Hieron geweihten Statuen des Onatas und Kalamis zwar erst VI 12, 1 erwähnt werden, im Heiligtume aber ihren Platz in nächster Nähe der Akragantiner Knabengruppe hatten,[55]) so daß man die reitenden Knaben hier und die

[53]) Kayser hat unter Hinweis auf den Kalliteles bei Pausanias V 27, 8 vorgeschlagen: καὶ Καλλιτέλους, ὃς ἦν οἱ συνεργός, Seemann (Quaest. grammat. ad Pausaniam 1880) S. 30: καὶ Καλλιτέλους ἐστὶν οἱ συνεργοῦ. Klein hat einmal (Arch.-epigr. Mitt. V 92) vermutet: καὶ Ἀγελάδα ἐστὶ τοῦ Ἀργείου, was Spiro mit Unrecht in den Text gesetzt hat. Denn Ageladas und Onatas stehen durch Schultradition und — trotz Pausanias VIII 42, 10 — auch in ihrer Schaffenszeit zu weit voneinander ab, als daß wir wagen dürften, sie mittelst einer Textveränderung zu gemeinsamer Arbeit zusammenzubringen. Das andere (von Ageladas gearbeitete) Weihgeschenk der Tarentiner ἀπὸ Μεσσαπίων (Pausanias X 10, 6) muß dagegen in wesentlich früherer Zeit, wohl noch Ende des sechsten Jahrhunderts aufgestellt worden sein; vgl. Busolt, Griech. Geschichte II.[2] 805 f.

[54]) Vgl. Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. III 664.

[55]) Der Wagen des Hieron stand zwischen dem Zeus von Platää V 23, 1 (vgl. VI 10, 6) und der Statue des Telemachos (VI 13, 11). Die Akragantinergruppe, die auf der südlichen Altismauer stand, — wenn man nicht etwa noch eine alte Mauer östlich vom Tempel annehmen will, — wird kurz vor der Achaiergruppe des Onatas V 25, 7 und der Nike des Paionios genannt, die beide nur wenige Meter vom

betenden dort wohl mit einem Blick überschauen und ihre stilistische Ähnlichkeit erkennen konnte.

Daß das Akragantiner Anathem dem älteren Kalamis zugewiesen werden muß, kann ja auch sonst nicht zweifelhaft sein, da Akragas schon im Jahre 405 v. Chr. zerstört wurde. Ein genauerer Zeitansatz wäre freilich nur möglich, wenn wir wüßten, wie viel von den Angaben des Pausanias aus der Inschrift selbst genommen ist. Da der von Pausanias vorausgeschickte geographische Excurs über Motye einen groben Schnitzer enthält und da uns sonst von einem Kampfe zwischen Akragas und Motye nichts überliefert ist, so hat man vermutet, daß Pausanias Motye mit Motyon, einem Städtchen des akragantinischen Gebietes, verwechselt habe, und hat das Anathem auf die Wiedereinnahme dieses Motyon 451 v. Chr., das Duketios vorübergehend besetzt hatte (Diodor XI 91), bezogen.[56]) Aber diese Kämpfe konnten keine große Beute gebracht haben und waren überhaupt nicht bedeutend genug, um in Olympia durch ein Weihgeschenk gefeiert zu werden. Ungleich wahrscheinlicher ist es, daß das Anathem in Verbindung zu bringen ist mit Kämpfen, die an den großen Sieg bei Himera 480 v. Chr. sich anschlossen.[57]) Über die Einzelheiten jener Kämpfe der Akragantiner sind wir ohne Nachrichten, wie wir z. B. auch von dem Sieg der Selinuntier, dem die Inschrift IG XIV 268 (Dittenberger Sylloge² 751) gilt, nichts wissen. Holm (Gesch. Siciliens I 157) und Head (Hist. numor. 138) haben die Tetradrachmen von Motye, die die Typen der akragantinischen Münzen wiederholen, als Zeugen für die Abhängigkeit Motyes von Akragas verwertet, was möglich, aber freilich nicht zwingend ist.[58]) Bemerkenswert ist aber jedenfalls, daß gerade die Kämpfe der Akragantiner unter Theron durch die ungewöhnliche Größe der den ‚Barbaren' abgenommenen Beute berühmt waren (Diodor XI 25), und nichts ist natürlicher, als daß die Akragantiner in der Epoche, in der sie zu Hause dem Zeus das kolossale Olympieion bauten, auch dem Zeus von Olympia eine Gruppe betender Knaben darbrachten. Auch wird der geschichtliche Excurs des Pausanias über die Libyer und Phoinikier dann

Zeus von Platää entfernt standen, vgl. Dörpfeld, Olympia I 87; Hyde, De Olympionicarum statuis 63 f.

[56]) Urlichs, Jahrb. f. Philol. 69 (1854) S. 378; Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. III 646. Noch weniger glücklich scheint mir der Versuch Freemanns (History of Sicily II 409. 550 f.), das Anathem der Akragantiner mit den von Diodor XI 86 erzählten Kämpfen der Segestaner (454 v. Chr.) in Verbindung zu bringen; vgl. Köhler, Ath. Mitt. IV 31.

[57]) Vgl. Brunn, Künstlergeschichte II 125, der sich auf Meyer zu Winckelmann VI 2 S. 122 beruft.

[58]) Vgl. Hill, Coins of Sicily 94. 140. Auf Münzen von Himera erscheint die Krabbe von Akragas während der Epoche, in der Himera von Akragas abhängig war (Head 126; Hill 66). Dagegen kann die Wiederholung der Typen von Selinunt auf Münzen von Solunt (Hill 95) nicht durch politische Abhängigkeit erklärt werden.

am besten verständlich, wenn in der Inschrift selbst die besiegten Feinde genannt waren, wie dies auch der Sitte der Zeit entspricht.[59]) Waren in dieser Inschrift nur die Akragantiner, nicht aber Theron als Stifter genannt, so würde das Anathem dadurch in die Zeit nach dem Tode Therons (472) und der Vertreibung seines Sohnes (471) datiert werden.

In eine wenig spätere Zeit, wie die bisher besprochenen Werke des Kalamis, gehört auch die Statue des Ammon in Theben, die Pausanias IX 16, 1 als Werk des Kalamis und Weihgeschenk des Dichters Pindar bezeugt. Denn es kann wohl kein Zweifel sein, daß Pindar die Statue nach seinem Aufenthalte in Kyrene anläßlich seiner Epinikien für den pythischen Wagensieg des Arkesilaos IV in der 31. Pythiade (462) geweiht hat.[60])

Wichtiger noch für die Beurteilung des älteren Kalamis ist, daß wir ihm auch den erzenen Apollonkoloß, den M. Lucullus im Jahre 72 v. Chr. aus dem pontischen Apollonia nach Rom brachte, mit Sicherheit zuweisen können.[61]) Durch Plinius, der 34, 39 den Apollonkoloß als ‚audaciae exemplum‘ des Erzgusses anführt[62]) (ohne den Künstler zu nennen), erfahren wir, daß die Statue 30 Ellen hoch war, und diese Angabe könnte zunächst gegen eine frühe Datierung bedenklich machen, wenn man sich erinnert, daß die Götterbilder, die von den Griechen nach den Perserkriegen geweiht wurden, nur 10 und 12 Ellen hoch waren.[63]) Aber diese Maße waren nicht durch die Grenzen des technischen Könnens, sondern durch die Größe der verfügbaren Geldsummen bestimmt.[64])

[59]) Als Analogie könnte die Inschrift vom Helme des Hieron dienen (Inschr. v. Olympia 249): Ἰάρων ὁ Δεινομένεος καὶ τοὶ Συρακόσιοι τῷ Δὶ Τυράν' ἀπὸ Κύμας.

[60]) Christ, Pindari carmina 171; L. Schmidt, Pindars Leben 28; Studniczka, Kyrene 83.

[61]) Den Namen des Künstlers der auf dem Capitol aufgestellten Statue nennt nur Strabo VII 319. Vielleicht stand er einst auch in dem jetzt verderbten Text des Appian, Illyr. 30: Μυσοὺς δὲ Μάρκος μὲν Λεύκολλος κατέδραμε, καὶ ἐς τὸν ποταμὸν ἐμβαλών, ἔνθα εἰσὶν Ἑλληνίδες ἓξ πόλεις Μυσοῖς πάροικοι, Ἴστρος τε καὶ Διονυσόπολις καὶ Ὀδησσὸς καὶ Μεσημβρία .... ἐξ ἧς ἐν Ῥώμῃ ἐκ Καλατίδος μετήνεγκε τὸν μέγαν Ἀπόλλωνα τὸν ἀνακείμενον ἐν τῷ Παλατίῳ. Die Lücke ist zweifellos, da sechs Städte aufgezählt sein mußten (vgl. Pick, Ant. Münzen von Dacien und Moesien 64[4]). Wesseling schreibt: Μεσημβρία καὶ Καλλατὶς καὶ Ἀπολλωνία, ἐξ ἧς ἐς Ῥώμην μετήνεγκε. Ich möchte glauben, daß in Καλατίδος der unter dem Einfluß des vorhererwähnten Kallatis verderbte Name Καλαμίδος steckt, der zusammen mit Καλατίς das Überspringen einer Zeile veranlaßt hat. Die irrtümliche Angabe, daß der Apollon auf dem Palatin stand, erklärt sich aus einer Verwechslung mit dem ‚tuscanischen Apollon‘ auf dem Palatin, Plin. 34, 43 vgl. S. 221.

[62]) Vgl. darüber Overbeck, Miscellanea archaeol. (Leipziger Univers.-Programm f. 1886/7) S. 3 f.

[63]) Zwölf Ellen hoch war der nach der Schlacht von Salamis geweihte Apollon in Delphi (Pausanias X 14, 5; Herodot VIII 121), zehn Ellen der nach der Schlacht von Platää geweihte Zeus in Olympia (Pausanias V 23, 1; Herodot IX 81).

[64]) Aus der Dekate der Beute von Platää wurde der 10 Ellen hohe Zeus in Olympia, der 7 Ellen hohe Poseidon auf dem Isthmos (Herodot IX 81) und der goldene Dreifuß in Delphi (vgl. Pauly-

Die Zusammensetzung kolossaler Erzstatuen aus einzeln gegossenen Stücken war bei der damaligen Entwicklung des Erzgusses im wesentlichen nur mehr ein statisches Problem; daß aber gerade in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts die Tendenz zur Errichtung riesengroßer Götterbilder bestand, wird außer durch jene Anatheme aus der Perserbeute auch durch die Statuen des Onatas [65]) und Myron [66]) erwiesen, die auch in späterer Zeit noch ihrer Kolossalität wegen bewundert wurden. Und die große Bronze-Athene (‚Promachos‘) des Phidias, die jedenfalls noch vor 450, wenn nicht aufgestellt, so doch in Auftrag gegeben war, kann unter 30 Ellen nicht weit zurückgeblieben sein. Zwar sagt Pausanias IX 4, 1 von der Athene im Tempel zu Tegea: μέγεθος μὲν οὐ πολὺ δή τι ἀποδεῖ τῆς ἐν ἀκροπόλει χαλκῆς, woraus Michaelis Ath. Mitt. II 87 f. auf Grund der vermutlichen Maßverhältnisse jenes Tempels für die Athene der Akropolis eine Höhe von etwa $7^1/_2$ Metern ($16^1/_2$ Ellen) gefolgert hat. Wie aber bei der abschätzenden Vergleichung eines Tempelbildes und einer unter freiem Himmel stehenden Statue ein Irrtum zuungunsten der letzteren fast unvermeidlich war, so lehren die Maße der auf der Akropolis noch erkennbaren Basis der ‚Promachos‘ ($5^1/_2$ Meter im Quadrat),[67]) daß die Statue, auch wenn wir den architektonischen Charakter des freistehenden Postaments in Rechnung stellen, kaum kleiner gewesen sein kann als die 26 Ellen hohe Athene im Parthenon, deren Basis zwar 8 Meter in der Breite, aber nur 4 Meter in der Tiefe mißt.[68]) Auch diese Maße und selbst das Maß des Kolosses von Apollonia werden noch übertrumpft durch den 50′ hohen „tuscanischen“ Apollon ‚in bibliotheca templi Augusti‘ auf dem Palatin (Plin. 34, 43), den wir, eben weil er noch als ‚Tuscanicus‘ bezeichnet werden konnte, nicht wohl später als in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts uns entstanden denken können.[69])

Hat also die Größe des Apollon von Apollonia ausreichende Parallelen aus

Wissowa V 1689; Pomtow, Berl. phil. Wochenschr. 1903 S. 272) geweiht, wobei, wie billig, dem Zeus der größte der drei Anteile zugefallen ist.

[65]) Zehn Ellen hoch war der Herakles des Onatas (Pausanias V 25, 12). Den Apollon desselben Künstlers nennt Pausanias VIII 42, 7: θαῦμα ἐν τοῖς μάλιστα μεγέθους τε ἕνεκα καὶ ἐπὶ τῇ τέχνῃ. Ob der pergamenische Stein mit der Künstlerinschrift des Onatas (Inschr. v Pergamon 48) zu einer Basis gehört haben kann, die für einen solchen Koloß genügend groß war, bedürfte noch einer Untersuchung.

[66]) Myronische Statuen werden als ἔργα κολοσσικά von Strabo XIV 637 b, *enormes colossi* von Statius (Silv. I 3, 51), μεγάλοι κολοσσοί von Lukian (Gall. 24) bezeichnet.

[67]) Jahn-Michaelis, Arx Athenarum [3], tabulae p. XXXVIII 1.

[68]) Vgl. Eranos Vindobonensis 4. Über die Basis der Athene im Tempel von Priene vgl. Wiegand-Schrader, Priene 110. Die Basis des 18 Ellen hohen Zeus der Eleer in Olympia (Inschriften von Olympia 260; Pausanias V 24, 4) hatte eine Breite von mindestens $2{\cdot}13^m$, wahrscheinlich $3{\cdot}55^m$.

[69]) Vgl. Plin. 35, 154: ante hanc aedem (dem 493 v. Chr. geweihten Tempel der Ceres) Tuscanica omnia in aedibus fuisse auctor est Varro; vgl. 34, 34: signa Tuscanica; Quintil. Instit. orat. XII 10, 7: duriora et Tuscanicis proxima Callon . . .

der Zeit des älteren Kalamis,[70]) so wird man die Errichtung eines solchen Kolosses in einer nach Apollon benannten Stadt an der Grenze des Barbarenlandes um so leichter erklärlich finden. Und gewiß wird man auch hier den äußeren Anlaß zu den ungewöhnlichen Größenverhältnissen in dem Ausmaße des Beuteanteiles zu suchen haben, den die Apolloniaten von einem Kriegszuge gegen die Nachbarvölker heimgebracht hatten. Als Bestätigung dieser Vermutung kann uns die Angabe dienen, die Plinius seiner Charakteristik des Kolosses beifügt: ‚quingentis talentis factus' [71]); denn gewiß geht diese Notiz, mag sie nun auf das Metallgewicht oder auf den Geldwert zu beziehen sein, mittelbar oder unmittelbar auf die Weihinschrift der Basis zurück. Für einen so ungewöhnlichen kriegerischen Erfolg der Apolloniaten, wie ihn die Aufstellung der Statue voraussetzen läßt, scheinen aber gerade die Jahrzehnte 480—460 Raum zu bieten, da damals die Widerstandskraft der thrakischen Barbaren infolge der Expeditionen des Darius und Megabyzes gebrochen war, während bald danach (noch vor Mitte des fünften Jahrhunderts) das Odrysenreich einen neuen Aufschwung nahm und in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts schon bis zum Istros und Pontos sich ausdehnte; vgl. Thukyd. II 97; Höck, Hermes XXVI 77.





a *b* *c*

Fig. 64 Apollon auf Münzen von Apollonia.

Glücklicherweise besitzen wir eine entscheidende Bestätigung für diese allgemeinen Erwägungen in den Münzen von Apollonia, deren Bedeutsamkeit für unsere Frage zuerst von Pick, Jahrbuch XIII 168 gewürdigt worden ist. Auf Silbermünzen des zweiten und auf Bronzemünzen des ersten Jahrhunderts v. Chr. sehen wir einen nackten Apollon mit Zweig in der Rechten, Bogen in der Linken dargestellt, der ohne Zweifel den Typus des berühmtesten Bildwerkes der Stadt, eben jenes Apollonkolosses, wiedergibt [72]); ganz deutlich läßt sich noch

[70]) Ich erinnere noch an die kolossale Athene in Aliphera (Pausanias VIII 26, 5; Polyb. IV 78) von Hypatodoros und Sostratos (Robert, Hermes XXV 419), die noch vor 450, vielleicht nicht ohne Beziehung zur athenischen ‚Promachos' entstanden sein wird, sowie an die 30' hohe Statue der Athene von Lindos in Constantinopel (Th. Reinach, Revue des études gr. 1896 p. 89), von der freilich fraglich ist, ob sie echt archaisch oder archaistisch (Petersen, Röm. Mitt. VIII 351) war.

[71]) Overbeck a. a. O. (vgl. oben Anm. 62) wollte hier ‚L talentis' schreiben, um ein entsprechendes Verhältnis herzustellen zu der Wertsumme, die Plinius 34, 41 für den 70 Ellen hohen Koloß des Chares angibt: effectum CCC talentis. Urlichs (Chrestomathia Plin. S. 313) dagegen hat an letzterer Stelle die Zahl CCC in MCCC verändert und für den Apollonkoloß die überlieferte Zahl beibehalten. Ich weiß nicht, ob genügendes Vergleichsmaterial vorhanden ist, um die Frage zu entscheiden.

[72]) Taf. 10 Abb. 26 und 28 (Silbermünzen) 27, 29, 30 (Bronzemünzen). Pick setzt die Münzen 26 bis 28 in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts, die anderen in die Zeit kurz vor 72 v. Chr.

erkennen, daß dieses Werk in dem noch etwas befangenen Stil der Übergangszeit gearbeitet war, also nach 480, aber vor 450 entstanden sein muß (Fig. 64).[73])

Halten wir diese Tatsachen mit den Zeitansätzen zusammen, die wir soeben für die anderen Werke des Kalamis ermittelt haben, so kommen wir zu dem Schlusse, daß der Apollonkoloß entweder kurz vor 462 oder unmittelbar darnach verfertigt sein dürfte. Seinem so entlegenen ursprünglichen Aufstellungsorte zum Trotze ist es gerade diesem Werke des Kalamis beschieden gewesen, eine große Rolle in der kunstgeschichtlichen Betrachtung der späteren Zeit zu spielen; mir wenigstens scheint es nicht zweifelhaft, daß die Charakteristik des Kalamis bei Cicero, Quintilian und Fronto eben durch diesen 72 v. Chr. nach Rom gebrachten Koloß bestimmt worden ist.

Cicero beklagt (Brutus 18, 70), daß in der Redekunst die Altertümlichkeit nicht dieselbe Schätzung erfahre wie in anderen Künsten: quis enim eorum, qui haec minora — die minderwertigen ‚schönen' Künste — animadvertunt, non intellegit, Canachi signa rigidiora esse, quam ut imitentur veritatem? Calamidis dura illa quidem, sed tamen molliora quam Canachi, nondum Myronis satis ad veritatem adducta, iam tamen, quae non dubites pulchra dicere: pulchriora etiam Polycleti et iam plane perfecta, ut mihi quidem videri solent. Und Quintilian sagt in einem ähnlichen Zusammenhang XII 10, 7: duriora et Tuscanicis proxima Callon atque Hegesias, iam minus rigida Calamis, molliora adhuc supra dictis Myron fecit. Die Meinung, daß diese Urteile über archaische Künstler auf einen pergamenischen Bildhauerkanon zurückgehen, ist heute wohl allgemein aufgegeben [74]); gerade für die Kennzeichnung der Mittelstufe wäre in Pergamon sicherlich nicht Kalamis, sondern Onatas, dessen Hauptwerk seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. in Pergamon stand, in erster Linie genannt worden. So gewiß mir zu sein scheint, daß Cicero griechischen Vorbildern folgte, wenn er den Stil der Redner durch Parallelen aus der griechischen Kunstgeschichte erläuterte, so unwahrscheinlich ist die Annahme, daß er in allen Einzelheiten einen griechischen Autor ausgeschrieben habe. Vielmehr werden wir einräumen müssen, daß er bei der Wahl der Beispiele sowohl von eigenen Kunsterfahrungen wie von der Rücksicht auf die Kenntnisse seiner Landsleute bestimmt worden ist. Wenn also Cicero im ‚Brutus', der im Jahre 46 v. Chr. verfaßt ist, gerade

[73]) Fig. 64 *b* gibt die Silbermünze Jahrb. XIII Taf. 10, 28, Fig. 64 *a, c* die Bronzemünzen Taf. 10, 29 und 30 wieder. Auf den Bronzemünzen erscheint der Apollon sehr viel altertümlicher und strenger als auf den Silbermünzen. Doch dürfen wir wohl mit Pick die letzteren als die stilistisch treueren ansehen.

[74]) Vgl. Hauser, Die neuatt. Reliefs 180 f.; Fränkel, Arch. Jahrbuch VI 55; Kröhnert, Canonesne poetarum etc. fuerunt? 1897 p. 66.

Kanachos als Meister der archaischen Zeit hervorhebt, so erklärt sich das durch die Cultbedeutung des didymäischen Apollon, der allen Gebildeten aus der Literatur, vielleicht auch durch in Rom befindliche Copien geläufig war. Myron war durch den Herakles ,in aede Pompei Magni' (Plin. 34, 57) der vermutlich 61 v. Chr. nach Rom gebracht worden war, bekannt. Mit dem Namen des Kalamis aber mußte im Jahre 46 für jeden Römer das Bild des Apollonkolosses auf dem Capitol sich verbinden, dessen Transport und Aufstellung vor zwei Jahrzehnten berechtigtes Aufsehen erregt hatte.

Daß wirklich durch solche Rücksichtnahme auf stadtrömische Kunstwerke die Kunsturteile der römischen Redner mitbestimmt sind, scheint mir gerade in diesem Falle auch durch die soeben angeführte Stelle des Quintilian bestätigt zu werden. Quintilian, dem dabei gewiß die Stelle des ciceronischen Brutus vor Augen stand, hat den Kalamis als das geläufigste Beispiel der Mittelstufe beibehalten, an Stelle des Kanachos aber den Kallon, der auch in griechischen Handbüchern dem Kanachos coordiniert war (vgl. Paus. VII 18, 10), eingesetzt und daneben noch Hegias genannt, dessen ,Dioskuren' vor dem (22 v. Chr. geweihten) Tempel des Juppiter Tonans auf dem Capitol standen (Plin. 34, 78) und mit dem Apollon des Kalamis bequem verglichen werden konnten. Wenn er des weiteren diese Werke „Tuscanicis proxima" nennt, so scheint sich auch das am besten durch einen vergleichenden Seitenblick auf eben jenen ,tuscanischen' Apollon auf dem Palatin zu erklären,[75]) den auch Plinius 34, 39 in einem Atemzug mit dem Apollon des Kalamis nennt. Ebenso scheinen mir auch die Worte des Fronto (ad Verum I 113, 17 Naber) erst dann ihre rechte Deutung zu erhalten, wenn mit dem Namen des Kalamis eben die Erinnerung an den Koloß des Capitols untrennbar verknüpft war. Der Rhetor begründet an dieser Stelle, die soeben durch Hauler scharfsichtig verbessert und erläutert worden ist,[76]) den Satz, daß man nicht von einem Manne Dinge verlangen könne, die nicht s e i n e r Art, sondern vielmehr der Art seines Gegenpols entsprechen: Iuberesne me niti contra naturam adverso quod aiunt flumine? Quid? si quis postularet, ut Phidias ludicra aut Canachus deum ⟨simu⟩lacra fingeret[77]) aut Calamis lepturga aut Polycletus cirorga (m²: Etrusca). Was hier an letzter Stelle von der ersten

[75]) Der Tempel des Apollo Palatinus, in dessen Bibliothek die Statue stand, war 28 v. Chr. eingeweiht worden.

[76]) Röm. Mitt. XIX 317; Archiv f. latein. Lexikographie XV 106 f.

[77]) Auffällig ist, daß der didymäische Apollon des Kanachos hier völlig in Vergessenheit geraten ist. Kannte Fronto nur die celetizontes des Kanachos (Plin. 34, 75) oder dachte er etwa gar an den jüngeren Kanachos und dessen Athletenstatuen (Pausanias VI 13, 7: vgl. X 9, 10)?

Hand geschrieben war, ist leider unsicher; dem von Hauler vorgeschlagenen ,chirurga' vermag ich einen befriedigenden Sinn nicht abzugewinnen, mit ,colossurga' aber, das sich vielleicht in einen Gegensatz zu ,lepturga' stellen ließe, scheinen die Spuren der Schrift nicht vereinbar.[78]) So müssen wir also vorläufig die Lesart der zweiten Hand zugrunde legen, die ja auch hier, wie nachweisbar in anderen Fällen, nicht eine Correctur, sondern die ursprüngliche Schreibung überliefert haben könnte. ,Etrusca', wenn es in dem Sinne von ,Tuscanica' gesagt war, ließe sich als Gegensatz zu ,lepturga' begreifen. Indem es Fronto ausgeschlossen scheint, daß Kalamis lepturga oder Polyklet Tuscanica verfertigt, wird gleichzeitig angedeutet, daß der Kunstweise des Kalamis vielmehr die Tuscanica, der des Polyklet die lepturga, die bis in alle Einzelheiten und Feinheiten durchgeführten Arbeiten, entsprechen. So wenig dies für den Kalamis der neueren Kunsthistoriker paßt, so gut verständlich ist es für Kalamis als Künstler jenes großen Apollonkolosses, den zwar Quintilian weniger ,hart' findet als die ,opera Tuscanicis proxima', den aber Appian — und vielleicht nicht er allein — mit dem ,tuscanischen' Apollon auf dem Palatin verwechselt hat (vgl. S. 220[61]).

Die Tatsache, daß die römischen Urteile über Kalamis auf den Apollonkoloß zurückgeführt werden können, ist für uns aber namentlich auch deshalb wichtig, weil dadurch auch für jenes Werk des Kalamis, das gewiß erst in einer späteren Lebensperiode des Künstlers enstanden ist, noch ein halbarchaischer strenger Stil bezeugt wird, womit wieder die anderweitig für den Künstler gewonnene Datierung um 470/60 bestätigt wird. Denn wenn wir auch in Betracht ziehen wollen, daß Kolossalstatuen im Vergleich mit gleichzeitigen Werken normaler Größe immer den Eindruck größerer Befangenheit und Steifheit machen, so dürfen wir doch die von Cicero und Quintilian gegebene stilkritische Abfolge der Künstler im wesentlichen mit ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge gleichsetzen. Wenn also der Stil des Kalamis ausdrücklich für ,härter' als der des Myron erklärt wird, so müssen wir diesen ,vormyronischen' Künstler um wenigstens ein oder zwei Jahrzehnte früher ansetzen, als Myron, dessen Schaffenszeit etwa durch die Jahre 470 und 440 begrenzt wird. Nach oben lassen die zur Stilvergleichung herangezogenen älteren Künstler einen ziemlich freien Spielraum. Weder die Tätigkeit des Kanachos,[79]) den ich für den ältesten der peloponnesischen Erzgießer halten

[78]) Man könnte etwa an ,colurga' als eine durch Verderbnis aus ,colossurga' entstandene Form denken.

[79]) Über Kanachos vgl. Kekule v. Stradonitz, Sitzungsber. Akad. Berlin 1904, S. 786. 799. Kalon, der nach Pausanias II 32, 5 als Schüler des Tektaios und Angelion (um 550?) galt, wird bei Pausanias VII 18, 10 mit Kanachos zusammengestellt. Die Künstlersignatur IG I Suppl. 1, 373[27. 83] (Loewy 27; Lolling, Κατάλογος 53) scheint dem Ende des sechsten Jahrhunderts anzugehören.

möchte, noch die des Aegineten Kalon, dürfte sich über 500 heraberstreckt haben. Nur Hegias, der bei Lukian, Rhetor. praec. 9 noch neben Kritios und Nesiotes genannt und bei Dio Chrysostomus 55 I p. 282 als Lehrer des Phidias erscheint, muß noch die Zeit der Perserkriege überlebt haben, also etwa 500—470 tätig gewesen sein.[80]) Soweit wir also den von Quintilian übermittelten Stilurteilen trauen können, dürfen wir die Tätigkeit des älteren Kalamis etwa in die Jahrzehnte 480—460 verweisen, demnach etwa 80—100 Jahre früher ansetzen als die des jüngeren Kalamis.

Der Zeitraum, der den älteren Erzgießer und den jüngeren homonymen Bronze- und Marmorbildhauer trennnt, schließt so große Veränderungen im politischen Leben und einen so großen Wandel im Kunstwollen, im technischen Können wie im Bildstoff in sich, daß wir hoffen dürfen, auch bei den übrigen, unter dem Namen des Kalamis literarisch überlieferten Werken oder doch bei einem Teil von ihnen aus rein geschichtlichen Erwägungen die Affinität zu dem einen oder dem andern der beiden gleichnamigen Künstler feststellen zu können. Vorher werden wir uns aber die Frage vorlegen müssen, in welcher Beziehung der bei Plinius erwähnte *caelator* Kalamis zu den homonymen Bildhauern steht.

Der Caelator Kalamis und seine Apollonstatue.

Plinius hat, wie wir vorhin sahen, den Künstler des Apollonkolosses nicht genannt und ist so um die Gelegenheit gekommen, den ‚vormyronischen‘ Kalamis als einen älteren Homonymen von jenem Kalamis, den er 34, 71 in Zusammenhang mit Praxiteles nennt, zu unterscheiden. Wir müssen also fürs erste, wie es sich für die an der gleichen Stelle (34, 71) genannten ‚Bigen‘ ausdrücklich feststellen ließ, alle Nachrichten des Plinius über Kalamis auf den jüngeren Künstler dieses Namens beziehen, insolange sich nicht ein Gegenbeweis erbringen läßt.

Schon vor der Besprechung im 34. Buch § 71 hat Plinius zweimal, 33, 156 und 34, 47 den caelator Kalamis genannt. Er mußte also, wenn er nicht ganz gedankenlos verfuhr, annehmen, daß seine Leser den später (34, 71) behandelten Bildhauer Kalamis, da er vom Ciseleur nicht unterschieden wird, als identisch mit dem als Ciseleur genannten Kalamis ansehen würden; so hat er ja auch, als

[80]) Hegias, den Pausanias VIII 42, 10 als Zeitgenossen des Hageladas und Onatas nennt, muß beträchtlich jünger als der erstere, etwas älter als der letztere gewesen sein. Die Künstlerinschrift (IG I Suppl. I p. 203, 373[259]; Lolling, Κατάλογος n. 40) gehört noch vorpersischer Zeit an.

er 34, 84 schrieb: ‚Boethi quamquam argento melioris infans', es offenbar als selbstverständlich betrachtet, daß man diesen Boethos mit dem 33, 155 genannten Ciseleur Boethos identificiere. Aber freilich ist dem Plinius ein so großes Maß von Flüchtigkeit zuzutrauen,[81]) daß wir uns gerne noch nach einer weiteren Stütze für die Identität des Ciseleurs mit dem jüngeren Kalamis umsehen werden, um so mehr, als die Notizen 34, 71 (über Kalamis als Bildhauer) kaum aus derselben Quelle stammen können, wie das Caelatorenverzeichnis 33, 155.

Eine ausdrückliche Zeitbestimmung können wir nun allerdings aus dem wenigen, was über den Caelator ausgesagt wird, nicht gewinnen. Bekanntlich ist das Verzeichnis der hervorragendsten Caelatoren 33, 155 nicht nach chronologischen Gesichtspunkten, sondern nach einer Stufenleiter der Berühmtheit angelegt. Zuerst wird als der weitaus berühmteste unter allen Mentor genannt, hierauf folgen als ‚proxumi ab eo in admiratione' Akragas, Boethos, Mys, deren Werke noch auf Rhodus zu sehen waren, dann heißt es: ‚post hos celebratus est Calamis', worauf noch andere Künstlernamen angeschlossen werden, die, wie es scheint, in zwei alphabetischen Reihen angeordnet waren.[82]) Unter allen im Verzeichnisse Genannten würde — abgesehen von dem strittigen Kalamis — Mys, wenn er mit dem Zeitgenossen des Parrhasios identisch ist, der älteste sein. Die Akragasbecher darf man schon ihrer Bildstoffe wegen nicht vor 400 ansetzen.[83]) Zur Bestimmung von Mentors Lebenszeit sind wir auf die Angabe angewiesen, daß sich Arbeiten von ihm schon in dem 356 verbrannten Tempel von Ephesus befanden. Die anderen Caelatoren gehören, soweit wir wissen, alle erst der hellenistischen Zeit an.[84])

So wäre der ältere Kalamis als berühmter Ciseleur eine ganz vereinzelte Erscheinung,[85]) um so mehr als man die Authenticität der zu Statius' und Martials Zeiten bewunderten Metallgefäße des ‚Myron' billig bezweifeln darf, da Myron weder im Caelatorenverzeichnis des Plinius, noch in dem Auszug des Athenaeus

[81]) So hat Plinius, als er 34, 85 (item e caelatoribus Stratonicus) und 34, 90 (Stratonicus caelator ille) auf den 33, 156 genannten Ciseleur Stratonicus zurückverwies, nicht gegenwärtig gehabt, daß eben vorher 34, 84 der Bildhauer Stratonicus in einer anderswoher genommenen Nachricht als Künstler der Attalosschlachten schon erwähnt worden war. Offenbar wußte er auch nichts über die Frage, ob der Stratonicus der Attalos-Weihgeschenke mit dem Ciseleur identisch war oder nicht.

[82]) Vgl. Benndorf, De anthologiae Gr. epigrammatis 53; Furtwängler, Plinius u. s. Quellen 13; Loewy, Untersuch. z. griech. Künstlergesch. 55.

[83]) Nach Th. Reinach, Revue arch. XXIV 178 wäre der Namen des Akragas erst aus einem Mißverständnis entstanden; vgl. dagegen Dragendorff, Terra sigillata (Bonner Jahrb. XCVI) 58, der in Akragas einen Zeitgenossen des Boethos sieht.

[84]) Über Boethos vgl. Robert bei Pauly-Wissowa III 604 f.; Herzog, Jahreshefte VI 224.

[85]) Mit dem älteren Kalamis hat Hauser (Die neuatt. Reliefs 130. 170) den Caelator identificiert, dessen Arbeiten er wesentlichen Einfluß auf den archaistischen Stil der Spätzeit zuschreibt.

XI 782 B (III p. 19 Kaibel) erscheint.[86]) Es spricht vielmehr alles für die Annahme, daß die Herstellung künstlerisch geschmückter Becher erst kurz vor der Zeit des Peloponnesischen Krieges in Aufschwung gekommen ist,[87]) und noch etwas später dürfte das Wiederaufleben des uralten Kunstgedankens anzusetzen sein, zusammengehörige Reliefbilder auf ein Paar gleichartiger Becher zu setzen.[88]) Nun ist wie für Mentor, so auch für Kalamis ein solches Paar ciselierter Becher bezeugt (Plin. 34, 47), das einst im Besitze des Germanicus Caesar sich befand und von Zenodoros, dem bedeutendsten Erzgießer der neronischen Zeit, mit großer Treue copiert worden ist. Übereinstimmend führen also diese Erwägungen dahin, den Caelator Kalamis nicht über das vierte Jahrhundert hinaufzurücken. Da man sich aber bei der Seltenheit des Namens Kalamis kaum zur Annahme eines dritten Homonymen in hellenistischer Zeit wird entschließen wollen, so darf die von Plinius vorausgesetzte Identität des Ciseleurs mit dem Künstler der Quadrigen und Bigen die höchste Wahrscheinlichkeit beanspruchen.

Diese Erkenntnis ist für uns deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil bei Plinius an anderer Stelle (36, 36) eine marmorne Apollonstatue in den servilianischen Gärten zu Rom ausdrücklich als Werk des caelator Calamis bezeichnet wird. Wenn man auf Grund dieser Angabe den ‚Marmorbildner und Ciseleur' Kalamis von dem bei Plin. 34, 71 erwähnten ‚Erzgießer' Kalamis hat scheiden wollen,[89]) so ist dies natürlich völlig ungerechtfertigt. Vielmehr muß im Sinne des Plinius Namensgleichheit überall als Personengleichheit aufgefaßt werden, wo nicht ausdrücklich das Gegenteil gesagt ist, wie das z. B. 36, 34 geschieht: Hermerotes.... Taurisci, non caelatoris illius (33, 156), sed Tralliani. Freilich ist weder hier wie sonstwo bei Plinius ein Irrtum ausgeschlossen.[90]) Doch hat die Nachricht über den Apollon des Kalamis insofern eine bessere Gewähr, als sie, wie eben der Zusatz ‚Calamidis illius caelatoris' zeigt, aus derselben Quelle wie die Angaben des Caelatorenverzeichnisses stammt,[91]) also nicht bloße Vermutung des Plinius ist, sondern

[86]) Daß der Name des Myron gerne auf Silberbecher gefälscht wurde, bezeugt Phaedrus, Fab. V. prol. Oder sollte man bei solchen ‚myronischen' Bechern an den jüngeren Myron denken dürfen?

[87]) Einen mit Äthiopenfiguren verzierten Becher hielt die Nemesis von Rhamnus in der Rechten (Pausanias I 33, 3), womit vielleicht die φιάλαι χρυσαῖ Αἰθιοπίδες in den athenischen Schatzverzeichnissen verglichen werden dürfen; vgl. Lehner, Über die ath. Schatzverzeichnisse 1890 S. 112.

[88]) Pernice, Hellenist. Silbergefäße (58. Berliner Winckelmannsprogr.) 24.

[89]) Urlichs, Quellenregister zu Plinius 1878 S. 9; Overbeck, Schriftquellen S. 95.

[90]) So sagt Plinius kurz darauf 36, 41: invenio et Canachum laudatum inter statuarios fecisse marmorea, wo auf den Kanachos 34, 75, den Künstler des didymäischen Apollon zurückverwiesen wird, während die Marmorfiguren in Wirklichkeit wohl von dem jüngeren Kanachos herrührten.

[91]) Loewy, Untersuchungen zur griechischen Künstlergeschichte 31.

von einem andern und hoffentlich gründlicheren Autor herübergenommen ist. Dazu kommt, daß die Vielseitigkeit der künstlerischen Betätigung in Marmor, Erzguß und caelatura für einen Zeitgenossen des Onatas, Pythagoras und Myron wohl ohnegleichen wäre, während sie für einen Künstler der nachphidiasschen Zeit und insbesondere für einen mit Skopas, Praxiteles, Euphranor wetteifernden Künstler fast selbstverständlich erscheint. Wenn wir uns nun erinnern, daß uns der jüngere Kalamis gerade als Künstler einer marmornen Eumenidenstatue und als Lehrer des Marmorbildhauers Praxias schon früher begegnet ist, so scheint sich der Ring der Beweisführung zu schließen, indem das Marmorwerk des ,Ciseleurs Kalamis' ein weiteres Zeugnis für die Identität dieses Ciseleurs mit dem Zeitgenossen des Praxiteles erbringt.

Über den marmornen Apollon selbst gibt uns Plinius keine weiteren Nachrichten. Wenn aber die übrigen in den servilianischen Gärten aufgestellten Werke, soweit wir wissen, durchwegs erst dem vierten Jahrhundert angehörten,[92]) so mag vielleicht nicht Zufall allein, sondern der Geschmack des Besitzers diese Auswahl bedingt haben. Von wem und woher die Statue des Kalamis nach Rom gebracht worden ist, läßt sich kaum erraten. Wenn sie aus demselben Kunstraub stammt, wie die Statuen, die Plinius zusammen mit dem Apollon anführt, der ,Kallisthenes' des Amphistratos und die ,Faustkämpfer' des Derkylidas, so läge es wohl am nächsten, als den gemeinsamen Herkunftsort aller dieser Statuen Delphi vorauszusetzen, wo eine Porträtstatue des Kallisthenes ebensogut, wie ,Faustkämpferstatuen' neben einem Werke des jüngeren Kalamis (dem wir in Delphi noch begegnen werden) ihren ursprünglichen Platz gehabt haben könnten.

Dionysos, Hermes, Apollon Alexikakos, Asklepios.

Dem Apollon in den servilianischen Gärten gesellt sich, zunächst dem Materiale nach, als Bruder der ,Dionysos' des Kalamis aus parischem Marmor zu, den Pausanias IX 20, 4 in jenem Dionysostempel von Tanagra sah, in dem ein als ,Triton' bezeichnetes wunderbares Meereswesen die ,Hauptsehenswürdigkeit' bildete. Nachbildungen dieser Statue besitzen wir wie zuerst Imhoof-Blumer (Wiener Numismat. Zeitschr. 1877 S. 32) erkannt hat, auf tanagräischen Münzen des Antoninus Pius und M. Aurel (Fig. 65).[93]) Dionysos ist hier jugendlich dargestellt, in kurzem

[92]) Plinius nennt Statuen des Praxiteles und Skopas (36, 23 u. 25), des Amphistratos und Derkylidas (36, 36). Die Zeit des Derkylidas ist unbestimmt.

[93]) Vgl. Imhoof u. Gardner, Journ. of hell. stud. 1887 p. 10 Taf. 74 X 7 u. 8 (wiederholt in unserer Abbildung Fig. 65 *a*, *b*); Curtius, Arch. Zeitung 1883 S. 255; Wolters, Arch. Zeitung 1885 S. 264; Thrämer in Roschers Lex. d. Mythol. 1126.

Chiton, Chlamys und hohen Stiefeln, mit Thyrsos im linken Arm und Kantharos in der vorgestreckten Rechten.[94]) Da unterhalb des Dionysos ein Triton angebracht ist, so kann an der Identität des Münzbildes mit jenem von Pausanias gesehenen Dionysos kaum ein Zweifel sein, wobei es gleichgültig bleibt, ob wir den Triton der Münzen (mit Wolters) für ein stilisiertes Bild des im Tempel aufbewahrten ‚Meerwunders' oder (mit Wernicke, Jahrbuch II 114 f.) für die Nachbildung eines im gleichen Tempel befindlichen künstlerischen Tritonbildes ansehen. Wenn Wolters nichtsdestoweniger die Beziehung des Münzbildes zum Dionysos des Kalamis bestritt, so tat er dies, weil er im Banne der üblichen Kalamis-Chronologie keinen andern Ausweg fand, nachdem er richtig erkannt hatte, daß der Dionysos der Münzen in vorphidiasscher Zeit undenkbar sei. Erstaunlicher ist, daß umgekehrt, wie früher Curtius, so neuerdings Studniczka, indem er den Zusammenhang der Münzen mit dem Tempelbilde anerkannte (Jahrbuch XIX 2), sich verleiten ließ, mit Hintansetzung deutlicher stilgeschichtlicher Kriterien den Dionysos der Münzen in die Zeit des älteren Kalamis hinaufzurücken. Jetzt, wo wir von den Zwangsvorstellungen, die mit dem Namen des Kalamis verbunden waren, befreit sind, bedarf es, wie ich glaube, keines ausführlicheren Nachweises dafür, daß diese Dionysosfigur wirklich nicht vor dem vierten Jahrhundert entstanden sein kann. Nach Stellungsmotiv, Bewegung und Tracht darf sie im Vergleiche mit dem Dionysos aus den Thermen, den Furtwängler auf Euphranor zurückführen wollte, eher für jünger als für älter gelten. Der Zuweisung an den jüngeren Kalamis steht aber um so weniger etwas im Wege, als gerade in die Zeit, in der dieser Künstler tätig war, zwischen 386 und 373 für Tanagra eine kurze Periode des Aufschwunges fällt, wie die selbständige Prägung der Münzen beweist.[95])




a *b*

Fig. 65 Dionysos auf Münzen von Tanagra.

Man wird angesichts dieser Sachlage sogar die Möglichkeit in Erwägung ziehen müssen, daß auch die — im einzelnen gewiß modificiert wiedergegebene — Architektur, innerhalb welcher der Dionysos des Münzbildes steht, vor allem also die

[94]) Die Ähnlichkeit zwischen dem Dionysos der Münzen und dem Dionysos auf dem Votivrelief aus Koropi, das ich Griech. Weihgeschenke 124 abgebildet habe, ist so groß, daß eine mittelbare oder unmittelbare Abhängigkeit des Dionysostypus auf dem Relief von der Statue in Tanagra angenommen werden darf.

[95]) Über die Trümmer des tanagräischen Tempels, den man mit dem Dionysostempel identificiert, kenne ich nur die kurzen Berichte der Πρακτικά 1890 σ. 33 f. und bei Frazer, Pausanias V 79, aus denen keine Schlüsse über das Alter des Baues sich ziehen lassen.

beiden ‚Telamone‘[96]) schon der Zeit des jüngeren Kalamis angehören. Wenigstens scheinen die (leider stark übermalten) Figuren der Gebälkträger auf der bekannten Unterweltsvase von Altamura (Neapel 3222 Heydemann; Wiener Vorlegeblätter *E* T. II) die Verwendung ähnlicher Stützfiguren schon für die Zeit vor 350 erschließen zu lassen.[97]) Bei der stilistischen Unzuverlässigkeit der Zeichnung auf den Münzen ist aber ein sicheres Urteil nicht möglich.

Außer dem Dionysos stand zu Tanagra noch ein Hermes Κριοφόρος des Kalamis.[98]) Nach dem Vorgange Imhoof-Blumers (Wiener Zeitschr. f. Numism. 1877 S. 30) pflegt man eine Nachbildung dieser Statue, in der ohne Zweifel der Gott als Ephebe dargestellt war, in der Figur eines jugendlichen nackten Hermes zu sehen, die auf Bronzemünzen von Tanagra dargestellt ist, vgl. Fig. 66.[99]) Aber die Übereinstimmung des Motivs erlaubt keinen sicheren Schluß, da sowohl die jugendliche Bildung des Hermes, wie auch der Typus des Jünglings, der ein Tier auf seinen Schultern trägt, schon der früharchaischen Kunst geläufig sind[100]) und das Standmotiv des Hermes auf den Münzen mehr einem Xoanon des sechsten Jahrhunderts als einem Kunstwerk aus dem zweiten Viertel des fünften Jahrhunderts zu entsprechen scheint. Auf eine Statue des älteren Kalamis ließe sich also das Münzbild nur unter der Voraussetzung zurückführen, daß der Künstler in seinem neuen Bilde absichtlich einen älteren Typus beibehalten habe, wobei uns immerhin freistünde (da die Münzbilder kein Urteil über die Formengebung der Figur im einzelnen erlauben), diesen Typus durch Kalamis in die Formensprache des frühen fünften Jahrhunderts übersetzt zu denken.

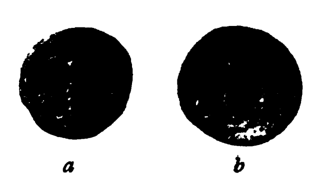


Fig. 66 Münzen von Tanagra.

Gegenüber dieser Möglichkeit, die sich auch für ein Werk des jüngeren Kalamis aufstellen ließe, wird aber die Vermutung, daß das Münzbild und die Figur des Kalamis nichts miteinander zu tun hätten, als nicht minder wahr-

96) Als „männliche Figuren in kurzem Chiton“ beschreibt Imhoof-Blumer (Numism. Zeitschr. 1877 S. 33) die Gestalten. Sie erheben aber nicht Kränze in den Händen, sondern stützen das Dach des Baldachins; vgl. Wolters a. a O. S. 263; Catal. of coins in Brit. Mus., Central Greece 66 n. 59.

97) Sind so vielleicht auch die Statuen, die das ‚tabernaculum‘ Alexanders des Großen stützten (Plin. 34, 48) zu verstehen? Für Beispiele späterer Zeit vgl. Curtius, Arch. Zeitung XXXIX 20.

98) Pausanias IX 22, 1: ἐς δὲ τοῦ Ἑρμοῦ τὰ ἱερὰ τοῦ τε Κριοφόρου καὶ ὃν Πρόμαχον καλοῦσι, τοῦ μὲν ἐς τὴν ἐπίκλησιν λέγουσιν ὡς ὁ Ἑρμῆς σφισιν ἀποτρέψαι νόσον λοιμώδη περὶ τὸ τεῖχος κριὸν περιενεγκών, καὶ ἐπὶ τούτῳ Κάλαμις ἐποίησεν ἄγαλμα Ἑρμοῦ φέροντα κριὸν ἐπὶ τῶν ὤμων· ὅς δ' ἂν εἶναι τῶν ἐφήβων προκριθῇ τὸ εἶδος κάλλιστος, οὗτος ἐν τοῦ Ἑρμοῦ τῇ ἑορτῇ περίεισιν ἐν κύκλῳ τὸ τεῖχος ἔχων ἄρνα ἐπὶ τῶν ὤμων.

99) Imhoof u. Gardner, Journ. of hell. stud. VIII 12 Taf. 74 x 11 u. 12; darnach Fig. 66 *a*, *b*.

100) Scherer in Roschers Lex. I 2395; Helbig, Collection Barracco zu Taf. 31; Perdrizet, Bull. de corr. hell. XXVII 300.

scheinlich zu Recht bestehen können. Es wäre sehr wohl denkbar, daß in dem Hermesheiligtum auch schon ein älteres (zu Pausanias Zeit vielleicht bereits verschwundenes) Hermesbild stand — eben jenes, das die Münzen nachbilden — und daß daneben in der Zeit des jüngeren Kalamis eine neue Statue, die Hermes als den ‚schönsten Jüngling' (vgl. Pausanias IX 22, 2) zeigte, aufgestellt wurde. Für diesen Sachverhalt ließe sich die Tatsache geltend machen, daß auch in dem zweiten tanagräischen Hermesheiligtum, dem des Hermes Promachos, wie uns die Münzbilder zeigen (Fig. 67), eine Statue stand, die sicher nicht vor dem Anfange des vierten Jahrhunderts verfertigt worden ist und vielleicht geradezu wenn nicht mit dem Namen, so doch mit der Zeit des Kalamis verknüpft werden darf.[101]) Endlich würde für die Zuweisung des tanagräischen Kriophoros an den jüngeren Kalamis auch der Umstand sprechen, daß die Tätigkeit dieses Künstlers für Tanagra durch die Dionysosstatue bezeugt ist. Daß Pausanias, der unmittelbar hintereinander den Hermes (IX 20, 4) und den Dionysos (IX 22, 1) sah, doch die Persönlichkeiten der beiden Homonymen hätte scheiden müssen, wenn es sich um Werke verschiedener Künstler gehandelt hätte, wird man nicht weiter betonen dürfen, da die Meinungen über die Belastungsproben, die dem stilkritischen Urteil und der schriftstellerischen Methode des Pausanias zugemutet werden können, weit auseinandergehen und Pausanias tatsächlich kurz vor dem Dionysos des jüngeren Kalamis jene Ammonstatue erwähnt hat (IX 16, 1), die wir dem älteren Kalamis glaubten belassen zu müssen.




a Fig. 67 b
Hermes Promachos auf Münzen von Tanagra.

Auf eine ähnliche Argumentation wie bei dem Hermes sind wir auch bei dem Apollon Alexikakos des Kalamis in Athen angewiesen.[102]) Wie Pausanias mitteilt, bezog man den Beinamen Ἀλεξίκακος (der zunächst dem Gotte, nicht der Statue zukam) auf die Abwehr der großen Pest von 430 und man wurde damit dem Sinne des Beiwortes jedenfalls besser gerecht,[103]) als die neueren Erklärer,

[101]) Imhoof-Blumer, Wiener Numism. Zeitschr. 1877 S. 32; Imhoof u. Gardner, Journ. of hell. stud. VIII 12 Taf. 74 X 15 u. 16 (danach Fig. 67 *a, b*). Der Baumstamm neben Hermes ist durch die Legende, die der Statue zugrunde liegt, motiviert.

[102]) Pausanias I 3, 4: Εὐφράνωρ . , . . . ἐποίησεν ἐν τῷ ναῷ τὸν Ἀπόλλωνα Πατρῷον ἐπίκλησιν· πρὸ δὲ τοῦ νεὼ τὸν μὲν Λεωχάρης, ὃν δὲ καλοῦσιν Ἀλεξίκακον Κάλαμις ἐποίησε. Τὸ δὲ ὄνομα τῷ θεῷ γενέσθαι λέγουσιν, ὅτι τὴν λοιμώδη σφίσι νόσον ὁμοῦ τῷ Πελοποννησίων πολέμῳ πιέζουσαν κατὰ μάντευμα ἔπαυσεν ἐκ Δελφῶν.

[103]) Bei Pausanias VI 24, 6 und VIII 41, 8 wird der Ἀκέσιος in Elis und Ἐπικούριος in Phigalia,

die dabei an die Abwendung der — überhaupt nicht abgewendeten — Persergefahr denken. Die Beziehung auf die Pest von 430 würde den Gedanken an ein Werk des älteren Kalamis von vornherein ausschließen, ließe sich aber für eine Statue des jüngeren Kalamis unter der Voraussetzung aufrechterhalten, daß (wie dies auch sonst häufig geschehen ist) das Orakel zunächst nur Altar und Opfer an den Alexikakos vorschrieb, während die Statue erst Jahrzehnte später hinzutrat. Es bleibt aber die Möglichkeit, daß die von Pausanias überlieferte volkstümliche Erklärung des ‚Alexikakos' erst nachträglich aus dem Beinamen herausgedeutet worden ist, welcher in der Weihinschrift der Basis (oder eines zugehörigen Altars) dem Gotte gegeben worden war, ohne daß ein bestimmter einzelner Anlaß dazu vorlag (vgl. IG III 177). Vor dem Ende des fünften Jahrhunderts scheint das Beiwort für Apollon freilich überhaupt nicht nachweisbar zu sein.[104])

Für die Meinung, daß der athenische Apollon vom jüngeren Kalamis, dessen Tätigkeit in Athen uns schon anderweitig bekannt geworden ist (vgl. S. 212), herrührte, ließe sich auch der Standort der Statue neben einem Apollon des Leochares und vor dem Tempel des Patroos geltend machen. Wenn wirklich, wie man aus Pausanias schließen möchte, in diesem Tempel der Apollon des Euphranor das einzige Tempelbild war, so liegt es nahe, den Tempel als einen Neubau aus dem zweiten Viertel des vierten Jahrhunderts anzusehen, was nichts Befremdliches hätte, da wir wissen, daß selbst so wichtige Cultbauten, wie das Erechtheion und der Tempel des Dionysos Eleuthereus, erst in den letzten Jahrzehnten des fünften Jahrhunderts ihre bauliche Erneuerung gefunden haben. Aber freilich könnte auch eine ältere, schon vorher im Apollonheiligtum befindliche Statue nach Erbauung des neuen Tempels den Platz vor dem Eingang erhalten haben. Eine sichere Entscheidung versagen uns hier leider die athenischen Münzen, obwohl oder vielmehr weil sie eine größere Anzahl von Apollontypen aus dem fünften sowohl wie aus dem vierten Jahrhundert überliefern. Keiner von ihnen läßt sich, so viel ich sehe, durch eine äußere Handhabe gerade mit dem Alexikakos verknüpfen; die Ähnlichkeit aber, die eine dieser Apollonfiguren mit dem Apollon von Apollonia (S. 222) verbindet,[105]) reicht nicht weit genug, um das

bei Macrob. Saturn I 17, 15 der Λοίμιος in Lindos dem athenischen Alexikakos gleichgestellt; vgl. noch Dio or. 32, 56 p. 283 Arnim.

[104]) Wenn bei Aristophanes (Pac. 422) Trygaios ankündigt, daß alle Städte dem Hermes als Alexikakos opfern werden, so mag das Epitheton, das in Athen noch dem Herakles zukommt, vielleicht auch schon für Apollon geläufig gewesen sein.

[105]) Imhoof u. Gardner a. a. O. S. 40; Taf. 76 CC n. XVI u. XVII (Overbeck, Apollon Münztaf. IV 33); vgl. Pick, Jahrbuch XIII 169. 171.

Vorbild des athenischen Stempelschneiders als ein Werk des älteren Kalamis erweisen zu können.

Zu größerer Sicherheit als bei dem Hermes und dem Apollon können wir, glaube ich, bei dem Asklepios des Kalamis, einem Goldelfenbeinbild in Sikyon, gelangen.[106]) Wieseler hat einmal den Nachweis zu führen unternommen (Göttinger Nachrichten 1888 S. 143), „daß man sehr irre, wenn man sich den Gott wesentlich nur in früherer Zeit jugendlich dargestellt denkt," es fehle vielmehr auch im vierten Jahrhundert und später nicht an Beispielen für den jugendlichen Asklepios, während es anderseits „als wahrscheinlich zu bezeichnen sei, daß Äskulap im fünften Jahrhundert auch schon bärtig dargestellt wurde," nicht nur jugendlich, wie in der Statue des Kalamis. Hier sind durch falsche Fragestellung die Probleme, die mit der Darstellung des jugendlichen Asklepios verknüpft sind, geradezu auf den Kopf gestellt. In Wahrheit ist Asklepios im fünften Jahrhundert, wo immer er uns begegnet, bärtig dargestellt, wie dies der ursprünglichen Wesenheit dieses ‚chthonischen' Gottes entspricht, und ein Asklepios γένεια οὐκ ἔχων stünde in der Zeit, in die man bisher die Statue des Kalamis versetzte, völlig vereinzelt.[107]) Erst für Skopas ist uns eine Statue des bartlosen Asklepios in Gortys bezeugt (Pausanias VIII 28, 1) und ungefähr in die gleiche Zeit gehört auch der Asklepios des Timotheos in Trozen, den wir uns sicher gleichfalls jugendlich denken müssen, da man ihn sonst nicht für ein Bild des schönen Hippolytos hätte ausgeben können (Pausanias II 32, 4). Damit stimmt, daß unter den erhaltenen Statuen des jugendlichen Asklepios keine über das vierte Jahrhundert hinaufgerückt werden kann.[108])

Sobald wir den sikyonischen Asklepios als Schöpfung des jüngeren Kalamis erkennen, fügt er sich auf das beste in den Gang der kunstgeschichtlichen Entwicklung. Dieselbe künstlerische Tendenz zur Verjüngung der Göttergestalten, die seit der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts für Dionysos und Ares die

[106]) Pausanias II 10, 3: ἐσελθοῦσι δὲ <ἐς τὸ Ἀσκληπιεῖον> ὁ θεός ἐστιν οὐκ ἔχων γένεια, χρυσοῦ καὶ ἐλέφαντος, Καλάμιδος δὲ ἔργον· ἔχει δὲ καὶ σκῆπτρον, καὶ ἐπὶ τῆς ἑτέρας χειρὸς πίτυος καρπὸν τῆς ἡμέρου.

[107]) Von den Darstellungen des Asklepios als Kind können wir hier absehen, sie sind ebenso zu beurteilen, wie die Bilder anderer göttlicher Kinder. Ἀσκληπιὸς παῖς ist von Pausanias für Thelpusa und Megalopolis in Arkadien bezeugt VIII 25, 11; 32, 5.

[108]) Vgl. Michon, Monuments et mémoires (Fondation Piot) III 59 f., der freilich in dem S. 60 veröffentlichten Statuettenfragment des Louvre noch den Stil des fünften Jahrhunderts erkennen möchte, gewiß mit Unrecht; viel eher dürfte man jetzt an eine Beziehung der Figur zum jüngeren Kalamis denken. In die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts könnte der Typus der epidaurischen Statuette Kavvadias, Nationalmuseum n. 270 gehören, wenn der Kopf wirklich zugehörig ist. Die kopflose Statue aus der Sammlung Somzée (Furtwängler Taf. X 14) mit bartlosem Kopfe zu ergänzen, liegt kein Anlaß vor; sie ist übrigens viel zu weit entwickelt, um der Zeit des älteren Kalamis zugewiesen werden zu können.

Jünglingsgestalt eingebürgert hatte, hat mit Beginn des vierten Jahrhunderts auch der Gestalt des Asklepios sich bemächtigt, wofür mehr noch als durch die Kindheitssagen durch das Verhältnis des Asklepios zu Apollon die religionsgeschichtliche Rechtfertigung dargeboten schien.[109]) Es ist übrigens schwerlich Zufall, daß die Darstellungen des jugendlichen Asklepios auf einen örtlich engbegrenzten Kreis beschränkt scheinen; zu den Statuen in Gortys, Trozen, Sikyon kommt noch ein jugendlicher Asklepios zu Phlius (Pausanias II 13, 5), vielleicht auch noch der Asklepios ἐπίκλησιν Γορτύνιος in Titane (Pausanias II 11, 8) — den man von Asklepios in Gortys auch dann nicht wird scheiden dürfen, wenn das Epitheton auf Thessalien zurückweisen sollte,[110]) — und der Asklepios in Tegea, der ebenso wie der gortynische von Skopas verfertigt war (Pausanias VIII 47, 1).[111]) Es wäre möglich, daß ursprünglich in dem jugendlichen Asklepios auch ein cultlicher oder localpolitischer Gegensatz zu dem Asklepios von Epidauros sich verkörperte. Jedenfalls rückt aber der Goldelfenbein-Asklepios von Sikyon in ein neues Licht, wenn er auch zeitlich als ein Gegenstück zu dem Goldelfenbeinbild in Epidauros erscheint, das etwa um 370 von Thrasymedes verfertigt wurde.[112]) Denn auch die Statue des Kalamis wird man sich erst nach dem Frieden des Antialkidas, der für Sikyon nach langen Kriegsläuften eine ruhigere Zeit brachte, entstanden denken, in denselben Jahren etwa, in denen auch Skopas seinen Herakles für die Sikyonier arbeitete.

Alkmene, Hermione, Nike Apteros.

An die Spitze der kalamideischen Frauenstatuen stellen wir billigerweise die Alkmene: ne videatur ⟨Calamis⟩ in hominum effigie inferior, Alcmena nullius est nobilior (Plin. 34, 71). Die Richtigkeit des handschriftlich überlieferten Namens Alcmena[113]) ist angezweifelt worden. Da bei Plinius nach den angeführten Worten

[109]) Die Volkstümlichkeit dieses Gedankens wird durch die Geschichte von Dionysios von Syrakus bezeugt, der dem Goldelfenbeinbild des Asklepios den goldenen Bart abnehmen läßt ‚neque enim convenire barbatum esse filium, cum in omnibus fanis pater imberbis esset' (Cic. De nat. deor. III 83).

[110]) Vgl. v. Wilamowitz, Isyllos 55; Thraemer bei Pauly-Wissowa II 1679; Odelberg, Sacra Corinthia Sicyonia Phliasia 102.

[111]) Die Statuette des jugendlichen Asklepios im Louvre (vgl. Anm. 108) stammt aus Tanagra. Doch wäre es wohl zu kühn, daraus folgern zu wollen, daß dieser Typus auch in Tanagra — etwa durch eine dort aufgestellte Statue des Kalamis — heimisch geworden war.

[112]) Für die Zeit dieses Tempelbildes lassen die Bauinschriften des Asklepiostempels IG IV 1484, zu denen noch die Künstlerinschrift des Thrasymedes IG IV 1172 hinzukommt, einen ziemlich weiten Spielraum zwischen 390 und 360; vgl. Foucart, Bull. de corr. hell. XIV 589; Kavvadias, Fouilles d'Epidaure 83 f.

[113]) *Alcamen et* Bamb. (*Alcame et* B^2), *Alchimena* die übrigen Handschriften. Die Form *Alcimena* bietet der Codex von Hygins Fabeln. Vgl. jetzt die Zusammenstellung der Namensformen im Thesaurus linguae lat. I 1519.

der Name des Alkamenes folgt (mit dem das alphabetische Verzeichnis der Erzgießer anhebt), so hat man gemeint, daß ,Alchimena' unter dem Einflusse des Namens ,Alkamenes' an Stelle eines anderen Wortes in den Text gedrungen sein könnte.[114]) Aber glücklicherweise sind nicht alle Möglichkeiten der Textverderbnis zu Wirklichkeiten geworden, und so bedarf es, um eine Corruptel glaubhaft zu machen, doch noch besserer Gründe als des bloßen Hinweises auf eine Zufälligkeit, die zu einer Fehlerquelle hätte werden können. Mag also immerhin das benachbarte ,Alcamenes' auf die orthographische Schreibung des Namens Alkmene in den Handschriften eingewirkt haben, die Existenz der kalamideischen ,Alkmene' ist so gut und sicher wie die irgendeines andern von Plinius genannten Werkes bezeugt.

Und auch darüber, daß nach Plinius' Meinung diese ,Alkmene' ein Werk des jüngeren Kalamis war, läßt der Zusammenhang der Stelle keinen Zweifel, nennt doch Plinius die ,Alkmene' in einem Athem mit den ,Quadrigen' und ,Bigen'. Das Lob der ,Alkmene' steht freilich in so plumpem Widerspruch zu der Pointe der eben vorher von Plinius erzählten Praxitelesanekdote (vgl. S. 208), daß man Bedenken trägt, die Form, in der Plinius den ,Wagenlenker' des Praxiteles mit der ,Alkmene' verbindet, auf einen ernsten Gewährsmann zurückzuführen; man wird vielmehr die Möglichkeit offen halten müssen, daß die ,Alkmene' nicht aus derselben literarischen Quelle wie die ,Pferde' des Kalamis herübergenommen, sondern dem Plinius von anderswoher, vielleicht aus persönlicher Kenntnis als Werk des Kalamis bekannt geworden war (vgl. S. 266). Aber auch in diesem Falle dürften wir die Möglichkeit, daß die ,Alkmene' eines homonymen Künstlers fälschlich den ,Quadrigen' und ,Bigen' des jüngeren Kalamis eingereiht worden wäre, erst dann in ernstliche Erwägung ziehen, wenn innere Gründe die von Plinius gegebene Verknüpfung der ,Alkmene' mit dem jüngeren Kalamis als unmöglich erweisen würden. Es scheint aber im Gegenteile die ,Alkmene' sich sehr viel besser in den Rahmen der Kunstübung des vierten Jahrhunderts als in den des fünften Jahrhunderts zu fügen. Und die einzige Alkmenestatue, von der wir anderweitig Kunde haben, stammt gerade aus der Zeit, in die wir die Blüte des jüngeren Kalamis zu setzen haben.

In Delphi stand, wie Pausanias X 10, 5 berichtet, eine Statuengruppe der argivischen Herrscherfamilie, die von den Argivern anläßlich ihrer Beihilfe bei

114) Vgl. Blümner, Archäol. Studien zu Lukian 1867 S. 11; Collignon-Thraemer, Gesch. d. griech. Plastik I 420. Zur Rechtfertigung der Coniectur: ,Alcman poeta', die E. Sellers, The elder Pliny's chapters on the hist. of art (1896), p. 58 in den Text gesetzt hat, weiß ich nichts beizubringen.

der Gründung von Messene, also kurz nach 369 geweiht war: ἡρώων δέ εἰσιν αἱ εἰκόνες, Δαναὸς μὲν βασιλέων ἰσχύσας τῶν ἐν Ἄργει μέγιστον, Ὑπερμήστρα δὲ ἅτε καθαρὰ χεῖρας μόνη τῶν ἀδελφῶν. παρὰ δὲ αὐτὴν καὶ ὁ Λυγκεὺς καὶ ἅπαν τὸ ἐφεξῆς αὐτῶν γένος τὸ ἐς Ἡρακλέα τε καὶ ἔτι πρότερον καθῆκον ἐς Περσέα. Das große Halbrund, das zur Aufnahme dieser Statuen diente, ist bei den französischen Ausgrabungen auf der rechten (nördlichen) Seite des Weges wieder aufgefunden worden, unmittelbar westlich von dem Weihgeschenke der Arkader,[115]) das fast zu gleicher Zeit kurz nach der Gründung von Megalopolis aufgestellt worden war; vgl. Homolle, Bull. de corr. hell. XX 605; XXI 301 ⟨401⟩. Von der Statuenbasis selbst sind noch acht aneinander passende Steine gefunden worden, deren Inschriften uns die Namen der (von rechts nach links) nebeneinander stehenden Figuren von Lynkeus, Abas, Akrisios, Danae, Perseus, Alektryon, Alkmene, Herakles nennen. Mit der Statue des Herakles war die ganze Gruppe links abgeschlossen, während rechts von der Basis des Lynkeus noch sechs weitere Steine zur Ergänzung des Halbkreises vorausgesetzt werden müssen.[116]) Daraus scheint mir aber mit Notwendigkeit die Folgerung sich zu ergeben, daß außer den von Pausanias genannten Figuren des Danaos und der Hypermestra rechts noch weitere (zur Zeit des Pausanias vielleicht nicht mehr vorhandene) vier Statuen ihren Platz hatten, deren Namen wir unter den Vorfahren des Danaos zu suchen hätten, etwa Zeus, Io, Epaphos (Sohn der Io und des Zeus),[117]) Belos (Sohn der Libye und des Epaphos, Vater des Zeus); vgl. Aeschyl. Suppl. 300 f.[118]) Über den (oder die) Verfertiger aller dieser Statuen hat Pausanias nichts berichtet, doch hat sich auf dem Steine, der die Statue der Danae trug, die Künstlerinschrift Ἀντιφάνης ἐποίησε Ἀργεῖος gefunden. Gegen die Meinung Homolles, daß Antiphanes damit als Verfertiger der ganzen Statuengruppe bezeugt sei, scheint mir der Umstand zu sprechen, daß die Künstlerinschrift — wenn ich mir ein richtiges Bild von der

[115]) Pausanias X 9, 5, vgl. Bull. de corr. hell. XXI 276; XXIII 380.

[116]) Die obigen Folgerungen sind lediglich auf die Angaben Homolles, Bull. de corr. hell. XXI 301 ⟨401⟩ gegründet, da ich keine Gelegenheit hatte, die Steine selbst zu untersuchen.

[117]) Als Gruppe von Io und Epaphos hat Loeschcke (Dorpater Progr. 1880 S. 10) die von Tatian (c. Graec. 53) erwähnte ‚Besantis' des Deinomenes (vgl. S. 238) gedeutet; an die ‚Io' auf der Akropolis (Pausanias I 25, 1) dürfte dabei freilich nicht gedacht werden (vgl. Loewy, Untersuch. zur griech. Künstlergesch. 35). Aber auch sonst ist die scharfsinnige Combination Loeschckes doch zu unsicher, als daß man wagen dürfte, daran eine weitere Vermutung über die delphische Herkunft der ‚Besantis' anzuknüpfen.

[118]) Man könnte sich die Gruppe auch in der Weise vervollständigt denken, daß rechts von Danaos die älteren argivischen Könige aus dem Geschlecht des Phoroneus standen (Paus. II 16, 1); doch würde dies dem genealogischen Charakter der Statuenreihe weniger entsprechen. Für die Verbindung von Göttern und ‚Heroen' gibt, um von älteren Beispielen zu schweigen, das arkadische Weihgeschenk eine Parallele (Apollon Nike Kallisto, Pausanias X 9, 5).

Anordnung der Figuren gemacht habe — nicht in der Mitte des Postamentes, sondern beträchtlich links davon stand, so daß die Künstlersignatur zunächst nur auf die Statue der Danae und ihre nächsten Nachbarn bezogen werden darf. Der Sitte der Zeit würde es durchaus entsprechen, wenn auch das Argiveranathem nicht von Antiphanes allein,[119]) sondern von mehreren Künstlern gemeinschaftlich hergestellt worden war, und es wäre bei dem jetzigen Zustande der stark verscheuerten Basissteine nicht unmöglich, daß unterhalb der jetzt noch lesbaren Personennamen einst noch weitere Künstlerinschriften standen.[120]) Dann dürfte man also die Möglichkeit erwägen, daß die (von Pausanias nicht namentlich angeführte) ‚Alkmene' des Argiverweihgeschenkes eben das von Plinius genannte Werk des Kalamis war, das etwa durch Nero nach Rom entführt worden war.[121])

Aber auch abgesehen von dieser Combination, die hoffentlich bei weiterer Prüfung der Steine sich wird erledigen lassen, vermag die delphische ‚Alkmene' uns jedenfalls als einzige gegenständliche Parallele einen Anhalt für die Entstehungszeit auch der kalamideischen Figur zu bieten. Man könnte sich denken, daß eine ähnliche ‚genealogische' Statuengruppe wie in Delphi auch in Argos aufgestellt war oder daß ‚Alkmene' als Einzelfigur, die politische oder sagengeschichtliche Zusammenhänge verkörpern sollte, in Delphi, Theben oder in Athen geweiht worden war.[122]) Aber ich folge wohl nicht bloß unberechtigtem subjectiven Empfinden, wenn ich die statuarische Darstellung einer solchen Gestalt, die nur mehr als sagengeschichtliche Figur bedeutsam war, dem Zeitgeist des frühen fünften Jahrhunderts für ebenso fremd, wie der Denkweise des vierten Jahrhunderts geläufig glaube. Ich erinnere nur, um die ‚Iokaste' des Silanion beiseite zu lassen, an die ‚Kallisto' des Arkaderweihgeschenkes in Delphi sowie an die ‚Io' und ‚Kallisto' des Deinomenes auf der Burg von Athen (Pausanias I 25, 1). Diese beiden Statuen, die man keinen Anlaß hat, dem von Plin. 34, 50 auf Ol. 95 (400/397) angesetzten Deinomenes abzusprechen, werden am besten verständlich

[119]) An dem delphischen Anathem des Lysander (Pausanias X 9, 8; Bull. de corr. hell. XXI 286 f.) hat Antiphanes mit acht, an dem arkadischen Weihgeschenk (Pausanias X 9, 5) mit drei anderen Bildhauern zusammengearbeitet.

[120]) Ich verweise auf das, was Bull. de corr. XXIII (1899) p. 380 über die nachträglich entdeckte Inschrift auf der Elatosbasis gesagt wird.

[121]) Bekanntlich hat Nero auch sonst mehrfach Einzelfiguren aus größeren Statuengruppen herausgenommen und nach Rom gebracht; ich erinnere an die Taucherin Hydna aus Delphi (Pausanias X 19, 2) und an den ‚Odysseus' aus der olympischen Gruppe des Onatas (Pausanias V 25, 8).

[122]) Für Athen vgl. Pausanias I 19, 3 (Altar der Alkmene und des Jolaos im Kynosarges); IG II 581 (Alkmene neben Hebe in einem Heiligtum des Demos Aixone, wie es scheint), Schol. Aristoph. Plut. 385 (das bald Pamphilos bald Apollodoros zugeschriebene Bild der ‚Herakliden' in Athen).

als ‚politische‘ Weihgeschenke, die durch die Bilder der Vertreterinnen von Argos und Arkadien freundschaftliche Beziehungen der betreffenden Länder zu Athen aussprechen sollten, ganz ähnlich wie jene größeren Figurenreihen der argivischen und arkadischen Stiftungen in Delphi.

In diese Reihe von politischen Weihgeschenken des vierten Jahrhunderts darf man aber gewiß auch die von den Lakedämoniern nach Delphi geweihte Hermione des Kalamis in Delphi stellen, die man ohnehin von dem Künstler der ‚Alkmene‘ nicht wird trennen wollen.[123]) Bei Pausanias wird wohl auf Grundlage der Inschrift Hermione als Tochter des Menelaos bezeichnet, ebenso wie die Alkmene des Argiverweihgeschenkes als Ἀλεκτρύονος Ἀλκμήνη benannt ist. Indem die Statue an den Bund erinnert, den Hermione mit dem delphischen Heros Neoptolemos eingegangen war, soll sie den engen Verband verkörpern, der in den ersten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts zwischen Delphi und Lakedämoniern bestand. Möglich auch, daß ein unmittelbarer Anlaß zur Weihung durch die Einrichtung des neuen Neoptolemosheiligtums gegeben war, das Homolle (Bull. de corr. hell. XXIII 425) bald nach der Zerstörung des alten Tempels (372) begründet glaubt; war es doch Menelaos, der die Leiche des Neoptolemos, die unter der Schwelle des Tempels verborgen war, zuerst in einem besonderen Heiligtum beigesetzt hatte (vgl. Schol. Pind. Nem. VII 62).

In diese Gruppe politischer Weihgeschenke glaube ich aber auch noch die von den Mantineern nach Olympia geweihte ‚flügellose‘ Nike des Kalamis einreihen zu sollen.[124]) Wenn Pausanias die Flügellosigkeit der Nike aus der Nachahmung der athenischen Statue der Ἄπτερος erklärt, so werden wir das nicht auf Rechnung seiner eigenen Combinationsgabe setzen dürfen, sondern wir werden darin die Überlieferung der olympischen Exegeten zu erkennen haben, die auf die tatsächliche Übereinstimmung des Typus oder auf eine Inschrift oder auf beides sich stützte. Denn wenn Pausanias sonst durchwegs die Athena Nike der Akropolis — und nur diese — mit einem volkstümlichen Namen als Νίκη ἄπτερος bezeichnet (I 22, 4; II 30, 2; III 15, 7), wie sie von anderen auch schlechtweg Νίκη genannt wird,[125]) so dürfen wir wohl auch in der olympischen ‚Nike‘ der

[123]) Pausanias X 16, 4 Λακεδαιμονίων δὲ ἀνάθημά ἐστιν ἐνταῦθα, Καλάμιδος δὲ ἔργον, Ἑρμιόνη ἡ Μενελάου θυγάτηρ.

[124]) Pausanias V 26, 6: Πλησίον δὲ .... Ἀθηνᾶς ἄγαλμα ἕστηκε κράνος ἐπικειμένη καὶ αἰγίδα ἐνδεδυκυῖα· Νικόδαμος μὲν εἰργάσατο ὁ Μαινάλιος, Ἠλείων δέ ἐστιν ἀνάθημα· παρὰ δὲ τὴν Ἀθηνᾶν πεποίηται Νίκη· ταύτην Μαντινεῖς ἀνέθεσαν, τὸν πόλεμον δὲ οὐ δηλοῦσιν ἐν τῷ ἐπιγράμματι. Κάλαμις δὲ οὐκ ἔχουσαν πτερὰ ποιῆσαι λέγεται ἀπομιμούμενος τὸ Ἀθήνησι τῆς Ἀπτέρου καλουμένης ξόανον.

[125]) Vgl. die Stellen bei Jahn-Michaelis, Arx Athenarum³ 43. Für Megara überliefert auch Pausanias I 42, 4 den Cultnamen: Ἀθηνᾶ καλουμένη Νίκη.

Mantineer eine — vermutlich durch die Weihinschrift ausdrücklich so benannte — Athena Nike erkennen,[126]) und das um so mehr, als diese ‚Nike' bei Pausanias zu der daneben stehenden ‚mit Helm und Aegis ausgerüsteten' Athena des Nikodamos in gegensätzlichen Zusammenhang gebracht zu sein scheint. Damit gewinnen wir aber zugleich einen Anhaltspunkt für die Entstehungszeit der olympischen ‚Nike Apteros'.

Da wir jetzt durch eine 1897 gefundene Inschrift wissen, daß der Bau eines Tempels und Altars für Athena Nike auf der Akropolis erst um 450 beschlossen und nicht viel vor 432 vollendet worden ist[127]), so muß die olympische ‚Nike Apteros', wenn sie in Abhängigkeit von dem athenischen Tempelbild entstanden ist, erst nach 430 verfertigt worden sein, also in einer Zeit, in der der ältere Kalamis nicht mehr am Leben gewesen sein kann. Und da die Weihung einer erst durch den athenischen Cult bedeutsam gewordenen Göttergestalt doch eine Huldigung für Athen in sich schließt, so kann sie nur erfolgt sein zu einer Zeit, in der Mantinea mit Athen in Freundschaftsverhältnis stand. Da das kurze Bündnis von 418 zu einem Anathem der Mantineer kaum einen Anlaß bot, so liegt es wohl am nächsten, an das 366 geschlossene Bündnis oder vielmehr geradezu an die Schlacht von Mantinea 362 zu denken, in der das Eingreifen der Athener die Stadt Mantinea und ihre Bundesgenossen vor einer Niederlage bewahrte. Wie hoch dieser Erfolg der Athener veranschlagt wurde, lehrt das Gemälde des Euphranor in der Stoa am athenischen Markte (Paus. I 3, 3) und die Copie dieses Gemäldes, die die Mantineer für ihre Stadt haben anfertigen lassen (Paus. VIII 9, 8).

Aus diesen Ereignissen und Stimmungen heraus würde, scheint mir, die Athena Nike der Mantineer in Olympia, der vielleicht ein gleiches Weihgeschenk im athenischen Nikeheiligtum entsprach,[128]) am besten verständlich werden. Und aus den rasch wechselnden Bundesbeziehungen der Mantineer in dieser Zeit würde

[126]) Benndorf, Festschr. z. Gründung d. arch. Instituts in Rom 1879 S. 18.

[127]) Kavvadias, Ἐφημ. ἀρχ. 1897 σ. 176 (Dittenberger, Syll.² 911), vgl. Keil, Anonymus Argentorat. 302; Furtwängler, Meisterwerke 210; Sitzungsber. Akad. München 1898 S. 385 f.; 1904 S. 380.

[128]) Solche Stiftungen an Athena Nike mögen in Athen nicht selten gewesen sein. Die Inschrift IG II 5, 198 c — von der, wie mir Ad. Wilhelm mitteilt, ein weiteres Bruchstück in IG II 5, 513 e erhalten ist handelt (zwischen 350 u. 320 v. Chr.) von der Wiederherstellung einer Statue der Athena Nike, die nach den Erfolgen von 426 und 425 errichtet war; vgl. Koehler, Hermes XXVI 43 f.; Behr, Hermes XXX 447 f.; Furtwängler, Meisterwerke 210 (der in diesem Weihgeschenk das Tempelbild selbst erkennen möchte). Durch die Inschrift IG II 5, 371 b erfahren wir von Schlachtenbildern, die in der Zeit des Antigonos Gonatas der Athena Nike geweiht wurden. Und auch die Reliefplatten der Nikebalustrade selbst sind wohl als ein solches Anathem an die Göttin aufzufassen.

es sich auch leicht erklären, daß, wie Pausanias sagt, der Anlaß zur Weihung auf der Basis des Weihgeschenkes nicht ausdrücklich genannt war. Endlich ist es vielleicht auch kein Zufall, daß die ‚Nike‘ der Mantineer in Olympia neben einer von den Eleern geweihten ‚Athene‘ des Nikodamos ihren Platz hatte; denn auch diese ‚Athene‘ könnte zur gleichen Zeit, ja vielleicht aus gleichem Anlaß, gewiß aber aus ähnlichem Vorstellungskreis heraus gestiftet worden sein. Nikodamos muß ja ungefähr in derselben Zeit tätig gewesen sein, wie der jüngere Kalamis. Seine olympische Inschrift Olympia V n. 158 (Loewy n. 98) setzen Dittenberger und Purgold in den Anfang des vierten Jahrhunderts, die beiden anderen Athletenstatuen seiner Hand fallen nach Ol. 91 (416) und vor Ol. 103 (368)[129].

Aphrodite, Sosandra.

Es bleiben uns noch zwei — vielfach für identisch erklärte — Statuen des Kalamis zu besprechen, die Aphrodite, die Pausanias I 23, 2 auf der athenischen Akropolis zwischen der ‚Leaina‘ und der Statue des Diitrephes erwähnt,[130]) und die Sosandra, die Lukian (Εἰκόνες 4) ἐς τὴν ἀκρόπολιν ἀνελθών bewundert hat. Pausanias nennt die ‚Aphrodite‘ ein Anathem des Kallias, ohne uns darüber aufzuklären, welches Mitglied dieser berühmten Familie gemeint sei. Solange man mit dem Namen des Kalamis eine unzweideutige Zeitbestimmung gegeben glaubte, konnte man in Kallias nur den ‚Lakkoplutos‘ der Perserzeit sehen und es lag nahe zu vermuten, daß eine auf der Akropolis gefundene Basis, die eine Weihinschrift dieses Kallias trägt[131]) und oben die Einsatzlöcher für eine Bronzefigur zeigt, zu der Aphrodite des Kalamis gehörte. Aber wenn auch der Stein, als ihn Köhler zuerst bemerkte,[132]) nicht allzu weit von der Stelle entfernt lag, an der nach Pausanias jene Aphroditestatue gestanden haben muß, so scheint doch gegen die Zugehörigkeit der Basis der Umstand schwer ins Gewicht zu fallen, daß der Stein weder eine Künstlersignatur noch eine Aufschrift, die auf Aphrodite hinweisen würde, trägt. Ohne ein solches Zeugnis wird man aber

[129]) Vgl. Hyde, De Olympionicarum statuis 32.

[130]) Παρὰ δὲ αὐτὴν (der Leaina) ἄγαλμα Ἀφροδίτης ὃ Καλλίου τέ φασιν ἀνάθημα εἶναι καὶ ἔργον Καλάμιδος. Πλησίον δέ ἐστι Διιτρέφους χαλκοῦς ἀνδριάς.

[131]) Koehler, Hermes III 166; IG I 392 Suppl. I p. 44; Dittenberger, Sylloge² 12; Loewy, Inschr. gr. Bildh. 415. Lolling, Κατάλογος 164: Καλλίας Ἱππονίκο ἀνέθεκεν.

[132]) „Auf dem Plateau, welches sich beim Heraustreten aus den Propyläen auf dem Burgraum rechts befindet.“ Der Stein, der auch seither mehrfach seine Stelle gewechselt hat, war wohl erst bei einer gelegentlichen Aufräumung auf der Burg an jenen Platz gekommen, da er sonst schwerlich so lange unbemerkt geblieben wäre.

bei einem Anathem des älteren Kallias, der dreimal in Olympia gesiegt hat und an so vielen politisch wichtigen Vorgängen beteiligt war, kaum eine ‚Aphrodite' als nächstliegenden Bildgegenstand vermuten wollen. Ja, ich weiß nicht einmal, ob man nach den Formen der Buchstaben die Möglichkeit ausschließen darf, daß die Inschrift, die merkwürdig ungeschickt disponiert ist, noch vorpersischer Zeit entstamme, in welchem Falle an ihre Zugehörigkeit zu der von Pausanias gesehenen Statue nicht mehr gedacht werden könnte.

Müssen wir aber bei der Entscheidung der Frage von dem Inschriftstein absehen, so bleibt die Möglichkeit offen, daß die ‚Aphrodite' erst von dem jüngeren Kallias geweiht,[133]) also von dem jüngeren Kalamis verfertigt war. In dem reichbewegten Lebenslauf dieses jüngeren Kallias würde es an Ereignissen nicht gefehlt haben, die ihm zur Aufstellung einer Aphroditestatue hätten Anlaß geben können.

Den Versuch aber, durch Identification dieser Aphrodite mit der ‚Sosandra' weitere Aufschlüsse über das Anathem des Kallias zu gewinnen, wird man, glaube ich, ablehnen müssen.[134]) Unser Wissen von der ‚Sosandra, des Kalamis beruht bekanntlich ausschließlich auf einigen Stellen des Lukian. In dem Dialog **Εἰκόνες**, in dem versucht wird, mit Hilfe berühmter Frauenbilder eine Vorstellung von der Schönheit der Smyrnäerin Panthea (der Geliebten des Kaisers Verus) zu geben, wird neben der knidischen Aphrodite, der Aphrodite ἐν κήποις, der Athene Lemnia und der Amazone des Phidias auch die ‚Sosandra' des Kalamis herangezogen.[135]) Und ein zweites Mal wird dieselbe ‚Sosandra' in den Hetärendialogen 3, 2 als ein Musterbild weiblicher Schönheit genannt.[136]) Aber der Umstand, daß für diese ‚Sosandra' ebenso wie für die Aphrodite des Kallias die Akropolis als Standort bezeugt ist, reicht doch nicht aus, um die Identität der beiden Statuen zu erweisen, solange der Beiname ‚Sosandra' für Aphrodite nicht belegt oder wenigstens glaubhaft gemacht werden kann. Der geistreiche Versuch, den Übernamen gerade für eine vom älteren Kallias geweihte Aphrodite-

[133]) Dieser Kallias, der schon 421 von Eupolis verspottet worden war, ging 371 als Gesandter nach Sparta und war noch 358/7 am Leben; vgl. Kirchner, Prosopogr. Att. I 7826.

[134]) Die ältere Literatur über diese Frage ist bei Blümner im Commentar der Hitzigschen Pausaniasausgabe I 254 verzeichnet.

[135]) § 4: Ἐκεῖνο μέν γε, ὦ Πολύστρατε, οὐκ ἐξερήσομαί σε εἰ πολλάκις ἐς τὴν ἀκρόπολιν ἀνελθὼν καὶ τὴν Καλάμιδος Σωσάνδραν τεθέασαι; vgl. § 6 (unten Anm. 146.)

[136]) ἡ Θαΐς δὲ ἀναστᾶσα ὠρχήσατο πρώτη ἀπογυμνοῦσα ἐπὶ πολὺ τὰ σφυρὰ ὡς μόνη καλὰ ἔχουσα . . . . . . Δίφιλος δὲ ὑπερεπῄνει τὸ εὔρυθμον καὶ τὸ κεχορηγημένον, καὶ ὅτι εὖ πρὸς τὴν κιθάραν ὁ πούς καὶ τὸ σφυρὸν ὡς καλὸν καὶ ἄλλα μυρία, καθάπερ τὴν Καλάμιδος Σωσάνδραν ἐπαινῶν, ἀλλ' οὐχὶ Θαΐδα, ἣν καὶ σὺ οἶσθα συλλουομένην ἡμῖν οἵα ἐστί.

statue erklärlich erscheinen zu lassen,[137]) kann jetzt, wo die Zuweisung der ‚Aphrodite' an den älteren Kallias nicht mehr als gesichert betrachtet werden darf, nicht zum Ausgangspunkt weiterer Vermutungen gemacht werden, zumal die Annahme bedenklich wäre, daß ein auf Grund intimer Familiengeschichte in der Perserzeit entstandener Übername erst bei Lukian, da aber wie etwas Allbekanntes auftauchte, während er bei Pausanias gar nicht erwähnt sein würde.

Müssen wir uns also für die Beurteilung der ‚Sosandra' auf die Bemerkungen Lukians beschränken, so werden wir zunächst versuchen müssen, die Persönlichkeit, die unter dem Namen ‚Sosandra' sich birgt, festzustellen. Da Lukian in der Verteidigungsschrift ὑπὲρ τῶν εἰκόνων (13 und 18) sich gegen den Vorwurf wehrt, die Panthea den Göttinnen Aphrodite, Hera und Athene gleichgesetzt zu haben (vgl. Anm. 144), so hat Friederichs[138]) in der Meinung, daß an der vorher angeführten Stelle des ersten Dialogs (εἰκόνες 4) eine ‚Hera' genannt sein müsse, die ‚Sosandra' als Hera erklärt. In Wirklichkeit bezieht sich aber jene Erwähnung der Hera in der Verteidigungsschrift (die den Gesamtinhalt der früheren Schrift berücksichtigt) auf eine andere Stelle der Εἰκόνες § 7, wo unter den Gemälden, die dem Schönheitsideal ihre Farben leihen sollen, an erster Stelle die ‚Hera' des Euphranor steht.[139]) Es ist aber ein Zirkelschluß, wenn man erst die ‚Sosandra' für eine Göttin erklärt und dann eine der Göttinnen, die in der Verteidigungsschrift genannt sind, zur Deutung der ‚Sosandra' heranzieht, während diese doch, wenn sie kein Götterbild war, in der Verteidigungsschrift überhaupt nicht berücksichtigt werden konnte. Und mit welchem Rechte durfte Lukian erwarten, daß man dieselbe Statue des Kalamis, die in der ersten Schrift zweimal ‚Sosandra' genannt wird, in der zweiten Schrift unter dem Namen ‚Hera' wiedererkennen würde? Der Name ‚Sosandra' ist für Hera so wenig wie für Aphrodite bezeugt.[140])

Wenn als ‚Retterinnen' Artemis, Kore, Athene gefeiert werden, so käme als ‚Männererretterin' nach attischen Vorstellungen wohl in erster Linie Athene in Betracht und so ließe sich denken, daß etwa Athena Nike in dem Epigramm

[137]) Benndorf, Festschr. zur 50jähr. Gründung des archäolog. Instit. zu Rom 1879 S. 45.

[138]) Praxiteles 25; vgl. Blümner, Archaeolog. Studien zu Lukian 8; Weizsäcker, Jahrb. f. Philol. 133 (1886) S. 19.

[139]) Vgl. Michaelis, Arch. Zeitung 1864 (XXII) S. 190.

[140]) Petersen (Nuove Memorie d. Inst. 99; Röm. Mitt. VII 59) will die Sosandra nicht für die Aphrodite des Kallias, sondern für die Aphrodite Pandemos (in dem Heiligtum am Burgaufgang, Paus. I 22, 3) halten; aber sein Hinweis auf Philemon (Athen. XIII 569e, II 479 Kock), der die solonische Ordnung des Hetärenwesens ein δημοτικὸν πρᾶγμα καὶ σωτήριον nannte, dürfte kaum ausreichen, um das Epitheton ‚Sosandra' glaubhaft erscheinen zu lassen. Vgl. Blümner a. a. O. S. 10.

einer Votivstatue gelegentlich diesen Beinamen erhalten hätte;[141]) aber für die Statue des Kalamis scheint die Deutung auf Athena dadurch ausgeschlossen, daß die ‚Sosandra' nicht ἀκατακάλυπτος war (Luk. εἰκ. 6), also wohl Schleier oder Obergewand über das Hinterhaupt gezogen hatte, ein Motiv, das auch der andern göttlichen ‚Retterin', die noch in Betracht kommen könnte, der Artemis, schlecht anstehen würde.[142])

Solange in all den so zahlreichen cultgeschichtlichen Zeugnissen auch nicht ein einziges Mal Σωσάνδρα als Beinamen einer Göttin nachweisbar ist, müssen wir es als wahrscheinlich ansehen, daß auch die Zeitgenossen Lukians bei diesem Namen nicht an eine Göttin, sondern eben nur an eine ‚Sosandra' genannte Frau aus menschlichem Kreise denken konnten. Als Personennamen ist Σωσάνδρα nicht nur durch den Männernamen Σώσανδρος und durch sinnverwandte Frauennamen, wie Σωπάτρα, Σωστράτη, Σωσινίκη genügend gesichert, gerade für Athen können wir wenigstens eine Sosandra (um 100 v. Chr.) noch nachweisen, Bull. de corr. hell. XI 262 (Kirchner, Prosopogr. 13.159). Wenn man bedenkt, wie gering die Zahl der uns bekannten Frauen im Vergleich zu der der Männer ist, so wird man die Annahme erlaubt finden, daß der Name Sosandra ebenso häufig war, wie der entsprechende Männername Sosandros, zumal sich auch unter dem Kurznamen Σωσώ manche Sosandra bergen könnte. Wir werden also auch die Statue des Kalamis, wenn nicht schwerwiegende Gründe dies verbieten sollten, nach einer solchen Frau des menschlichen Kreises benannt glauben.[143])

Nun hat allerdings Petersen (Nuove memorie d. Inst. 100), dem sich Blümner (a. a. O. S. 8) und Weizsäcker (a. a. O. S. 20) angeschlossen haben, geglaubt, aus einem Hinweis Lukians ὑπὲρ εἰκόνων 23 erschließen zu können, daß die ‚Sosandra' ein Goldelfenbeinbild gewesen sei, also schon durch das Material als Götterbild sich erweise; da nämlich Lukian sagt: οὐ θεαῖς σε, ὦ βελτίστη, εἴκασα, τεχνιτῶν δὲ ἀγαθῶν δημιουργήμασι, λίθου καὶ χαλκοῦ ἢ ἐλέφαντος πεποιημένοις, so müsse eine der in der Lobschrift genannten Statuen aus ‚Elfenbein' verfertigt sein; das könne aber nur die ‚Sosandra' gewesen sein, da für die anderen mit der Statue des Kalamis zu-

[141]) Vgl. Soph. Phil. 134: Νίκη τ' Ἀθηνᾶ Πολιάς, ἣ σῴζει μ' ἀεί; IG II 677 I 26: Νίκη Σώτειρα (366/5 vgl. Lehner, Athen. Schatzverz. 58); Le Bas-Waddington III 2778 (Dittenberger, Orientis gr. inscr. 17): Ἀθηνᾷ Σωτείρᾳ Νίκῃ (erste Ptolemäerzeit).

[142]) Σωσάνδρα ist bei Steph. Byz. als Name einer kretischen Insel überliefert, auf der einst die Männer von Lyktos Rettung fanden. Studniczka (Kyrene 44) hat in der Voraussetzung, daß die Insel nach einem Götternamen benannt sein dürfte, vermutet, daß ‚Sosandra' ein Beiname der brauronischen Artemis gewesen sei — Annahmen, für die ich keine ausreichenden Gründe sehe.

[143]) Ich will nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß die Deutung der Sosandra-Figur als Göttin sich auf Umwegen in der Art aufrecht erhalten ließe, daß man voraussetzte, es sei im Volksmund der Name der Weihenden (Sosandra) auf das Bild der geweihten Göttin übertragen worden.

sammen genannten Statuen feststehe, daß sie aus Marmor und Erz waren. Aber die Annahme, daß jedes einzelne Wort des zweiten Dialogs unter so sorgfältiger Bedachtnahme auf die Sätze des ersten Dialogs gewählt sei, wird man bei einer rhetorischen Zusammenstellung der künstlerisch verarbeiteten Materialien um so weniger wahrscheinlich finden, als in Lukians Phraseologie ‚Goldelfenbein‘ sich automatisch dort einzustellen pflegt, wo er von Götterbildern spricht, vgl. Gall. 24, Quom. hist. conscrib. sit 51, wo von Goldelfenbeinbildern des Myron und Praxiteles die Rede ist, von denen sonst kein Zeugnis meldet.

Prüfen wir aber den sonstigen Zusammenhang, in dem die ‚Sosandra‘ des Kalamis bei Lukian genannt wird, so finden wir nichts, was uns nötigen würde, die Statue als Götterbild aufzufassen. Lukian vergleicht ja, wie er selbst erklärt, die Schönheit der Panthea nicht mit der Schönheit der Göttinnen, sondern mit der Schönheit der in Kunstwerken dargestellten Frauen, unter denen natürlich Göttinnen einen hervorragenden Platz einnehmen. Aber neben den Bildern der Göttinnen wird auch die ‚Amazone‘ des Phidias, die ‚Kassandra‘ des Polygnot, die ‚Pankaspe‘ des Apelles, die ‚Rhoxane‘ des Ätion für die Zusammensetzung der Idealschönheit herangezogen. Und schon oben ist darauf hingewiesen worden, daß an der Stelle der Verteidigungsschrift (18),[144]) die auf den Vergleich der Panthea mit Göttinnen hinweist, die Knidierin und die Gartenaphrodite, Hera und Athene, nicht aber Sosandra genannt sind.[145]) Aus welchen Gründen aber Lukian die Porträtstatue einer Frau für seine Idealschönheit mitverwertete, läßt sich aus den Einzelheiten, die er dem Bilde der Sosandra entlehnt,[146]) noch erraten.

Da die Panthea nach Höflingspflicht nicht nur als Ausbund körperlicher Schönheit sondern auch als Muster von Keuschheit, zugleich aber auch in ihrer Gesamterscheinung als Inbegriff höchster Grazie in Schritt und Gewandung geschildert werden sollte, so konnte für ihr Bild die nackte Aphrodite von Knidos, der nach Laienurteil die nötige *αἰδώς* nicht zugesprochen werden konnte, ebensowenig ausreichen, wie die altmodisch gekleideten Göttinnen des fünften Jahrhunderts, die in Tracht und Haltung von den Frauen der späteren Kaiserzeit doch allzusehr verschieden waren. Nach beiden Richtungen konnte da die ‚Sosandra‘ aushelfen; sie zeigte nicht nur ein ehrbar unschuldvolles Lächeln, sie war auch mit einer züchti-

[144]) ὑπὲρ δὲ οὗ χρὴ ἀπολογήσασθαι, τοῦτό ἐστιν, ὅτι τῇ ἐν Κνίδῳ καὶ τῇ ἐν Κήποις καὶ Ἥρᾳ καὶ Ἀθηνᾷ τὴν μορφὴν ἀναπλάττων εἴκασα vgl. § 23, wo die Athene des Phidias und die Aphrodite von Knidos genannt werden.

[145]) Vgl. Bursian in Ersch u. Grubers Realencyclopädie 82 S. 419[95].

[146]) Elx. 6: ἡ Σωσάνδρα δὲ καὶ Κάλαμις αἰδοῖ κοσμήσουσιν αὐτὴν καὶ τὸ μειδίαμα σεμνὸν καὶ λεληθὸς ὥσπερ τὸ ἐκείνης ἔσται, καὶ τὸ εὐσταλὲς δὲ καὶ κόσμιον τῆς ἀναβολῆς παρὰ τῆς Σωσάνδρας, πλὴν ὅτι ἀκατακάλυπτος αὕτη ἔσται τὴν κεφαλήν.

gen Gewandung angetan, deren Wurf einigermaßen der ‚Anabole‘, wie sie Panthea beliebte, vergleichbar war. Wenn aber die Statue des Kalamis solchen Anforderungen genügen konnte, dann werden wir dazu geführt, sie uns eher nach dem Bilde einer Gewandstatue des vierten Jahrhunderts, als im Typus einer Vesta Giustiniani, wie man wohl vermutet hat, oder gar einer archaischen Akropolisfigur zu denken. Eine solche Ἀτθὶς ὑπόσεμνος (Philostr. Imag. I 29) des vierten Jahrhunderts, die als Musterbild keuscher Schönheit berühmt geworden war, würde auch in jener zornigen Rede der Hetäre Philinna (dial. meretr. 3, 2) gut am Platze sein als Gegenpol zu der Hetäre Thais.[147])

Unvermerkt sind wir so zu demselben späteren Zeitansatz für die Sosandra gekommen, auf den uns auch schon die Deutung der Statue als Porträtfigur verwiesen hat. Denn so vereinzelt eine Frauenstatue des älteren Kalamis im zweiten Viertel des fünften Jahrhunderts auf der Akropolis gewesen sein würde, sowenig hätte eine Porträtstatue des jüngeren Kalamis aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts etwas Auffälliges.[148]) Am nächsten läge es wohl, dabei an die Statue einer Priesterin zu denken, zu der die ‚cliduchos eximia forma‘ des Euphranor (Plin. 34, 77) in jeder Beziehung ein Gegenstück bilden würde. Und endlich ließe es sich bei dieser Auffassung der ‚Sosandra‘ auch auf das beste verstehen, daß Pausanias, den das Gegenständliche an den Bildwerken mehr als das Künstlerische interessierte, die ‚Sosandra‘ ebenso wie andere Porträtstatuen unberühmter Leute übergangen hat.

Das Bild, das wir auf dem Umweg dieser umständlichen Betrachtung von der ‚Sosandra‘ gewinnen würden, stimmt freilich schlecht mit dem, was als communis opinio in unseren kunstgeschichtlichen Handbüchern über den Stil dieser Statue vorgetragen zu werden pflegt. Seit H. Brunn (Künstlergesch. I 130) haben wir uns daran gewöhnt, Lukians Urteil über die ‚Sosandra‘ als zutreffende Charakteristik eines Kunstwerkes anzusehen, das seiner Stilstufe nach den Werken eines Perugino, Francia oder Mino da Fiesole entsprochen habe, und wir pflegen eben um dieser ‚Sosandra‘ willen Lukian unser besonderes Compliment zu machen, weil er, unsere Geschmacksrichtung vorwegnehmend, die Reize des antiken Quattrocento zu würdigen verstand. Aber die Worte, mit denen Lukian die ‚Sosandra‘ kenn-

[147]) Vgl. Anm. 136. Ob man aus der dort geschilderten Action der Thais auch für ‚Sosandra‘ ein ‚fußfreies‘ Gewand erschließen darf oder ob Sosandra nur allgemein als Typus eines schönen und züchtigen Weibes genannt wird, mag hier unentschieden bleiben.

[148]) Von der Mutter des Isokrates und ihrer Schwester standen εἰκόνες auf der Burg (Vit. X oratt. 839 D). Ungefähr in die gleiche Epoche gehört die ‚Lysimache‘ des Demetrios (Plin. 34. 76; IG II 1376). Aus etwas späterer Zeit stammen die Frauenstatuen des Euphranor (Plin. 34, 77) und Sthennis (Plin. 34, 90).

zeichnet, enthalten in Wahrheit nichts, was uns an die ‚herbe Grazie‘ vorphidiasscher Zeit zu denken nötigen würde, sie berühren sich vielmehr auf das nächste mit den Ausdrücken, in denen derselbe Lukian (Amor. 13) die praxitelische Aphrodite preist, vgl. μειδίαμα σεμνὸν καὶ λεληθός .... τὸ εὔρυθμον καὶ κεχορηγημένον καὶ τὸ σφυρὸν ὡς καλόν (bei Sosandra) — ὑπερήφανον καὶ σεσηρότι γέλωτι μικρὸν ὑπομειδιῶσα. πᾶν δὲ τὸ κάλλος αὐτῆς ἀκάλυπτον .... πλὴν ὅσα τῇ ἑτέρᾳ χειρὶ τὴν αἰδῶ λεληθότως[149]) ἐπικρύπτειν ... μηροῦ τε καὶ κνήμης ἐπ' εὐθὺ τεταμένης ἄχρι ποδὸς ἠκριβωμένοι ῥυθμοί (bei Aphrodite).

Man mag immerhin darüber hinwegsehen, daß Lukian eine ‚Quattrocentisten‘-Schönheit mit Werken, die 50 und mit anderen, die 100 Jahre später entstanden sind, zu einer neuen Schönheitseinheit zusammenfließen ließ, da die Vorstellung, daß eine Idealschönheit aus vielen Einzelschönheiten sich zusammensetzen ließe, auch für die besten Köpfe des Altertums nichts Anstößiges hatte. Aber es läßt sich wohl nicht leugnen, daß die Durchführung dieses Gedankens bei Lukian nur gewinnen würde, wenn die ‚Sosandra‘, die mit Werken der reifen phidiasschen und der praxitelischen Epoche zusammengebracht wird, nicht als ein Werk vormyronischer Zeit, sondern als eine Schöpfung jener Epoche anzusehen wäre, die von Alkamenes zu Praxiteles hinüberleitete.

An dieser Stelle müssen wir uns auch mit dem zweiten antiken Kunsturteile auseinandersetzen, das die Modernen ihren Vorstellungen über die Sosandra zugrunde zu legen pflegen, dem Urteile, das Dionysius von Halikarnass (de Isocr. 3, I p. 59 Usener) gelegentlich einer Würdigung des Isokrates und Lysias über Kalamis abgibt. Dionysius führt aus, daß Isokrates an χάρις dem Lysias nachstehe, an hohem Schwung und Würde ihm überlegen sei: θαυμαστὸν γὰρ δὴ καὶ μέγα τὸ τῆς Ἰσοκράτους κατασκευῆς ὕψος, ἡρωικῆς μᾶλλον ἢ ἀνθρωπίνης φύσεως οἰκεῖον. δοκεῖ δή μοι μὴ ἀπὸ σκοποῦ τις ἂν εἰκάσαι τὴν μὲν Ἰσοκράτους ῥητορικὴν τῇ Πολυκλείτου τε καὶ Φειδίου τέχνῃ, κατὰ τὸ σεμνὸν καὶ μεγαλότεχνον καὶ ἀξιωματικόν· τὴν δὲ Λυσίου τῇ Καλάμιδος καὶ Καλλιμάχου τῆς λεπτότητος ἕνεκα καὶ τῆς χάριτος· ὥσπερ γὰρ ἐκείνων οἱ μὲν ἐν τοῖς ἐλάττοσι καὶ ἀνθρωπικοῖς ἔργοις εἰσιν εὐτυχέστεροι τῶν ἑτέρων, οἳ δ' ἐν τοῖς μείζοσι καὶ θειοτέροις δεξιώτεροι, οὕτως καὶ τῶν ῥητόρων ὁ μὲν ἐν τοῖς μικροῖς ἐστι σοφώτερος, ὁ δ' ἐν τοῖς μεγάλοις περιττότερος.

Man hat bisher in dem hier mit Lysias verglichenen Kalamis denselben Künstler gesehen, dessen Werke Cicero ‚dura illa quidem, sed tamen molliora quam Canachi‘ nennt, während ihnen bei Fronto die ‚lepturga‘ des Polyklet

[149]) Wenn das Beiwort auch zunächst auf die Bewegung der Hand sich bezieht, so erhält es seinen vollen Sinn doch erst durch den entsprechenden Ausdruck des Gesichtes.

geradezu als Gegensatz gegenübergestellt werden (vgl. S. 223 f.). Und natürlich muß sich ja jedem zunächst die Annahme aufdrängen, daß der römische wie der griechische Rhetor den gleichen Kalamis im Auge haben; aber zwingende Kraft würde diese Voraussetzung nur dann haben, wenn sich wahrscheinlich machen ließe, daß beide Schriftsteller aus der gleichen Quelle geschöpft haben. Und tatsächlich hat man einen Kunstschriftsteller oder einen Rhetor aus dem pergamenischen Gelehrtenkreise als solches gemeinsames Vorbild ansetzen wollen.[150]) Aber zwischen dem, was Cicero, und dem, was Dionysius über Kalamis aussagt, gibt es keinerlei Berührungspunkt. Und so wenig wie bei Cicero (vgl. S. 223) ist bei Dionysius Anlaß, das Urteil über Kalamis auf einen ‚pergamenischen Kanon‘ zurückzuführen. Schien uns bei Ciceros Erwähnung des älteren Kalamis Rücksichtnahme auf römische Verhältnisse wahrscheinlich, so liegt es bei Dionysius, der so viele Lehrmeinungen von Theophrast und seiner Schule übernommen hat, gewiß am nächsten, auch die Vergleiche zwischen Künstlern und Rednern auf einen Vorgänger aus dem Kreise der athenischen Rhetoren zurückzuführen, zumal auch die Erwähnung des Kallimachos, für den die Athener den Namen des κατατηξίτεχνος geprägt haben,[151]) in gleiche Richtung zu weisen scheint.[152]) Wenn uns damit das Recht und die Pflicht erwächst, die Stelle des Dionysius zunächst nur aus ihrem eigenen Zusammenhang heraus zu beurteilen, so wird es nicht mehr als unmittelbar einleuchtend hingestellt werden können, daß Dionysius, der uns — sei es aus eigenem, sei es aus fremdem Urteile — so manches treffende Wort zur Charakteristik der Redner übermittelt hat, die in sicherer Natürlichkeit und Freiheit sich bewegende Rede des Lysias gerade der noch vielfach gebundenen und stilisierenden Vortragsweise eines ‚vormyronischen‘ Meisters gleichgesetzt haben müsse.[153])

Ich weiß nicht, ob ein Gräcist von heutzutage geneigt sein würde, den Stil des Lysias der Stilstufe des Omphalos-Apollon oder des Casseler Apollon

[150]) Robert, Archäol. Märchen 54.

[151]) Vitruv IV 1, 10 vgl. Plin. 34, 92; Paus. I 26, 6. Den Ausdruck κατατήκειν . . τὰς τέχνας verwendet Dionysius, de vi Demosthenis 51 p. 1114.

[152]) Mit dem von Vitruv übermittelten athenischen Urteil, in dem die ‚elegantia et subtilitas‘ des Kallimachus in lobendem Sinne erwähnt ist, deckt sich offenbar die Ansicht des Dionysius; ‚subtilis atque elegans‘ ist ja auch Lysias (Cic. Brut. 35). Von einem Übermaß des Fleißes bei Kallimachus spricht in tadelndem Sinn der Gewährsmann des Plinius 34, 92: emendatum opus, sed in quo gratiam omnem diligentia abstulerit.

[153]) Wenn Dionysius (de Isaeo 4 p. 591) den Lysias κατὰ τὴν ἁπλότητα καὶ τὴν χάριν den ‚älteren Bildern‘, den Isäus aber ταῖς τε ἐκπεπονημέναις τε καὶ τεχνικωτέραις γραφαῖς vergleicht, so darf man nicht vergessen, daß als ἀρχαῖαι γραφαί nicht die ‚archaischen‘ Gemälde unserer Terminologie, sondern die gesamten älteren Malwerke (auch noch die eines Zeuxis und Timanthes vgl. Cic. Brut. 18, 70) bis zur Epoche der ‚Licht- und Schattenmalerei‘ bezeichnet werden.

gleichzustellen; ob ihm nicht vielleicht, um die schlichte Anmut und die einfache, aber scharf zutreffende Charakteristik des Lysias zu erläutern, ein Hinweis auf Werke wie die Eirene des Kephisodot oder die Grabreliefs des frühen vierten Jahrhunderts näherliegen würde. Und auch für Cicero darf man, wenn man seine Urteile über Lysias liest, bezweifeln, ob er Lysias gerade mit dem älteren Kalamis in Parallele gestellt hätte.[154]) Wir werden also jedenfalls der Frage, ob bei Dionysius statt des älteren Kalamis nicht vielmehr der jüngere zu verstehen sei, um so weniger ausweichen können, als gerade im Kreise athenischer Schriftsteller die Werke des jüngeren Kalamis mindestens ebensogut bekannt gewesen sein müssen, wie die des älteren.

Hiebei ist namentlich zu erwägen, daß bei Dionysius neben Kalamis noch Kallimachos genannt wird (vgl. S. 247). Man hat eben dieser Zusammenstellung wegen auch Kallimachos früher ziemlich hoch ins fünfte Jahrhundert hinaufgerückt.[155]) Aber die wenigen Nachrichten aus seinem Leben, die chronologisch verwertbar sind, die ,Erfindung' des korinthischen Capitells und die Verfertigung einer Herastatue in dem 427/6 erbauten Tempel von Plataä, weisen nicht über die letzten Jahrzehnte des fünften Jahrhunderts hinauf,[156]) ja, sie lassen es als nicht unmöglich erscheinen, daß die Tätigkeit des Kallimachos in den Anfang des vierten Jahrhunderts herabgereicht habe.[157]) Die antike Auffassung künstlerischer ,Erfindungen' würde die Annahme nicht ausschließen, daß das Verdienst der ,Erfindung' des korinthischen Capitells statt mit einer der Vorstufen, wie sie das Capitell von Phigalia zeigt, vielmehr mit den entwickelten Formen, wie sie an den Tholosbauten von Delphi und Epidauros und gewiß auch an dem Tempel von Tegea zur Verwendung gekommen waren, verknüpft worden sei. Und daß auch die Statue in Plataä erst lange nach 426 entstanden sein könnte, zeigt die Herastatue des Praxiteles, die im gleichen Tempel stand (Pausanias IX 2, 7) und zwischen 386 und 373 verfertigt worden sein dürfte.

[154]) Vgl. Cic. Brut. 35: egregie subtilis scriptor atque elegans, quem iam prope audeas oratorem perfectum dicere. In der Stufenreihe der Bildhauer werden als „pulcriora et iam plane perfecta, ut mihi quidem videri solent" erst die Werke des Polyklet eingeordnet, die von den Werken des älteren Kalamis noch durch die Zwischenstufe des Myron getrennt sind; vgl. S. 223. ,Opus perfectum elegans elaboratum, nennt Cicero (Verr. IV 57, 125) die Sappho des Silanion.

[155]) Vgl. zuletzt Kekule v. Stradonitz, Gött. Anz. 1895 S. 627 f.

[156]) Vitruv IV 1, 10; Paus. IX 2, 7 (s. Thukyd. III 68). Vgl. Furtwängler, Meisterwerke d. griech. Plastik 200 f.; Sitzungsber. Akad. München 1898 I 337. Man kann freilich die Möglichkeit nicht ausschließen, daß die Statue des Kallimachos aus einem älteren Tempel in den Neubau herübergenommen worden ist.

[157]) Für den ,Lychnos' im Tempel der Athene Polias (Paus. I 26, 6) läßt sich aus der Baugeschichte der Akropolistempel ein sicherer Zeitpunkt nicht gewinnen.

Mag man aber die Blütezeit des Kallimachos dreißig Jahre früher oder später ansetzen — zwischen ihr und der Zeit des älteren Kalamis lag jedesfalls die ganze Epoche des Myron und Phidias. Und wenn wir auch gewiß bei dem älteren Kalamis ebensogut ‚Anmut und Feinheit' vorauszusetzen berechtigt sind wie bei Kallimachos, so müssen es doch recht verschiedene ‚Grazien' gewesen sein, die diesen beiden Künstlern eigen waren; die χάρις und λεπτότης des Lysias konnte aber nur entweder der einen oder der andern gleichartig gewesen sein. Dagegen dürfte der jüngere Kalamis nach Zeit und Art dem Kallimachos nahe genug gestanden haben, um ohne Gewaltsamkeit mit ihm zusammen als ein Paar dem Paare: Phidias und Polyklet gegenübergestellt werden zu können. Wie diese wegen des gleichartigen Charakters ihrer prunkvollen Göttergestalten zur Erläuterung isokratischen Stils nebeneinander genannt werden,[158]) so hätte der jüngere Kalamis, den wir als Ciseleur und Verfertiger von Frauenstatuen kennen, neben Kallimachos, dem Künstler des erzenen Lychnos und der ‚tanzenden Lakonerinnen', sehr wohl eine Stelle erhalten können. Daß mit den das Erhabene und Prunkvolle meidenden Reden des Lysias die Werke des jüngeren Kalamis auch nach Auswahl und Auffassung der Bildstoffe besser übereinstimmen als die des älteren Kalamis (des Verfertigers des Apollonkolosses und der Ammonsstatue), soll später noch in anderem Zusammenhange dargelegt werden (vgl. S. 261).

Ich gebe gerne zu, daß alle derartigen Erwägungen nur eine beschränkte Beweiskraft beanspruchen können, da solchen Vergleichen zwischen Bild- und Redekunst nur ein geringer Grad von Bestimmtheit anhaftet und dabei neben dem ‚Stilistischen' auch das Gegenständliche eine wesentliche Rolle spielt. Aber soviel, scheint mir, wird zugestanden werden müssen, daß alles, was Dionysius von Kalamis sagt, mit dem Bilde des jüngeren Kalamis vereinbar wäre. Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Auffassung würde natürlich wesentlich verstärkt, wenn die ‚Sosandra', deren Charakteristik durch Lukian der von Dionysius gegebenen Charakteristik des Kalamis innerlich verwandt scheint, als Werk des jüngeren Kalamis angesehen werden dürfte, wie ich vorher wahrscheinlich zu machen suchte.

Die römische Künstlerinschrift des Kalamis.

Wenn uns sonst so manchesmal eine Künstlerinschrift festen Anhalt für die Lebenslaufbahn eines Künstlers bietet, so haben sich bei der einzigen Künstler-

[158]) Wie aus dem Zusammenhang der Stelle hervorgeht, hatte Dionysius bei der Nennung des Polyklet nur das Goldelfenbeinbild der argivischen Hera im Auge, das Polyklet im Wetteifer mit den Göttergestalten des Phidias geschaffen hatte.

inschrift, die wir von Kalamis besitzen, alle bösen Zufälligkeiten vereinigt, um den chronologischen Wert dieses Zeugnisses zu schmälern. Nicht nur, daß die Inschrift offenbar nicht die ursprünglich dem Originalwerk beigegebene Signatur, sondern eine nachträgliche Aufschrift römischer Zeit ist, ist auch diese römische Inschrift heute weiterer Nachprüfung entzogen, da sie nicht mehr erhalten und nur durch unzureichende Abschriften aus dem siebzehnten Jahrhundert bekannt ist.

Suarez und Spon haben uns die Kunde von einer Gruppe von Künstlerinschriften überliefert, die auf mehreren, bei der porta Latina in Rom gefundenen und in die Villa Mattei verbrachten Bruchstücken eines ‚Frieses' standen.[159]) Ich setze sie, soweit sie sicher überliefert oder zweifellos ergänzt sind, gleich in Umschrift her:

1. Δίων φιλόσοφος Ἐφέσιος | Σθέννις ἐποίει
2. ΛΥΣΙΣΜΙΛΗΣΙΑ | Δημόκριτος ἐποίει [160])
3. Ὑπερίδης ῥήτωρ | [Ζ]ευ[ξ]ιά[δ]ης ἐποίει
4. Τιμόθεος Ἀθην[αῖος] | Πολυκρ[άτης ἐποίει]
5. . . ΤΟΣ Ἱππάσου Πελοπον[νήσιος | Κάλαμις ἐποίει [161])
6. . . ΕΤΑΙΡΑΗΡΟΔΟ | ΣΟΤΕΡΟΣ.

Wir haben es hier offenbar nicht mit den ursprünglichen Inschriften der griechischen Statuenbasen, sondern mit erklärenden Unterschriften zu tun, die den Statuen bei ihrer Wiederaufstellung in Rom beigegeben worden sind. Da in solchen von retrospectiver Gelehrsamkeit beeinflußten Inschriften die Bezeichnung ἑταίρα keinen Anstoß erregen kann, scheint es mir erlaubt, die sechste Inschrift, für die Kaibel keine Deutung in Vorschlag bringt, auf Grund der Nachrichten Tatians [162]) auf eine Hetärenstatue des Künstlers Herodotos (oder

[159]) IG XIV 1149; Loewy, Inschr. griech. Bildhauer 481—485. Die Abschriften des 1677 verstorbenen Suarez in den jetzt vaticanischen Scheden 9140 f. 46 sind zuerst von Kaibel herangezogen worden. Die älteren Publicationen gründen sich auf die Berichte von Spon (Spon et Wheler, Voyages d'Italie 1678 III 138 und Spon, Miscellanea erud. antiquitatis 1685 IV 126 f.). Die sechste Inschrift hat Suarez allein überliefert.

[160]) Die Umschrift Λυσὶς Μιλησία erregt Bedenken, da Λῦσις nur als Männername üblich ist. Sollte in Μιλησία vielleicht der Vatername Μελησίας stecken und in Lysis der berühmte Pythagoräer und Lehrer des Epaminondas zu erkennen sein, dessen Vatername, soviel ich sehe, nirgends überliefert ist? Andernfalls müßte man an einen unbekannten Milesier Lysis denken, der wohl auch als ‚Philosoph' anzusehen wäre, wie der Ephesier Dion. Demokritos, der in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte, hat nach Plin. 34, 87 Philosophenstatuen verfertigt.

[161]) . . ΤΟΣ Suarez, . . ΠΟΣ Spon.

[162]) Contra Graecos 53: Φρύνην τε τὴν ἑταίραν ὑμῖν Πραξιτέλης καὶ Ἡρόδοτος πεποιήκασι. 54: διὰ τί Γλυκέραν τὴν ἑταίραν καὶ Ἀργείαν τὴν ψάλτριαν ὁ Ὀλύνθιος Ἡρόδοτος κατεσκεύασεν; Über die Schreibung Ἡρόδωρος vgl. Loewy S. 83 (103a), S. 171 (232), S. 384 (103a, 112c). Suarez' Abschrift ist nicht zuverlässig genug, um für Ἡρόδοτος gegen Ἡρόδωρος entscheiden zu können.

Herodoros) zu beziehen. In ΣΟΤΕΡΟΣ dürfte ein unterscheidender Zusatz zum Künstlernamen stecken; paläographisch am nächsten läge vielleicht πρότερος, doch wüßte ich in der Terminologie der Kunstschriftsteller dafür keine Analogie, es wäre denn der nicht völlig vergleichbare Ausdruck bei Plin. 34, 87: ‚Cephisodoti prioris‘. So wird man sich lieber für νεώτερος, wozu auch Ad. Wilhelm rät, entscheiden; vgl. Plin. 35, 59 (alius Mikon, qui minoris cognomine distinguitur) und die stadtrömische Inschrift Not. d. scavi 1895 p. 458 (opus Scopae minoris, s. o. S. 214 Anm. 39). Die Inschrift könnte also beispielsweise gelautet haben: [Φρύνη] ἑταίρα Ἡρόδο[τος ἐποίει Ὀλύνθιος ὁ ν]εώτερος.[163])

Die sehr verschiedenartige Berühmtheit der Dargestellten wie der Künstler deutet wohl darauf hin, daß sich die Inschriften auf willkürlich zusammengestellte und vielleicht gemeinsam geraubte Originalstatuen, nicht aber auf planmäßig ausgewählte Copien bezogen. Da die Inschriften 1, 2, 3, 4, 6 sicher zu Porträtstatuen gehörten, so lag es nahe, auch in der Statue des Kalamis eine geschichtliche Persönlichkeit zu suchen. Doch müssen meines Erachtens alle derartigen Erklärungsversuche an der Bezeichnung Πελοποννήσιος scheitern, die in solchen halbgelehrten Inschriften als Heimatsangabe einer geschichtlich bekannten Persönlichkeit unmöglich scheint. Dagegen findet sich die Bezeichnung Πελοποννήσιος in den genealogischen Listen der mythischen Geschlechter. Bei Hygin (XIV 47, 11 Schmidt) lesen wir in der Liste der Argonauten: Iphitus Nauboli filius Phocensis (alii Hippasi filium ex Peloponneso fuisse dicunt).[164]) Es scheint mir kaum zweifelhaft, daß wir eben diesen Iphitos, den Sohn des Hippasos aus dem Peloponnes, auch in der Inschrift . . . . τος Ἱππάσου Πελοπον[νήσιος] zu erkennen haben. Wir haben es bei dieser Namensgebung wohl mit einer der vielen genealogischen Combinationen zu tun, die die Abstammung der Phoker aus dem Peloponnes erhärten sollten. Denn gewiß sind nicht zwei verschiedene Persönlichkeiten namens Iphitos ursprünglich geschieden, sondern es gab nur verschiedene Ansichten über den Vater jenes einen Iphitos, der als Vater des Schedios in der Sagengeschichte der Phoker eine Rolle spielt.

Den Anlaß zu einer statuarischen Darstellung dieses Iphitos, wird man aber nicht in seiner Teilnahme beim Argonautenzug, sondern in seiner Eigenschaft als phokischer Nationalheros zu suchen haben. Da er aber nur genea-

[163]) Man könnte noch an ἕτερος oder δεύτερος, denken. Bei Tatian ist der ‚Herodotos‘, der die Phryne darstellte, vielleicht verschieden von dem ‚Olynthier Herodotos‘, der die Statue der Glykera geschaffen hatte.

[164]) Vgl. Hygin 47 n. 23 (cod. F): Actor Hippasi filius ex Peloponneso. Im Verzeichnis der Argonauten bei Apollodor I 112 werden Ἄκτωρ Ἱππάσου und Ἴφιτος Ναυβόλου genannt.

logische Bedeutsamkeit haben konnte, so wird man seine Statue kaum als Einzelwerk, sondern als Figur in einer größeren Reihe von Heroenstatuen denken dürfen. Wir werden uns dabei des Anathems der Phoker in Delphi erinnern, das die Siege feierte, die von den Phokern in vorpersischer Zeit über die Thessaler errungen worden waren; Pausanias X 1, 10: ἀναθήματα οἱ Φωκεῖς ἀπέστειλαν ἐς Δελφοὺς Ἀπόλλωνα καὶ Τελλίαν τότε τὸν μάντιν[165]) καὶ ὅσοι μαχομένοις ἄλλοι σφίσιν ἐστρατήγησαν, σὺν δὲ αὐτοῖς καὶ ἥρωας τῶν ἐπιχωρίων· ἔργα δὲ αἱ εἰκόνες Ἀριστομέδοντός εἰσιν Ἀργείου; vgl. Pausanias X 13, 6. In einer solchen Gruppe könnte man auch eine Statue des Iphitos sich denken und da Aristomedon schwerlich die zahlreichen Figuren des delphischen Weihgeschenkes allein und ohne Mithilfe anderer Künstler verfertigt haben dürfte, wäre sogar die Möglichkeit zu erwägen, ob nicht die Iphitos-Statue des Kalamis ursprünglich zu der Gruppe des Aristomedon zugehört hatte, in der Zeit des Pausanias aber schon nach Rom entführt worden war. Aber auch abgesehen von dieser Möglichkeit gibt uns die Gruppe des Aristomedon — ähnlich wie die delphische Gruppe der Argiver für die ‚Alkmene' S. 238 — eine gegenständliche Parallele zum ‚Iphitos', die vielleicht chronologisch verwertbar ist.

Leider wissen wir sonst nichts über die Zeit des Aristomedon. Pausanias war offenbar der Meinung, daß die Gruppe des Aristomedon aus derselben Zeit stammte, wie die von Chionis und Diyllos verfertigte Gruppe des ‚Dreifußstreites zwischen Apollon und Herakles' (Paus. X 13, 7), die von den Phokern nach den Siegen über die Thessaler zwischen 500 und 480 nach Delphi geweiht worden war.

Da aber Herodot VIII 27, der dieselben Ereignisse berichtet, nur von der Weihung des „Dreifuß-Streites" weiß und ein Doppelweihgeschenk aus gleichem Anlaß in vorpersischer Zeit sehr unwahrscheinlich ist, so drängt sich die Vermutung auf, daß die Gruppe des Aristomedon erst einer späteren Zeit angehörte.[166]) Man könnte daran denken, daß das Anathem in nachpersischer Zeit geweiht worden sei, etwa als Gegenstück zu der phidiasschen Gruppe der attischen Heroen (Paus. X 10, 1). Aber für die Zusammenstellung von Einzelfeldherren, Sehern,[167])

[165]) Über die Überlieferung des Textes vergl. Sauer, Anfänge der statuar. Gruppe 17 Anm. 65, der τὸν τότε μάντιν zu schreiben vorschlägt.

[166]) Zu Delphi stand zudem noch ein anderes Anathem der Phoker ἀπὸ Θεσσαλῶν (Paus. X 13, 4: „Apollon, Athene, Artemis"), das wohl auch noch vorpersischer Zeit entstammte. Zur gleichen Zeit, wie der ‚Dreifußstreit' in Delphi, war nach Herodot VIII 27 auch in Abai ein ähnliches Anathem aufgestellt worden, vielleicht die von Pausanias X 35, 4 erwähnten Statuen von Apollon, Leto und Artemis; vgl. Sauer, Anfänge d. statuar. Gruppe 15[52], 27[105].

[167]) Ein frühes Beispiel für die Weihung der Statue eines Sehers, der sich um den Schlachtensieg verdient gemacht hat, gibt die Statue des Tolmides Paus. I 27, 5.

Heroen und Apollon findet sich sonst kein früheres Beispiel als das delphische Anathem des Lysander, so daß man auch das Phokerweihgeschenk am liebsten als ein Anathem aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts ansehen würde, das unter dem Bilde der Großtaten der Vorzeit die siegreiche Tapferkeit der Phoker und ihren Gegensatz zu den Thessalern in Erinnerung bringen sollte; vgl. Furtwängler, Sitzungsber. Akad. München 1901 S. 409; Pomtow, Arch. Anz. 1902 S. 83.

Aber auch unabhängig von der Ansetzung der Aristomedongruppe dürfen wir wohl sagen, daß eine Gruppe, in der die Iphitosstatue eine Stelle finden konnte, einen so ausgeprägten ‚genealogischen' Charakter hatte, wie er erst im vierten Jahrhundert denkbar ist. Die S. 237 besprochenen Gruppen der Arkader und Argiver (Paus. X 9, 5; 10 4) aus der Zeit um 370/360 geben die besten Analogien für die Statue des wesenlosen ‚Vaters des Schedios', die wir demnach dem jüngeren und nicht dem älteren Kalamis werden zuweisen müssen.[168])

Daß wirklich die Phoker auch noch während der Zeit des ‚heiligen Krieges' durch die Aufstellung solcher figurenreicher Gruppen ihren ruhmredigen Patriotismus betätigt haben, dafür gibt einen weiteren Beleg die von Bourguet besprochene delphische Inschrift Bull. de corr. hell. XXII 321 Z. 42, in der unter dem Archontat des Kleon (343/2) folgende Ausgaben verzeichnet sind: Εὐκράτει τὰ βάθρα ἐξαγαγεῖν τὰ Ὀνυμάρχου καὶ Φιλομήλου καὶ τὰς εἰκόνας ἔξος ἱεροῦ δραχμαὶ ὀκτώ, ὀβολοὶ τρεῖς, Κλέωνι τοὺς ἵππους ἀνελεῖν καὶ τοὺς ἀνδριάντας.....[169]) Gehörte aber die Iphitos-Statue des Kalamis zu einem solchen ‚politischen' Anathem der Phoker aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, so würde sich auch verstehen lassen, daß hier Iphitos als Nachkomme eines ‚Peloponnesiers' bezeichnet war, womit gewissen actuellen politischen Beziehungen Rechnung getragen werden mochte.

Aus Delphi könnte, soweit ich sehe — ohne die geschichtlichen Verhältnisse für die einzelnen Persönlichkeiten genauer untersucht zu haben — mit der Iphitos-Statue auch die ganze Gruppe der anderen in Rom mit ihr gemeinschaftlich aufgestellten Statuen stammen. Und endlich darf, wo entscheidende Argumente fehlen, zugunsten des jüngeren Kalamis noch ein kleines Gewicht auch der Umstand beanspruchen, daß auch diese anderen Statuen, soweit die

[168]) Eine weitere Analogie zu diesen genealogischen Weihgeschenken gibt das Gemälde des Omphalion Paus. IV 31, 12.

[169]) Aus dem Epigramme von Elatea IG IX 130 erfahren wir, daß in der ersten Hälfte oder Mitte des vierten Jahrhunderts die Stadt Elatea dem Poseidon τούσδ' ἡμιθέους σωτῆρας weihte, die Dittenberger als Dioskuren, Paris (Bull. de corr. hell. X 367; Elatée p. 10 f. 223) nicht ohne Wahrscheinlichkeit als Landesheroen erklärte, unter Hinweis auf Phokos, den Sohn des Poseidon. Wir hätten also hier vielleicht ein gleichzeitiges Gegenstück zu der großen Phokergruppe des Aristomedon.

dargestellten Persönlichkeiten (Timotheos, Hyperides) und die Künstler (Demokritos, Sthennis, Zeuxiades, Herodotos?) ein Urteil erlauben, alle in der Zeit zwischen 370 und 330 verfertigt worden sein müssen.

Die kunstgeschichtliche Stellung des älteren und des jüngeren Kalamis.

Die Prüfung der antiken Zeugnisse hat ergeben, daß von den Werken des ‚Kalamis' eine beträchtliche Anzahl dem jüngeren Künstler dieses Namens zugewiesen werden muß, während andere wenigstens mit ebensovielen Wahrscheinlichkeitsgründen für den jüngeren Künstler wie für den älteren in Anspruch genommen werden konnten. Es bleibt uns noch zu untersuchen, inwieweit sich zwischen den bisher einzeln besprochenen Zeugnissen Wechselbeziehungen nachweisen lassen, die für die Zuweisung der Werke bedeutungsvoll sein könnten. Dies wird am besten in der Form geschehen, daß wir versuchen, die im vorhergehenden ermittelten kunstgeschichtlichen Tatsachen zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen und in den Rahmen einer Künstlerbiographie einzufügen.

Dabei wird es sich empfehlen, zunächst noch einmal die Zeugnisse zu verhören, die uns noch für den älteren Kalamis verblieben sind (vgl. S. 217). Wir haben jetzt von diesem Künstler, im Vergleich zu den bisherigen Anschauungen, ein sehr viel bescheideneres, aber auch einheitlicheres Bild gewonnen. Seine Tätigkeit, die in die Zeit von 480 (470) bis 460 (450) fällt, scheint sich ebenso, wie die der anderen großen Erzgießer dieser Epoche, ausschließlich auf Erzguß beschränkt zu haben. Über seine Herkunft klärt uns kein Zeugnis auf. Der Name Κάλαμις, den neuerdings Bechtel als Bezeichnung eines ‚rohrdünnen Gesellen' erklärt,[170]) begegnet in griechischer Zeit je einmal in Akraephia (IG VII 2745: Καλάμμει) und in Thasos (Ath. Mitt. XXII 133 n. 11: Κάλαμις Λεωδίκου),[171]) in römischer Zeit auch in Athen (IG III 61 A III 30 und IG III 1078). Für böotischen Ursprung des älteren Kalamis ließe sich seine Beziehung zu Pindar, für ionische Herkunft (von den Inseln, aus Kleinasien oder Nordgriechenland?) der Auftrag der pontischen Apolloniaten geltend machen.

Mehr als aus dem Namen und der Herkunft, die in dieser Epoche der Frei-

[170]) Griech. Personennamen aus Spitznamen (Abhandl. d. Gesellsch. d. Wiss. Göttingen 1898) S. 16. Früher haben Fick und Bechtel (Die griech. Personennamen² 298) den Namen mit dem in Milet und Colonien nachweisbaren Monatsnamen Καλαμαιών in Zusammenhang zu bringen versucht.

[171]) Dazu kommt der Name Καλαμίσκος in einer Inschrift aus Ormele in Phrygien Bull. de corr. hell. II 56 (CIG III 4366 w) Z. 26. Den Namen Καλαμόδρυς führt ein Athlet aus Kyzikos bei Athen. X 415 e (Fick-Bechtel, Die griechischen Personennamen² 156).

zügigkeit nicht mehr allein über den Schulzusammenhang entscheidet, könnte für die künstlerische Stellung des älteren Kalamis die Tatsache zu lehren scheinen, daß er gemeinsam mit dem Aegineten Onatas an einem und demselben Weihgeschenke beschäftigt war; doch ist eine völlig sichere Basis auch damit nicht gewonnen, da, wie wir sahen (S. 217), die κελητίζοντες des Kalamis in der Gruppe des Hieron eine ganz selbständige Stellung einnahmen und die Mitarbeit des Kalamis an einer zweiten Gruppe des Onatas (der delphischen, vgl. S. 218) nicht gesichert ist. Immerhin ließe sich für die Annahme, daß Kalamis in näherer Beziehung zu den äginetischen Werkstätten stand, auch der Umstand geltend machen, daß Kalamis in der Herstellung von Kolossalstatuen, die von den Aegineten zuerst betrieben worden zu sein scheint (vgl. S. 220), große technische Meisterschaft betätigte.

In seinen Bildstoffen und Motiven bewegt sich der ältere Kalamis durchaus in dem Rahmen der Zeitkunst, so daß wir kaum ein Recht haben, in ihm einen kühnen Neuerer und Erfinder zu sehen. ‚Celetizontes‘ sind schon für Kanachos (Plin. 34, 75) und Hegias (Plin. 34, 78) bezeugt, das Motiv der Akragantiner ‚betenden Knaben‘ (S. 218) ist an olympischen Siegerstatuen dieser Zeit mehrfach,[172]) so wie auch vorher schon, wie es scheint, an der Statue des Milon[173]) nachweisbar. Der kolossale Apollon von Apollonia schließt sich enge an einen durch viele Spielarten vertretenen Typus der vorphidiasschen Zeit an. Und auch der Zeus Ammon wird nicht als eine Neuschöpfung, sondern als eine beabsichtigte Nachahmung eines in Kyrene geprägten Typus aufzufassen sein.[174]) Gewiß ist damit der Stoffkreis des Künstlers nicht erschöpft; soweit aber die sicher bezeugten Werke einen Schluß erlauben, liegt es wohl näher sich den älteren Kalamis als Verfertiger von Athletenstatuen und Bildern männlicher Götter zu denken, denn als Künstler einer Aphrodite oder ‚Sosandra‘.

Wenn ich oben S. 218 die Worte des Pausanias V 25, 5 richtig gedeutet habe, so scheint nach dem Urteile des Altertums besonders in den Knabengestalten die typische Eigenart des Kalamis sich ausgeprägt zu haben. Daß der

[172]) Vgl. die Statuen des Anaxandros und des Diagoras aus Ol. 79/464 (Paus. VI 1, 7; Schol. Pindar Olymp. VII und dazu Robert, Hermes XXXV 194).

[173]) Philostr. Vit. Apollon. IV 28; Paus. VI 14, 5 und dazu Blümner-Hitzigs Commentar II 2 S. 601 f.; vgl. R. v. Schneider, Erzstatue vom Helenenberg (Jahrb. d. kunsth. Samml. d. a. h. Kaiserhauses XV) S. 14.

[174]) Leider wissen wir nicht, wann der von den Kyrenäern geweihte ‚Ammon auf dem Viergespann‘ (Paus. X 13, 5) in Delphi aufgestellt worden ist (etwa in der Zeit der Vertreibung der kyrenäischen Königsdynastie?). Man würde gerne zwischen diesem delphischen ‚Ammon‘ und dem Weihgeschenke des Pindar eine nähere Beziehung annehmen. Über die Ammonstypen des fünften Jahrhunderts, von denen keiner in die Zeit des Kalamis hinaufreicht, vgl. Furtwängler, Statuencopien im Altertum (Abhandl. d. bayr. Akad. XX 1896) S. 563 f.

Künstler auch Pferde vortrefflich darzustellen vermochte, zeigt die olympische Gruppe, in der Hierons Rennsiege verewigt waren.

Aber als den berühmten Pferdedarsteller werden wir in Übereinstimmung mit dem Zeugnisse des Plinius 34, 71 (vgl. S. 216) doch den jüngeren, nicht den älteren Kalamis ansehen müssen, nicht sowohl deshalb, weil bei jenem Weihgeschenk des Hieron die Pferde des Viergespannes, in deren Darstellung die Pferdebildhauer zu allen Zeiten ihr Bestes taten, nicht dem Kalamis, sondern dem Onatas übertragen waren, sondern weil die ‚exacti equi', die Properz (III 9, 10) dem Kalamis nachrühmt (vgl. S. 266), besser zu der Weise des jüngeren Künstlers als zu der des älteren passen, dessen Werke nach Ciceros und Quintilians Urteil (vgl. S. 223) noch weit abstehen von den ‚noch nicht der Wahrheit genügend angenäherten' Werken des Myron und den ‚vollendeten' des Polyklet.

Dieses Urteil der römischen Rhetoren bleibt zunächst unsere einzige Grundlage, wenn wir über den Stil des Künstlers eine Vorstellung gewinnen wollen. Von da ist auch Conze ausgegangen, als er zuerst (Beiträge z. griech. Plastik 1869 S. 19) vor mehr als 30 Jahren den Apollon Alexikakos des Kalamis in dem Apollon vom athenischen Dionysostheater (Friederichs-Wolters 219) vermutete. Heute, wo wir so viele Zwischenstufen der Entwicklung von der Zeit um 500 bis zur Zeit des Phidias kennen gelernt haben, wird man zweifeln dürfen, ob der ‚Apoll vom Theater', der noch durchaus die strengere Formengebung der Perserzeit zeigt,[175]) nicht vielmehr jener älteren Stufe entspricht, als deren Vertreter bei Quintilian Kalon und Hegesias genannt werden, während die nächste Entwicklungsstufe des ‚weniger harten' Kalamis erst in Werken von der Art des Kasseler Apollon zu erkennen wäre.[176]) Daß die Münzbilder von Apollonia, die in dem Stilcharakter der Apollonfigur so stark voneinander abweichen, für sich allein keine ausreichende Vorstellung von dem Stil des Kalamis vermitteln können, solange nicht eine statuarische Copie des Apollonkolosses nachgewiesen ist, habe ich schon S. 222 bemerkt. Da aber neuerdings Versuche gemacht worden sind, Kalamis bis in die Blütezeit des Phidias herabzudatieren, scheint es wichtig, festzustellen, daß weder in jenen Münzbildern noch in den anderweitigen Nach-

[175]) Ich möchte am liebsten das Vorbild des Theater-Apollon in einer Apollonstatue suchen, die unmittelbar nach 480 als Ersatz für eine von den Persern zerstörte Statue — etwa die des Pythion — von einem der hervorragendsten athenischen Künstler (Hegias?) verfertigt worden ist. Über die Wiederholungen des Typus auf Münzen vgl. Winter, Jahrbuch II 235[54].

[176]) Unvereinbar mit der von Quintilian gegebenen Abfolge scheint mir die entgegengesetzte Annahme, daß der Theater-Apollo, der am Ende der archaischen Entwicklung steht, dem Kalamis, der Kasseler oder Mantuaner Apollo aber, die beide das Anbrechen einer neuen Zeit verkündigen, dem Hegias zuzuschreiben wäre.

richten über Kalamis ein Anhaltspunkt gegeben ist, um den Stil des Kalamis noch über die von Cicero bezeichnete Stufe hinaus entwickelt zu denken — daß vielmehr alle Zeugnisse gut zu dem Bilde eines Künstlers passen, der, in den Bahnen eines Hegias und Onatas wandelnd, noch nicht von der genialen Kühnheit und schöpferischen Gestaltungskraft eines Pythagoras und Myron beeinflußt war.

Eine Probe für die Richtigkeit der versuchten Scheidung zwischen dem älteren und jüngeren Kalamis wird sich uns ergeben, wenn die Zeugnisse, die wir von der Charakteristik des älteren Künstlers fernhalten zu müssen glaubten, ihrerseits für das Bild des jüngeren Kalamis sich verwertbar erweisen. Unter Aufrechterhaltung aller der Vorbehalte, die bei den einzelnen Zeugnissen vorher gemacht wurden, sollen dabei auch jene Werke, deren Zuweisung uns noch unsicher erschien, in den Reconstructionsversuch einbezogen werden, um so klar zu machen, inwieweit auch auf dieser breiteren Basis die innere Einheit und Geschlossenheit einer Künstlerindividualität gewahrt erscheint.

Von den Bildwerken, die ich als Arbeiten des jüngeren Kalamis ansehen zu müssen glaubte, würde die Nike Apteros, wenn sie wirklich erst mit der Schlacht von Mantinea zu verknüpfen ist, bis 362 herab, der Dionysos von Tanagra in die Zeit vor 373, höchstens bis 386 hinauf führen, alle anderen Werke aber ließen in den dazwischenliegenden Zeitraum von 385—362 sich ohne Schwierigkeiten einreihen, wozu auch die Tatsache gut sich fügen würde, daß ein Schüler des Kalamis schon um 365 tätig war (S. 205). Wenn demnach die Tätigkeit des jüngeren Kalamis um 385 oder kurz vorher begonnen hat, so paßt dies gut zu der Annahme, daß er der Enkel des älteren Kalamis war.

Leider läßt sich die Reihenfolge der Arbeiten des jüngeren Kalamis in Tanagra, im Peloponnes, in Athen und in Delphi nicht so weit aufklären, daß wir den Ausgangspunkt seiner künstlerischen Tätigkeit feststellen könnten. Möglich, daß schon sein Großvater in Griechenland sich niedergelassen hatte, möglich auch, daß er wie Skopas und Thrasymedes von den Inseln zugewandert und zuerst nach dem Peloponnes gekommen war, wo er zunächst die Einflüsse der polykletischen Schule erfahren haben mochte, bevor er nach Athen kam. Denn daß, wenigstens in der späteren Epoche seines Schaffens, seine Werkstatt sich in Athen befand, wird durch die vielen Beziehungen, die ihn mit Athen verknüpfen, wahrscheinlich.[177]) In die Liste seiner athenischen Werke sind

[177]) Ob man die Tatsache, daß der Name Κάλαμις im Athen der Kaiserzeit auftaucht, mit dem athenischen Aufenthalt des Künstlers in Verbindung bringen oder durch spätere Zuwanderung einer Kalamis-Familie oder etwa gar durch die wiederauflebende Berühmtheit des Künstlernamens (vgl. S. 267) erklären soll, mag dahingestellt bleiben.

ja außer der Eumeniden-Statue und der ‚Sosandra' vielleicht noch die Aphrodite und der Apollon Alexikakos zu stellen. In Athen stand das Vorbild seiner ‚Nike Apteros' (vgl. S. 240), dort war wohl auch die Beziehung zu Praxiteles geknüpft, aus Athen stammt der Schüler des Kalamis, Praxias. Durch die wechselvollen politischen Constellationen dieser Zeit würde sich auch gut erklären, daß ein in Athen ansässiger Künstler nacheinander in dem Dienst so verschiedener Staaten und gerade vielfach auch an delphischen Weihgeschenken[178]) beschäftigt war.

Wie die große Zahl von bedeutenden Aufträgen, die Kalamis übertragen worden sind, so läßt uns das Zusammenarbeiten mit Praxiteles und Skopas und ebenso das Lob, das noch bei Plinius nachklingt, in Kalamis einen hervorragenden Künstler der Zeit erkennen. In der Tat erweist die Liste seiner Bildwerke nicht nur volle Beherrschung der verschiedensten Bildhauertechniken (in Marmor, Erz, Goldelfenbein und Ciselierarbeit), sondern auch eine große Mannigfaltigkeit der künstlerischen Aufgaben: Quadrigen und Bigen, Götter und Helden, Göttinnen und Frauengestalten der Vorzeit, dazu noch (wenn wir die ‚Sosandra' hieher stellen dürfen) weibliche Porträtstatuen.[179])

In der Mannigfaltigkeit wie in der Eigenart der Auswahl hat dieser Stoffkreis in der gleichzeitigen Kunst nahe Analogien. Wenn nach Plinius Kalamis einerseits durch die Quadrigen und Bigen, anderseits durch die Darstellung vornehmer Frauengestalten besonderen Ruhm gewonnen hat, so erinnert uns das an Strongylion, der βοῦς καὶ ἵππους ἄριστα εἰργασμένος (Pausanias IX 30, 1) daneben durch Statuen göttlicher Frauen (Artemis, Amazone, Musen) und ein Knabenbild besonderen Ruhm gewann; noch näher steht aber in seinem ganzen Stoffkreis Euphranor, unter dessen Werken neben Bigen und Quadrigen eine ‚cliduchos eximia forma', eine ‚mulier admirans et adorans' (Plin. 34, 78), jugendliche Götter (Apollon, Dionysos) und Heroen (Paris) bezeugt sind.[180])

Daß uns bei Kalamis neben den Frauengestalten nur jugendliche Männergestalten begegnen, ist gewiß kein Zufall. „Nihil ausus ultra leves genas"

[178]) Delphi als ursprünglicher Standort hat sich uns außer für die Hermione (Paus. X 16, 4) auch für den marmornen Apollon (S. 229), den Iphitos (S. 254) und die Alkmene (S. 238) als möglich ergeben. Aus des Künstlers Beziehungen zu Delphi könnte sich auch der Auftrag erklären, den sein Schüler Praxias beim Neubau des Apollontempels erhalten hat (S. 204).

[179]) Verwandt ist auch der Stoffkreis seines Schülers Praxias, der neben Weihgeschenken für Aphrodite und Artemis (also wohl Bildern dieser Göttinnen) eine Gruppe der Letoiden und Musen (in Delphi) sowie Porträtstatuen verfertigt hat (vgl. S. 203 f.).

[180]) Ich erinnere noch an die Charakteristik des Malers Nikias bei Plinius (35, 130): „qui diligentissime mulieres pinxit" und bei Pausanias (I 29, 15): ζῷα ἄριστος γράψαι τῶν ἐφ' αὑτοῦ (vgl. Plin. 35, 133).

könnte, wie es scheint, auch von ihm gesagt werden. Wie er für Tanagra den Dionysos jugendlich, den Hermes ‚als schönsten der Epheben‘ bildete, so hat er in Sikyon Asklepios unbärtig dargestellt und auch sein ‚Iphitos‘ war gewiß jugendlich.

Und wie jene Frauengestalten durchweg als Gewandfiguren zu denken sind, so scheint Kalamis auch bei seinen jugendlichen Göttern — abgesehen etwa vom Apollon — der gewandeten Erscheinung den Vorzug vor der nackten gegeben zu haben. Wie sein tanagräischer Dionysos (S. 229) vollbekleidet war, so muß auch der Asklepios, wie schon die Goldelfenbeintechnik lehrt, in langes Gewand gehüllt gewesen sein — etwa in der Art der S. 234[118] erwähnten Asklepios-Statuette des Louvre — und auch den Iphitos und den Hermes könnten wir uns leicht in Manteltracht denken.

Wichtiger noch für die Charakteristik des Künstlers, der nicht nur zeitlich dem Praxiteles nahe stand, ist es, daß er in seinen Götterfiguren nicht die überragende Majestät des Göttlichen, sondern die Anmut der dem Menschlichen angenäherten Erscheinung vor allem zur Darstellung zu bringen trachtete. Wie er Dionysos als jugendlichen Jäger, Asklepios als heilkundigen Königssohn auffaßte, so hat er auch Athene nur in ihrer friedlichsten Erscheinungsform als Nike Apteros dargestellt.

Wie weit der Künstler in seinen Gestalten selbständig Neues geschaffen hat, ist mit Sicherheit nicht zu entscheiden. Der Typus des jugendlichen Dionysos in kurzem Chiton, schräg umgelegtem Tierfell und Jagdstiefeln, mit Kantharos in der Rechten, Thyrsos in der Linken, wie ihn die Münzen von Tanagra zeigen (S. 230), ist späterhin auch an anderen Orten nachweisbar.[181]) Man kann daher im Zweifel sein, ob Kalamis der erste Erfinder dieses Typus war oder ob er nur eine Spielart eines älteren Typus[182]) geschaffen hat; doch spricht, soviel ich sehe, nichts gegen die erstere Annahme. Für die künstlerische Neuschöpfung des jugendlichen Asklepios kommt neben Kalamis Skopas in Betracht (vgl. S. 234); wenn aber Skopas, wie es scheint, jünger war als Kalamis, so wird vielleicht auch bei diesem Typus dem Kalamis der zeitliche Vorrang zuzusprechen sein. Zur Be-

[181]) Vgl. die Münzen von Trozen (Iulia Domna) Journ. d'archéol. numismat. VII 372 n. 161 T. XIV, 18 und von Tenea (Iulia Domna) a. a. O. 370 n. 151 T. XIV, 12. Die gleiche Tracht und Haltung hatte der Zeus Philios des jüngeren Polyklet in Megalopolis; vgl. Paus. VIII 31, 4: τὸ ἄγαλμα, Διονύσῳ δὲ ἐμφερές· κόθορνοί τε γὰρ τὰ ὑποδήματά ἐστιν αὐτῷ καὶ ἔχει τῇ χειρὶ ἔκπωμα, τῇ δὲ ἑτέρᾳ θύρσον. κάθηται δὲ ἀετὸς ἐπὶ τῷ θύρσῳ καίτοι <τοῖς> γε ἐς Διόνυσον λεγομένοις τοῦτο οὐχ ὁμολογοῦν ἐστι.

[182]) Der Dionysos von Tanagra trug außer Chiton und Fell auch noch eine Chlamys, eine Einzelheit, die auch bei dem Dionysos des S. 230[94] erwähnten Reliefs wiederkehrt.

urteilung der größeren oder geringeren Eigenart der weiblichen Gewandstatuen fehlt uns bisher die Grundlage. Wie die Nike Apteros für die Mantineer in bewußtem Anschluß an die Athene Nike der Akropolis gebildet war (S. 240), so dürften auch die Eumeniden, wenn auch ihre Kunstgestalt für Athen vielleicht neu war (S. 215), ihr Vorbild in Eumenidenstatuen von Argos oder Sikyon gehabt haben.[183]) Das schließt aber natürlich völlige Selbständigkeit in der Formgebung der Einzelheiten nicht aus.

Wenn wir übrigens die Urteile des Lukian und Dionysius auf den jüngeren Kalamis beziehen dürfen (S. 247), so werden wir das künstlerische Verdienst des Kalamis weniger in der Kraft der Charakteristik und der Neuheit der Motive als in der Schlichtheit der Auffassung und der feinen Anmut der Durchführung zu suchen haben. Daß einer Künstlerindividualität, die an der Darstellung von Epheben und weiblichen Gewandfiguren sich vorzugsweise betätigte, χάρις und λεπτότης in erster Linie eigneten, wird man gerne glauben. Seinen Werken fehlte zwar die eigentliche σεμνότης und μεγαλότης, die Größe und Majestät des Göttlichen, aber es durfte ihnen doch τὸ σεμνόν nachgerühmt werden im Sinne jener bescheideneren Würde, die mit Anmut und vornehmer Gesinnung gepaart ist.[184])

So würde sich auch wohl verstehen lassen, daß ein solcher Künstler, der, allen Pomp vermeidend, zwar die volle Größe des Göttlichen nicht erreichte, aber das Alltägliche und Menschliche in angemessener Schlichtheit und edler Anmut wiedergab, mit dem Redner Lysias verglichen werden konnte. Dem Lysias war ja auch die scheinbar so mühelos erreichte und doch so schwer erreichbare Sorgfalt der Durchführung eigen, die Kalamis im gleichen Grade wie Kallimachos zugesprochen wird. Hierin stimmt das Lob, das die ‚exacti equi' des Kalamis fanden, durchaus mit der Charakteristik bei Dionysius zusammen und dazu fügt sich innerlich auf das beste die Mikrotechnik des Ciseleurs Kalamis, den wir schon aus anderen Gründen mit dem Bildhauer der Quadrigen und der Sosandra identificiert haben.[185])

Scheint sich uns so das Bild einer ausgeprägten und geschlossenen Künstlerpersönlichkeit zu ergeben, so ist auch die Zahl der positiven Anhaltspunkte

[183]) Vgl. die Reliefs von Argos S. 213[34]. Da Pausanias II 11, 4 bezeugt, daß in Sikyon ein Tempel der Eumeniden, nicht bloß wie an anderen Orten ein Hain bestand, so werden wir dort auch Statuen der Eumeniden voraussetzen dürfen.

[184]) So sagt Dionysius Halic. auch von Lysias (dem sonst σεμνότης abgesprochen wird, vgl. o. S. 247), Lys. 3: σεμνὰ καὶ περιττὰ καὶ μεγάλα φαίνεσθαι τὰ πράγματα ποιεῖ τοῖς κοινοτάτοις χρώμενος ὀνόμασι καὶ ποιητικῆς οὐχ ἁπτόμενος κατασκευῆς.

[185]) Dagegen waren wenigstens nach Frontos Urteil (vgl. S. 224), der Kunstweise des älteren Kalamis alle ‚lepturga' völlig fremd. Freilich sind solche Kunsturteile ihrer Einseitigkeit halber, die teils in unzureichender Kenntnis, teils in dem Streben nach rhetorischer Zuspitzung begründet ist, nicht zuverlässig (vgl. S. 266 [191]).

groß genug, um die Erwartung zu rechtfertigen, daß es gelingen müsse, in unserem Statuenbestand Copien nach Werken des jüngeren Kalamis nachzuweisen. Das Münzbild von Tanagra scheint hiefür einen sicheren Ausgangspunkt zu bieten; auch den Asklepios von Sikyon darf man hoffen in den wenigen jugendlichen Asklepiostypen des vierten Jahrhunderts noch aufzeigen zu können.[186]) Und auch die Pferde sowohl wie die Frauenstatuen des Kalamis, die man bisher, ohne zu überzeugenden Ergebnissen zu gelangen, unter den Werken der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts gesucht hat, wird es vielleicht von der neuen chronologischen Basis aus zu finden gelingen.

Ich hoffe aber Billigung zu finden, wenn ich angesichts der Flut haltloser Vermutungen, die schon über die Werke des Kalamis in die Welt gesetzt worden sind, zunächst noch mit dem Versuche zurückhalte, eine Gruppe stilistisch verwandter Werke des frühen vierten Jahrhunderts auf den jüngeren Kalamis zurückzuführen. Statt gleich jetzt auf der neugewonnenen Grundlage der literarischen Überlieferung weiter in die Höhe zu bauen, will ich lieber einer näher liegenden Pflicht genügen und durch nochmalige Einschätzung der literarischen Nachrichten nach ihrer Eigenart und ihrem Zusammenhang die Frage aufzuklären versuchen, wieso es möglich war, daß in der antiken Überlieferung die beiden Träger des Namens Kalamis wirklich oder scheinbar in eins zusammengeflossen sind.

Die Schicksale des Kalamis in der literarischen Überlieferung.

Bei einer ganzen Reihe von homonymen Künstlern fehlt bekanntlich in der antiken Überlieferung jede Scheidung der Namensträger, bei anderen wird zwar an einer oder der andern Stelle ein Hinweis auf die Verschiedenheit von Zeit oder Herkunft der homonymen Persönlichkeiten gegeben, in der Hauptmasse der Nachrichten aber nichtsdestoweniger eine Scheidung nicht durchgeführt; es genügt hiefür an die homonymen Träger der Namen Kanachos, Kalon, Myron, Polyklet, Aristides, Skopas (S. 214) zu erinnern, zu denen noch aus späthellenistischer und römischer Zeit zahlreiche Träger berühmter Künstlernamen sich fügen ließen. Der Nachweis, daß trotz dem Schweigen der Überlieferung unter dem einen Künstlernamen Kalamis zwei verschiedene Künstler

[186]) Bisher schien für diese Asklepiosfiguren nur Skopas in Betracht zu kommen, auf den Amelung den jugendlichen Asklepios (‚Antonius Musa‘) des Vaticans (Katal. der Vatican. Museen I 1, n. 17), Wroth (Journ. of hell. stud. IV 48) die Statuen von Kyrene zurückzuführen suchte. Die kyrenäischen Statuen stellen zwar Aristaios dar (vgl. Furtwängler, Meisterwerke 490), sind aber gewiß von einem Asklepiostypus abgeleitet.

sich bergen, kann sich also auf zahlreiche Analogien stützen. Die neue Anklage aber, die wir im Namen des Kalamis gegen die Unvollständigkeit der Überlieferung erheben müssen, wird reichlich aufgewogen durch die Entlastung, die das Schuldbuch der Überlieferung durch die gleichzeitige Beseitigung der Vermutungen über einen älteren Praxiteles und einen älteren Skopas erfährt.

Was zunächst Pausanias betrifft, so wird mit der Voraussetzung, daß bei ihm unter dem Namen des Kalamis bald der ältere, bald der jüngere Künstler sich berge, dem Periegeten nichts aufgebürdet, was aus seiner Arbeitsweise nicht entschuldbar oder doch erklärbar wäre. In der Ortsüberlieferung sowohl wie in den Künstlerinschriften pflegt ja der Name des Künstlers ohne jeden Zusatz gebraucht zu werden, und so gehört die Unzulänglichkeit der Namensbezeichnung bei Pausanias gewissermaßen auch zu den Kehrseiten des Vorzugs der Autopsie. Für den antiken Periegeten ist — wie für so viele Reisende der Jetztzeit auch — der Künstlername nur eine Etikette, nach der die Neugierde des Beschauers so gut wie nach dem Gegenstand der Darstellung fragt, eine Bürgschaft dafür, daß das Kunstwerk θέας ἄξιον sei. Nur in seltenen Fällen hat sich Pausanias zugleich mit dem Künstlernamen auch eine chronologische Belehrung oder eine stilgeschichtliche Beobachtung durch seinen „Führer" aufdrängen lassen. Wenn er gerade in Olympia auf die stilistische Eigenart des älteren Kalamis aufmerksam gemacht wurde (vgl. S. 218) und nichtsdestoweniger die „Nike Apteros", die ich dem jüngeren Kalamis zugewiesen habe, bespricht, ohne die Verschiedenheit der Künstler zu vermerken, so ist dies nicht erstaunlicher, als wenn er in demselben Abschnitt über Olympia zwar die Existenz eines jüngeren Polyklet VI 6, 2 ausdrücklich berichtet, aber VI 2, 6 doch Polyklet schlechtweg als Künstler einer Statue nennt, deren von Pausanias selbst erzählte Entstehungsgeschichte allein schon ausreichen würde, um den älteren Polyklet auszuschließen.

Wenn wir so bei der Verwertung der Nachrichten des Pausanias allen den Schwierigkeiten gegenüberstehen, die aus der Gleichnamigkeit zweier Künstler zu erwachsen pflegen, ist die Sachlage bei Plinius, der überhaupt nur einen Kalamis, nämlich den jüngeren, zu kennen scheint, wesentlich einfacher. Den Apollonkoloß aus Apollonia erwähnt Plinius zwar, nennt aber nicht den Künstler, doch wohl deshalb, weil ihm dessen Name nicht gegenwärtig war. Bei Xenokrates fehlte, wie es scheint, der Name des jüngeren Kalamis so gut wie der des älteren, da sie bei Plinius weder in der chronologischen Tabelle (34, 49—52) noch in den alphabetischen Listen aufgeführt werden und der jüngere Kalamis im kunstgeschichtlichen Abschnitt erst nachträglich, mit Praxiteles zusammen behandelt

wird. Während somit der ältere Kalamis das Schicksal des Onatas, Glaukias und so vieler anderer archaischer Künstler teilt, die bei Plinius völlig vergessen blieben, hat der jüngere Kalamis — ähnlich wie Kallimachos — aus anderen Quellen seinen Weg zu Plinius gefunden (vgl. S. 210).

Umgekehrt wird bei Cicero und im Anschluß an ihn bei Quintilian und Fronto nur der ältere Kalamis erwähnt. Wenn diese Schriftsteller von Kalamis schlechtweg sprechen, so beweist dies natürlich nichts gegen die Existenz eines jüngeren Kalamis. Denn auch die anderen an jenen Stellen genannten Künstler: Kanachos, Kalon, Myron, Polyklet haben ebensogut wie der ältere Kalamis gleichnamige Doppelgänger. Eine Verwechslung der älteren Künstler mit ihren jüngeren Homonymen war wohl ausgeschlossen, doch hat vermutlich weder Cicero noch Quintilian überhaupt die Existenz jener gleichnamigen Künstler gegenwärtig gehabt. Die auffällige Tatsache aber, daß Cicero von dem älteren Kalamis wie von etwas Allbekanntem spricht, während Plinius diesen Künstler gar nicht nennt, hat ihr Gegenstück darin, daß Plinius sich auch über die anderen in dem gleichen Zusammenhang von den Rhetoren genannten Künstler Kanachos, Hegias und Kalon völlig ununterrichtet zeigt.[187]) Wir haben eben hier zwei unabhängige, aus verschiedenen Quellen gespeiste Ströme der Überlieferung vor uns.

Ich habe oben S. 224 versucht zu erklären, auf welche Weise der ältere Kalamis eine Stelle in den Gemeinplätzen der römischen Rhetoren erobert hat. Nicht um eines berühmten Künstlernamens willen, sondern seiner Kolossalität wegen war der Apollon von Apollonia nach Rom gebracht worden, als ein willkommenes Schaustück für die brutale Prunksucht der Triumphatoren.[188]) In Rom muß aber der Koloß wenigstens in der ersten Zeit seines Erscheinens den Namen seines Verfertigers bekanntgemacht haben, und so sah sich Cicero veranlaßt, gerade diesen Kalamis als Vertreter des Übergangsstils hervorzuheben. Das literarische Vorbild für die Anordnung der Künstler nach Stilstufen fand Cicero gewiß schon bei einem griechischen Rhetor, und seine Urteile über die Künstler der vorpolykletischen Zeit gehen ebenso wie die Quintilians in letzter Linie auf einen späthellenistischen Schriftsteller zurück, der — im Gegensatz zu Xenokrates — ein besonderes Interesse den „Primitiven" der Bildhauerkunst zu-

[187]) Bekanntlich nennt Plinius den Kanachos im alphabetischen Verzeichnis ohne Zeitangabe, den Hegias (34, 49) unter Ol. 83 als Zeitgenossen des Phidias, den Kalon (34, 49) unter Ol. 87 neben Ageladas. Man kann darüber streiten, ob an letzterer Stelle der Äginete oder mit Kalkmann (Quellen der Kunstgesch. des Plinius 41) der Eleer Kalon zu verstehen ist.

[188]) So ist dieser Apollon auch bei Plinius 34, 39 wieder nur seiner Kolossalität, nicht seines Künstlers wegen genannt.

wendete und über Kanachos, Kalon, Kalamis, Onatas, wohl auch über Hegias und Kritios gehandelt haben wird.[189]) Dabei war, wie es scheint, eine Entwicklungsreihe aufgestellt, die vorzugsweise die Erzgießer berücksichtigte und in Polyklet gipfelte.

Plinius dagegen folgt der zu seiner Zeit vorherrschenden Geschmacksrichtung, wenn er von jenen „Primitiven" fast nichts berichtet, dagegen den Künstlern des vierten Jahrhunderts einen breiten Raum gewährt. Ihre literarische Begründung hat diese „akademische" Richtung, die in den Werken des Phidias und Praxiteles die Höhepunkte der Kunst und die Musterbilder der Nachahmung erblickte, vermutlich zuerst in Athen gefunden, wo sie schon in frühhellenistischer Zeit für Theorie und Praxis von Einfluß war und das Urteil weiterer Kreise bestimmt hat. Von Schriftstellern dieser Richtung, die in Athen wirkten oder doch die in Athen befindlichen Kunstwerke vorzugsweise berücksichtigten, wird die Schätzung des jüngeren Kalamis, so gut wie die des Kallimachos (vgl. S. 248[151]) ausgegangen sein. Ich habe schon oben S. 248 versucht, auf solche attische Schriftstellerkreise auch die Ansichten des Dionysius von Halikarnass zurückzuführen. Darnach würde die Schätzung des Lysias und die des jüngeren Kalamis nicht nur äußerlich parallel gehen, sondern aus verwandten Anschauungen heraus sich entwickelt haben. Während bei Cicero der ältere Kalamis neben den archaischen Erzgießern, neben Myron und Polyklet genannt wird, hat der jüngere Kalamis bei Dionysius seinen Platz neben Kallimachus und Phidias, zu dem Polyklet nur in seiner Eigenschaft als Bildner der Hera gestellt wird (vgl. S. 250[158]). Daß endlich auch bei Lukian die in der athenischen Gesellschaft verbreiteten Ansichten nachwirken, wird man von vornherein als selbstverständlich ansehen dürfen.

Aus dem gleichen Kreise nun, — so möchte ich annehmen — auf den die Werturteile des Dionysius und Lukian in letzter Linie zurückgehen, ist — in augusteischer Zeit oder schon vorher — die literarische Schätzung des jüngeren Kalamis zu den Römern gelangt. Und die praktischen Römer blieben bei der ästhetischen Würdigung nicht stehen, vielmehr scheint in dem Jahrhundert zwischen 30 v. Chr. und 70 n. Chr. eine erkleckliche Anzahl von Werken des jüngeren

[189]) Das Material für solche stilistische Vergleiche stand in Olympia bequem bereit, wo einst gewiß die celetizontes des Hegias, Kanachos, Kalamis beisammen standen und auch die Werke der anderen älteren Erzgießer zahlreich vertreten waren. Gerade in Olympia ist auch Pausanias auf die stilistische Eigenart des älteren Kalamis aufmerksam gemacht worden (vgl. S. 218). Dagegen war der Apollonkoloß des Kalamis im pontischem Apollonia bis zur Zeit des Lucullus der kunstgeschichtlichen Betrachtung entrückt.

Kalamis nach Rom gebracht worden zu sein. Wenn Properz III 9, 10 (IV 8, 10)[190] schon um 25 v. Chr. und später Ovid (ex Ponto IV 1, 29 f.) die Pferde des Kalamis rühmen, so möchte ich dies nicht als eine Phrase, die aus griechischen Dichtern herübergenommen ist, auffassen, sondern als einen dem römischen Publicum allgemein verständlichen Hinweis auf stadtbekannte Werke in Rom, wie ja auch sonst die römischen Dichter bei ihrer Auswahl griechischer Künstler und Kunstwerke vorzugsweise die in Rom befindlichen Stücke berücksichtigt haben.

Am nächsten liegt es wohl, unter den ‚Pferden', die den Ruhm des Kalamis bei den Römern begründet haben, eben jenes auch von Plinius erwähnte Viergespann mit dem von Praxiteles gearbeiteten Wagenlenker zu verstehen, das ursprünglich in Olympia (oder in Athen?) aufgestellt war. Jedenfalls würde die Annahme, daß der jüngere Kalamis in Rom zuerst durch dieses oder durch ein anderes seiner Pferdegespanne bekannt geworden ist, die einseitige Hervorhebung gerade dieser einen Seite seiner bildhauerischen Tätigkeit am besten erklären.[191]

Späterhin kamen dann auch andere Werke des Kalamis nach Rom. Sicher bezeugt ist das für einen marmornen Apollon und für die Statue des Iphitos (vgl. S. 251). Für die Vermutung, daß auch die ‚Alkmene' zu Plinius' Zeiten in Rom stand (S. 236) eröffnet die Gruppierung des Stoffes im Erzgießerbuch des Plinius eine gewisse Wahrscheinlichkeit.[192] Wenn diese Werke aus Delphi stammten, wie ich wahrscheinlich zu machen versucht habe (S. 259[178]), so wird man sie als einen Bestandteil von Neros großem Kunstraub ansehen dürfen. Dann stand also Plinius bei seiner Behandlung des jüngeren Kalamis ebenso unter dem frischen Eindruck kürzlich nach Rom gekommener Werke, wie seinerzeit Cicero bei seiner Erwähnung des älteren Kalamis.

[190]) Gloria Lysippost animosa effingere signa,
exactis Calamis se mihi iactat equis,
in Veneris tabula summam sibi poscit Apelles,
Parrhasius parva vindicat arte locum,
argumenta magis sunt Mentoris addita formae,
at Myos exiguum flectit acanthus iter.

[191]) Von der Einseitigkeit dieser Urteile gibt die eben angeführte Properz-Stelle auch in anderer Hinsicht eine gute Probe. Von Parrhasius wird die ‚parva ars' gerühmt, wie bei Ovid Trist. II 524 die ‚parvae tabellae' (vgl. Plin. 35, 72: pinxit et minoribus tabellis libidines), obwohl das künstlerische Verdienst des Parrhasios auf ganz anderen Gebieten liegt. Bei Mys wird im Gegensatze zu Mentor die Ornamentik gerühmt, während doch sonst gerade die ‚argumenta' seiner Compositionen hervorgehoben werden. Wie unzuverlässig alle diese pointierten Bemerkungen sind, zeigt auch die mehrfach besprochene Stelle des Fronto (vgl. S. 224).

[192]) Den Abschnitt über die berühmten Erzgießer 34, 53—84, in dem nach Detlefsens Zählung (Jahrbuch 1901 S. 77) neben 33 in Griechenland und 28 in Rom befindlichen Statuen 92 Werke ohne Angabe des Standortes (darunter eben das Viergespann und die Alkmene des Kalamis 34, 71) aufgezählt werden, schließt Plinius mit der allgemeinen Versicherung: atque ex omnibus quae rettuli clarissima quaeque iam sunt dicata a Vespasiano principe in templo Pacis aliisque eius operibus, violentia Neronis in urbem convecta et in sellariis domus aureae disposita.

Zur Steigerung des Ansehens, das die Bildwerke des jüngeren Kalamis in der Kaiserzeit genossen, mag auch nicht wenig der Ruhm des Kalamis als Ciseleurs beigetragen haben, wie ja auch Plinius beim marmornen Apollon ausdrücklich bemerkt, daß er vom caelator Kalamis herrühre (vgl. S. 228). Die hohe Schätzung der Ciselierarbeiten des Kalamis bezeugt am deutlichsten die Tatsache, daß zwei Becher des Kalamis sich im Besitze des Caesar Germanicus befanden, und daß der berühmteste Erzkünstler der neronischen Zeit, Zenodorus, seinen Ehrgeiz darein setzte, jene Becher so zu copieren, ‚ut vix ulla differentia esset artis' (Plin 34, 47). Fragt man also, welcher der beiden Träger des Namens Kalamis der berühmtere war, so muß man sich wohl zugunsten des von Plinius allein gekannten jüngeren entscheiden, und damit steht in Einklang, daß Plinius auch sonst bei homonymen Künstlern (Polyklet, Myron, Kanachos, Skopas, Aristides) nur den berühmteren kennt, dem er gelegentlich auch Werke eines weniger berühmten Namensbruders mißverständlich zuschreibt.

Um so merkwürdiger mag es erscheinen, daß für die kunstgeschichtliche Forschung der Modernen gerade das Bild dieses jüngeren Kalamis völlig durch die Gestalt des älteren verdeckt geblieben ist. Dafür sind in erster Linie Cicero und Quintilian verantwortlich, die gerade von diesem Künstler ein scharf umrissenes Stilurteil überliefert haben, zu dem die Entstehungszeit der für Hieron und Pindar gearbeiteten Weihgeschenke auf das beste stimmte. Die damit allerdings schwer vereinbare Angabe, daß der athenische Apollon erst nach der großen Pest von 430 geweiht worden sei, durfte man gegenüber jenen bestimmten Zeugnissen als anfechtbar betrachten, während die Nachricht über den Kalamisschüler Praxias dunkel erscheinen konnte, solange die Geschichte des delphischen Tempels noch unaufgeklärt war. Mit Plinius aber glaubte man kurzen Proceß machen zu dürfen, indem man von dem Bilde des plinianischen Praxiteles einen älteren homonymen Künstler loslöste, dessen Gestalt man auch noch unter den Schleiern anderer Nachrichten zu erkennen glaubte. Die von Dionysius gerühmte λεπτότης und χάρις schien mit einem frühen Zeitansatz vereinbar, wenn man darunter jene Anmut und Feinheit verstand, wie sie uns die Reliefs des ludovisischen Throns und verwandte Werke vor Augen stellen. Das Urteil des Dionysius vermittelte den Anschluß der ‚Sosandra' an das ‚Werk des Kalamis' und die ‚Sosandra' führte über die ‚Alkmene' zurück zu den zusammen mit ‚Alkmene' bei Plinius genannten ‚Pferden' des Kalamis; diese hinwiederum schienen mit den für Hieron gearbeiteten ‚Rennpferden' des Kalamis den Ring der Überlieferung zu schließen, wobei die ‚exacti equi' bei Properz neben den ‚noch harten' Werken

des Kalamis bei Cicero aus der relativ raschen Entwicklung der Tierbildnerei sich erklären ließen.

Daß dieses Scheinbild einer einheitlichen Persönlichkeit doch der inneren Geschlossenheit entbehrte, zeigen die mehr oder minder geistreichen Versuche, die man gemacht hat, um die vorhandenen Schwierigkeiten zu lösen; am deutlichsten können die weit auseinandergehenden Vermutungen über den Alexikakos und die ‚Sosandra' lehren, wie schwer es doch in Wahrheit hielt, die Charakteristiken des Cicero und des Lukian in einem Werke vereinigt nachzuweisen. Aber so lebhaftes Unbehagen wohl mancher der Archäologen gegenüber dem Kalamis der modernen Kunstgeschichten empfand,[193]) den Gedanken an Gleichnamigkeit zwei verschiedener Künstler, der so oft zur Unzeit als Auskunftsmittel angerufen worden ist, hat man gerade hier verschmäht. Und doch scheint nur auf diesem Wege die Lösung der Rätsel gefunden werden zu können, die mit dem Namen des Kalamis bisher verbunden galten. Das Mißtrauen, das man nach so viel schlimmen Erfahrungen jedem neuen Versuch, unter einem Namen zwei verschiedene Persönlichkeiten aufzuzeigen, entgegen zu bringen berechtigt ist, muß angesichts der sicheren zeitlichen Fixpunkte schwinden, die für den älteren wie für den jüngeren Künstler gegeben sind. Inwieweit es gelungen ist, im einzelnen die Scheidung der Nachrichten zu begründen und aus der Eigenart der Überlieferung glaubhaft zu machen, mögen nun andere nachprüfen. Es kann billigerweise nicht erwartet werden, daß gleich bei dem ersten Versuch, die zu einem Doppelwesen zusammengeflossenen Künstlerindividualitäten zu sondern, die Scheidelinie überall richtig gezogen ist.

[193]) „Je länger ich mich mit Kalamis beschäftige, desto weniger weiß ich von diesem Künstler" lautet der von B. Gräf (Bursians Jahresber. 1901 Bd. 110 S. 18) mitgeteilte Stoßseufzer eines „bedeutenden Archäologen".

Wien, Juli 1906. EMIL REISCH

Die Ganymedesstatue von Ephesos.

Tafel I.

Die auf der beigegebenen Tafel abgebildete Statuengruppe entstammt den Ausgrabungen in Ephesos und hat ihren Platz gefunden in der zweiten Sammlung der ephesischen Fundstücke im unteren Belvedere zu Wien.[1]) Da die Statue unter diesen Funden ganz für sich steht, nicht mit anderen zu einer größeren Einheit gehört,[2]) so konnte sie hier gesondert veröffentlicht werden.

Die 1·70^{m} hohe Statuengruppe aus weißem, wohl kleinasiatischem Marmor zeigt einen schönen Knaben, auf etwa zwölf Jahre zu schätzen (ohne Andeutung der Pubes gebildet), mit dem linken Knie auf einem aus dem gebirgigen Boden hervorspringenden Felsstück aufruhend und an einen Baum gelehnt, von dem ein mächtiger Adler mit ausgebreiteten Schwingen ihn emporzuheben und in die Lüfte zu entführen im Begriffe steht. Ein Hündchen am Fuße des Felsens bellt dem Entführer nach. Von dem Adler fehlt der Kopf, das untere Ende des ausgebreiteten linken Flügels, der rechte Flügel fast ganz; doch ist ersichtlich, daß der letztere mehr nach vorn umgebogen war, dem Beschauer näher. Der Vogel ist mit beiden Klauen den Knaben packend zu denken; doch ist nur die rechte sichtbar: drei Zehen mit eingezogenen Krallen, um die süße Beute nicht zu verletzen. Der Knabe ist unbekleidet bis auf Sandalen und eine auf der rechten Schulter mit einer runden Spange geschlossene Chlamys. Weggebrochen sind von seiner Figur der Kopf, welcher nicht zu langlockig gewesen sein kann, da keine Lockenenden auf dem Nacken erhalten sind; beide Arme bis auf den Ansatz der Oberarme und das rechte Bein. Der rechte Oberarm ist ziemlich horizontal ausgestreckt, wahrscheinlich wird die Hand den Flügel des Adlers angefaßt oder weggestoßen haben. Der linke Oberarm ist gesenkt, vielleicht trug die Linke ein kurzes Pedum geschultert, oder die Hand war leicht erhoben, wie vor Schrecken. Das untere Ende der auf den Rücken fallenden Chlamys ist am

[1]) Beschrieben: [R. v. Schneider] Ausstellung von Fundstücken aus Ephesos im unteren Belvedere (Wien 1905) S. 30 f. n. 35.

[2]) Sie wurde aufgefunden im Herbste 1903, zusammen mit dem größeren Teile der Platten, die zu dem von Marc Aurel aus Anlaß seines Partherfeldzuges errichteten Siegesdenkmal gehört haben, Catalog n. 5—14 (vgl. S. IV). Fundbericht: Jahreshefte VII Beiblatt 53 f. (= Anzeiger der Wiener Akad., phil.-hist. Cl. 1904 S. 64). Die Reliefs waren bekanntlich in ein Wasserbassin verbaut, welches in spätrömischer Zeit auf den untersten Stufen der Freitreppe der Bibliothek des Tib. Julius Celsus angelegt wurde, angeordnet in zwei Serien. Unsere Statue füllte eine Lücke am Ende der linken Serie (in den Fundberichten wird ihrer nicht besonders Erwähnung getan). Daß sie mit den übrigen Reliefs nichts zu schaffen hat, ist auf den ersten Blick klar.

Baumstamm sichtbar, so weit nach hinten, daß anzunehmen ist, das Mäntelchen war nach vorn genommen und über den Ellbogen nach hinten geschlagen, in ähnlicher Anordnung wie am Apollo vom Belvedere. Aus dem Ansatze des rechten Oberschenkels ist zu erkennen, daß das rechte Bein, leicht gebeugt, weit vorgesetzt war und der Fuß aufruhte auf einem Felsstück, welches jetzt ausgebrochen ist, aber seine Lücke in dem ziemlich viereckig geführten unteren Umriß der Gruppe deutlich zeigt. So wird die Haltung des Knaben einst in ihrer Vollständigkeit weit lebendiger gewirkt haben als jetzt, wo man mehr den Eindruck der Ruhe hat. Der Schwung der Gruppe war noch gesteigert durch die Anteilnahme des Hundes. Das Tier, zierlich geschmückt mit einem auf der Brust verknüpften Kreuzband, steht in seinem Hinterkörper fast aufrecht, während der Vorderleib, etwas nach rechts herumgebogen, sich niederduckt, die Vorderfüße ganz auf dem Boden ruhend mit aufgestemmten Klauen. Der jetzt fehlende Kopf war ein wenig nach rechts gedreht, erhoben und ist bellend zu denken. Die charakteristische, stark angespannte Haltung des Hundes gibt den Eindruck kräftigen Lebens und erhöht die Illusion des Aufwärtsstürmens des Raubvogels, dem er nachbellt.

Die künstlerische Ausführung verdient durchaus Lob. Die Formengebung an dem Knaben ist weich und üppig, besonders an dem linken Oberschenkel, ohne doch eine gewisse gesunde Kraft vermissen zu lassen (z. B. an den Hüften). Die flüchtige Ausführung der linken Sandale und die Flauheit der Wade sind entschuldigt, da diese Partien den Blicken des Beschauers nicht ausgesetzt waren. Vortrefflich ist der Mantel gearbeitet, besonders der vordere Teil, welcher mit seinen tief hineingeführten Falten einen malerischen Eindruck erzeugt. Der Adler ist in einfacheren Formen gebildet, wodurch ein wirkungsvoller Contrast gegen den sich davon abhebenden blühenden Knabenleib erzielt wird. Entsprechend ist auch der Fels in großen Zügen, in einfachen Buckeln angelegt. Alles in allem angesehen gewinnen wir die Überzeugung, daß das Ganze in seiner einstigen Vollständigkeit, mit seinem Wechsel von Licht und tiefem Schatten, seiner abwechselnd feinen und gröberen Oberflächenbehandlung einen hervorragend malerischen Charakter gehabt habe. In Rücksicht darauf und auf die Formengebung möchte man das Werk hellenistischer Zeit zuweisen, etwa dem dritten Jahrhundert vor Christo, obwohl man in solchen Schätzungen bei Werken dieser Zeiten nicht allzu sicher sein darf und leicht um ein Jahrhundert irre gehen kann.

Noch sei bemerkt, daß vertiefte Randfurchen die Umrisse des Körpers auf dem Hintergrunde begleiten, was aber nicht consequent durchgeführt ist,

wie z. B. unter dem rechten Oberarm des Knaben, zur Linken des Mantelzipfels, an den Beinen des Hundes.[3])

Über die Deutung der Gruppe kann kein Zweifel bestehen; es ist der von dem Adler des Zeus entführte Ganymed dargestellt. Es gilt nun, nach einer kurzen Überschau der Darstellungen dieses Vorwurfes innerhalb der griechischen Kunst die ephesische Figur einzuordnen, die in ihr ausgedrückte Vorstellung besser zu beleuchten und, wenn möglich, die Entstehungszeit auch von dieser Seite her genauer zu fixieren.

Unter den die Entführung behandelnden Monumenten[4]) möchte ich, nach Beiseitelassung unwichtiger Varianten, vier Hauptgruppen[5]) unterscheiden:

Erste Gruppe: Der Götterkönig in seiner natürlichen Gestalt verfolgt den geliebten Knaben, der mit dem ihm geschenkten Hahne zu entkommen sucht. Diese Auffassung, welche der ältesten Gestalt des Mythus durchaus entspricht,[6]) findet sich nur auf Vasenbildern des sechsten oder fünften Jahrhunderts.[7])

Zweite Gruppe: Vor dem in der Luft nahenden gewaltigen Adler ist Ganymed angstvoll niedergestürzt. Oder er wird bereits von dem Götterboten trotz heftigen Sträubens angepackt und in die Höhe gezogen. Diese beiden nahe verwandten Momente veranschaulichen außer einigen Statuen[8]) hauptsächlich Werke, die der Flachkunst angehören, wie Reliefs, Gemmen, Münzen und Mosaiken.[9])

Dritte Gruppe: Ganymed hat sich in sein Schicksal ergeben. Er läßt sich

[3]) Einige Beispiele dieser Übung gesammelt: Jahrbuch XV 4 f.; Lucas, Zur Geschichte der Neptunsbasilica in Rom (Progr. des Kais. Wilhelms-Realgymn. zu Berlin 1904) S. 24, 50. Vgl. Röm. Mitt. XX S. 129 f. 184.

[4]) Zusammenfassende Behandlungen bei Overbeck, Kunstmythologie, Zeus S. 532—536 (Taf. VIII n. 11—15. 19—21. 24). Weizsäcker und Drexler bei Roscher, Lexikon I, 2 Sp. 1598 ff. Eine bequeme Übersicht der Haupttypen bietet Wernicke, Antike Denkmäler zur griech. Götterlehre Taf. VIII.

[5]) Weizsäcker nimmt drei Classen an, die älteren Forscher, wie Jahn, deren zwei (darüber Wernicke zu Taf. VIII n. 9).

[6]) Z. B. Hymn. in Vener. 202 f.; Theognis 1347 f. (dazu H. Lucas, Studia Theognidea, Berl. Diss. 1893 p. 39 f.). Vgl. noch Roscher, Lexikon I, 2 Sp. 1595.

[7]) Annali dell' inst. 1876 tav. A—C (= Reinach, Répert. des vases peints I 334, 5. 335, 1. 3. 4.). Ferner Reinach, Vases I 57, 6. 472, 2. Wernicke Taf. VIII, 10.

[8]) Z. B. in Madrid: Reinach, Répertoire de la statuaire grecque et rom. (im folgenden der Kürze halber nur bezeichnet als Répertoire) I 195, 3. Vielleicht auch Reinach, Répert. II 474, 2? (der Adler undeutlich).

[9]) Vasenbild: Reinach, Vases p. I 335, 2. Sarkophag: Reinach, Répert. I 71, 3. Gemmen: Furtwängler, Beschreibung der geschn. Steine im Antiquarium zu Berlin n. 2481. (vgl. Wernicke VIII 12). 7593. 7594 (= Wernicke VIII 14; Neue Jahrb. f. class. Altert. 1902 S. 430). Den von mir Neue Jahrb. 1902 S. 431, 2 aufgezählten fünf Mosaiken mit Ganymedes-Darstellungen (verschiedener Motive) kann ich jetzt fünf weitere Fußböden hinzufügen. Ein zweites Mosaik in Sousse (Arch. Anz. 1903 S. 20); Uled Agla (Bull. arch. du Com. 1903 p. 25; Arch. Anz. 1905 S. 90); Ägypten (Arch. Anz. 1903 S. 81); Carnuntum (Kubitschek und Frankfurter, Führer S. 110, G. den Adler tränkend); Bignor (Morgan, Romano-British mosaic-pavements p. 203, mit Taf.). Vgl. Gauckler, Musivum opus (Daremberg-Saglio) p. 2117, 14.

in ruhig schwebender Haltung nach oben tragen, das Haupt voll Erwartung emporgerichtet, wie auch der Adler den Kopf hoch aufgerichtet trägt, so daß beide Figuren zwei parallel gerichtete Linien bilden.[10]) Das hervorragendste Muster dieser Gattung ist noch immer die vatikanische Statuette, die mit Recht als eine Nachbildung der Statue des Leochares angesehen wird.[11])

Vierte Gruppe: Zeus selbst trägt in Gestalt eines Adlers den Knaben empor, den Kopf jenem zärtlich zugewandt; auch Ganymed wendet den Kopf zurück, den schon erkannten Liebhaber zu küssen. So entsteht durch das Zusammenneigen der Köpfe eine ganz andere Linienführung.[12])

Die im vorstehenden nach logischen Beziehungen geordneten Haupttypen dürften im wesentlichen auch in ihrer zeitlichen Abfolge zusammenfallen. Sicher ist die erste Gruppe die älteste, ebenso gewiß die vierte die jüngste, mit ihrem sinnlichen und wieder spielerischen Charakter alexandrinisch-hellenistisch anmutend.[13]) Hinsichtlich der zweiten und dritten Gruppe neige ich zu der Ansicht, daß sie, will man ihr historisches Verhältnis ausdrücken, zu vertauschen sind. Das ruhige Aufwärtsschweben des Knaben scheint maßgebend vorgebildet zu sein durch Leochares, der die nächste Folgezeit nach sich gezogen hat. Die andere Typenreihe, welche es mit dem niedergestürzten, sich sträubenden Ganymed zu tun hat, scheint mir wesentlich complicierter, auch mehr auf malerische Wirkung berechnet, daher jünger. Natürlich beweist die Zugehörigkeit zu einer der drei letzten Gruppen bei einer Kopie nichts für ihre Entstehungszeit. Denn beliebige Werke verschiedener Zeiten konnten für den römischen Kunstbedarf nachgebildet und vervielfältigt werden. Anders dagegen steht es mit einem Originalwerk, einer selbständigen künstlerischen Leistung. Es ist schwer anzunehmen, daß ein Künstler,

[10]) Beispiele: Reinach, Répertoire I 192, 7; II 473, 3. 4; 474, 1; Wernicke Taf. VIII 13. 16; Furtwängler, Die geschn. Steine in Berlin n. 3077. 4130—35. 7595; Furtwängler, Die antiken Gemmen Taf. 63, 41.

[11]) Der neuerdings von Kekule zu dieser Statue geäußerten Vermutung (Die griech. Sculptur S. 215), Baum und Basis hätten am Originale gefehlt und dieses sei, wie nicht selten Terracotten (vgl. auch Reinach, Répert. II 474, 1) an einer Wand aufgehängt gewesen, kann ich nicht beitreten. Für größere Bronzewerke in derartiger Verwendung fehlt es doch noch an Beispielen. Von der Gruppe in Venedig behauptet übrigens Wernicke (zu Taf. VIII 11), daß ein Baumstamm im Rücken ursprünglich vorhanden gewesen, jetzt aber abgearbeitet sei.

[12]) Reinach, Répert. I 185, 5. 191, 3 (= Roscher S. 1599; Wernicke Taf. VIII 11); II 473, 2. 5 (I 191, 2 scheidet aus: Helbig, Führer I² n. 404; Arndt-Amelung, E. V. Ser. IV S. 57); Wernicke VIII 8. 15. Spiegelkapseln: Furtwängler, Sammlung Sabouroff II n. 147; Mon. Inst. VIII 47, 2.

[13]) Ich glaube nicht nötig zu haben, mich ausführlich mit Furtwängler auseinanderzusetzen, welcher die Berliner Spiegelkapsel (Sammlung Sabouroff II n. 147), einen offenbaren Vertreter dieser leidenschaftlich sinnlichen (vierten) Gruppe — die Umarmung ist genau so aufzufassen wie in der dem Texte vorgedruckten Terracotta von Myrina — an die Spitze der Entwicklung stellt und den Leochares von einem auch dem Spiegel vorausliegenden Gemälde abhängig sein läßt.

nachdem eine solche neue Auffassung wie die von dem in Adlersgestalt gehüllten Zeus durch ein erfolgreiches Kunstwerk sich Geltung erworben, weiter durchgedrungen, auch mit Hilfe der Poesie, und volkstümlich geworden war, noch einmal in einem eigenen Werke den veralteten Typus wieder aufgenommen habe. Also auch auf diesem Wege, meine ich, gelangen wir dazu, die ephesische Statue, wenn wir sie bald vor dem vierten Typus ansetzen, auf das dritte Jahrhundert oder etwas später zu datieren.



Fig. 68 Ganymedesstatue in Madrid. (Verlag von F. Bruckmann.)

Innerhalb der zweiten Gruppe, zu welcher unsere Statue gehört, könnte man noch mehrere Unterabteilungen sondern. Einer dieser Nebenklassen sei hier kurz gedacht. Es gibt einige zum Teil berühmte Statuen, welche einen niederstürzenden oder gestürzten Knaben zeigen, der ein unsichtbares, nicht zur Darstellung gebrachtes Schrecknis aus der Höhe abzuwehren sucht, und die ich auf den flüchtenden Ganymed gedeutet habe. So den bekannten Jüngling von Subiaco, den sog. Ilioneus[14]) und eine Statuette zu Nimes.[15]) Es wundert mich nicht, daß es viel Ungläubige gibt, die die Möglichkeit einer solchen Darstellung einer derartigen statuarischen Einzelfigur ohne den wesentlichsten Bestandteil, den Adler, leugnen und erst glauben würden, wenn sie sichtbare Zeichen sähen, d. h. wenn sich z. B. die Köpfe dieser Knaben finden würden, mit phrygischer Mütze angetan und etwa ein Arm mit dem Hirtenknüttel. Da darf ich denn eine Ermutigung und eine starke Stütze für meine Erklärung in dem Umstande finden, daß, wie mir Herr Professor Chr. Huelsen mitteilt, in einer Sitzung des römischen Instituts um das Jahr 1898 herum Herr Krohn dieselbe Deutung des Subiacoknaben auf Ganymed vortrug, mit Berufung auf die gleiche Gemme (Berlin n. 7594) sowie einige kleine Bronzen[16]). Bezeichnend sind übrigens dafür, wie leicht sich eine

[14]) Neue Jahrb. f. class. Alt. 1902 S. 427 ff. Vgl. Rev. arch. 1903 I p. 76 f.

[15]) Rev. arch. 1902 II p. 1 ff. Hier ein bellender Hund hinzugefügt. Vielleicht gehört auch hierher Reinach, Répert. II 794, 2, entschieden zu jung für einen Krieger.

[16]) In den Sitzungsprotokollen der Röm. Mitteilungen geschieht dieses Vortrages keine Erwähnung.

solche Haltung wie die des Knaben von Subiaco in der von mir angenommenen Situation einstellen konnte, die Nebenfiguren in der Darstellung des Ganymedesraubes auf einer Spiegelkapsel aus Palestrina[17]). Unterdessen fährt man fort, unter Nichtbeachtung jener doch nicht so weit abliegenden Erklärung, weitere neue Vermutungen und Beobachtungen zu der Statue von Subiaco zusammenzutragen, ohne doch bisher einen Schritt vorwärts zu kommen[18]).

Doch verlassen wir diese Sonderclasse, aus welcher sich kein unmittelbarer Nutzen für die ephesische Statue ergibt; eher gewinnt der Knabe von Subiaco etwas aus der Vergleichung, insofern die Haltung der Beine des ephesischen Ganymed, mit dem starken Vorsetzen des einen Beines und dem lebendigen Schwung der ganzen Figur, der von einem Standpunkt auf der linken Seite noch besser empfunden wird als in der Hauptansicht von vorn, sehr an das Bewegungsmotiv der römischen Statue erinnert. Wir wenden uns vielmehr jetzt zu zwei anderen Typen der zweiten Gruppe, die der Statue von Ephesos viel näher stehen. Da ist zunächst die Statue in Madrid[19]), welche wir in Fig. 68 mit Erlaubnis der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München nach einer Photographie der Arndt-Amelungschen Einzelaufnahmen[20]) abbilden. Schon ein flüchtiger Blick zeigt sofort, daß beide Statuen, die Wiener wie die Madrider, genau den gleichen Typus wiedergeben, auf dasselbe Original zurückgehen und als Repliken desselben zu bezeichnen sind, das ephesische Exemplar vollkommener und dem

[17]) Mon. Inst. VIII 47, 2. Dazu kommt ein Berliner Relief: Furtwängler, Samml. Sabouroff, Text zu Taf. 147 S. (7); vgl. S. (6), wo solche comites aus Dichtern belegt werden.

[18]) Schulten findet eine Ähnlichkeit in einer Statue des Museums von Tebessa (Arch. Anz. 1903 S. 104). Aber diese (Gsell, Mus. de Tébessa pl. XI n. 6; Reinach, Répert. III 39, 3) stellt offenbar einen Satyr dar, der einem Genossen einen Dorn aus dem Fuße zieht (bekannte Gruppe: z. B. Helbig, Führer I² n. 353 [vgl. 569]; Reinach, Répert. I 412, 5. 150, 2. 404, 3; II 71, 7; III 39, 1. 4; Christ, Führer durch das Antiquarium zu München S. 52 n. 566 [hier nicht erkannt]; vgl. Baumeister, Denkmäler I S. 702 Fig. 760). — Robert (Führer durch das Arch. Museum zu Halle n. 586) weist auf die Verwandtschaft in der Haltung eines knieenden Jünglings auf einem Deckengemälde in den Titusthermen hin (Mirri tav. 49, vgl. 26; im Gegensinne copiert von Ponce pl. 48, vgl. 24). Leider können wir aus diesem Gruppenbilde für die ursprüngliche Bedeutung der Figur nichts lernen, da die beiden anderen Figuren eine Opferhandlung vorstellen und mit dem Jüngling nichts zu tun haben. Es ist auffällig, daß sich in diesen Deckengemälden öfter solche stark bewegte Jünglinge anderen Personen und Situationen zugesetzt finden, mit denen sie in keinem Zusammenhang stehen; z. B. Mirri tav. 30 (erinnert an einen Giganten des pergamenischen Altars, Gegner des Okeanos: Beschreibung S. 39); Turnbull n. 21 (vgl. die Psyche: Reinach, Répertoire de la statuaire I 313, 5. 361, 5) und 27. — Vergleichbar wäre für das Bewegungsmotiv und die Entstehungszeit vielleicht noch das landschaftliche hellenistische Relief aus Tralles in Constantinopel: Rev. arch. 1904 II pl. 15, 1 und 1906 I p. 227, übrigens doch wohl ein Schiffer, der seinen Kahn festmacht.

[19]) Reinach, Répertoire de la statuaire I 195, 3; Museo Español VIII Taf. p. 394/5. Besprochen: Hübner, Antike Bildwerke in Madrid 66 n. 58; Overbeck, Kunstmythologie, Zeus 533 f. n. 19.

[20]) Serie VI n. 1569. Der Text ist noch nicht erschienen.

Originalwerk näher stehend. Das spanische Exemplar ist eine Dutzendkopie. Hübner tadelt an ihm, — mit Recht, wie man sich an der Photographie überzeugt, — die Dürftigkeit der Arbeit, die Mangelhaftigkeit der Proportionen und vielfache sonstige Ungeschicklichkeiten. Es wird nun möglich sein, die fehlenden Partien der ephesischen Gruppe nach der spanischen Replik zu vervollständigen, natürlich mit einem gewissen Vorbehalt, im Hinblick auf die bekannte Freiheit der Copisten. Überdies ist auch die Statue von Madrid mehrfach beschädigt und ergänzt, und das recht ungeschickt.[21]) Man wird also den Kopf des Königssohnes aufwärts und nach rechts gedreht zu ergänzen haben, von einer phrygischen Mütze bedeckt. Ein kurzes Pedum sind wir berechtigt in die Linke zu geben. Die rechte Hand dürfte in einer Gebärde der Abwehr erhoben anzunehmen sein.



Fig. 69 Relief in Florenz.

Zweitens ist von Wichtigkeit ein Florentiner Relief (Reale Galleria di Firenze illustrata, Ser. IV vol. 2 tav. 101, vgl. p. 260).[22]) Hier (Fig. 69) sehen wir links, neben einem Flußgott, wohl Skamander, dem Repräsentanten der troischen Ebene, Ganymed und den Adler in ähnlicher Weise gruppiert, doch ohne den Hund. Die Beine sind mehr zur Seite verschoben, der Natur des Reliefs, überhaupt der zeichnerischen Darstellung entsprechend; denn da die unteren Gliedmaßen bei den beiden Statuen stark in der Richtung nach dem Beschauer zu bewegt sind, würde sich in der Flächendarstellung eine höchst unbequeme Verkürzung ergeben haben. Dementsprechend ist auch der Körper des Knaben mehr nach rechts geneigt und die Flügel des Adlers breiter auseinander gezogen. Aber das Pedum fehlt der Linken, welche hier die Abwehrbewegung

[21]) Die Ergänzungen sind von Hübner angegeben und von Overbeck vervollständigt. Es mangelten, von Kleinigkeiten abgesehen, an dem Knaben der r. Unterarm und r. Fuß, am Adler der Kopf, r. Flügel und obere Teil des linken, Kopf des Hundes und der Riemen, an welchem Ganymed den Hund festhält.

[22]) Wo jetzt? Nicht aufgeführt bei Dütschke, Bildwerke in Oberitalien, auch nicht bei Amelung, Führer durch die Antiken in Florenz. — ‚Presenta buono stile ed è di elegante e sobria composizione' heißt es im Text. Besprochen von Jahn, Archäol. Beitr. 18.

macht. Die Rechte führt den Speer. Diese Ausrüstung in Verbindung mit den hohen Stiefeln, dazu der Hund, der sich als Jagdhund auffassen ließe, könnten uns dazu führen, den troischen Königssohn nicht als Hirten sondern als Jäger zu denken, wofür es jedesfalls an Analogien nicht fehlt.[23]) So könnte man wieder zweifeln, ob nicht auch der ephesische Knabe als Jäger vorzustellen wäre. Doch scheint der Befund nicht dafür zu sprechen, daß sich auf der rechten Körperseite ein Speer befunden habe. Außerdem widerraten zwei römische Mosaiken, aus Baccano und Sousse (Fig. 70),[24]) welche uns wieder den Hirtenstab zeigen und die Rechte unbewehrt an den Flügel des Entführers gepreßt. Beide Mosaiken stimmen im wesentlichen unter sich überein, — die Neigung des Adlerkopfes dem Knaben zu auf dem afrikanischen ist nur eine unwesentliche Variante und weist nicht auf die vierte Gruppe hin! — und im ganzen auch, abgesehen von der Umwandlung in den Jäger, mit dem Florentiner Relief, so daß wir zu der Annahme berechtigt sind, Mosaiken und Relief gehen auf ein gemeinsames Vorbild, ein Gemälde zurück.



Fig. 70 Mosaik von Sousse.

Wie mir scheint, ist durch dasselbe Gemälde auch die plastische Gruppe beeinflußt, deren hervorragendsten Vertreter wir in der Wiener Statue besitzen, ohne indes eine bloße Copie zu sein. Vielmehr hat der Bildhauer sich als Meister auf seinem Gebiete bewährt, der das Eigentümliche und die Grenzen seiner besonderen Kunst wohl erkannt und nicht sklavisch abgeschrieben, sondern frei umgeschaffen hat. Ich bin auch überzeugt, daß er diese Gruppe für Marmor, nicht für Erz komponiert und den Baumstamm, aus technischen Gründen nötig, aber eigentlich im Widerstreit mit der Felsstufe — denn das Niederstürzen gerade in

[23]) Z. B. auf einem pompejanischen Wandbilde. Auch Vergil (Aen. 5, 252 ff.) schildert die Entführungsscene so. (Jahn, Arch. Beitr. 12 ff.)

[24]) Beide abgebildet: Neue Jahrb. f. class. Altert. 1902 Taf. II, das afrikanische nach Rev. arch. 1897 II pl. 10.

dem Winkel zwischen beiden Elementen und das Hindurchzwängen des Adlers zwischen Stamm und Leib hat etwas sehr Unkünstlerisches, nicht recht Vorstellbares — gleich in das Originalwerk hineingebracht hat. Die Beigabe des Hundes scheint auch eigene Erfindung des Bildhauers zu sein, wenigstens für diesen Typus. Das Werk des Leochares mag er gekannt haben.

Charlottenburg. HANS LUCAS

Alt- und Neugriechisches.

Auf einer attischen Hydria der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. (Attische Grabreliefs 1096, Tafel 223; IG II 4102) stehen die Namen Πυθίων Τρέλλο, Καθαρὰ Τρέλλο. Der Name Τρέλλος gilt bisher als barbarisch. Aber noch heute ist τρελλός im Neugriechischen das Wort für verrückt, doch wohl von τρέω abzuleiten und das eigentümlich scheue Wesen des Geistesgestörten bezeichnend; daß Wort und Name dieser Ableitung nach aus der Aiolis oder aus Thessalien stammen würde, da das Geschick des Wortes für tausend in den Dialekten lehre, daß die Folge e + s + l nur in diesen Landschaften als ελλ erscheint, bemerkt mir F. Bechtel. Einen Τρέλλων kennt übrigens Herodian I p. 30; II p. 919 Lentz aus Sophron (frg. 132 Kaibel).

Wie wenig selbst Kenner der neugriechischen Sprache geneigt sind, diese zur Erklärung altgriechischen Wortschatzes heranzuziehen, zeigt, daß H. G. Lolling den durch Polybios XVI 16 und Athenaios 42 e bekannten Namen κοντοπορεία für den kürzesten Weg von Korinth nach Argos statt mit L. Roß (Reisen und Reiseerinnerungen 26 Anm. 2) von κοντός ‚kurz' unbegreiflicherweise mit Leake, Travels in Morea III 328 von κοντός ‚Stange' ableitet und als ‚staff-road' ‚a route for pedestrians only', deutet (Text zu den Karten von Mykenai S. 45); so erklärt auch Pape-Sengebusch: „ein steiler Weg, den man auf einen Stab (Stecken) gestützt ging", und J. G. Frazer, Pausanias III 87: „not a highroad, but a steep footpath where the traveller was glad to support his steps with a staff" (κοντός!). In seiner heutigen Bedeutung steht das Wort, als Gegensatz zu μακρός, in der Erzählung von Sinis in den Scholien zu Euripides' Hippolytos 977, in den Handschriften A und B in den Schreibungen κοντός und κονδός (wegen ντ und νδ vgl. K. Dieterich, Untersuch. z. Gesch. d. griech. Sprache 104 f.), während N dafür μικρός bietet; ich bin auf diesen Beleg durch U. v. Wilamowitz-Moellendorff aufmerksam geworden, der, wie er mir mitteilt, auch κοντοπορεία nie anders verstanden

hat. Andere Zeugnisse für das Wort sind mir heute nicht zur Hand. Ich würde aber nicht erstaunt sein, dem jetzt namentlich auch in Zusammensetzungen, z. B. Κοντογιάννης, sehr verbreiteten Namen Κόντος, dessen bekanntester Träger der athenische Philologe ist, in einer altgriechischen Inschrift zu begegnen und freue mich einstweilen wenigstens auf einen Κονδύλος Amh. Pap. 30 Z. 28 verweisen zu können. Der Καμπᾶς, der in der Inschrift Dittenberger, Sylloge 317 Z. 15 aus Tegea verzeichnet ist, von F. Bechtel, Griechische Personennamen aus Spitznamen S. 34 mit Recht zu καμπύλος gestellt, hat heute in Athen angesehene Namensvettern.

Vielleicht darf bei dieser Gelegenheit ein Versuch gewagt werden, zwei Kosenamen zu erklären, die auf Steinen aus Paros begegnen. Ist Κόδω in der Weihung an Eileithyia IG XII 5, 189 (GDI 5445), nach F. Bechtel „nicht sicher zu erklären“, eine Kurzform zu Νικοδώρα, wie heute Φρόσω (K. Dieterich, Indogerm. Forsch. XVI 6) zu Εὐφροσύνη, und Πέκω in der früher sogenannten Hetäreninschrift XII 5, 186 (GDI 5437) Z. 15 eine Kurzform allenfalls zu Περίκλεια? Daß die inlautenden Consonanten nicht, wie sonst häufig, namentlich in boiotischen Kurznamen, verdoppelt sind, ist, wie die von F. Bechtel, Personennamen 29 f. zusammengestellten Beispiele lehren, auch sonst nachzuweisen. Sicherlich verdienten die heute üblichen Kosenamen im Zusammenhange mit den altgriechischen längst eine besondere Behandlung.

P. Stengel würde Hermes XXXVIII 570 ff. die Erklärungen der Paroimiographen für βοῦς ἕβδομος Diogenian III 50 S. 224 ἕβδομος δὲ ὅτι ἐξ θύοντες πρόβατον ὗν αἶγα ὄρνιν πετεινὸν χῆνα ἕβδομον τὸν βοῦν ἔθυον usw. anders beurteilt und πετεινὸν nicht gleich früheren Kritikern als ‚sinnlos‘ verworfen haben, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß im Neugriechischen ὄρνις d. h. ὄρνιθα das Huhn und πετεινός der Hahn ist (P. Kretschmer, Der heutige lesbische Dialekt 53).

In den wiederholten Erörterungen, deren Gegenstand jüngst das Wort χώρα in der Bedeutung Landstadt geworden ist (zuletzt handelt darüber P. Kretschmer, Kuhns Zeitschrift XXXIX 554), ist der Gebrauch von χῶρος gleich ‚Ort‘, Dorf, Demos s. Ἐφημ. ἀρχ. 1904 σ. 90 in Euboia und mehrfach in Kleinasien (in Smyrna Le Bas-Wadd. 1534, in Gergis Le Bas-Wadd. 1745; ferner Beschreibung der antiken Sculpturen in Berlin S. 322 n. 835, dazu Arch.-epigr. Mitt. XX 73; v. Schoeffer, RE V 34) ebensowenig berücksichtigt worden, wie die Stelle einer Inschrift aus Chios GDI 5653b Z. 6 τοὺς δὲ κήρυκας διαπέμψαντες ἐς τὰς χώρας κηρυσσόντων καὶ διὰ τῆς πόλεως ἀδηνέως γεγωνέοντες. Hier sind, im Gegensatze zur Stadt, offenbar die Ansiedlungen auf dem Lande als χῶραι bezeichnet.

Wien. ADOLF WILHELM

Apollon oder Athlet?

Die Entscheidung der Frage, ob wir in Polyklets Diadumenos, wie man seither für ausgemacht hielt, einen Athleten oder, wie ich folgern zu müssen glaubte, vielmehr einen Apollon vor uns haben, geht in ihrer Bedeutung weit über die Erklärung dieser einzelnen Statue hinaus; mein Schluß müßte, wenn gesichert, die Vorstellung mindestens von Polyklets Idealbildnerei gründlich umgestalten. Es werden darum alle Fachgenossen ebenso wie ich es Emanuel Loewy danken, daß er in diesen Jahresheften VIII 269 meine Argumente mit der ihm eigenen Pünktlichkeit einer Kritik unterzog. Bei der Wichtigkeit des Themas möchte ich indessen mit meinen Gegengründen nicht zurückhalten.

Das Fundament meiner Deductionen bildet der delische Diadumenos, den ich durch das Attribut des Köchers und der Chlamys für zweifellos als Apollon charakterisiert erachte. Was bringt nun Loewy gegen meinen Schluß vor, bei welchem ich mich einfach einer seither allgemein anerkannten Methode der Exegese bediene? Er sagt (S. 271), der Köcher gehöre zu den häufig als Beiwerk an Baumstämmen verwendeten Attributen und könne darum auch einmal gedankenlos hinzugefügt sein. Und wenn der Köcher so häufig sich an Stützen findet, vermag Loewy unter allen diesen Fällen nicht einen einzigen zu nennen, in welchem das Attribut sinnlos verwendet wird? Gerade darum handelt es sich ja einzig und allein.-„Es kommt nicht sowohl auf die Möglichkeit a priori als auf den tatsächlichen Gebrauch an“ [1]), kann ich mit Loewys eigenen Worten erwidern. Wenn

[1]) Mit diesen Worten begegnet Loewy meiner allerdings nicht durch Belege getragenen Behauptung, daß der Palmstamm ebensogut für Apollon wie für Athleten passe. Beispiele von römischen Porträts, loricati und palliati, mit dieser Stützenform sind so zahlreich vorhanden, daß sie jeder selbst finden kann. Durch diese Verwendung wird dem Palmstamm zunächst die Bedeutung eines Hinweises auf athletischen Sieg definitiv genommen. Bei Civilporträts überhaupt eine Anspielung auf Sieg zu erwarten, wäre schon eine erzwungene Voraussetzung und zudem ließe sich die Stütze in diesem Sinn auch einem Gott, der eo ipso siegreich, beigeben. Allein nicht einmal die Bedeutung eines Siegeszeichens bleibt der Palme, da sie als Stütze unter dem Pferdeleib des von Eros gepeinigten alten Kentauren (Froehner, Notice n. 299; Winter, Kunstgeschichte in Bildern, Taf. 69. 4), also sogar für einen Besiegten verwertet wird. Danach läßt sich mit Sicherheit sagen, der Palmbaum als Stütze will keinen Gedanken aussprechen, so wenig als andere nicht näher charakterisierte Stämme; er läßt sich demnach weder zugunsten der athletischen, noch gegen die göttliche Deutung des Diadumenos anführen, wenn nicht bestimmende Attribute an ihm angebracht sind. Bevorzugt wird die Palme offenbar nur aus dem Grund, weil sie durch die Schatten ihrer reichen Gliederung sich deutlich von den glatten nackten Körperteilen abhebt. — Daß ich das Argument Petersens zugunsten der Athletenbedeutung der fünf in Palazzo Mattei befindlichen Statuen überhaupt wiederholte (45), war lediglich eine Unachtsamkeit von mir. Inzwischen sah ich, daß bereits von Amelung (Vatican I 510) Petersens „ausruhender Athlet“ mit dem Apollon Lykeios identificiert ist; die Replik des Salbers in Dresden trägt, wie im Arch. Anz. 1899 S. 22 dargelegt wurde, Fußflügel; der „Athlet“ mit aufgestützter Hand wurde von Furtwängler, Meister-

mir ein unbezweifelbarer Hermes mit dem Köcher oder ein Apollon mit dem Kerykeion, kurz, die gedankenlose, widersinnige Verwendung eines so deutlich sprechenden Attributs wie des Köchers nachgewiesen wird, dann ziehe ich meinen Vorschlag zurück, weil das Fundament meiner Folgerungen erschüttert wäre. Es ist methodisch nur gerechtfertigt, auf diesem Nachweis zu bestehen. Denn in überaus zahlreichen Beispielen beobachten wir an den Stützen Attribute, welche die Bedeutung der dargestellten Figur näher determinieren; aber trotzdem Loewy und ich die Frage nun schon seit mehr als einem Jahr im Auge behielten, und überdies ein Schüler von Loewy die Stütze an griechischen Marmorstatuen eigens zum Thema einer Abhandlung machte, so wurde doch bisher nicht ein einziger Fall herausgefischt, in welchem diese Beigaben in Widerspruch zur feststehenden Bedeutung der Statue treten. Bevor wir, ohne inconsequent zu sein, die delische Statue nicht anders denn als Apollon erklären dürfen, solange bestehen meine Folgerungen zu Recht; denn alle übrigen Einwände betreffen Punkte von secundärer Bedeutung.

Mit dem Auszählen der Copien kommen wir nicht weiter, so wenig als sich zwanzig schlechte Abschriften eines Classikers gegen eine einzige gute Handschrift ausspielen lassen. Es könnte, wie schon früher ausgesprochen, meine Folgerung nicht im mindesten stören, auch wenn der delische Diadumenos-Apollon isoliert bliebe. Das Übergehen eines athletisch gebildeten Apollon in einen Athleten läßt sich leicht begreifen; völlig unerklärbar bliebe jedoch in nachpraxitelischer Zeit die Umtaufe eines Athleten in Apollon. Denn auf Griechen dieser Zeit mußte der kurzhaarige Apollon wirken wie auf einen Christen, dem sein Christus mit geschorenem Kopf und bloß mit Schnurrbart gezeigt würde. Es wäre schlechterdings nicht zu verstehen, warum der Bildhauer, der nicht zu den ungeschicktesten gehört, wenn er nach Loewys Ansicht — nicht nach der meinigen — auf Delos arbeitet, als Vorbild für seinen Apollon gerade einen Athleten und nicht vielmehr einen Apollon ausgewählt hätte, da doch Apollone in Hülle und Fülle aus allen Epochen der Kunst um ihn herumstanden. Unbegreiflich, wenn die Apollonbedeutung seines Vorbildes nicht die gegebene war. Diesen logischen Fol-

werke 435, als Hermes erklärt. Wenn also die Rangstufe der Majorität dieses Ensemble überhaupt etwas für die unbekannten Größen in ihrer Mitte involviert, so wäre dies die mythische Bedeutung von Diadumenos und Doryphoros. Ich ziehe hieraus natürlich jetzt ebensowenig einen Schluß zur Unterstützung meiner Ansicht, als ich früher in der Annahme Petersens einen Gegengrund anerkennen wollte. In der Tat aber bin ich jetzt in der Lage, auch den Nachweis für die mythische Bedeutung des Doryphoros zu führen, und zwar strikter zu führen als beim Diadumenos. Das Thema erfordert aber eine breitere Entwicklung als der Raum dieser Zeitschrift gestattet.

gerungen vermag niemand auszuweichen, dem die Apollodeutung der delischen Replik feststeht.

Unter sämtlichen mir bekannten Stützen antiker Marmorstatuen erinnere ich mich keiner, die mit einer so rührenden Engelsgeduld ausgeführt wäre, wie diejenige am Diadumenos von Delos. Will sie jemand geschmacklos nennen, weil sie viel zu unruhig wirkt, weil sie nicht als gleichgültige Nebensache behandelt wurde, weil sie das Auge auf sich lenkt, statt daß sie zu verschwinden suchte: dagegen verteidige ich sie nicht. Jedoch über die endlose Mühe, die sich der Bildhauer mit ihr gab, kann man sich nicht hinwegtäuschen. Die dünnen Ästchen sehen einer Koralle freilich viel ähnlicher als einem Baum; aber wie lange mag der gute Mann daran herumgeklöpfelt haben? Nicht geruht hat er, bis die Mantelzipfel frei herabhingen, selbst der Köcherriemen, den kein Mensch beachtet, mußte vom Stamm losgelöst werden. Und ein solcher Katatexitechnos soll nun gerade die Details ohne Sinn und Verstand ausgewählt haben? Es gibt Stützenformen, die gleich bei verschiedenartigen Statuen wiederkehren; aber gerade zu ihnen gehört die delische nicht. Sie ist ein Unicum, nichts weniger als eine „Formel“, völlig verschieden von den zur Zeit des großen Copierbetriebes üblichen Stützen. Dann beachte man auch noch, wie uns der Köcher gewissermaßen auf dem Präsentierteller entgegengehalten wird; dem Bildhauer darf man es nicht in die Schuhe schieben, wenn die Archäologen seither das Attribut übersahen. Und würde auf Delos nicht erst recht jeder Betrachter durch einen Köcher an den Fernhintreffer erinnert worden sein?

Damit wären die hauptsächlichsten Einwände erledigt. Allein ich gehe auch noch auf die Kritik der Nebenfragen ein und bitte nur, der löblichen Absicht, Raum und Zeit zu sparen, es nachsehen zu wollen, wenn ich die Antworten in abgerissenen Sätzen aneinanderreihe, unter der Voraussetzung, daß ohnehin jeder Leser, welcher sich ein Urteil bilden will, Loewys und meinen früheren Aufsatz zur Hand haben muß.

Zu S. 270: behaupten zu wollen, daß nicht auch kurze Zeit vor wie kurze Zeit nach Polyklet ebenfalls ein kurzhaariger — oder, da Loewy dies für richtiger hält, kann ich auch sagen „nicht langhaariger“ Apollon vorkomme, ist mir nicht eingefallen. Im Zusammenhang involviert der Ausdruck „gerade für die Zeit“ Polyklets jene ausschließende Bedeutung durchaus nicht. Es handelte sich für mich nur um den Nachweis, daß in Polyklets Periode Apollon kurzhaarig dargestellt wurde und soweit sieht ja auch Loewy den Beweis für erbracht an. Noch weniger kam mir in den Sinn, aus den chalkidischen Münzen oder der-

jenigen der epiknemidischen Lokrer auf eine Statue des Apollon von Polyklet zu schließen. Zu einem so weitgehenden und dabei so unbegründeten Schluß lag um so weniger Veranlassung vor, als er von meinem Beweisgang gar nicht gefordert wird. Wenn unter den Münzen, mit deren Hilfe sich der kurzhaarige Apollontypus für die Epoche von Polyklets Wirksamkeit belegen läßt, eine gerade Einwirkungen polykletischen Stils zu erkennen gibt, dann besagt dieser Nachweis allerdings um so mehr; er besagt nämlich, daß ein Stempelschneider, der mit polykletischem Stil vertraut ist, den Apollon ebenfalls mit kurzen Haaren darstellt. Mehr habe ich nicht gesagt und mehr wollte ich nicht sagen.

S. 271. Ohne Frage ließe sich denken, daß der Apollon vor dem Arestempel durch Dreifuß, Schlange oder Greif als solcher charakterisiert war. Aber meine Annahme hat aus dem Grund mehr Berechtigung, weil sie nichts vorauszusetzen braucht, was nicht überliefert ist. Den Gedanken an einen Dreifuß hatte ich wohl erwogen, aber dann wieder fallen gelassen, weil ich mir sagte, ein solches Möbel müßte in die Composition hineingezogen sein dadurch, daß sich Apollon auf dasselbe aufstützt; ein Diadumenos kann aber seine Arme nicht aufstützen.

S. 273 spricht sich Loewy nicht entschieden gegen die Annahme aus, daß das Haus auf Delos, in welchem der Diadumenos mit anderen Statuen zum Vorschein kam, ein Bildhaueratelier gewesen sei, möchte aber doch die Möglichkeit offen halten, daß es sich um ein Gymnasion oder einen mit dem Gymnasion in Verbindung stehenden Bau handelt. Ich habe das Gebäude nie gesehen, kann also nur Schlüsse aus den vorliegenden Berichten ziehen und da traue ich allerdings den Berichterstattern so viel zu, daß sie ein Privathaus von einem Gymnasion zu unterscheiden vermögen. Aber die Annahme, das Haus habe als Bildhauerwerkstatt gedient, läßt sich mit Sicherheit widerlegen. Der Urheber dieser Annahme, Louis Couve, hat dieselbe im Bull. Hellén. XIX 515 mit genügenden Reserven umgeben: une hypothèse qui, je le reconnais, voudrait être justifiée de façon plus solide ..... l'hypothèse, à coup sûr, n'explique pas tout. Und seit bei den letzten Ausgrabungen auf Delos abermals ein Bildhaueratelier gefunden sein soll, wurde die Vermutung nur um so unwahrscheinlicher (Jardé im Bull. Hellén. XXIX 53). Delos wäre ja ein wahres Künstlerheim gewesen. Im Hause des Diadumenos soll der große Raum, in welchem die polykletische Statue, die Artemis und die Porträtstatue als Hermes gefunden wurden, als „eine Art Museum für permanente Kunstausstellungen“ (Couve 516) gedient haben. Allein Porträts, sofern es sich nicht um Bildnisse von Berühmtheiten oder um Herrscher handelt, für welche ein großer Absatz zu erwarten ist, werden doch nicht im

Vorrat gearbeitet und dann ausgestellt, um einen Käufer anzulocken. Auch läßt sich in Delos nicht voraussetzen, daß der Betrieb des Bildhauers wie in Pompeji durch eine Katastrophe abgebrochen worden wäre, denn hier versiegt das Leben allmählich. Bevor aber das Leben der Gemeinde erlischt, ist natürlich ein Bildhauer längst vorher schon verhungert. Wer nicht annehmen will, daß die Werkstatt dieses unglücklichen Künstlers wie eine Art Thorwaldsen-Museum weiter erhalten worden wäre, der kann auch nicht glauben, daß zur Zeit Hadrians, als die Festfeier auf Delos neu belebt wurde, ein in bester Lage der Stadt befindliches Gebäude einfach leer gestanden hätte. Gleichzeitig mit Antinousbildern läßt sich aber die Diadumenoscopie nach ihrer technischen Ausführung ebensowenig als der mitgefundene Porträthermes nach seinem physiognomischen Charakter ansetzen; denn Copien dieser Periode zeigen in Griechenland denselben Gesamtcharakter wie die aus Italien, mit dem einen Unterschied, daß die griechischen geringer zu sein pflegen. Furtwängler (Statuencopien 24) datiert den delischen Diadumenos in die Zeit des Pasiteles. Der Charakter der Arbeit würde wohl erlauben, höher hinauf-, aber nicht tiefer herabzugehen. Zu den technischen Merkmalen, welche für die Annahme einer früheren Entstehungszeit sprechen, zählt auch das Vertrautsein mit dem Anstücken des Marmors; der obere Teil des Schädels besteht an der delischen Replik aus einem Zusatzstück (Monuments Piot III 138). In der Epoche des erleichterten Weltverkehres wußte man sich hinreichend große Blöcke zu verschaffen, spart darum lieber Zeit und Arbeit als den Marmor. Wenn sich hierfür auch wohl kaum eine feste Regel aufstellen läßt, so wird man doch sagen dürfen: das Anstücken ist Bildhauern gut griechischer Zeit ebenso geläufig, als man ihm in der Kaiserzeit ausweicht. Auch die Stützenform schien mir nicht in die Zeit der geschäftsmäßig betriebenen Copierkunst zu gehören. Jene Kunstausstellung müßte demnach über anderthalb Jahrhunderte permanent geblieben sein und die Producte des delischen Bildhauers wären danach allerdings Ladenhüter geworden. Ohne Zweifel ist es aber verfehlt, auf Grund einer so ganz schwach fundierten Annahme, wie der des Bildhauerateliers die Statuen in die Kaiserzeit herabzurücken, nur damit sie nicht zu Ladenhütern werden; sondern der Irrtum liegt offenkundig vielmehr in der Voraussetzung eines Ateliers. Vor allem muß sich, wer Schlüsse aus jener Bestimmung ziehen will, entweder für die Erklärung des Gebäudes als Atelier oder für die als Gymnasion entscheiden. Wenn dem Bau überhaupt zwei so ganz disparate Zwecke wie Atelier und Gymnasion zugewiesen werden können, dann heißt das für mich ebensoviel, als daß wir von seiner Bestim-

mung nichts wissen, somit auch keine Schlüsse aus dem Charakter des Baues ziehen dürfen.

Noch ein Wort über die mitgefundene Porträtstatue, Bull. Hellén. XIX 482. Ihre Deutung als Athlet, welche ich ohne Angabe von Gründen ablehnen zu dürfen glaubte, weil mir die Gegengründe evident schienen, wird dadurch ausgeschlossen, daß der kahlköpfige Mann für einen Athleten zu alt ist, zweitens dadurch, daß er ein Gewand trägt, was Palästriten nicht zu tun pflegen. Da sowohl das Einstützen des Arms als die gewählte Anordnung der Chlamys häufig bei Hermesgestalten wiederkehren — man denke an die Statue im Belvedere und Hermesgestalten auf Vasen aus der Werkstatt des Meidias — so dürfte doch wohl ein Porträt als Hermes vorliegen wie bei dem ebenfalls auf Delos gefundenen Ofellius von Dionysios und Timarchides (Loewy, Bildhauerinschriften n. 242.)

S. 273. Völlig einig bin ich wiederum mit Loewy, „daß die Bezeichnung des Werkes in unseren Quellen mit dem bloßen Namen Diadumenos zu ihrer Begründung nicht des Wandels des Apollonideals bedarf". Ganz gewiß nicht; die Unlogik dieses Schlusses wäre wahrhaftig evident. Darum behauptete ich auch nicht: weil die Spätgriechen in dem robusten Athleten-Apollon des fünften Jahrhunderts den Gott nicht mehr erkannten, mußten sie ihn Diadumenos taufen. Wohl aber macht das Hinüberleiten des Apollonideals in weibische Formen verständlich, wie man nach Praxiteles einen stämmigen, kurzhaarigen Apollon ohne seine Attribute verkennen konnte, so daß die Epigonen in ihm vielmehr einen Menschen, einen Athleten sahen, den sie lediglich nach seinem Motiv benannten. — Für die Umdeutung des pheidiasischen Anadumenos trete ich nicht ein, weil sie nur als „Möglichkeit" vorgebracht wurde. Mehr als auf das Prädicat der Möglichkeit kann ja auch die von Loewy vorgeschlagene, noch compliciertere Lösung keinen Anspruch erheben.

S. 274. „Das Element der Binde bei agonistischen Figuren aus der Welt zu schaffen" ist freilich nicht möglich, war aber auch nicht zum mindesten meine Absicht, vor allem darum nicht, weil es gar nicht nötig war. Oder sollte, wer den Bogen als Attribut des Apollon für gesichert erklärt, zum Nachweis verpflichtet sein, daß menschliche Bogenschützen von der Kunst nicht dargestellt werden? — Dem folgenden Einwand hoffte ich allerdings schon im voraus begegnet zu sein. Wenn die griechische Kunst — wie ich an anderm Ort zeigen werde: einer bestimmten Schule und einer bestimmten Periode — für Götter und Menschen das gleiche Motiv verwendet, so daß der Betrachter nicht mehr sich auskennt und kaum noch zu sagen weiß, ob er vor einem Menschen oder einem

Gott steht, so mag man das als einen Fehler ansehen. Aber muß, wenn ein Fehler resultiert, dieser notwendigerweise auf Seiten des Exegeten liegen? Ist denn die griechische Kunst für uns unfehlbar, wie sie es für Winckelmann war? Zielen nicht gerade auf den erhobenen Vorwurf die Worte bei Quintilian über ein zu hohes Idealisieren des Menschen und ein zu tiefes Herabziehen der Gottheit? Mir schien, daß der von Quintilian colportierte Tadel erst Substanz gewinnt durch meine Umdeutung des Diadumenos.

Meinen Nachweis, daß der Diadumenos keine verschwollenen Ohren habe, somit zum mindesten kein Athlet sein müsse, verwendet Loewy 276 überraschenderweise gerade zugunsten seiner Pythokleshypothese; intacte Ohren — in Zusammenhang mit dem Attribut der Halteren — seien nur dem Pentathlos gemäß, nämlich weil, was nicht jeder Leser sofort ergänzen wird, Faustkampf und Pankration nicht zum Pentathlon gehören. Wie Loewy damit seine Auffassung des Doryphoros als Athlet, der doch wegen des „Akontion" nichts anderes sein könnte als gerade auch ein Pentathlos und der immer verschwollene Ohren zeigt, wie er das vereinigen will, das bleibt mir vorläufig dunkel. Jedenfalls ist die seiner Folgerung zugrunde liegende Ansicht, daß nur Pankratiasten und Faustkämpfer zu Dickohren kommen könnten, unhaltbar. Ich vermag diese Frage, die gewiß verdiente, einmal säuberlich erledigt zu werden, jetzt nicht nebenbei zu behandeln. Allein um die genannte Ansicht zu widerlegen, genügt die Erfahrung, daß göttliche und heroische Gestalten dieser Zeit ebenfalls deformierte Ohren aufweisen. Kein Mensch wird sich davon überzeugen, daß sie damit nur als athletische Specialisten, gerade nur als Boxer gekennzeichnet sein sollen; ihre Erscheinung entspricht vielmehr einfach dem Ideal eines athletisch durchgebildeten jungen Mannes, zu dessen Eigenschaften nach der Auffassung jener Zeit sichtbare Spuren von ehrlichen Schlägen auf die Ohren gehören. Man denke an Ares (Furtwängler, Meisterwerke 124), Perseus (das. Taf. 24), Diomedes (das. 317) und den Heros Riccardi (das. 346), von dem man seines Gewandes wegen wenigstens soviel sicher sagen kann, daß er keinen sterblichen Athleten darstellt. Auch ein Niobide zeigt, worauf ich durch Amelung aufmerksam gemacht werde, auf der nicht retuschierten Seite seines Kopfes das Athletenohr. Gegen die Verbindung des Diadumenos mit der Pythoklesbasis hat sich ja inzwischen, mit ausführlicherer Begründung, auch Studniczka oben S. 131 ausgesprochen.

Die erhobenen Einwände muß ich demnach in manchen Punkten als berechtigt ansehen, nämlich dann, wenn der Einspruch nicht meiner, sondern einer

irrtümlicherweise aus meinen Worten herausgelesenen Ansicht gilt. Dagegen finde ich nicht einen einzigen Punkt meiner Aufstellungen widerlegt; vor allem blieb das Fundament unberührt, die Deutung des delischen Diadumenos. Es wurde kein Grund genannt, der die seither allgemein gültige Überzeugung, daß die Attribute an den Stützen mit Rücksicht auf die Charakterisierung der Statue ausgewählt wurden, zu widerlegen vermöchte. Wenn diejenige Copie des Diadumenos, welche doch wohl die Mehrzahl der Fachgenossen, abgesehen etwa von der kleinen Bronze und der Terracotte, die weder pro noch contra sprechen, als die älteste ansieht, sicher als Apollon zu bezeichnen ist, dann sind meine Folgerungen für das Vorbild nicht zu umgehen.

Da meine Begründung der Hypothese, wie ich aus Loewys Entgegnung schließen muß, mißverstanden werden kann, so will ich sie hier in anderer, hoffentlich klarerer Fassung, ohne Belastung durch die bereits gelieferten Belege wiederholen. Daß übrigens der Beweisgang nicht notwendig mißverstanden werden mußte, sehe ich zu meiner Beruhigung aus der Inhaltsangabe im American Journal 1905 S. 468.

Der Bildhauer, von dem die delische Copie des polykletischen Diadumenos stammt, erklärt dieselbe durch das Attribut des Köchers als Apollon. Wäre die geläufige Erklärung der polykletischen Statue richtig, so hätte also der Delier einen Athleten in Apollon verwandelt. Durch einen unerklärlichen Zufall wählte er aber nicht, was für ihn näher lag, etwa einen lysippischen Athleten zum Vorbild, womit er ein kunstmythologisches Monstrum geschaffen hätte, insofern zur Zeit Lysipps die Erscheinung Apollons von der eines Athleten völlig differenziert war, sondern er geriet an einen Athleten Polyklets und siehe da! der alte Bildhauer hätte etwas erraten, was ohne Furtwänglers Hilfe die Archäologen vielleicht heute noch nicht wüßten, nämlich daß zur Entstehungszeit von Polyklets Diadumenos ein Apollon sich in seiner körperlichen Erscheinung vom Athleten nicht unterschied. Zudem wäre er noch an einen Athleten mit dem Motiv des Diadumenos geraten, als Motiv so ungünstig wie nur möglich zur Charakterisierung des Gottes, das aber trotzdem in einem sicheren Fall für Apollon verwendet wurde. Den weiteren Grund, daß diese mangelhafte Charakterisierung zudem echt polykletisch ist — Furtwängler führte diese Beobachtung schon aus — füge ich schließlich noch hinzu.

Auf solche Prämissen läßt sich freilich nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß gründen. Aber wo in der Archäologie vermögen wir denn überhaupt mathematisch sichere Beweise zu führen? Und gerade, daß ein Archäolog, mit welchem es kein

Dutzend anderer an Scharfsinn und Wissen aufnehmen kann, nicht einen entscheidenderen Grund gegen meinen Vorschlag zu nennen vermochte, das hat mich von neuem von der Notwendigkeit der Umdeutung des Diadumenos überzeugt.

Hier sollte lediglich auf die Einwände Loewys geantwortet werden. Den schon oben S. 104 angedeuteten Nachweis, daß der Diadumenos sich als Apollon ungezwungen in eine vorübergehende Phase der Götterauffassung in der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts einreiht, gedenke ich an einer andern Stelle weiter auszuführen.

Rom. FRIEDRICH HAUSER

Das korinthische Capitell in Phigaleia.

Baron von Stackelberg gibt in seinem Prachtwerke über den Apollotempel zu Bassae[1]) folgende Schilderung des berühmten korinthischen Capitells: „Die Blätter des Säulenknaufes sind weder vom Ölbaum, noch Akanthus, sondern vielmehr von einer conventionellen Form, einer Wasserpflanze im Steinsinn nachgebildet. Vier eingezackte große Blätter und doppelte, schneckenförmige Auswüchse biegen sich unter die vier Ecken der Platte hinauf; mit je zweien zwischenstehenden Auswüchsen und der von diesen getragenen Blume oder Palmette ragen sie über eine Reihe kleinerer Blätter hervor. Durch Schneckenwindung und Größe der Auswüchse wird hier eine Übereinstimmung zu den jonischen Säulen gebildet. Den glatten Grund der Kelchform des Capitells zwischen den großen Blättern füllt die doppelte Reihe gemalter, Schwertlilien ähnlicher Blätter, die neben den Blumen entsprießen. Den Abacus oder die Platte schmückt ein gemalter Mäander, Überbleibsel von Farbe bemerkt man nicht mehr. Durch Eindringen einer fressenden Beize scheinen die Verzierungen in die glatte Oberfläche des Marmors eingeätzt gewesen zu sein, so daß eine Rauheit und Vertiefung zurückblieb, die sich noch vom Grund unterschied."

Zu dieser Beschreibung gibt v. Stackelberg eine hübsche gestochene Vignette, die dem Texte ziemlich genau entspricht, aber immer nur eine perspektivisch gezeichnete Skizze bleibt (*c* in Fig. 71). Auf Taf. III a. a. O. sind auf der malerischen Innenansicht vorne das jonische und weiter rückwärts das umgestülpte korinthische

[1]) Der Apollotempel zu Bassae in Arkadien und die daselbst ausgegrabenen Bildwerke dargestellt und erläutert durch O. M. Baron von Stackelberg. Rom 1826.

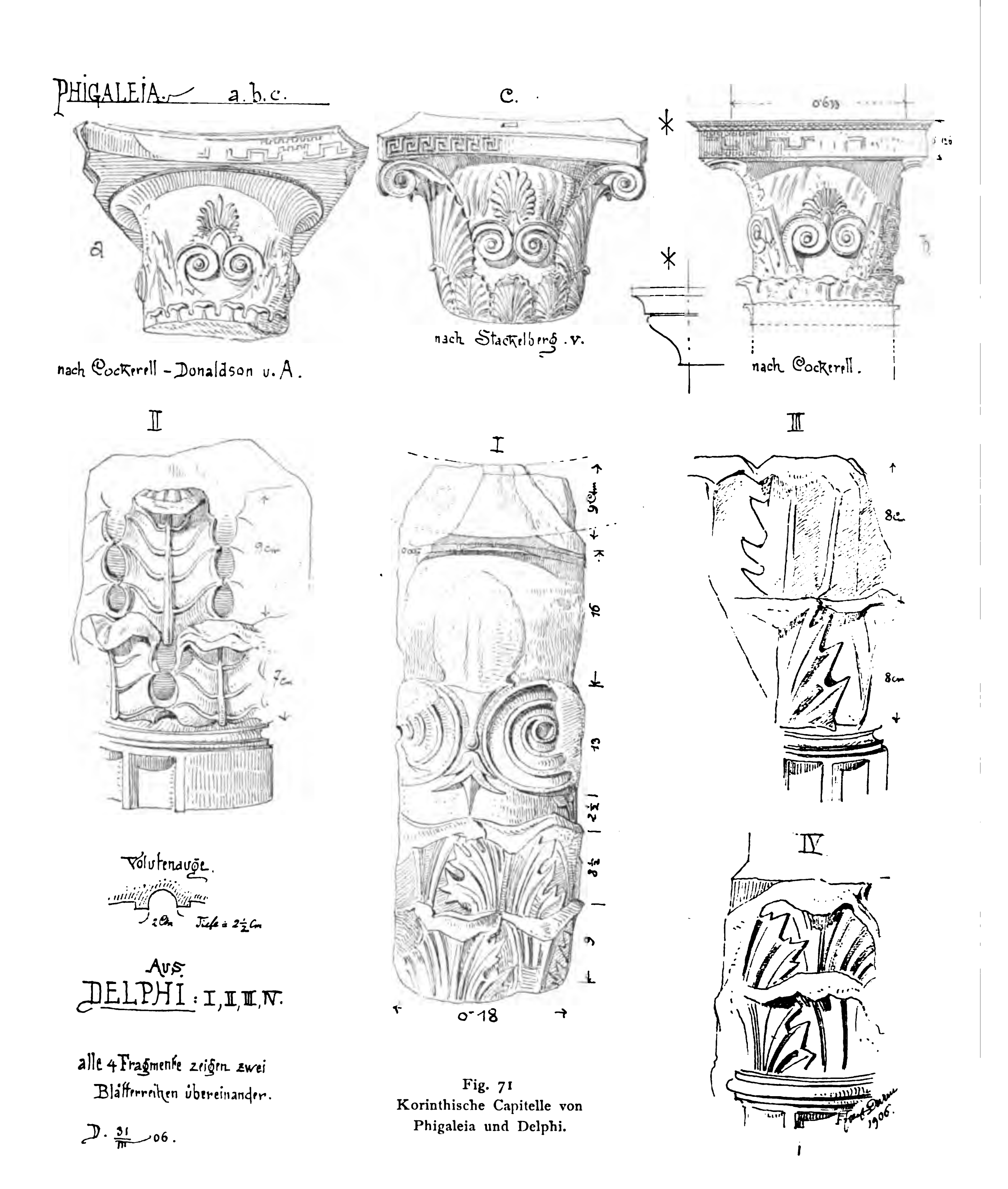


Fig. 71
Korinthische Capitelle von
Phigaleia und Delphi.

Capitell nochmals gezeichnet. Auf Seite 26 und 27 a. a. O. erklärt er: umherliegende Stücke der Architektur, wie das jonische Capitell, der Blätterknauf der einzelnen Säule, welcher umgestürzt auf dem Reste derselben steht, können eine Idee von der Art der Verzierung geben; von dem Blätterknauf der Einzelsäule sei nach einem flüchtigen Entwurfe eine Ergänzung versucht, die in der angezogenen Vignette zu erblicken sei. In Fußnote 24 a. a. O. klagt v. Stackelberg darüber, daß nach den Mitteilungen neuerer Reisender diese Architekturstücke nicht mehr vorhanden, entweder gänzlich zerstört oder verschleppt worden wären, daß aber die besten Überbleibsel dem Britischen Museum zu London übergeben seien, was wohl mit Bezug auf ein einziges Stück eines jonischen Halbsäulencapitells stimmt.

Dann beruft er sich auf die gemeinschaftlichen Untersuchungen von Haller von Hallerstein und Cockerell, die von den Einzelheiten die genauesten, sorgfältigsten Zeichnungen und Messungen gemacht, deren Bekanntmachung alle Wünsche zu befriedigen vermag und wodurch von jenen, in ihrer Art einzigen Capitellen wenigstens treue Abbildungen für die Nachwelt blieben. Diese erschienen 1860 in dem Prachtwerk[2]) über den in Rede stehenden Tempel. Inzwischen waren die fraglichen Einzelheiten auch in dem Werke über die Altertümer von Athen und anderen Orten[3]) veröffentlicht worden — aber keine der Aufnahmen deckt sich mit der andern (vgl. Fig. *a*, *b* und *c* unserer Fig. 71). Sogar Cockerell gibt zwei verschiedene Auslegungen in dem angezogenen Prachtwerk auf Pl. XV, indem er einmal einen einzigen verstümmelten, akanthusartigen Blattkranz angibt, dann in den geometrischen Darstellungen zwei Reihen Akanthusblätter übereinander, oberhalb des Astragals (vgl. Fig. 71 *b*). Das eine dürfte wohl den tatsächlichen Befund vorstellen, das andere eine von ihm erfundene Ergänzung.

In dem Sammelwerke, bei dem Cockerell an der Spitze genannt ist, sehen wir statt der Akanthus sog. Wasserlaube. Hier wollen wir uns erinnern, daß v. Stackelberg ganz bestimmt sagt, es seien keine Akanthus, vielmehr seien „die conventionellen Formen einer Wasserpflanze“ bei dem Blattkranz zum Ausdruck gebracht gewesen. Was ist nun richtig? Dazu gesellen sich noch Verwechslungen z. B.: bei Ch. Chipiez[4]), der das Product v. Stackelbergs für ein solches von

[2]) The Temples of Jupiter Panhellenius at Aegina and of Apollo Epicurius at Bassae near Phigaleia by C. R. Cockerell. London 1860.

[3]) Die Altertümer von Athen und anderen Orten Griechenlands usw. gemessen und erläutert von C. R. Cockerell, W. Kinnard, F. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton. Deutsche Ausgabe. Leipzig und Darmstadt. Lief. I. Pl. IX.

[4]) Ch. Chipiez, Histoire critique des origines et de la formation des Ordres Grecs, Paris 1876, S. 297.

Donaldson ausgibt und das aus dem Sammelwerk entnommene v. Stackelberg zuschreibt.

Im Vertrauen auf die gute Empfehlung v. Stackelbergs ist von mir das Capitell Cockerell in das Handbuch der Architektur[5]) aufgenommen worden. Darauf erzählte ein Jahr später Alois Riegl in seinen Stilfragen[6]), daß alle bezüglichen Abbildungen des in Rede stehenden Capitells auf zwei Originalaufnahmen zurückgingen, von denen die eine auf ‚Donaldson', die andere auf ‚v. Stackelberg' zurückzuführen sei, wobei ihm wohl die von v. Stackelberg so warm empfohlene des Cockerell entging. Riegl brauchte aber für seine Zwecke das Phigaleiacapitell mit den gerippten Palmenblättern, alias Wasserlauben, Stackelbergs, was ihn zu der weiteren Bemerkung veranlaßte (a. a. O., S. 226, Fußnote 36), daß durch die Reproduction ‚nach Donaldson' (sic!) die ursprüngliche Gestalt des Capitells noch mehr verballhornt worden wäre. Dabei übersah er, daß der einzige verantwortliche Übeltäter, der die zwei Reihen Akanthusblätter erfunden hat, der von Stackelberg gepriesene ‚Cockerell' ist, dessen „sorgfältige Zeichnungen und Messungen die treue Abbildung des Capitells der Nachwelt — nach v. Stackelberg — erhalten haben!"

Der verdienstvolle Forscher und Gelehrte A. Riegl ist inzwischen gestorben; ich kann mich nicht mehr an ihn wenden, aber der von ihm verlästerte Entwurf Cockerells und dessen Nachbildungen müssen doch von dem gemachten Vorwurfe befreit werden. Die Wahrheit verlangt eine Richtigstellung im Interesse weiterer Forschungen. Das Capitell ist zur Zeit verschollen, die Richtigstellung seines Aussehens daher auf directem Wege nicht möglich.

Generaldirector Professor Dr. Kavvadias in Athen hat den Tempel in Phigaleia unter Schutz genommen und denselben wieder aufgerichtet unter Berufung auf den Ausspruch Th. Homolles: „Relever un monument, en assemblant les morceaux que le temps ou les hommes ont renversés ou dispersés, n'est ni une impiété envers les anciens ni un crime contre l'art; c'est au contraire rendre à l'art ce qui avait cessé de lui appartenir, à l'admiration ce qu'elle avait perdu".[7]) In seiner Mitteilung über die Aufrichtungsarbeiten warf Kavvadias u. a. die Frage auf: „Gab es in dem Tempel eine korinthische Säule?" wobei er ausführte, daß die Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten, welche im Jahre 1813 Ausgrabungen um den Tempel machte, dabei die genannte Säule feststellte, deren Aufzeichnung

[5]) Handbuch der Architektur. Die Baukunst der Griechen. I. Auflage S. 198. Darmstadt 1881 und II. Auflage S. 285. Darmstadt 1892.

[6]) Alois Riegl, Stilfragen. Berlin 1893. S. 225.

[7]) Vgl. Comptes-rendus du Congrès international d'Archéologie. I. Session (Athènes 1905) S. 170.

durch v. Stackelberg und Cockerell bekannt gegeben wurde. An das Verschwinden des Capitells wurden allerlei Vermutungen geknüpft; einige hielten es für apokryph, andere stellten seine Existenz ganz in Abrede, wieder andere wollten es mit dem Baue überhaupt nicht verbunden wissen und glaubten, es habe mit einer Votivsäule in Verbindung gestanden und wollten das frühe Vorkommen des korinthischen Capitells an dem Baue nicht gelten lassen. Die Untersuchungen Prof. Kavvadias' haben nach seiner Ansicht Klarheit in die Sache gebracht.[8]) „Nachdem der große Haufen von Steinen, der im Innern des Tempels lag, weggeräumt war, sah man auf dem Stylobat die Spuren der korinthischen Säule. Auch haben sich zwei Trommeln, die Basis in Fragmenten und, wie es scheint, zwei ganz kleine Fragmente vom Capitell selbst gefunden. Es ist daher außer allem Zweifel, daß in dem Tempel von Phigaleia diese korinthische Säule gestanden hat, und zwar in Verbindung mit dem Bau, daß sie also gleichzeitig mit den anderen Säulen war".

Aber noch eine weitere Quelle mußte in der Sache dienstbar gemacht werden. Man verwies mich auf das im Besitze des Geh. Regierungsrates Dr. Adler in Berlin befindliche Tagebuch Haller von Hallersteins. Ich erhielt von dort eine entgegenkommende Antwort auf meine Anfrage. Das Tagebuch selbst war aber unterwegs nach Athen, wo es der Bibliothek des deutschen archäologischen Instituts einverleibt werden sollte. Dort hatte ich durch die Güte des Herrn Prof. Dörpfeld im März 1906 Gelegenheit, es auf den bezüglichen Inhalt zu prüfen. Es gibt auf 69 Seiten die Reinschrift der durch sorgfältig gezeichnete Handskizzen erläuterten Aufzeichnungen, unter welchen sich auch eine Abbildung des fraglichen Capitells (Seite 58) befindet, die sich durch nichts von den Cockerellschen Abbildungen unterscheidet. Zur Basis der ‚Colonne composite' wird Seite 50, 51 bemerkt, daß sie sich der korinthischen nähert. Der Blätterkranz ist dort wie hier fragmentarisch ohne bestimmte Endigung nach unten angegeben, womit die Weisheit auch hier zu Ende war.

Ganz aus der Luft konnten doch ernste Leute wie v. Stackelberg, Haller von Hallerstein und Cockerell ihre Angaben nicht gegriffen haben, nur bleibt die Frage über das ‚woher' eine offene.

Bei einem Besuche in Delphi fand ich vor kurzem im dortigen Museum vier Bruchstücke von korinthischen Capitellen, die angeblich von der Marmariá stammen und außerhalb des heiligen Bezirkes und in der Nähe der Tholos gefunden wurden (Fig. 71 I—IV). Die Fragmente lassen nach ihren, am Stücke (I)

[8]) Vgl. Comptes-rendus du Congrès international d'Archéologie. I. Session (Athènes 1905). Kavvadias, Der Apollotempel von Phigaleia S. 171 ff. insbesonders S. 174.

genau bestimmbaren Größen auf nahezu die gleichen Abmessungen der Capitelle schließen, wie sie beim Capitell in Phigaleia vorhanden sind. Und nicht nur bei diesen finden wir eine Übereinstimmung, sondern auch im Aufbau und beim Detail. Der gebogene, viereckige kräftige Abacus ist gesichert, darunter die kreisrunde Kelchform mit dem schmalen, glatten obern Abschlußrand, dann das Mittelstück mit den beiden Aufrollungen und der zwischengesetzten Palmette; sogar das vertiefte Auge der Volute, das Cockerell für Phigaleia in Anspruch nimmt und das ein besonderes Einsatzstück voraussetzt, kehrt wieder. Dann aber, und das ist hier das wichtigste, weil die Angaben Cockerells und die Leichtgläubigkeit der ihm Vertrauenden so wenig höflich apostrophiert wurden, daß hier wirklich zwei nahezu gleichhohe Reihen von Akanthusblättern übereinander folgen, also ein doppelter Blätterkranz, der sich über einem den kannelierten Schaft abschließenden Astragal erhebt.

Was Cockerell für Phigaleia in Anspruch nahm, ist nach dem Vorgetragenen und den analogen Fundstücken (Fig. 71 I—IV) in Delphi unantastbar in Wirklichkeit vorhanden. Die von Riegl ausgesprochene ‚Verballhornung' des Capitells durch die zwei Blätterkränze dürfte somit nicht ernst zu nehmen sein.

Das Blattwerk der Capitelle ist nicht übereinstimmend gebildet. An dreien der Fragmente findet sich der Akanthus mit dem scharfen griechischen Blattschnitt, am vierten dagegen das von Stackelberg für Phigaleia geltend gemachte Blatt einer Wasserpflanze, dem Blattwerk an der Nordtüre des Erechtheion ähnlich. Das Vertrauen, das einst Riegl in die Richtigkeit der Angaben v. Stackelbergs setzte, hatte ihn in diesem einen Falle nicht betrogen.

Gehörten die Fragmente der korinthischen Capitelle der Tholos an und das ist nicht unwahrscheinlich, obgleich ich keine Beweise als den Fundort dafür erbringen kann, dann läge das Capitell von Phigaleia um beiläufig 100 Jahre von dem zu Delphi gefundenen auseinander, vorausgesetzt, daß die Erbauungszeit des Tempels in Phigaleia mit 430 v. Chr. richtig ist[9]) und die der Tholos in das IV. Jahrhundert gesetzt werden darf. Letztere ist, und da stimme ich den Ansichten anderer bei, eine der besten Leistungen der genannten Zeit. Die Ausbildung der Sima mit den erhaben gearbeiteten Rankenornamenten und Löwenköpfen, des Triglyphenfrieses, die feine, bereits gesuchte Technik und der eigenartige Steinschnitt bei den Werkstücken, machen die Datierung zweifellos. Nicht so sicher ist mir die aus Pausanias (VIII, 39) geschöpfte für Phigaleia. Er ist der einzige Schriftsteller des Altertums, der über den Tempel berichtet. Er

[9]) Vgl. von Stackelberg a. a. O. S. 28.

sagt, dieser sei zur Zeit, als die große Pest in Athen und Phigaleia wütete, gelobt und von Iktinos, dem Parthenonbaumeister, ausgeführt worden; weiter gibt er an, daß der Tempel samt dem Dach aus Marmor sei. Der ersten Angabe steht das Zeugnis des glaubwürdigeren Thukydides entgegen, der ausdrücklich die Pest auf Athen beschränkt wissen will, der letzteren die Tatsache, daß der Tempel aus bläulich-weißem, von braunen Adern durchzogenem Kalkstein und nur die Dachziegel aus weißem Marmor ausgeführt sind. Die erste und die dritte Angabe des Pausanias sind somit unrichtig und die zweite wohl kaum zutreffend, wenn man die Profilierungen, die jonischen Halbsäulencapitelle, auch das korinthische Capitell mit einbezogen, besonders aber die Sculpturen des inneren Cellafrieses betrachtet, die in dem Stackelbergischen Werke wohl akademisch richtig und schön oder sogar zu schön gezeichnet sind, aber in Wirklichkeit ein anderes Bild abgeben. Die Composition ist energisch und bewegt, aber die einzelnen Figuren sind in den Verhältnissen verfehlt und stellenweise roh ausgeführt. Mit den Reliefdarstellungen der Parthenonfriese haben sie nichts zu tun. Man vergleiche die Originale beider Bauten im Britischen Museum oder entsprechende gute Photographien. Diese Leistungen liegen doch himmelweit auseinander und der zeitliche Zwischenraum zwischen der Tholos in Delphi und dem Apollotempel in Phigaleia ward für mich erheblich kleiner.[10]) In der Nähe der Capitellreste stehen im Museum zu Delphi einige Fragmente von Marmorziegeln, die sicher nur von der Tholos stammen oder ganz allgemein nur einem Rundbau angehört haben können nach der Art des Zusammentreffens der Deckziegel. Sie zeigen genau die gleiche Construction wie jene am Tempel zu Phigaleia, indem Deck- und Planziegel aus einem Stücke zusammengearbeitet sind. Es sind darnach formale und technische Bildungen beiden Bauwerken gemeinsam. Ist dies ein Zufall oder ein bewußter Vorgang? Ich glaube an letzteren, bei dem Phigaleia das Vorbild für Delphi sein konnte.

Haller von Hallerstein spricht sich noch in Wort und Bild über die jonischen Halbsäulencapitelle in der Cella des Apollotempels zu Phigaleia aus. Das einzige

[10]) Zugunsten einer Anlehnung der Phigaleia-Sculpturen an die athenischen Werke aus perikleischer Zeit oder für eine frühere Datierung der erstern sprächen nur der Stil und die Behandlung der Gewänder. Unverkennbar ist die Übereinstimmung in der Anordnung und Ausführung des Faltenwurfes bei den Friesfiguren am Tempelchen der Athena Nike auf der Burg von Athen, wenn sie auch nicht so fein gefühlt und durchgeführt ist. Auch in der lebendigen Anordnung der Kampfesscenen lassen sich bei beiden Friesen Beziehungen herstellen, nicht aber bei den rein architektonischen Gliederungen, und besonders nicht an den Basen und Capitellen der jonischen Halbsäulen und den Deckenplatten, die in Phigaleia alle mehr auf die hellenistische Zeit hinweisen, was ja auch die wildbewegten Friescompositionen schließlich zulassen.

Document in natura, das wir von jenen haben, ist ein Stück (Fragment) im Britischen Museum zu London, das mit dem, welches v. Stackelberg gezeichnet und veröffentlicht hat, übereinstimmt, wodurch die Angaben Cockerells über dasselbe abgelehnt werden müssen wie auch die von dem Genannten und von Haller von Hallerstein angenommenen ausgehöhlten marmornen Deckenbalken über Pronaos und Opisthodomos.[11]) Sie wurden auf Grund zweier kaum zusammengehöriger Fundstücke zusammengelegt mit dem Bemerken, daß man mit dieser neuen Form das Gewicht der Steinbalken habe erleichtern wollen: „pour faciliter de porter le propre poid du marbre et les caissons posaient partie dessus, ou les avaient creusé, et leurs donné une largeur convenable“ (S. 22 d. Mspt.)[12]).

Die doppelte Blätterreihe am korinthischen Capitell zu Phigaleia dürfte nach dem Vorgetragenen wohl als zulässig oder vielmehr als gesichert betrachtet werden können; was sonst an Berichtigungen gegeben ist, bewegt sich auf sicherem Boden.

Karlsruhe, im Mai 1906. JOSEF DURM

Zu den Bechern von Vafio.

Die tiefgründigen, in Form und Inhalt gleich vollendeten Ausführungen Alois Riegls „Zur kunsthistorischen Stellung der Becher von Vafio“ (oben S. 1 ff.) veranlassen mich, eine etwas abweichende Erklärung des zweiten Bechers mit den friedlichen Stieren vorzutragen, die Riegls Darstellung in Einzelheiten berichtigt, aber seiner Grundanschauung so durchaus entspricht, daß ich hoffen darf, sie würde von ihm freudig angenommen worden sein. Οὐκ ἐμὸς ὁ μῦθος, ich habe diese Deutung vor 10 Jahren von dem verstorbenen Mathematiker Geheimrat Rudolf Lipschitz in Bonn gelernt, der als eifriger Kunstfreund die ersten galvanoplastischen Nachbildungen der Becher mit Entzücken begrüßte und als Sohn eines Gutsbesitzers auf dem Lande groß geworden, eine intimere Kenntnis

[11]) Vgl. Cockerell a. a. O. Pl. V. Schnitt durch den Pronaos des Tempels und Pl. VIII Fig. 1.

[12]) Wortlaut und Schreibweise in der von Haller beliebten französischen Sprache, die wohl nur dann verständlich werden, wenn man den technischen Vorgang und die auf Pl. V a. a. O. ausgeführten Zeichnungen kennt. Gemeint ist: Zur Verringerung des Eigengewichtes der Marmorbalken, auf denen außerdem noch die Cassettenplatten lagerten, hat man erstere canalförmig ausgehöhlt, wobei man ihnen die zukömmliche Breite gab. — Letztere war durch die Fundstücke, wie gesagt, nicht gesichert.

des Tierlebens besaß, als sie Archäologen eigen zu sein pflegt. Riegl hebt S. 5 mit Recht als ganz besonders auffallend „das gewissermaßen geistige Verhältnis" der beiden Stiere in der Mitte hervor. „Der hintere wendet den Kopf wie liebkosend zu dem vorderen zurück, der seinerseits aus der Bildfläche zum Beschauer herausblickt." Aber verstößt der Künstler damit nicht gröblich gegen die sonst von ihm so sorgsam beobachtete Naturwahrheit? Wer hat je zwei Stiere einander liebkosen gesehen? Zärtliche Gefühle äußern Stiere so gut wie Hirsche oder Rehböcke ausschließlich gegen das weibliche Geschlecht, in den eigenen Geschlechtsgenossen sehen sie nur gehaßte Rivalen. Hier setzt Lipschitz' Beobachtung ein: Das hintere, etwas kleiner und zierlicher gebildete Tier ist kein Stier, sondern eine Kuh, das beweist die auch von Riegl als merkwürdig hervorgehobene Haltung des Schwanzes. Mit dieser Schwanzhebung zeigt die Kuh regelmäßig an, daß sie gewillt ist, den brünstigen Stier aufzunehmen, die zärtliche Kopfwendung und ein freundliches Muhen, das man fast zu hören glaubt, bekräftigen ihre entgegenkommenden Gefühle. Nun erklärt sich auch die Haltung der beiden andern Stiere viel besser: Der von rechts herankommende weidet nicht, das hätte der anschaulich erzählende Künstler ja leicht durch ein Grasbüschel andeuten können, er schnuppert mit weit vorgestrecktem Kopf — es ist der Duft der rindernden Kuh, der ihn herbeilockt. Der lebhaft brüllende, stolz mit dem Schwanze schlagende Stier zur Linken hat dagegen die Begattung — man wird annehmen müssen, mit einer andern Kuh — bereits vollzogen und wird nun fortgetrieben. So gewinnen wir eine viel größere Geschlossenheit für die ganze Darstellung und das von Riegl so zutreffend betonte Genrehafte der Szene wird nicht unwesentlich gesteigert.

Basel. ALFRED KÖRTE

Ἀρχιατρὸς τὸ δ'.

Die Ärzteinschriften aus Ephesos, welche J. Keil in diesen Jahresheften VIII 119 ff. veröffentlicht und besprochen hat, lehren uns genug des Überraschenden kennen, vor allem den alljährlich in vier Zweigen der ärztlichen Wissenschaft abgehaltenen ἀγὼν τῶν ἰατρῶν. Manches bleibt dabei noch rätselhaft und auffallend und wird hoffentlich durch weitere erwartete Funde klarer

und verständlicher werden; eine Einzelheit möchte ich schon hier gleich aufzuhellen versuchen, das ist der in der Inschrift *a* Z. 4 erscheinende Ausdruck ἀρχιατροῦ τὸ δ'.

Keil hat aus ihm S. 138 den Schluß gezogen, daß die ἀρχιατροί, in denen wir die Gemeindeärzte sehen müssen (vgl. außer Keils Verweisungen auch Pohl, De Graecorum medicis publicis, Berlin 1905, S. 23 und was dieser nennt), ihr Amt, in Ephesos wenigstens, nicht auf Lebenszeit übertragen erhielten, sondern daß in bestimmten Zwischenräumen Neuwahlen stattfanden, so daß man sich tüchtige Ärzte durch die ehrende Wiederwahl leicht erhalten, untüchtige leicht abstoßen konnte. Pohl, der in einer nachträglichen Anmerkung (S. 81) noch auf die ephesischen Inschriften hinweist, hat Keils Ansicht angenommen, obwohl sie seinen eigenen Folgerungen (S. 54) widerstreitet und sich auch mit der ephesischen Ehreninschrift CIG II 2987; Le Bas-Waddington III 161 schlecht verträgt. In dieser wird ein gewisser Attalos wegen seiner Verdienste und mit Hervorhebung mehrerer ehrender Tatsachen gerühmt, dabei auch als ἀρχιατρὸς διὰ γένους bezeichnet. Die erbliche Würde des Gemeindearztes ist sicher etwas Ungewöhnliches, aber sie hätte doch kaum verliehen werden können, wenn sich alle Gemeindeärzte in regelmäßigen Fristen einer Neuwahl hätten unterziehen müssen. Und selbst wenn wir in dieser Bezeichnung ἀρχιατρὸς διὰ γένους lieber nicht eine verliehene Würde, sondern nur den Ausdruck der wirklichen Tatsache finden wollen, daß das Amt eines Gemeindearztes für Generationen bei der Familie des Attalos geblieben war, so könnten wir nicht erklären, weshalb dann nicht gerade diese ununterbrochene Wiederwahl, namentlich beim augenblicklichen Inhaber, mit bestimmter Zahlenangabe ausgedrückt worden wäre.

Auch die von Pohl S. 51 hervorgehobenen gesetzlichen Bestimmungen, welche es möglich machten, städtische Ärzte, die ihre Pflicht nicht taten, wieder abzusetzen, lassen erschließen, daß dies Amt ohne zeitliche Begrenzung verliehen wurde. Die Bestimmungen Digest. 27, 1, 6 § 2 ff. (ἐξ ἐπιστολῆς 'Αντωνίνου τοῦ Εὐσεβοῦς, γραφείσης μὲν τῷ κοινῷ τῆς 'Ασίας, παντὶ δὲ τῷ κόσμῳ διαφερούσης), wonach die Städte je nach ihrer Größe eine verschiedene Zahl von Ärzten, Sophisten und Grammatikern ἀτελεῖς machen, also als städtische Angestellte qualificieren konnten. und besonders § 4 (καὶ μέντοι οὐκ ἄλλως τὴν ἀλειτουργησίαν ταύτην καρπώσονται, ἐὰν μὴ δόγματι βουλῆς ἐγκαταλέγωσιν τῷ ἀριθμῷ τῷ συγκεχωρημένῳ καὶ περὶ τὸ ἔργον ὀλιγώρως μὴ ἔχωσιν) müßten notwendig auf die periodische Wiederwahl Rücksicht nehmen, wenn es eine solche gegeben hätte.

Aber es läßt sich auch aus den neuen ephesischen Ärzteinschriften selbst

dartun, daß das Amt eines ἀρχιατρός nicht an eine bestimmte Frist gebunden war. Wir finden den Titel außer an der fraglichen Stelle *a*, 4 noch:

a, 6: Πο. Αἴλιος Μένανδρος ἀρχιατρός.
a, 7: . . . . . ς ἀρχιατρός.
c, 5: Πο. Αἴλιος. . . . . . ἀρχιατρός.
e, 1: υἱοὶ Αἰλίου Μενάνδρου ἀρχιιατροῦ.
e, 2: Πο. Οὐήδιος Ῥουφεῖνος ἀρχιιατρός.
f, 1: Πο. Αἴλιος Μένανδρος ἀρχιατρός.
h, 1: . . . . . ἀρχιατρός.
h, 3: . . . . . ἀρχιατρός.
h, 5: . . . . . ἀρχιατρός.

In all diesen neun Fällen ist der Titel ohne eine, die Wiederholung des Amtes anzeigende Zahl gesetzt. Sollen wir annehmen, die Gemeindeärzte hätten auf die Hervorhebung eines für ihr Ansehen so wichtigen ehrenvollen Umstandes verzichtet? Dagegen spräche die eine Ausnahme, die kritische Stelle *a*, 4. Sollen wir also annehmen, all diese Gemeindeärzte hätten in der ersten Periode ihres Amtes den Preis errungen? Das ist um so unwahrscheinlicher als der eine, P. Aelius Menander, auch in der ephesischen Liste des Kuretencollegiums mit dem Titel ἀρχιατρός, aber ohne Ziffer erscheint (Keil S. 138). Also ein Mann, den wir aus vier verschiedenen Erwähnungen kennen, der *e*, 1 als der Vater von mehreren praktisch tätigen und im ἀγών preisgekrönten Ärzten erscheint, sollte nur einmal und nicht wieder ἀρχιατρός geworden sein und alle Erwähnungen sollten aus dieser einen Amtsperiode stammen? Das ist mehr wie unwahrscheinlich und so müssen wir schließen, daß das Amt des Gemeindearztes auch in Ephesos kein periodisches, sondern ein dauerndes war.

Dann muß aber die Stelle der Inschrift *a*, welche die auffälligen Worte ἀρχιατροῦ τὸ δ' zu bieten scheint, eine andere Erklärung zulassen, und eine solche ist allerdings möglich. Die Inschrift enthält eine Siegerliste mit vorhergehender Datierung: ἐπὶ ἱερέως Ἀσκληπιοῦ . . . ἄρχοντος . . . und als letztes Glied dieser Reihe ἀγωνοθετοῦντος τῶν μεγάλων [Ἀσκληπιείων . . . . . .]ινου ἀρχιατροῦ τὸ δ'. Wir haben es demnach völlig in der Hand, diese Zählung statt mit ἀρχιατροῦ mit ἀγωνοθετοῦντος zu verbinden. Nicht zum vierten Male Gemeindearzt war der Mann dessen Name uns bis auf die Endung . . ινου verloren ist, sondern zum vierten Male Agonothet.

Würzburg, 5. April 1906. PAUL WOLTERS

Die Ara Pacis Augustae.[1]

Als F. v. Duhn im Jahre 1879 zuerst die meisten damals vorhandenen Reste der Ara P. als solche erkannte, sammelte, ordnete und erläuterte, war es nur zu natürlich, daß der große Altar von Pergamon, der eben damals in aller Munde war, dem jugendlichen Forscher als Gegenstück des römischen Monumentes vor die Seele trat. Doch statt zu fördern, wirkte dieser Vergleich damals vielmehr irreführend und hemmend. Denn indem er von dem Augustischen Denkmal, soweit es damals in Betracht kam, eine viel zu große Vorstellung weckte, ließ er das Erhaltene viel zu gering erscheinen, um damit eine Wiederherstellung zu versuchen. Und doch reichte, was v. Duhn gesammelt hatte, schon aus, um es mit überraschender Sicherheit ergänzen zu können, wie es meine erste Reconstruction im Jahre 1894 dartat. Da diese Wiederherstellung durch eigene Kraft dann weitere versprengte Stücke an sich zog, die sich ihr von selbst einzufügen schienen, so ergab sich bei Erneuerung des Versuches ein noch vollständigeres Bild des einstigen Ganzen.[2]) Was ich mit dieser neuen Veröffentlichung zu erzielen gedachte: die Wiedervereinigung nicht allein der in und außerhalb Italiens zerstreuten, sondern auch der noch im Schoße der Erde ruhenden Reste, das schien sich rasch erfüllen zu sollen. Ehe noch ein Jahr zu Ende ging, war von der italienischen Regierung die Ausgrabung begonnen, war von Verhandlungen mit dem Vatikan und mit der französischen Regierung wegen Austausches beziehungsweise Ablösung der in Villa Medici eingemauerten Stücke sowie von Rückführung der im Jahre 1780 nach Florenz entführten Friesteile die Rede. Doch hatte die Ausgrabung noch kein halbes Jahr gedauert, da begann sie zu stocken, und was man gedacht, geplant, gesprochen, geriet in Vergessenheit; eine rasch aufgeflammte Begeisterung verglomm wie Strohfeuer. Nicht Mangel an Erfolg fürwahr konnte die Ursache sein. Die Ausgrabung, die 5^{m} unter den heutigen Straßenboden hinabsteigen mußte, um bergwerkartig unter dem Palazzo Fiano und der engen, dem Verkehr nicht zu entziehenden Gasse in Lucina betrieben zu werden, hatte freilich mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; glänzend waren aber auch die Erfolge. Genau an der bezeichneten Stelle kam an seinem ursprünglichen Platze, unversehrt, wie vorausgesehen war, der unterste Teil der Marmor-

[1]) Der Vortrag, welchen ich auf der Hamburger Philologenversammlung im October 1905 hielt, erscheint hier nur wenig abgeändert.

[2]) Die erste Reconstruction erschien in den Römischen Mitteilungen 1894, die zweite als II. Band der Sonderschriften des Österreichischen archäologischen Institutes 1902, hier citiert als Ara Pacis.

einfriedung und dann auch der Tuffkern des Altars selbst zum Vorschein. Teile der reichgeschmückten Marmorwände fanden sich, obwohl vielfach arg zerstückt, in solcher Fülle, daß mit Recht gesagt werden konnte: alles zu einem Wiederaufbau des herrlichen Denkmales Wesentliche werde zu finden sein.[3])

So dürfte es denn an der Zeit sein, das früher gezeichnete Bild zu berichtigen und zu ergänzen und damit zur Wiederaufnahme der, wie wir hoffen dürfen, nur unterbrochenen, nicht aufgegebenen Ausgrabung neue Anregung zu geben. Wird doch auch ein vergleichender Blick auf den großen Altar von Pergamon heute nicht mehr zum Irrtum verführen. Denn jetzt ist auch dieser in langjährigem Bemühen herausgearbeitet, in Berlin wiederaufgebaut, seine Erforschung zum Abschlusse gebracht. Und nicht er allein; sondern auch in Magnesia, Priene, Milet sind uns durch Ausgrabungen des Berliner Museums, in Kos durch R. Herzogs Unternehmen hellenistische Altarbauten großen Stiles kund geworden. Ihnen gegenüber steht die Ara P., hellenistisch zugleich und römisch, jetzt schon vollständiger als einer der genannten, selbst als der pergamenische Altar da.

Unter dem Palazzo Fiano also, etwa 27 m vom Corso, der alten via Flaminia, liegt der marmorne Sockel wie er erschlossen war, soweit er bis jetzt freigelegt werden konnte, völlig erhalten da, außen z. T. in spätere Erhöhung des Bodens eingebettet, innen noch den Tuffkern des Altars und seiner Stufen tragend. Der Aufbau war zertrümmert und herabgeworfen; von ihm war ja um 1500 und 1589, zuletzt 1859 schon manches gehoben worden. Die Marken des Aufbaues jedoch sind auf der Marmorfläche deutlich zu erkennen, genau in den früher von mir bestimmten Maßen, außer daß die Tür um reichlich 1 m breiter sich zeigt als ich sie hatte annehmen können, und daß nicht nur eine nach einer Seite, d. h. nach Osten, sondern eine zweite ebenso breite nach der entgegengesetzten Seite, nach Westen sich auftut. Doch nur vor dieser westlichen liegt eine die Höhe des Sockels ersteigende Marmortreppe von fünf Stufen. Hier, nicht direct von der Flaminia her, war der Eingang. (Vgl. den Grundriß S. 310 Fig. 73 *g* auch zum folgenden.)

Die Einfriedung maß außen rund 11·50 m an den Türfronten, 10·50 m an den Seiten, im Innern rund 9·30 und 8·30 m. Die Marmorwände spannten sich zwischen Pilastern, die überall an den Ecken, an den Fronten, außerdem auch noch jederseits der Tür standen. Darunter ringsum, nur von den Türen durchschnitten, die profilierte Basis, darüber Gebälk und Sims. Vom Gebälk fand sich bisher nur ein

[3]) Vgl. meine Berichte, Röm. Mitteil. 1903 S. 164 und 330; Arch. Anz. (Jahrbuch) 1903 S. 182, besonders 191; Pasqui in Notizie degli scavi 1903 p. 549.

sehr verstümmeltes Stück, vom Gesimse nichts. Die, von der Türbreite abgesehen, noch zutreffende Fig. 59 aus Ara P. mag den Aufbau vergegenwärtigen (Fig. 72).

Den Marmorwänden zwischen den Pilastern hat die Kunst eine eigentümliche Charakteristik aufgeprägt. Wie die Erinnerung an eine temporäre, nur für die Gründungsfeier des 3. Juli 13 v. Chr. rasch hergerichtete Einfriedung der Opferstätte mutet es an, wenn man im Marmor innen einen Bretterzaun zu sehen glaubt, der außen mit Blumen verkleidet scheint. Die Blumen sind freie Phantasiegebilde, wie sie die griechische Kunst in langer Arbeit aus dem Akanthos und der Ranke entwickelt hatte; doch eingemischt sind einzelne der Natur selbst nachgebildete Efeubüschel, Lorbeer, Winden, nicht minder das kleine Getier der Vögel, Falter, Frösche, Schlangen, Eidechsen, wie es an so bewachsenen Wänden im Sonnenscheine sich zu regen liebt.

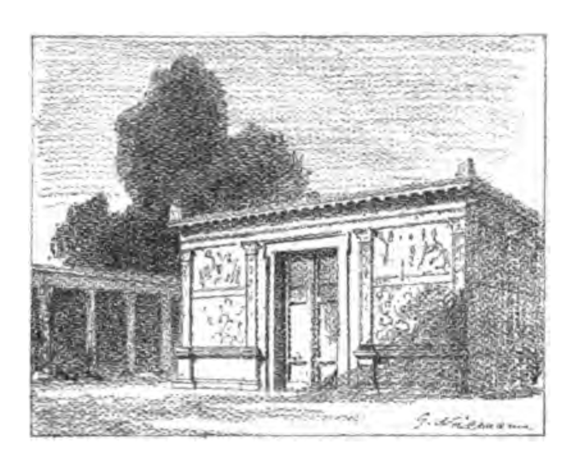


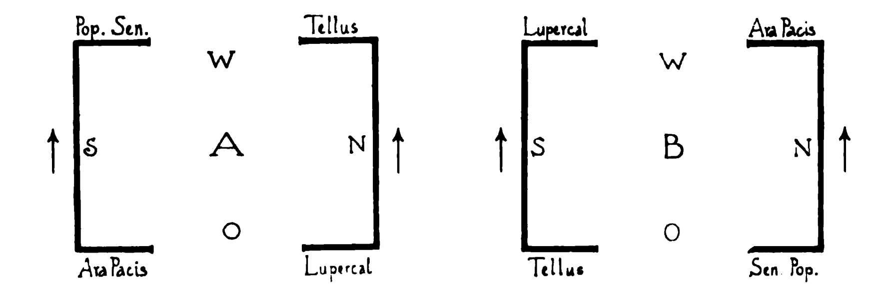
Fig. 72
Die vor der Ausgrabung restaurierte Ara Pacis.

Ist in diesem unteren, mit einem Mäanderbande beendeten Wandteil die Idee des Raum abschließenden Geheges an der Innenseite derb naturalistisch, draußen phantastisch anmutig ausgedrückt, so scheint darüber in dem von Pilastern, Mäander, Gebälke gebildeten Rahmen dem Auge des Beschauers die feste Wand zu verschwinden, und in freiem, offenem Raume von außen und von innen je ein anderes Bild sich darzustellen. Innen sah man, zur Opferstätte passend, an Stierschädeln aufgehängt, von Pilaster zu Pilaster sich schlingend, schwere Fruchtkränze, den reichen Erntesegen der befriedeten Erde, außen Götter und heilige Handlungen.

Dieser Fries, in dem die welthistorische Bedeutung des Friedensdenkmales vornehmlich sichtbar geworden sein muß, heischt vor allem unsere Aufmerksamkeit. Für seine Anordnung und sein Verständnis gewinnt die Änderung des Grundrisses einschneidende Bedeutung. Früher eine einzige Tür, ließ ihr gegenüber an der Rückseite in centraler Stelle das Florentiner Tellusrelief ansetzen und, von da ausgehend, alle Bewegung der einen Türfront zustrebend denken. Jetzt zwei Fronten, die Bewegung nach beiden hin, also irgendwo auseinander gehend. Und es scheint, als wäre die Anordnung der langen Friese an den

Seiten, der vier kurzen Stücke an den Fronten durch die neuen Funde gegeben: hätte nur nicht dies Ergebnis so viel Befremdendes, daß man wünschen muß, es durch weitere Funde wieder beseitigt zu sehen.

Vom Fries ist jetzt weniger als von den Rankenfeldern gefunden, aus dem einfachen Grunde, weil von jenem früher so viel mehr zutage gekommen war. Glaubte ich jedoch 1901 noch zwei Stücke aus Villa Medici (Ara P. Taf. III links und rechts) zur Ausfüllung der vorhandenen Lücken im Friese hinzunehmen zu können, so haben sich durch die neuen Funde die Lücken soweit geschlossen, daß jene zwei Stücke schon deshalb ausscheiden mußten, mochten sie auch nach Stil und Maßen, soweit ich sie unter ungünstigen Verhältnissen hatte nehmen können, noch so gut zu passen scheinen. Jetzt sind die zwei Seitenfriese (Ara P. Taf. IV, V und VI), die von Eckpilaster zu Eckpilaster durchgehen, fast vollständig; und von den vier kurzen Friesbildern, zweien neben jeder Türöffnung, sind ebenfalls zwei so gut wie vollständig, die anderen zwei großenteils gegeben. Bedeutsam aber ist nun, daß durch die neuen Funde festgestellt ist, was früher nur vermutet werden konnte, daß die Festzüge der Seitenfriese nach der Westfront, die sich durch die kleine Treppe vor der Tür als die Eingangsfront herausstellt, gerichtet waren. Viele Bedenken weckt das zweite, daß von den vier kurzen Friesteilen die zwei mit dem Tellusopfer (Ara P. Taf. III 2; 3 von links und Notizie d. scavi 1903 p. 573) sich der Westfront, die zwei Stierbilder (Ara P. Taf. VII) sich der östlichen zuzuweisen scheinen. Dies eben ist der Punkt, wo man die gewonnene Bestimmung wieder zu verlieren wünschen muß. Das wird jetzt die Betrachtung der Friese auf ihre Bedeutung hin verständlich zu machen haben. Zwei Schemata mögen die Hauptfrage vor Augen stellen:



Wie am Parthenonsfries nach Osten, zogen also die Festprocessionen der Seiten hier zur Westfront hin, an der Nordseite nach rechts, an der Südseite nach links für den Beschauer. Überblicken wir zuerst den nördlichen, an dem fast

alle Köpfe modern ergänzt sind, von vorn nach hinten. Bestimmt charakterisierte Functionäre sind hier nur wenige: zwei Lictoren an der Spitze, zwei Camilli mit mappa und acerra weiterhin. Von den würdigen Togati lassen drei den Senatorenring am vierten Finger der linken Hand sehen; drei mit stärkerer Einhüllung (15, 19) selbst des Kopfes in die Toga (17), wie es beim Opfern nach römischem Ritus üblich war, könnte man deshalb für Priester halten, zumal sie allein hier auch den doppelt geschnürten calceus patricius tragen, dessen Bedeutung kein anderes römisches Monument so gut erkennen läßt wie dieses, namentlich im Südfries. Am Ende des Nordfrieses auch Frauen und Kinder, neu gefunden ein Knabe (Notizie Fig. 11 p. 586.)

Ungleich reicher an charakteristischen Figuren ist der Südfries, der dazu noch den großen Vorzug hat, die Köpfe meist erhalten zu haben. Ihn betrachten wir vom hinteren Ende her, wo nur ein kleines Stück fehlt. Auch hier zum Schluß Frauen und Kinder neben Männern, zweifellos die kaiserliche Familie, darunter Drusus (31), er allein im Kriegskleid, mit Antonia (28), vielleicht Maecenas (36) und ganz vorn, dicht hinter den berufenen Teilnehmern, ein Mann von hervorragender Erscheinung (20), wie sonst nur Augustus. Das gebeugte Haupt und dessen Verhüllung, die hier offenbar nicht einen Priester bezeichnet, lassen an einen Abgeschiedenen denken. Doch wie könnte der seit mehr als 30 Jahren tote J. Cäsar hier unter den Lebenden einherschreiten? Etwas anderes wäre es mit M. Agrippa, dem einzigen, dem dieser Platz und solche Würde und Erscheinung gebührt; denn er war bei der Gründungsfeier des Jahres 13 noch am Leben, bei der Einweihungsfeier dagegen schon tot. Vor ihm der Träger der sacena (18) des Opferbeiles, er ohne calceus patricius und Apexkappe, welches die Abzeichen der vor ihm schreitenden Flamines (16, 15) sind, die auch die Toga in besonderer Weise umgeworfen haben, sie über statt unter den Armen tragen. Hier schließt ein neugefundener Block an, der vor mehr als zwei Jahren schon gefunden noch unten in der Grube steht. Auf diesem noch zwei Flamines, also im ganzen vier, d. h. die drei großen des Jupiter, Mars, Quirinus und als vierter wohl der des Divus Julius. Vor ihnen Lictoren, die dann dicht gereiht hinter einem Manne schreiten, der ausgezeichnet durch Flamentracht, doch mit höherem Apex und mit Lorbeer auf der Kappe (9), durch je einen Togatus zu seiner Rechten wie zu seiner Linken, kein anderer als Augustus sein kann, der Pontifex maximus zwischen den zwei Consulen. Augustus ist es noch um so gewisser, als jetzt die zwei Larenträger (einer erhalten) wegen neuer davor Platz heischender Fundstücke dicht an ihn heranrücken, ein bildlicher Ausdruck des eben damals im Cultus mit den Compital-

Laren verbundenen Cäsar, wie Horaz es mit Worten zeichnet „et Laribus tuum miscet numen". Davor endlich, wenigstens im oberen Teil erhalten, der rex sacrorum, wie wir den nennen dürfen, der an der Spitze dieses priesterlichen Zuges schreitet (Notizie p. 564), allein mit dem Lorbeer über dem verhüllten Haupte geschmückt. Ganz vorn endlich, mehr wartend als voranschreitend, auch nur zu oberst erhalten, Lictoren, deren Zahl hier mindestens auf zwölf kommt (Notizie p. 564).

Also der südliche Zug, wie sehr auch durch officielle und nicht officielle Teilnehmer bevorzugt, doch schwerlich auf eine andere Feier zu beziehen als der nördliche, wie ja auch der Nord- und der Südfries des Parthenon beide denselben Panathenäenzug darstellen. Freilich so bewunderungswürdig wie dort die Verknüpfung beider Hälften zu einem ganzen sich an der Ostfront vollzieht, konnte die Einigung an der Ara P. schon deshalb nicht werden, weil hier die Tür den Fries unterbricht, während dieser am Parthenon über der Tür hingeht. Aber bei der Ara P. stoßen wir hier nun auch auf die schon berührten Seltsamkeiten, wofern das Tellusopfer wirklich an die Westfront gehört. Wo das Florentiner Tellusrelief selbst gefunden wurde, wissen wir allerdings nicht; von dem zugehörigen Opfer indessen wurde ein Teil 1859 vielleicht, der andere Hauptteil jetzt tatsächlich[4]) näher der West- als der Ostseite gefunden. Ferner fand sich ein kleines Stück aus einem der beiden anderen Kurzfriese jetzt vor der Ostseite. Warum also sich sträuben gegen den aus diesen Fundtatsachen zu ziehenden Schluß: das Tellusopfer gehöre an die Westfront, die beiden Stierreliefs an die östliche, wie es Schema A angibt?

Das erste, was an solcher Anordnung befremden muß, besteht allerdings so wie so, mag man die Tellus westlich, mag man sie östlich ansetzen. Da hier wie dort eine Tür die Mitte einnimmt, kann die Erdgöttin nicht die Mitte, sondern nur eines der Seitenfelder einnehmen, und zwar das linke, da sie nach rechts blickt, und ihr entgegen der Opferer nach links gewandt steht. Und doch ist die Composition des Tellusbildes augenscheinlich central, mehr noch als die Tellus an der Augustusstatue von Primaporta, wo sie unten in der Mitte vor dem Panzer lagert, doch ohne die beiden Aurae, die an der Ara P. so symmetrisch zur Rechten und Linken der Erdgöttin von Süßwasserschwan und Meeresungetüm getragen dasitzen. Es bleibt wohl auch jetzt noch denkbar, daß diese Darstellung von der achten Strophe des Horazischen Carmen Saeculare beeinflußt sei; aber noch viel sicherer wird das andere, daß die Composition der Hauptsache nach nicht für die Ara P. gemacht wurde, sondern mitsamt dem so ähnlichen Relief von Scherschel

[4]) Vgl. Röm. Mitteil. 1903 S. 332. Notizie 573.

von einem älteren Werk entlehnt ist, wo die Göttin wirklich einen centralen Platz einnahm.

Ist also das Tellusrelief hinsichtlich seiner Composition an der Westfront der Ara P. nicht befremdlicher, als wenn wir es an die Ostwand setzten, so gibt es zu anderen Bedenken nur als Schmuck der Westfront Anlaß. So schon dadurch, daß damit den beiden so ähnlichen Processionen so ungleichartige Kopfstücke vorgesetzt werden: dort, dem rechten, südlichen Festzuge die zwei Opferer, die gleichwie jener nach links gerichtet, als des Zuges Spitze angesehen werden könnten; hier dagegen unmittelbar vor dem linken, nördlichen Zuge gleich die Göttin selbst, vom Zuge abgekehrt.

Jetzt zunächst noch ein Wort über den Opferer und seinen Begleiter. Wie die Göttin haben auch sie mehr griechisches als römisches Gepräge. Der über dem Altar libiert tut es zwar velato capite, also ritu romano; doch, ohne Toga und Tunica, trägt er einzig das Pallium, barfuß; und nur an dem kurzen, zierlichen Scepter erkennen wir, daß er die Personification des Senatus ist. Der andere, stark zerstörte, in langärmeligem Gewand, mit langem Knotenstock ist demnach, trotz seines unrömischen Aussehens, wohl der Populus. Also zwei Idealgestalten, die, wo sie später wieder opfernd auf römischen Werken begegnen, gänzlich romanisiert sind, von anderen Togati nicht zu unterscheiden, so schon (Ara P. Fig. 60, 5) die zwei rechts und links von der Ara P. im Domitianischen Münzbilde, deren Standspuren wohl noch zu finden sein werden.

Warum aber nun Tellus, nicht Pax, am Ziele des doppelten Festzuges, den wir doch der Pax geltend denken müssen? Wohl mag uns dieses Bild der im Frieden ihren Segen spendenden Tellus der Pax nah verwandt erscheinen; dennoch weist die schlichte Form des Altars, die Qualität des Opfertieres, eine trächtige Sau, auch die Nähe des Penatentempels an der Velia, weit weg von der Ara P. ad campum nach dem Tellusheiligtum ad carinas beim Esquilin, wohin der Weg unter dem Penatentempel vorüber ging. Es kann nur das bei Ovid der Januarfeier unmittelbar vorausgehende Tellusopfer sein, wie ein anderes dem Gründungstage der Ara P. im Juli vorausging. Demnach müßten wir, falls das Tellusopfer wirklich an die Westfront gehörte, die Pax vielmehr an der Ostfront, d. h. der Rückseite ihres Heiligtums suchen.

Als von den zwei anderen Kurzfriesen nur erst die zwei Stierplatten der Villa Medici (Ara P. Taf. VII) vorlagen und noch keine Fundtatsachen sie an die Spitze der beiden Processionen zu stellen wehrten, da konnten, wie die zwei Festzüge, auch die zwei Opfertiere für eines gelten, das eine noch unterwegs zum

Heiligtum, das andere daselbst schon angelangt, zur Schlachtung bereit. Das ist durch den Fund eines trotz seiner Verstümmelung doch hinlänglich kenntlichen Friesstückes (Notizie p. 553), das sich noch vor der eigentlichen Ausgrabung im Fundament des Palazzo Fiano vermauert fand, unmöglich geworden. Es stellt die ficus ruminalis dar, die am knorrigen Wuchs, aufsitzendem großen Vogel und umgeschlungenen Binden aufgehängter Weihgeschenke erkannt wird. Nirgends besser als hier findet auch ein zweites, gleichfalls arg bestoßenes Friesstück (Röm. Mitteil. 1903 S. 175) Platz: ein kleiner Schild und ein Jagdspieß mit Binden werden leicht als Weihgeschenke verstanden, die dem Mars oder Faunus am heiligen Baum im Lupercal aufgehängt wären. Gegen den Baum hin steht rechts, auf einen Knotenstock gelehnt, eine Idealfigur griechischer Erfindung, etwa Faunus selbst. Weiter links, d. h. hinter dem Baume, müssen wir das im Jahre 293 v. Chr. bei ihm aufgestellte Erzbild der lupa mit den Zwillingen voraussetzen und neben diesem Bild im Bilde, als leibhaftig, wie Faunus, die Göttin Roma, die ja auf den Münzbildern der Ara P. kenntlich ist. Saß sie etwa auf dem Felsen, in dessen grottenartiger Höhlung die Wölfin sichtbar war, so war die Gruppierung nicht unähnlich der Darstellung Romas an der Antoninischen Säulenbasis (Amelung, Vatican. Katalog I Taf. 116). Trefflich paßt zu diesem allem der auf dem anzureihenden Stierrelief früher schon nachgewiesene Mars (Ara P. VII rechts). Fügen wir zum Erhaltenen das zu Ergänzende, so gibt es ein überaus figurenreiches, doch vornehmlich im Erhaltenen figurenreiches Bild: die zwei knienden popae mit dem Stier und über ihnen sein Beil schwingend der Schlächter, sie alle wie die Lictoren und der Pfeifer durch den abgewandten Blick anzeigend, daß die Götter Mars, Faunus, Roma nicht für sie, nur für den Beschauer sichtbar sind.

Also auch hier wiederum nicht ein Opfer bei der Ara Pacis, sondern im Lupercal am Palatin. Ich finde kein schriftliches Zeugnis, das die hier im Bilde gegebene Beziehung des Lupercal zur Ara P. mit Worten bestätigte. Es muß uns genügen, zu wissen, daß Augustus nach seinen eigenen Worten (Mon. Ancyr. IV 2) das Lupercal wiederherstellte. Unschwer begreift man dann, wie die Gewinnung des Weltfriedens durch den ‚alter Romulus‘, als eine Neugründung Roms, auch der ersten Gründer der Stadt zu gedenken mahnen konnte.

Weit einfacher, weil bis jetzt unvollständiger, ist der andere Kurzfries, links von der Tür beziehungsweise dem Fenster (Ara P. Taf. VII links). Von zwei Opferdienern, denen auf dem links fehlenden Teile Lictoren folgen mochten, geführt, bildet der processionsmäßig geschmückte Stier augenscheinlich die Spitze eines Festzuges, die soeben um die deutlich charakterisierte Ecke eines mit Pilastern

geschmückten Quaderbaues einschwenkt. Können wir uns kaum versagen, die Ara P., die wir bisher überall vergebens gesucht haben, hier endlich zu finden, so wird diese Erwartung auch nicht getäuscht. Um einen Tempel mit Giebel herzustellen, erhöhte der Ergänzer das Dach; doch der niedrige First, der deutlich kenntlich, auch durch das Höhenmaß des Reliefs verbürgt wird, zeigt, daß das niedere Satteldach an der Ecke gleichfalls umbog, daß es mithin die linke und wahrscheinlich die vordere Wand einer nach innen sich öffnenden Säulenhalle ist, um deren Ecke umbiegend der Zug soeben sein Ziel zu erreichen scheint. Kann nun diese Halle nicht der uns bekannte Marmorbau um den Friedensaltar sein, schon deshalb nicht, weil dieser kein Dach hatte, und ist er ihm dennoch im Aufbau mit Sockel und Pilasterwand analog, so sah ich mich schon früher durch die einfache Erwägung, daß ein so reich geschmücktes Heiligtum nicht ungeschützt auf dem campus, so nahe der großen Straße gestanden haben könne, zu dem Schlusse gedrängt, daß die Marmoreinfriedung der Ara P. selbst noch wieder von einem Säulenhof umschlossen gewesen sein müsse. Und obgleich die Ausgrabung bis jetzt noch nach keiner Seite hin weit genug ausgegriffen hat, um Spuren einer solchen Halle finden zu können, so ist die Richtigkeit jenes Schlusses gleichwohl schon fast erwiesen. Denn die Ausgrabung lehrte: erstens, daß die zwei großen Türöffnungen ohne festen Verschluß waren. Nur durch zwei Schiebegitter, die nach beiden Seiten auseinander geschoben, den Zugang öffneten, wieder nach der Mitte zusammengeschoben, ihn schlossen, wurde das innerste Heiligtum vielleicht gesperrt: so scheinen sich mir zwei merkwürdige Einschnitte an der Innenseite der Ost- wie der Westschwelle, gerade doppelt so breit wie jede der beiden Öffnungen, zu erklären. Freilich fehlt sowohl die Spur, daß Metallräder direct auf dem Marmor gelaufen wären, als auch von eingelegten Geleisen, auf denen die Räder der Schiebegitter laufen konnten. Jedenfalls sind aber die Einschnitte selbst in der sorgfältigen Technik gearbeitet, wie alles an diesem Bau Ursprüngliche. Zweitens lehrte die Ausgrabung, daß drinnen um den Altar herum weder für eine Festversammlung noch auch nur für das Schlachten eines Opfertieres Raum war; drittens, daß von einer äußeren Einschließung um den schmuckreichen Marmorbau im Westen, und deutlicher noch im Osten wirkliche Reste vorhanden sind (vgl. den Plan S. 310 Fig. 73 *g*). Im Osten liegt gerade vor der türartigen Öffnung, ihr an Breite gleich, eine Öffnung in einer Ziegelmauer, in der sieben Travertinstufen hinabsteigen auf den aufgehöhten Boden östlich vor der Marmoreinfriedung. Diese augenscheinlich mehrere Jahrhunderte nach Augustus, als der Boden außen um das Friedensheiligtum bereits stark aufgehöht war, her-

gestellte Umfassungsmauer kann nur als späterer Ersatz einer älteren, schicklicheren, noch auf tieferem Boden und in angemessenerem Abstande erbauten Augustischen, kurz eben der im Stierrelief erkannten Halle angesehen werden. Wie sehr eine solche hellenistischem Geschmacke entsprach, werden wir bald erfahren.

Sehen wir nun noch einmal das zweite Stierrelief an, so läßt auch die Leere vor den Opferknechten hinlänglich deutlich erkennen, daß die Procession, die rückwärts beliebig auszudehnen der Phantasie überlassen bleibt, hier vorn zu Ende ist. Was kann ihr gegenüber in dem fehlenden Teil also anders vorausgesetzt werden, als was wir in dem andern Bilde, rechts von der Tür, im Lupercal vor der Procession anwesend erblicken: zuschauende Götter, hier am Eingang ihres eigenen Heiligtums also vornehmlich die Pax? Ein zweiter Idealtyp gleicher Herkunft wird hier allerdings nicht, wie drüben der Kopf des Mars (vgl. Ara P. Taf. VII), auch durch technische und andere Gründe fixiert, außerdem, daß er die jenem entgegengesetzte Richtung hat, passend zur entgegengesetzten Richtung des Zuges, dem er entgegensieht. Jugendlich gelockt, mit dem Füllhorn an der Schulter, wird er, den ich früher Bonus Eventus nannte, eher der Genius Populi Romani sein. Neben diesem vermutlich stehenden Vertreter Roms dürfen wir die Pax sitzend denken, wie die sehr abgekürzten Münzbilder der Ara (Ara P. Fig. 60) Roma auf der einen, eine der Pax nicht unähnliche Gestalt an der andern Seite der Türe sitzend darstellen. Wirklich ist vor der Ostseite der Schoß einer nach links sitzenden Frauengestalt gefunden, für deren Deutung und Ergänzung nur eng begrenzte Möglichkeiten gegeben sind. Ob aber diese und etwa noch eine dritte Gottheit außen vor oder an der Tür der Halle den Zug erwarteten, mag uns die Zukunft lehren.

Das bis jetzt Gegebene scheint indessen hinzureichen, nunmehr eine Antwort auf die Frage zu finden, wie die beiden Kurzfriese mit den Stieren sich zu den Seitenfriesen verhalten und ob sie, wie schon angedeutet wurde, wirklich besser an der Westseite vor, als an der Ostseite hinter den beiden Festzügen der Nord- und Südseite ihren Platz erhalten würden, wofern nur die Fundtatsachen es zulassen. Kann man denn leugnen, daß die beiden Stierbilder die natürlichste Fortsetzung der beiden Processionen nach vorn bilden, so wie es v. Duhn zuerst, später ich als selbstverständlich annahmen? Ist nicht auch das andere zuzugeben, daß die Tellus und ihr Opfer rein compositionell betrachtet das Befremdliche, was sie, vor die Festzüge gestellt, haben mußte, zum Teil verliert, sobald sie in den Rücken der Processionen, an die Ostseite gesetzt wird? Damit würde zu-

gleich ein noch ärgerer Anstoß beseitigt: das Tellusopfer geht in Ovids Festkalender der Ara P.-Feier voraus, und in der Tat müßte es widersinnig erscheinen, wenn es in Wirklichkeit und demgemäß auch im Fries des Friedensheiligtums umgekehrt wäre. Wird folgerichtig das was hinter den Festzügen liegt als vorausgegangen, das was vor ihnen liegt als bevorstehend verstanden, so muß das Tellusopfer hinten, d. h. an der Ostfront, müssen Lupercal und Ara Pacis vorn, d. h. an der Westfront ihren Platz haben. So lange ferner beide Stierbilder auf die Pax-Feier bezogen wurden, mußte natürlich dieselbe Handlung in dem rechten Bilde etwas weiter vorgeschritten erscheinen. Seitdem aber durch die Auffindung des Fragmentes mit dem heiligen Feigenbaum, das schlechterdings nirgendwo anders unterzubringen ist,[5]) das rechte Bild in das Lupercal verwiesen wird, können wir die dort vorgenommene Handlung nur als derjenigen des linken Stierbildes vorausgegangen denken, weil doch erst an der Ara Pacis das ganze Friedensfest seinen Abschluß findet. Eine vergleichende Abschätzung dieser beiden Scenen rechts und links mag jetzt unbillig scheinen, weil die eine noch so viel unvollständiger ist; stellen wir uns aber auch das, was in dem linken Bilde noch fehlt, so reich gefüllt wie möglich vor, so bleibt doch schwer zu begreifen, wie das ganz neu erbaute Friedensheiligtum auch nur annähernd gleichen Reiz auf den schauenden Römer ausüben konnte, wie das uralte geheimnisvolle Lupercal, das seit Jahrhunderten schon als die wunderbare Wiege der Stadtgründer in Geltung stand. Das Wertverhältnis dieser beiden Kurzfriese ist also dasselbe wie der beiden zugehörigen Festprocessionen — vorausgesetzt, daß wir nicht genötigt bleiben werden, das rechte Stierbild hinter den linken, statt vor den rechten Fries mit den Flamines, mit Augustus und den Lares, mit Agrippa und der kaiserlichen Familie zu setzen. Ob wir genötigt sein werden, die, wie es schien, schlechtere Anordnung hinzunehmen, oder frei, die bessere zu wählen, hängt von der weiteren Ausgrabung ab; und um zu zeigen, wie notwendig diese auch für das volle Verständnis des bereits Gefundenen ist, habe ich dies umständlicher, als manchem nötig scheinen möchte, darlegen wollen.

Vom Altar selbst sind einige besonders feine Ornamentstücke vorhanden.[6]) Viel wichtiger ist, was von seinem gestuften Tuffkern, mit den Resten der untersten Marmorstufe am Platze blieb. Nach dessen Maßgabe erhob sich über 3 oder 4 rings umlaufenden Stufen[7]) der von Nord nach Süd 4—5 ^{m} lange, von

[5]) Eine Schwierigkeit, die in den Maßen liegt, habe ich Röm. Mitteil. 1903 S. 173 dargelegt. Sie wird wohl bei Herausnahme des Stückes aus der Villa-Medici-Wand und dann genauerer Nachmessung sich erledigen.

[6]) Vgl. den Schluß von Anmerkung 8.

[7]) Aus eigener Anschauung kann ich vom bildlichen Schmuck des Altars leider nichts sagen.

Ost nach West 3—4 m tiefe oder breite Altar, in den nach dem griechischen Altarschema 3 oder 4 weitere Stufen nur an der Westseite einschnitten, zu oberst eine breitere, die Prothysis. Der von Westen, der Eingangsseite, hinaufgestiegene Opferer blickte also, wie es üblich, gegen Osten, und da sein Standplatz etwa 1·70 m hoch lag, öffnete das ‚Fenster' gegenüber sich noch etwa einen halben Meter über seiner Augenhöhe. Das draußen gebliebene Festgefolge mochte ihn also von dieser Seite, hinter dem Altar, von Angesicht schauen oder von der entgegengesetzten, vor dem Altar, von hinten. Denn daß das Gefolge mit in das Innere gezogen wäre und dort um den Altar sich aufgestellt hätte, scheint durch die Enge des Innenraumes ausgeschlossen, da um die unterste der ringsumlaufenden Stufen der Marmorfußboden bis zur Wand nur reichlich einen Meter breit war. Die früher gehegte Vorstellung von einem Altarhofe, in dem auch eine erlesene Festversammlung Platz gefunden hätte, ist also abgetan. Der schmale Umgang hat vor allem den ästhetischen Zweck, das Planum zu markieren, von dem der Stufenaltar sich abhebt, und die Marmoreinfriedung ist nur eine schmuckreiche Umhüllung, gleichsam eine den heiligen Kern umschließende Schale. Oder hätten wir sie nicht als eine Zutat zum Altar, sondern vielmehr als integrierenden Bestandteil desselben als die durch einen historischen Proceß von ihm abgelöste und selbständig gewordene Außenwand anzusehen?

Wie sich diese Altarform entwickelt hat, lassen die in den letzten Jahren aufgedeckten monumentalen Altäre des hellenistischen Ostens schon jetzt erkennen,[8]) obgleich bei keinem von ihnen der Altar selbst so gut erhalten ist wie der Augustische. Die an diesem constatierte Form des oblongen Parallelepipeds mit an einer Langseite einschneidender Treppe ist die altgriechische, die namentlich von Koldewey und Puchstein in Großgriechenland so oft nachgewiesen wurde. Wie mit den Tempeln auch die Altäre zu gewaltiger Größe und Höhe anwuchsen

Was davon gefunden sein soll, wurde gleich separiert, und bei neuerlichem Besuche Roms fand ich die kleineren Stücke in Kisten verpackt.

[8]) Für den Vortrag hatte ich alle in gleichem Maßstab gezeichnet, selbständig, auf Grund der Museumspublicationen von Priene und Magnesia und des Textbandes des Pergamonwerkes, dessen Correctur ich einsehen durfte; Milet nach Arch. Anz. 1902 S. 154; Kos nach ebenda 1903 S. 187 und gefälligen Mitteilungen von Herzog. Nur den thasischen Altar gab ich in größerem Maßstab. Für die Ara Pacis verwertete ich die Aufnahme der Notizie, ließ aber die S. 20 erwähnten Einschnitte der Schwellen fort. Auch beherzigte ich wohl einen Wink Cannizzaros, des technischen Leiters der Ausgrabung, betreffs der Form des Altars; nicht aber dessen mündliche, gänzlich uncontrollierbare Angaben über Sondierungen der verdeckten Teile. Für die Kamerabilder in Hamburg mochten meine Zeichnungen genügen; hier erscheinen sie von einem Techniker (Wilberg) neu gezeichnet, in Kleinigkeiten abgeändert. Das Versehen, daß statt dreier Stufen nur eine um den Altar gezeichnet ist und der Altar um so viel zu groß erscheint, ist natürlich meines.

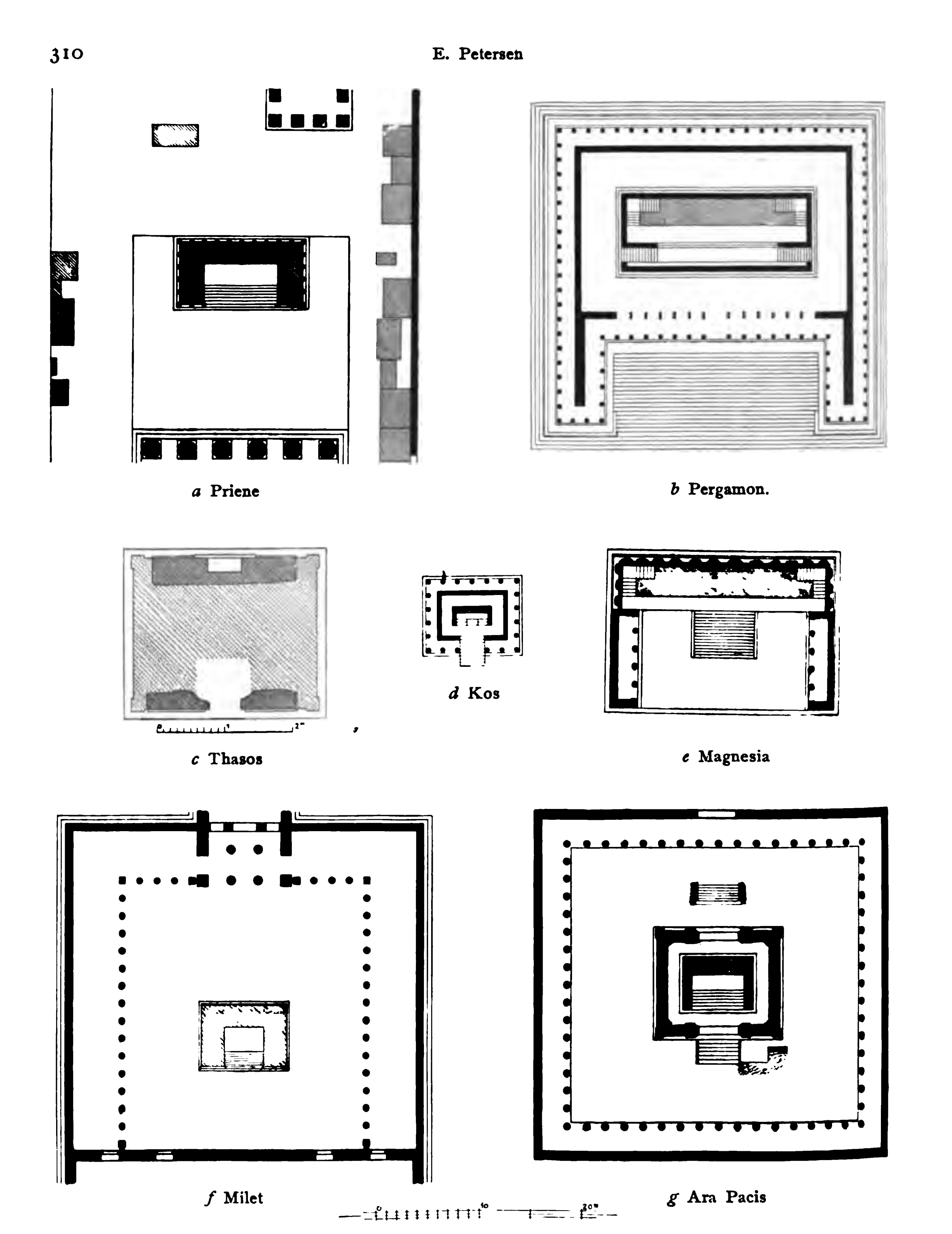


Fig. 73 Grundrisse von Altaranlagen.

gelangte man, um die allzu große Treppe zu vermeiden, dahin, schmälere Stufen von zwei Seiten zur Prothysis hinaufzuführen, wie es jene Forscher bei dem Riesenaltar des Hieron von Syrakus nachwiesen, Puchstein (Jahrbuch 1897 S. 53) danach auch für den viel älteren Zeusaltar von Olympia. Insofern sicher mit Recht, als Pausanias V 13, 9 die Treppen zu dessen Prothysis von zwei Seiten des Altars, der somit viereckigen Grundriß hatte, hinaufsteigen läßt. Diese Treppen mußten in den Altarkörper eingeschlossen sein, wobei die Außenschale des Altars an der Seite der Prothysis minder hoch sein konnte als an der Altarseite. Von äußerem Schmuck ist an diesen Altären nichts oder so gut wie nichts überliefert. Andere sehen wir dagegen außen ein fast tempelartiges Aussehen annehmen, und damit stellt sich das Streben ein, dem Altar auch einen Innenraum zu geben und den eigentlichen Altar von der Außenhülle abzusondern. Vor dem von Alexander geweihten Athenatempel von Priene stand ein Altar (Fig. 73 *a*), der außen mit Scheinperistyl umgeben war, in dessen Intercolumnien ungefähr lebensgroße Statuen auf Sockeln standen. Hier fehlte wohl noch ein Innenraum; vielmehr scheint es, daß das Ganze der Altar mit einschneidender Treppe war. Ungewiß muß es wohl bei dem circa ein Jahrhundert jüngeren Altar vor dem Rathaus von Milet sein (Fig. 73 *f*), dessen äußerer Schmuck: Pilaster, Festons, Relieffiguren stark an die Ara P. erinnern. Denn der restaurierte Grundriß von Wiegand und Knackfuß (Arch. Anz. 1902 S. 154) zeigt nach alter Weise nur die einschneidende Treppe; die Ansicht dagegen einen Innenraum. In Kos läßt eine beim Altarfundament gefundene Kassettentafel außen eine wirkliche, wenngleich schmale Säulenhalle, im Innern einen freien Raum annehmen, so daß hier die Ablösung des Altars von der schmückenden Schale vollzogen scheint (Fig. 73 *d*). Das war bis zu einem gewissen Grade auch bei dem viel größeren Altar der magnesischen Artemis der Fall. Denn so vieles auch hier ungewiß sein mag, daher mein Grundriß (Fig. 73 *e*) von dem Kohteschen in manchem abweicht, ohne im einzelnen mehr als höchstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu beanspruchen, so ist doch gewiß, daß der Altarbau sich äußerlich als aus zwei Teilen zusammengesetzt zeigte: im Westen, gegen den Tempel die schlichten Außenwände von Hallen, deren Säulen innen, also gegen freien Innenraum standen; im Osten dickere Mauern, an denen außen auf hohem Sockel ohne trennende Säulen oder Pilaster 3^{m} hohe Figuren standen. In diesem figurengeschmückten Ostteil lag der Altar, wie in dem westlichen von Hallen eingefaßter freier Vorraum; hier gewiß auch die Haupttreppe, die sicher nicht wider die Regel von Osten, sondern normal von Westen her zur Prothysis hinaufstieg.

Am besten bekannt ist heute ja der große pergamenische Altar, dessen Gesamtanlage, wenigstens für den mit der berühmten Gigantomachie umgürteten Unterbau festgestellt ist (Fig. 73 *b*). Nach dem schon Gesagten muß es in die Augen springen, daß das große Rechteck dieses Unterbaues mit der an einer Langseite einschneidenden Treppe und der darauf sich erhebenden Säulenhalle nur die alte Normalform des Altars wiedergibt. Die hier nach außen sich öffnende Halle war nicht zum Umwandeln bestimmt, sondern nur eine schmückende Umhüllung wie in Priene und wie hier standen auch in Pergamon Figuren — überlebensgroße — auf Postamenten zwischen den Säulen. Dasselbe wird für Kos vermutet, bestand tatsächlich in Magnesia ohne trennende Säulen; in Milet wie an der Ara P. bildeten Reliefs zwischen Pilastern den Figurenschmuck, den Schein von Rundfiguren anstrebend.

Die also geschmückte Außenwand war in Priene, so viel zu sehen, von dem Altar selbst nicht abgesondert; vielleicht auch in Milet nicht; wahrscheinlich aber war sie es in Kos; gewiß, zum Teil wenigstens in Magnesia; ganz und gar endlich in Pergamon und bei der Ara Pacis. In Pergamon war an der Rückwand der Halle gegen den Innenraum bekanntlich der Telephosfries angebracht, und um die Schicksale des Landesherren betrachten zu können war rings an diesen Wänden entlang mehr freier Raum erforderlich als in der Ara P. innen gelassen war. Der ringsum gleichen Forderung zuliebe habe ich ihn auf allen Seiten gleich angenommen. Die Gestalt des Altars selbst uns vorzustellen, haben wir leider nur geringe Anhaltspunkte. Doch blieb ihm, wie mein hypothetischer Grundriß zeigt, leicht so viel Raum, wie die Ara P. samt ihrer Marmoreinfriedung einnimmt; und fast scheint es, als ob, nachdem hier die Schale von dem Altarkern sich so vollständig abgelöst hat, daß sie einen förmlichen Altarhof bildet, der Altar sich in eine neue Schale eingehüllt hätte, von der einfachen Form, die an dem Anfang dieser Entwicklungsreihe die Altäre von Olympia und Syrakus darstellten. Eine Ähnlichkeit des olympischen Altars mit dem pergamenischen hebt Pausanias hervor, und eine weit bedeutsamere springt bei einer einfachen Combination in die Augen. Setzen wir nämlich auf diesen pergamenischen Unterbau, wie er in Berlin wieder hergestellt ist, den olympischen von 23 Fuß Höhe, so viel er nach Pausanius V 13, 9 maß, so beträgt seine Gesamthöhe rund 40 Fuß, d. i. die Höhe, die der pergamenische Altar nach Ampelius VIII 14 hatte. Auch führen die Reste der Bekrönung des eigentlichen Altars auf zwei Treppen, die ich also wie in Olympia von den Seiten her die Prothysis ersteigend annehme; von da Aschenstufen bis zur Höhe des Altars selbst. Genug, der pergamenische

Altar ist das entwickeltste Beispiel der Typenreihe, an die auch die Ara P. sich anschließt.

Auch noch ein anderes hat der Augustische Altar mit dem pergamenischen gemein. Eine Säulenhalle als Peribolos anzunehmen, nötigten uns verschiedene an ihm selbst gemachte Beobachtungen. Eine solche umschloß auch den Altar von Milet, wie den von Magnesia, hier nur wegen der riesigen Dimensionen in meinem Grundriß nicht mit aufgenommen. In Priene lag der Altar wenigstens in einem rings mit Weihgeschenken besetzen Peribolos. In Pergamon endlich ist die Ablösung der säulengeschmückten ‚Schale' soweit gediehen, daß diese die Stelle eines Peribolos vertritt, so groß etwa wie ich ihn für die Ara Pacis angenommen habe.

Nun wiederholt sich bei allen den eben genannten hellenistischen Beispielen, daß das in den Peribolos einführende Festtor, durch welches wir die Opferprocessionen einziehend zu denken haben, im Rücken des Altars liegt. Auch in Pergamon führt der Hauptweg zur Burg an der Hinterseite des Altars vorüber. Bei der Ara Pacis haben wir allen Grund, den Eingang in den Peribolos von der Flaminia her an der Ostseite zu denken, wo ja auch die spätere Ziegelmauer ihren Eingang hat. Es war also die Rückseite des Altars, die man zuerst zu Gesichte bekam, sie, die vor der andern Langseite, wo die Treppe einschnitt, den Vorzug ungeteilter Einheit hatte (anders als wenigstens bei der Marmoreinfriedung der Ara P.). So verstehen wir, weshalb beim Altar von Magnesia das Bildwerk sich auf diese Seite und geringe Teile der Nebenseiten beschränkte, während es an den anderen Altären (Priene, Milet, Pergamon?) über die Nebenseiten weg auf die schmalen Stücke neben der Treppe übergriff. In Magnesia, und wie es scheint in Milet, haben wir auch einige Gewißheit über den Inhalt der Darstellung: es sind Götter, in den Reliefs von Milet vielleicht in Handlung begriffen; in Magnesia dagegen, handlungslos wie sie sind, kaum anders als auf die Festzüge zu beziehen, diese in Wirklichkeit wie jene im Bilde vorhanden. Es ist eine Beziehung zwischen Bild und Wirklichkeit, wie sie eigentlich schon zwischen jedem Cultbild einer Gottheit und den ihm gegenüberstehenden Verehrern bestand. Die vorwiegend weiblichen Gestalten an den Altären von Priene und Pergamon können nicht wohl höhere Gottheiten sein, vielleicht aber Personificationen von Städten, Gemeinden oder Phylen, eher als Priesterinnen. Zuschauende Götter fanden wir auch an der Ara Pacis: Tellus und die Aurae, Mars, Faunus, den Genius P. R., Roma und Pax; sie aber nicht auf die wirklichen, sondern auf die mitdargestellten, in Verehrung nahenden Menschen bezogen. Das ist wieder die Ausdrucksweise des Reliefs, und sie war von der griechischen

Kunst vorgebildet worden, am frühesten für uns wohl am Schatzhaus der Knidier, am vollendetsten am Fries des Parthenon. In archaischen und archaistischen Werken stellt sich uns das Cultusbedürfnis der Götter in anderer, naiverer Weise dar. Da kommen, wie Homer es in Versen malt, die Götter selbst im festlichen Zuge, wie zum Olymp so auch zum Festplatz daher. Als Beispiel der Übertragung dieses Gedankens ins Bildwerk diene der von Studniczka in diesen Jahresheften VI 159 in der Hauptsache treffend hergestellte und erläuterte Altar von Thasos, weil er mit seiner Doppelfront (s. Fig. 73 *c*) der Ara P. analog erschienen ist. An jeder Front eine Tür: der einen nahen hier Apollon und Artemis, dort die Nymphen; der andern Hermes und die Chariten. Doch nur die letztere Tür ist ein wirklicher Eingang: er führt zu den ἐναγίσματα unten im Altar. Gegenüber ist nur eine Scheintür, und hier steht die Opfervorschrift nicht unten, sondern oben: sie weist, wie Studniczka lehrte, nach oben, auf das über dem Altar zu bringende Brandopfer hin. Die doppelte Tür führt also hier zu einem doppelten Cultus, und Analogien dazu bieten Doppeltempel mit zwei Fronten wie das Erechtheion. Nicht so die Ara Pacis. Mag der Fries uns sagen, daß beim Friedensfeste vor der Pax schon Tellus und das Lupercal Verehrung und Opfer empfingen, an der Ara selbst ist nur eine Handlung möglich, wie auch der Altar nur einseitig war. Weshalb man die Einfriedung des Friedensaltars zweigesichtig machte und jeder Front eine so weite Öffnung gab, wenn auch für den Eintritt der Menschen nur an einer Seite durch Stufen Fürsorge getroffen war, das bleibt uns zu erraten. Ich wüßte noch jetzt keine andere Lösung, als die ich gleich bei der ersten Aufdeckung dieses Sachverhaltes vorschlug. Auch der Janus geminus hatte bekanntlich ein Heiligtum mit zwei Toren, und diese Tore waren zur Friedenszeit geschlossen. Rühmte sich doch gerade Augustus, sie dreimal geschlossen zu haben. Kann diese Gegensätzlichkeit der zwei im Frieden geschlossenen Türen des Janus und der zwei offenen der Pax zufällig sein? Beim Janus hatte sich die Bedeutung des Türschlusses — einerlei wie — im Laufe der Zeiten herausgebildet: nach diesem Vorgang wird dann für die Pax das Gegenteil beliebt worden sein. Das wird bestätigt durch vier Verse Ovids F. I 121, wofern ich nicht fehlgehe, indem ich sie auf die beiden Heiligtümer der Pax und des Janus beziehe:

Cum libuit Pacem placidis emittere tectis
libera perpetuas ambulat illa vias;
sanguine letifero totus miscebitur orbis,
ni teneant rigidae condita-bella serae.

Der ‚starre Verschluß des Krieges' sind die Türen des Janus, das ist gewiß; welches sind dann aber die friedsamen Häuser oder das friedsame Haus, aus welchem die Pax, der Friede, hinausgelassen wird, um frei Straße nach Straße zu durchwandeln? Doch nicht etwa der Janustempel, sondern ihr eigenes, blumengeschmücktes Heiligtum. Im geschlossenen Janustempel wird hier nicht wie nachher V. 281 der Friede, sondern der Krieg eingeschlossen gedacht, während sich in den placida tecta die Pax nach Ovid nicht aufzuhalten scheint. In meinen früheren Reconstructionen hatte ich die Marmoreinfriedung als Altarhof verstanden; darin, hinter dem Altar, das Bild der Göttin stehend gedacht. Die Ausgrabung lehrte, daß kein Bild, nur der Altar im Innern stand. So mochte der Dichter wohl sagen, die Pax sei hinausgelassen. Diese Gegenüberstellung des zu freier Bewegung hinausgelassenen Friedens und des eingesperrten Krieges kann nicht durch den Janus geminus allein eingegeben sein, sondern nur durch ihn und sein Gegenstück die Ara Pacis Augustae zusammen.

Berlin-Halensee. EUGEN PETERSEN

Bronzeinschrift aus Lauriacum.

Tafel IV.

Bei den Ausgrabungen dieses Sommers (1906), die Oberst v. Groller im Auftrage der Limescommission der k. Akademie der Wissenschaften in dem in unmittelbarer Nähe von Enns gelegenen Legionslager von Lauriacum leitete, wurde im Schutte das auf Taf. IV in der Größe des Originals abgebildete Stück einer Bronzetafel mit Inschrift gefunden. Die von Oberst v. Groller und seiner Frau sogleich angeordnete Nachforschung nach etwaigen anderen Stücken derselben Platte ist vergeblich gewesen und die Limescommission hielt wegen der Wichtigkeit des Fundes seine rasche Bekanntmachung für angemessen. Sie erfolgt in dem jetzt zur Ausgabe gelangenden Teil der archäologischen Jahreshefte, während der zusammenhängende Grabungsbericht wohl im Laufe des nächsten Jahres in Heft IX des ‚Römischen Limes in Österreich' erscheinen wird.

Hier mögen als Beigabe ein paar Worte genügen.

Das Stück ist links und oben gebrochen, unten vollständig, rechts in unbekannter Zeit zerschnitten, wobei in Z. 2—4 die letzten Buchstaben verstümmelt wurden. Auf dem Stücke selbst ist die Inschrift sehr gut erhalten. Man erkennt: in Z. 1 *t aliave qua causa et;* — in Z. 2 *arbitrabitur quem;* der darauf folgende Buchstabe war, da an den senkrechten Strich sich rechts oben und in der Mitte

Striche anzuschließen scheinen, wohl P oder R; — in Z. 3 *annorum XXXV praese:* darauf scheint noch ein senkrechter Strich erhalten, der zu N gehören kann; — in Z. 4 *prehensumque* (das *p* zu Anfang ist unvollständig) *est in* mit unvollständigem letzten Buchstaben; — schließlich in der untersten (fünften) Zeile *Pii Aug. Part. max. Brit.*

Verständlich ist zunächst diese letzte Zeile, die nur zum Namen des gewöhnlich Caracalla genannten Kaisers im Genetiv gehören kann, voraussetzlich [*imp*(*eratoris*) *Caes*(*aris*) *M. Aureli Antonini*] *Pii Aug*(*usti*) *Part*(*ici*) *max*(*imi*) *Brit*(*annici*) [*max*(*imi*)], so daß die Inschrift der Zeit seiner Alleinregierung (211—217 n. Chr.) zuzuweisen ist. Aber zu welcher Gattung von Texten der unsere gehört hat, war zweifelhaft. Aussicht, es zu finden, bot am meisten die anscheinende Erwähnung des Lebensalters von 35 Jahren in Zeile 3. Das Suchen in literarischen Rechtsquellen nach einer Stelle, an der dieses Lebensalter als erforderlich bezeichnet werde, war zunächst vergeblich aber bald fanden zwei Mitglieder unseres Seminars, jeder für sich, eine solche Stelle in dem Stadtrechte von Salpensa, einem der beiden latinischen Municipien in Spanien, von deren auf Bronzetafeln eingegrabenen Stadtrechten im Jahre 1851 je eine Tafel bei Malaga gefunden wurde. Auf der Tafel von Salpensa, die die Capitel XXI–XXIX enthielt, lautet Capitel XXV (CIL II 1963; Bruns, Fontes iuris[5] p. 138 = [6]p. 144):

r(ubrica). de iure praef(ecti), qui a IIvir(o) relictus sit.

XXV. Ex IIviris qui in eo municipio i(ure) d(icundo) pr(aeerunt), uter postea ex eo municipio proficiscetur | neque eo die in id municip[i]um[1]) esse se rediturum arbitrabitur, quem | praefectum municipi non minorem quam annorum XXXV ex | decurionibus conscriptisque relinquere volet, facito ut is iuret per | Iovem et divom Aug(ustum) et div[o]m[2]) Claudium et divom Vesp(asianum) Aug(ustum) et divom | Titum Aug(ustum) et genium imp(eratoris) Caesaris Domitiani Aug(usti) deosque Penates: | quae IIvi[r(um)][3]) qui i(ure) d(icundo) p(raeest), h(ac) l(ege) facere oporteat, se, dum praefectus erit, d(um) [t(axat)][4]) quae eo | tempore fieri possint facturum, neque adversus ea [f]acturum[5]) scientem, d(olo) m(alo); et cum ita iuraverit, praefectum eum eius municipi relinquito. [E]i[6]) | qui ita praefectus relictus erit, donec in id municipium alteruter ex IIviris | adierit, in omnibus rebus id ius e[a]que[7]) potestas esto, praeterquam de praefec|to relinquendo et de c(ivitate) R(omana) consequenda, quod ius quaeque potestas h(ac) l(ege) | IIviri[s qui][8]) iure dicundo praeerunt datur. Isque dum

Eingegraben ist [1]) municipum; [2]) dium; [3]) II viri; [4]) dp; [5]) acturum; [6]) ii; [7]) erque; [8]) IIviri in.

praefectus erit quo|tiensque municipium egressus erit, ne plus quam singulis diebus abesto. | 40

Hier findet sich *annorum XXXV* in Z. 28. Es soll nämlich derjenige der beiden Männer für Rechtsprechung, der nach seinem Collegen die Gemeinde verläßt und nicht glaubt, an diesem Tage in die Gemeinde zurückzukehren, wen er will unter den mindestens 35 Jahre alten Gemeinderäten als *praefectus municipi*, stellvertretenden Beamten der Gemeinde, zurücklassen und vorher schwören lassen bei Juppiter, den *divi*, die einzeln aufgezählt werden, dem Genius des regierenden Kaisers, damals Domitian, und den Penaten. Es folgt der Inhalt des Eides. Augenscheinlich ist in dem Bruchstück aus Lauriacum ein Teil der entsprechenden Bestimmung, und zwar teilweise mit den gleichen Worten erhalten: vor dem wörtlich gleichen *annorum XXXV* findet sich wörtlich ebenso *arbitrabitur quem*, worauf wohl *p*[*raefectum*] folgte, und nachher steht auch der Name des regierenden Kaisers im Genetiv. Wir haben also ein Stück eines Stadtrechtes aus der Zeit Caracallas und in diesem ist, zum Teil wörtlich entsprechend, die Fassung wiederholt, die in den von Rom aus gegebenen Verfassungen zur Zeit Domitians gebräuchlich war.

Für die Frage, welcher Gemeinde es angehörte, enthalten die geringfügigen Reste kein Anzeichen. Aber die Tatsache, daß es im Legionslager von Lauriacum gefunden wurde, macht es wenigstens äußerst wahrscheinlich, daß die zugehörige und sicher in unmittelbarer Nähe gelegene Ortschaft, also Lauriacum, zu verstehen ist. Und dieser Annahme steht nichts entgegen, obwohl es bisher an einem unzweifelhaften Zeugnis dafür fehlte, daß die Ortschaft Lauriacum städtische Verfassung gehabt hat; denn die Erwähnung des *praefectus classis Lauriacensis*, der *lancearii Lauriacenses* und der *Lauriacensis scutaria* (nämlich *fabrica*) in der *Notitia dignitatum* ist kein solches.

Das mit dem diesjährigen Funde der Bronzeplatte gegebene Zeugnis wird noch durch einen Fund der vorjährigen Grabungen in demselben Lager bestätigt.

Im Jahre 1904 wurde, als Deckplatte eines Heizschlauches verwendet, das in Fig. 74 abgebildete Stück einer Inschriftplatte gefunden. Die Reste ..*erus Pi*..

Fig. 74 Inschriftplatte aus Lauriacum.

in Z. 2 und ...*ci Adia*... in Z. 4 genügen, um zu erkennen, daß hier der Kaiser *L. Septimius Sev*]*erus Pi*[*us* und darauf sein Sohn und Mitregent Caracalla genannt war, der ..*Septimi Severi*... *Arabi*]*ci Adia*[*benici* ...*filius* war, und die notwendig die tribunicische Gewalt bezeichnende Zahl *XIII* in Z. 3 mit dem anschließenden *imp. X*... weist die Inschrift dem Jahre 205 zu.

Das I·PR in der ersten Zeile ist wohl ein Rest von *Hadrian*]*i pr*[*onepos* VI in Z. 5 von *di*]*vi* und der erste Teil der Inschrift kann etwa gelautet haben:

Imp. Caes. divi M. Antonini Pii Germanici Sarmatici filius divi Commodi frater
divi Antonini Pii nepos divi Hadrian]i pr[onepos divi Traiani Parthici abnepos
divi Nervae adnepos L. Septimius Sev]erus Pi[us Pertinax Aug. Arabicus Adiabenicus
Parthicus maximus pont. max. trib. pot.] XIII imp. X[I cos. III p. p. et imp. Caes. imp. L. Septimi
Severi Pii Pertinacis Aug. Arabi]ci Adia[benici Parthici maximi filius divi M.
Antonini Pii German. Sarmat. nepos di]vi [Antonini Pii pronepos divi Hadriani abnepos
divi Traiani Parthici et divi Nervae adnepos M. Aurelius Antoninus Pius Aug. trib.
pot. VIII imp. II cos. III usw.

Die Zahl der Buchstaben der einzelnen Zeilen, wie sie hier hergestellt sind, schwankt zwischen 64 und 70, aber die Buchstabenanzahl mancher Worte ist wegen der denkbaren Abkürzungen unsicher.

Was hierauf folgte, ist nicht zu ergänzen. Aber eine so stattliche Inschrift mit den Namen der beiden Kaiser im Nominativ kann wohl nur eine Bauinschrift gewesen sein und, da die Annahme einer Verschleppung aus größerer oder geringerer Entfernung durch nichts angezeigt ist, werden wir sie für die Bauinschrift des Legionslagers Lauriacum selbst oder eines ansehnlichen Baues darin halten dürfen. Daß das Lager, in welchem die von Kaiser Marc Aurel aufgestellte *legio II Italica* dann noch Jahrhunderte lang stand, im Jahre 205 gebaut wurde oder gebaut war, paßt auch gut zu dem, was wir sonst von ihr wissen, wie Hofrat Kenner in dem nächstens zur Ausgabe kommenden Limesheft VIII dargelegt hat.

Ebenso ordnet sich jetzt gut ein, daß wenige Jahre nach diesem Jahre 205, unter der Regierung Caracallas (211—217), die bürgerliche Niederlassung in der Nähe zu einer Gemeinde wurde, wohl in der Form eines *municipium*, und daß bei diesem Anlaß ihr eine Verfassung gegeben und mittels Eingrabens in Bronzetafeln, vermutlich einer größeren Zahl, bekannt gemacht wurde.

Ich lasse unerörtert, ob dabei die *constitutio Antoniniana* einen Einfluß

geübt hat, der ungefähr in dieselbe Zeit fallende Erlaß des Kaisers Caracalla, der allen (?) freien Personen im römischen Reiche das römische Bürgerrecht verlieh, und durch den, wie unerläßlich scheint, die Verfassung mancher Gemeinden eine Änderung erfahren mußte. Jedesfalls sehen wir, daß, als damals eine Gemeindeverfassung aufgezeichnet wurde, deren Wortlaut sich zum Teil eng an das in früheren Jahrhunderten gebräuchliche Schema anschloß.

Diesen Wortlaut für die untersten fünf Zeilen einer Columne, von denen Reste erhalten sind, mit einiger Sicherheit herzustellen, wird unmöglich sein, da, wie wir gleichfalls sehen, hier auch bemerkenswerte Abweichungen vorliegen. Während in dem Stadtrecht von Salpensa als Anlaß der Ernennung eines Präfecten durch den zweiten Duovir einfach die Abreise des letzteren angegeben wird, ist hier diese Abreise, wie man erkennt, erst durch einen ausdrücklich bezeichneten Zweck und dann durch beliebige andere begründet. Der Zusatz, daß der Duovir nicht am gleichen Tage zurückzukommen erwartet, und die Qualification des zur Stellvertretung Geeigneten — Zugehörigkeit zum Gemeinderat und Alter von 35 Jahren — kann anscheinend wörtlich übereinstimmen, nur daß dann an der zweiten Stelle die Reihenfolge der Satzglieder etwas verschieden wäre, und es kann gelesen werden:

Ex II viris qui in eo municipio i. d. pr. uter postea] . . . . .
. . . . . . t aliave qua causa et . . . . [ex eo municipio proficiscetur neque eo die in id municipium esse se
rediturum] arbitrabitur, quem p[raefectum municipi ex decurionibus conscriptisque relinquere volet non
minorem quam] annorum XXXV, usw.

Unterstrichen habe ich, was ebenso auf der Tafel von Salpensa steht. Lücken habe ich sowohl vor als nach dem in der ersten Zeile erhaltenen . . *t aliave qua causa et* gelassen. An letzterer Stelle ist das *et* doch wohl als Conjunction, die an *causa* ein gleichgeordnetes Wort anschließt, aufzufassen und es scheint mir glaublich, daß dies *necessitate* gewesen sei, so daß die Verfassung einen z w i n g e n d e n Grund für die Abwesenheit verlangt hätte. Mit dieser Ergänzung wäre auch die Zahl der Buchstaben der beiden ersten Zeilen, von denen Reste erhalten sind, ungefähr gleich, 94 vom jetzigen Anfang von Z. 1 *t aliave* bis zum Anfang von Z. 2, vor *arbitrabitur*, 91 von da bis zum Anfang von Z. 3, vor *annorum*.

Die Ausfüllung der ersten Lücke, das heißt die Ergänzung des einzelnen ausdrücklich angegebenen Grundes beziehungsweise Zweckes kann bei der Fülle

der Möglichkeiten wohl nicht erraten werden. Möglich und angemessen erscheint mir bei einer Gemeinde, die sich in der Nähe der stets bedrohten Reichsgrenze und neben einem zu deren Sicherung bestimmten Lager befand, ein militärischer. Es wäre damit auch erklärt, daß bei der Redaction der Verfassung eine solche Einfügung passend erschien.

Von dem, was nach *annorum XXXV* folgte, also anscheinend den Nachsatz bildete, ist erhalten: noch in Z. 3 *praese*, in Z. 4 *prehensumque est iu*, in Z. 5 ein Rest des Namens des regierenden Kaisers im Genetiv. Der entsprechende Teil im Stadtrechte von Salpensa besteht aus *facito ut is iuret per Iovem et divom Aug.* (und die übrigen namentlich angeführten *divi*) *et genium* (des regierenden Kaisers) *deosque Penates*. Es scheint, daß das *iu* am Ende der Z. 4 der Bronze von Lauriacum zu einer Form von *iu*[*rare* gehörte. Dann wäre eine Bestimmung vorangegangen, die im Stadtrechte von Salpensa fehlte, und das erhaltene *praese* zeigt wohl mit genügender Sicherheit an, daß eine Anwesenheit von Personen, vermutlich von Gemeinderäten, verlangt wurde. Das *prehensumque est* ist wohl ein Rest des in dem Stadtrechte von Malaca öfter vorkommenden (*ut*) *hac lege cautum comprehensumque est*. Es ist begreiflich, daß, wo der Eid des Stellvertreters festgesetzt wird, für das einzelne auf die Stelle verwiesen wird, die von der Eidleistung der ordentlichen Beamten handelte.

So könnte etwa folgende Fassung vorgeschlagen werden, in der allerdings manches nur beispielsweise gemeint ist:

Ex IIviris qui in eo municipio i. d. pr. uter postea municipes incolasque ..... causa armatos educe]t aliave qua causa et [necessitate ex eo municipio proficiscetur neque eo die in id municipium esse se rediturum] arbitrabitur, quem p[raefectum municipi ex decurionibus conscriptisque relinquere volet, non minorem quam] annorum XXXV, praese[ntibus decurionibus conscriptisque non minus .... facito, ut is .... sicut hac lege cautum com]prehensumque est, iu[ret per Iovem et divom Aug. ceterosque divos omnes et genium imp. Caesaris M. Aureli Antonini] Pii Aug. Part. max. Brit. [max. deosque Penates ....

Wie oben, ist unterstrichen, was in der Verfassung von Salpensa steht. — Für die Ergänzung am Anfang habe ich einige Worte aus Capitel CIII des Stadtrechtes der *colonia Urso* entnommen; den dort angegebenen Zweck *colon*(*iae*)

fin(ium) [*defen*]*dendorum* mochte ich wegen der verschiedenen Stellung der beiden Städte nicht mit übernehmen. — Die Zahl der Gemeinderäte, die anwesend sein sollen, habe ich bei dem Mangel eines Anhaltes unergänzt gelassen. — Die Ergänzung von Z. 4 habe ich so gestaltet, daß von deren Anfang (*prehensum*) bis zum Anfang von Z. 5 (vor *Pii*), die Zahl der Buchstaben der in Z. 1 und 2 einigermaßen gleich ist, 92.

Wien. EUGEN BORMANN



Neger.

Tafel II und III.



Fig. 75 Kopfgefäß im Kunsthistorischen Museum zu Wien.

Die auf Tafel II abgebildete Vase und die bronzene Statuette auf Tafel III vermehren die Darstellungen von Negern und Negermischlingen, die aus dem Altertum übriggeblieben sind, nicht bloß, woran wenig gelegen wäre, der Zahl nach, sondern sie erweisen auch in ihrer individuellen Auffassung des Vorwurfes von neuem, welche Freude antike Künstler im Nachbilden der schwarzen Menschenrasse empfanden und wie vielseitig und mannigfaltich sie sich hiebei durch schärfste Beobachtung und meisterliche Wiedergabe des Charakteristischen bewährten.

Die Vase, auf der Tafel von der Seite, beistehend (Fig. 75) von vorn gegeben, angeblich in Anthedon ausgegraben, befindet sich seit 1889 in der kaiserlichen Antikensammlung.[1]) In den attischen Werkstätten des sechsten Jahrhunderts noch, gleichzeitig als es unter den Epheben modisch wurde, schwarze Sklaven zu halten, kam es auf, Salbgefäßen die Form von Mohrenköpfen zu geben. Das beste Exemplar dieser Gattung ist wohl das mit dem Lieblingsnamen Leagros bezeichnete aus Eretria im Nationalmuseum zu Athen (Fig. 76).[2]) Unser Gefäß,

[1]) Kunsthistor. Museum, Saal IX Schrank 2 vorläufig ohne Nummer. Vgl. Arch. Anzeiger 1892 S. 118 n. 142. Die Fundangabe hält auch F. Winter, Typen der figürl. Terracotten Bd. I S. XVIII für unzuverlässig.

[2]) Klein, Die griech. Vasen mit Lieblingsinschr.[2] 81 n. 45. Abgebildet 'Εφημ. ἀρχαιολ. 1894 Taf. 6 (wonach der hier beigegebene Zinkdruck) σ. 121 ff. (P. Hartwig). Ähnliche ungefähr gleichzeitige Gefäße in anderen Sammlungen z. B.: im Louvre (Doppel-

das nicht früher als im Beginne des dritten Säculums entstanden sein dürfte, bezeugt die Stätigkeit des Typus und zugleich den Stilwandel binnen zweier Jahrhunderte. Fast Punkt für Punkt stehen die beiden Vasen, von denen die Wiener um einiges größer als die athenische ist,[3]) im Gegensatz zueinander. Bei dem athenischen Balsamarium ruht das Mundstück auf kurzem Halse und ist, wie einer der schönen weißen Lekythen entnommen, ein tief ausgehöhlter Trichter, während an dem Wiener Kruge ein ungemein langer Hals nur ein seichtes Schälchen trägt. Da das Verhältnis an den unteren Teilen aber wechselt, der Negerhals dort lang, hier kurz, der Gefäßboden dort schmal, hier breit gebildet ist, der Schwerpunkt der Vase dort hoch oben, hier tief unten liegt, so erscheint das athenische Balsamarium von schlanker, der Wiener Krug dagegen von gedrungener Form. Noch wesentlicher ist der Unterschied zwischen der nach tektonischen Principien streng symmetrischen Gestalt des einen Gefäßes und der malerischen Verschiebung des Negergesichtes nach links an dem andern. Erweist sich das Balsamar als Erzeugnis eines Töpfers, so der Krug als Werk eines Koroplasten.[4]) Jeder gebrauchte ausschließlich nur die Hilfsmittel seiner eigenen Technik. Dem Töpfer stand sein mit den Reflexen zur Wiedergabe der fettig glänzenden Negerhaut ganz besonders geeigneter schwarzer Firnis zu Gebote. Der Koroplast fand für das matte glanzlose Schwarz, dessen er sich bedienen mußte, in einer bunteren Färbung Ersatz, von der in dem Weiß an Augen und Zähnen, in dem Rosa an Lippen und Wangen,



Fig. 76 Kopfgefäß aus Eretria in Athen.

kopf: Frau und Neger), Monuments et mémoires (Fond. Piot) IX (1902) Taf. 12 p. 138 (E. Pottier); in Berlin n. 4049; H. Schrader, Über den Marmorkopf eines Negers, 60. Berliner Winckelmannsprogr. 1900 S. 11. Von anderem Typus und um vieles später ist das Kopfgefäß aus Poli tis Chrysoku auf Cypern Gazette des beaux-arts 2me pér. tome XXXV (1887) p. 335; er zeigt dieselbe Haartracht wie das Wiener.

[3]) Höhe des Wiener Gefäßes 0·15 m, des Athenischen 0·128 m (Pottier a. a. O. S. 142 Anm. 2). Die Pariser und Berliner Kopfvasen sind noch kleiner: 0·114 m und 0·11 m.

[4]) Vgl. Jahreshefte I (1898) S. 144 f.

in dem Blau am Kranze geringe, doch deutliche Reste vorhanden sind. Naturwahr das Modell nachzubilden, in dem einen Falle ein ausgewachsener junger Mann von straffer, in dem andern ein halbwüchsiger Knabe von schlaffer Muskulatur, lag ohne Zweifel in der Absicht beider Künstler. Dem Ziele näherte sich aber der Koroplast, dem die Erfahrungen von wenigstens zwei Jahrhunderten zugute kamen, obgleich er die Züge des Negerjungen karrikierend ins Häßliche verzerrte, mehr als der Töpfer, an dessen Werke die im Profil schwächliche Nase und die schematische Zeichnung der Augen stört, wie denn überhaupt eine Spur des attischen Ephebentypus unbewußt in die Gestaltung dieses Negerkopfes geriet.

Eigentümlich ist die Haartracht des Wiener Kopfes. Sie besteht aus spiralig gedrehten Zottellocken, wie wir sie häufig bei antiken Negerbildern, auch bei graeco-ägyptischen Porträts[5]) und bei den maurischen Reitern des Lusius Quietus an der Trajanssäule[6]) antreffen. Auf dies künstlich gekräuselte Haar ist hier ein Efeukranz gelegt mit zwei aufgerichteten Trauben in der Mitte, umwickelt von einer Tänie, die sich bogenförmig über die Stirne zieht und hinter den überaus großen Ohren jederseits herab und am Gefäßrande nach vorn schlängelt. Kranz und Binde kennzeichnen den Neger als bakchischen Gefolgsmann.

Die auf Tafel III in zwei Ansichten wiedergegebene Bronzestatuette eines tanzenden Negers kam in den neunziger Jahren von ungefähr innerhalb des römischen Lagers von Carnuntum zutage. Als Eigentum des Freiherrn von Ludwigstorff steht sie im Museum in Deutsch-Altenburg.[7]) Es fehlen ihr der linke Fuß und ein Stück des Vorderarmes mit der Hand. Deren Haltung ergibt sich aber aus dem Erhaltenen und es ist kaum zweifelhaft, daß die Finger dieser linken Hand wie an der rechten zwar eingebogen, aber nicht zur Faust geschlossen waren. Auch irrt man wohl nicht, wenn man annimmt, daß der abgebrochene rechte Fuß den Boden nur mit den Zehen berührt hatte. In extatisch heftigem Tanze sollte die Figur wie in der Luft schwebend erscheinen. Das Wagnis wäre aber schwerlich gelungen, hätte nicht der Figur den so unentbehrlichen zweiten Befestigungspunkt eine Stütze von oben gegeben. Sie war im Haare verborgen und griff in ein verhältnismäßig großes und tiefes Loch ein, das auf der Scheitelhöhe sich befindet und anders kaum zu deuten wäre. Eine Feder oder ähnliches, das man sich an dieser Stelle als Schmuck angebracht denken könnte, ist durch die auch hier aus Zottellocken bestehende

[5]) Album auserl. Gegenstände der antiken Sammlung Taf. XIII 1 S. 6.

[6]) Cichorius, Die Reliefs der Trajanssäule, Bild LXIV. Die gleiche Haartracht ist noch heute bei Negerstämmen im Gebrauch, F. Ratzel, Völkerkunde II 152

[7]) In Zinkotypie abgeb. in Kubitscheks u. Frankfurters Führer durch Carnuntum[5], Wien 1904 S. 54.

Frisur des Tänzers völlig ausgeschlossen. Über die Form der Stütze läßt sich nichts vermuten, solange das Gerät nicht bestimmbar ist, das die Statuette zieren sollte. Denn wie den meisten antiken Kleinbronzen kam auch ihr aller Wahrscheinlichkeit nach keine selbständige Bedeutung zu, sondern sie mochte auf dem Deckel oder an dem Henkel einer Lampe oder an einem Kandelaber angebracht gewesen sein.

Der Tanz des Negers erforderte sichtlich größte Geschmeidigkeit und Hurtigkeit des sehnigen Körpers. Dem ausgestreckten linken Beine und dem rechten, dessen Unterschenkel so hoch erhoben ist, daß die Ferse den Sitzknorren berührt, hat der Oberkörper mit tief eingezogenem Kreuzbeine, zurückgebogenen Schultern, zur Seite geneigtem Kopfe und namentlich mit den Armen das Gleichgewicht zu halten. Der Rhythmus des Tanzes erheischte blitzschnelles Wiederholen der gleichen Stellung, die abwechselnd mit den linken und den rechten Gliedmaßen auszuführen war. Sympathisch berührt der seelische Ausdruck des Köpfchens, das Anstrengung und Eifer des jungen Tänzers vortrefflich zum Ausdruck bringt. Es liegt nahe, wie bei ähnlichen Negerfiguren und damit verwandten Grotesken und Karrikaturen, auch bei diesem kleinen Kunstwerk die mittelbare oder unmittelbare Herkunft aus Alexandria anzunehmen.[8])

Die Statuette mißt von der Scheitelhöhe bis zum Ansatze des linken Fußes, d. h. soweit sie erhalten ist, 0·098^{m} und in ihrer jetzigen Aufstellung, die der ursprünglich wohl steiler anzunehmenden Lage des Figürchens nicht ganz gerecht wird, gleichwohl für unsere Abbildungen aber maßgebend sein mußte, 0·085^{m}. Die Bronze ist sorgfältig ausciseliert und die Augen sind trotz ihrer Kleinheit mit Silber ausgelegt. Die Patina ist dunkelgrün, stellenweise namentlich am Rücken, rauh und wuchernd.

Der vor Jahren unternommene Versuch, die erhaltenen Negerbilder der classischen Kunst zu sammeln und systematisch zu ordnen,[9]) kann hier nicht erneuert werden, so sehr er sich lohnen würde durch das ungemein größere Materiale, das heute vorhanden ist, und das strenger, als es damals möglich war, nach historischen Gesichtspunkten gesichtet werden könnte. Erst Zusammenhang und größerer Überblick würde es möglich machen, das Einzelne als ethnographisches Document zu verwerten.

[8]) Vgl. Athen. Mitt. X (1885) S. 380 ff. (Schreiber); Jahrbuch XII (1897) S. 53 f. (Michaelis).

[9]) Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des AH. Kaiserhauses III 3—10; IV 320 f.

Wien. ROBERT v. SCHNEIDER

BEIBLATT

Bericht über Ausgrabungen in Grado.

Die im Vorjahre auf der Piazza della corte in Grado unter der Leitung von Professor H. Maionica und der kundigen Mitwirkung von Giacomo Pozzar, Assistenten am Museum in Aquileja, durchgeführten Ausgrabungen, von denen Fig. 2 (Sp. 7 f.) ein Bild gibt, wurden durch zahlreiche Funde antiker Inschriftfragmente und Architekturreste veranlaßt, die während der Anlage einer neuen Wasserleitung zutage kamen. Eine genaue Untersuchung der Ruinen ergab in der Hauptsache drei verschiedene Bauepochen: 1. zu unterst römische Mauern, meist aus Ziegeln sorgfältig gefügt und in einer einheitlichen, von der der späteren Bauten stark abweichenden Richtung; 2. darüber eine schmale einschiffige Kirche mit Vorhalle und eingebauter Apsis, und endlich 3. über dieser ersten christlichen Anlage eine große dreischiffige Basilika, von der fast nur noch die Fundamente erhalten sind.

Die Reste der römischen Mauern — im Grundriß (Fig. 1) durch dunklere Schraffen hervorgehoben — ließen sich ohne allzu weitgehende Zerstörung der darüberliegenden Bauten nicht in Zusammenhang zueinander bringen, doch scheinen sie zu einem größeren Gebäudecomplex gehört zu haben. Sie sind meist aus flachen Ziegeln hergestellt, manchmal mit feinem Kalkputz und Malerei versehen und sind in der Technik vollkommen gleich den römischen Bauten von Aquileja, während sie sich wesentlich von den späteren Kirchenmauern unterscheiden. Der römische Fußboden, soweit er sich noch mit einiger Sicherheit feststellen läßt, liegt nur 1 ^{m} tiefer als derjenige der ersten Kirche, und daraus läßt sich wohl die große Zerstörung dieser römischen Gebäude erklären.

Die ältere Kirchenanlage, deren Grundrißreconstruction in Fig. 3 versucht wurde, ist eine im Innern 10·13 ^{m} breite einschiffige Kirche mit 4·75 ^{m} tiefer Vorhalle, einem 19·02 ^{m} langen Hauptsaal ohne seitliche Stützenstellungen und einer Apsis mit danebenliegenden Kammern. Die 0·53 ^{m} dicken, aus unregelmäßigen Kalksteinen bestehenden Außenmauern sind fast ganz verdeckt durch die Fundamente der späteren Kirche, doch ließ sich an den beiden Langseiten so viel freilegen, daß mit Sicherheit eine Anzahl kleiner Strebepfeiler festgestellt werden konnte, von welchen auch zwei an der Ostseite erhalten sind.

Von der Eingangswand der 10 ^{m} breiten und 4·75 ^{m} tiefen Vorhalle sind nur Reste vorhanden (vgl. Fig. 1), so daß es nicht sicher ist, ob hier wirklich 3 Türen waren, wie in der Reconstruction angenommen wurde. Von der Vorhalle führten zwei Türen in das Schiff der Kirche, eine mittlere Haupttür, 2·27 ^{m} breit, und eine kleine, 1·14 ^{m} breite Seitentür. In der Mitte der Vorhalle liegen zwei Säulenbasen, denen Pfeiler an der östlichen Mauer entsprechen; gleiche muß man an der westlichen Mauer ergänzen, die den über die Säulen gelegten Balken oder Bogen aufnahmen.

Vom Fußboden, der mit einem Mosaik bedeckt war, ist nur noch wenig erhalten. Die Grabungen ergaben hier in der Vorhalle eine Fülle von Gräbern und Sarkophagen, die unter den Fußboden versenkt waren. Sie sind zur Vermeidung von Verwirrung auf dem Plan weggelassen, doch gibt Fig. 4 eine deutliche Vorstellung des jetzigen Zustandes.

Im 19·02 ^{m} langen Schiffe der Kirche bestand der Fußboden aus Mosaik, das, sorgfältig in kleinen Steinen hergestellt, ein geometrisches Muster zeigt, in das an vier Stellen noch erhaltene Inschriften eingelassen sind. Die Apsis ist in die Umfassungsmauern eingebaut, so daß links und rechts zwei unregelmäßige 3·85 ^{m} tiefe Kammern entstehen, die durch Türen mit dem Hauptraum verbunden waren. Eine ähnliche Anlage zeigt in Grado S. Maria delle Grazie.

An der Apsismauer sieht man deutlich eine Verdopplung, eine innere Verstärkung, da hier zwei Mauern nebeneinander liegen. Der Fußboden der Apsis liegt um 0·40 ^{m} höher als der des Schiffes

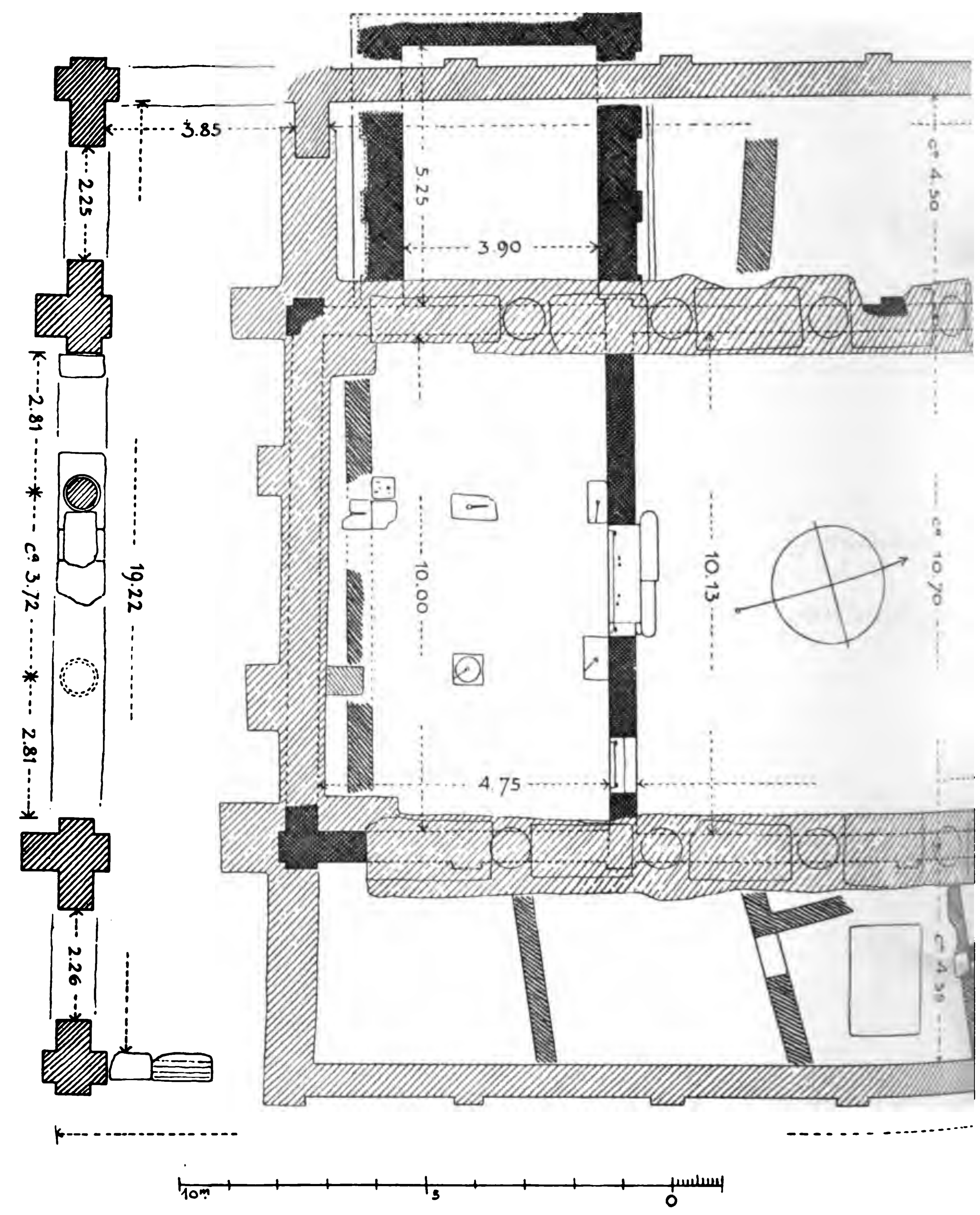
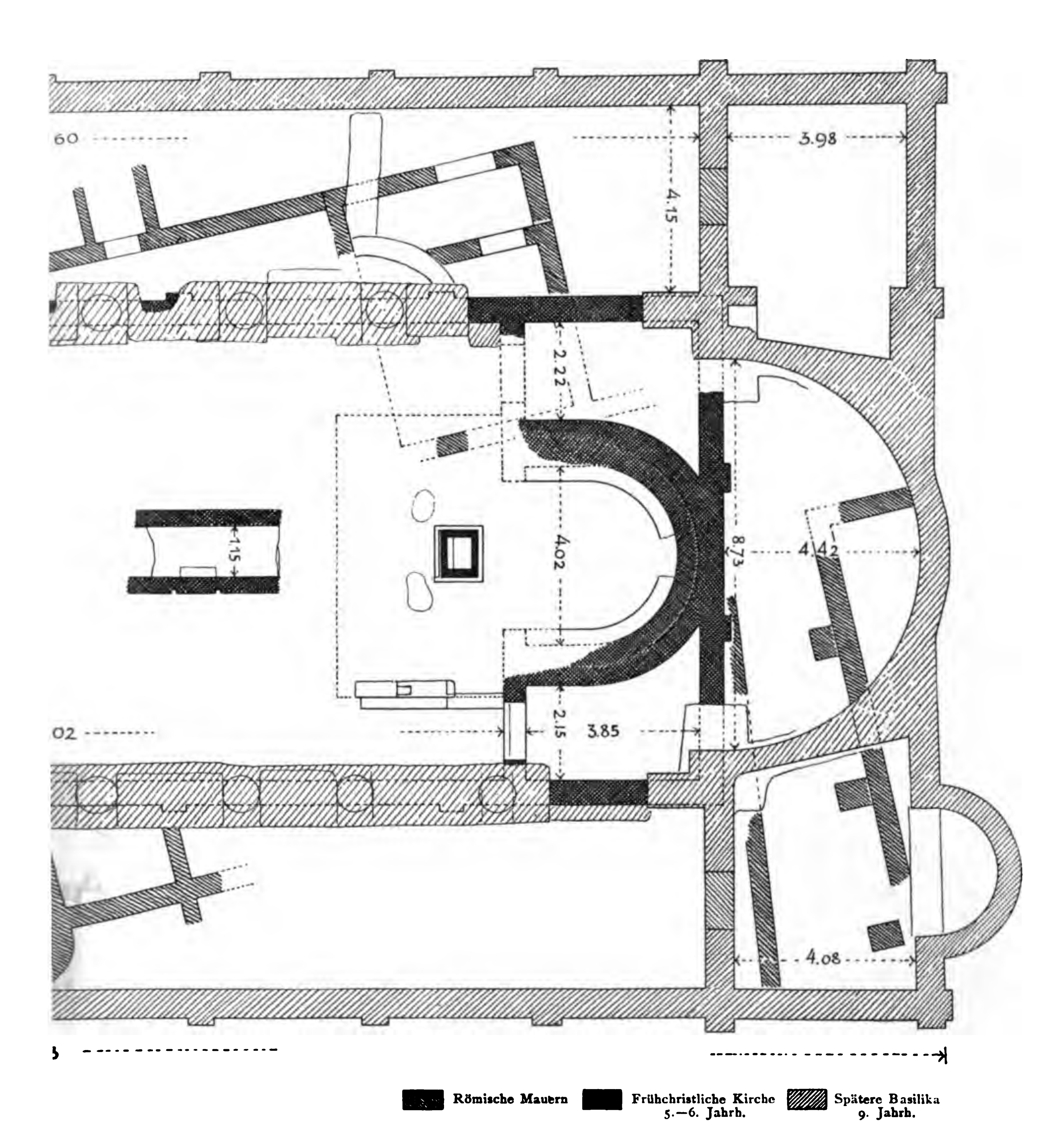

3.85
2.25
5.25
3.90
c^a 4.50
2.81
c^a 3.72
19.22
10.00
10.13
c^a 10.70
2.81
4.75
2.26
c^a 4.30
10m
5
0

Fig. 1 Gr



· Ausgrabung in Grado.



Fig. 2 Gesamtansicht der Ausgrabung von Ost.

und ist mit einem schönen, noch gut erhaltenen Mosaik bedeckt (vgl. Fig. 2).

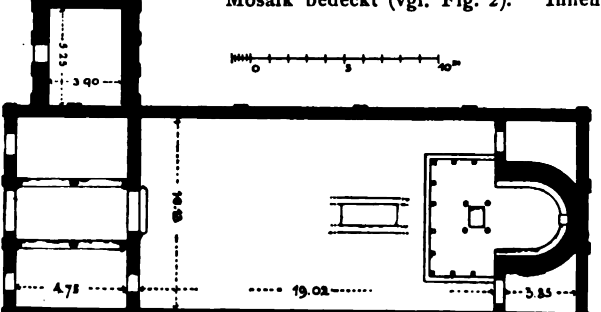


Fig. 3 Grundriß der älteren Kirche (5.—6. Jahrhundert).

Trotz der großen Zerstörung läßt sich an der Innenwand der Apsis noch eine mit dickem Putz überzogene Bank feststellen, die in der Mitte unterbrochen war, wohl für eine besondere Kathedra des Bischofs, von der jedoch nichts mehr erhalten ist.

Vor der Apsis lag der vom übrigen Kirchenraum wahrscheinlich durch Schranken abgeschlossene und erhöhte Altarraum. Sein Mosaikfußboden liegt in der gleichen Höhe wie der der Apsis. Zwei Stufen aus Kalkstein sind noch an der Südseite in situ; die obere zeigt zwei Löcher, wohl zum Einsetzen von Pfeilerchen dienend, die



Fig. 4 Gräber in der Vorhalle der älteren Kirche.

man sich auch an den übrigen Seiten zu denken hat. In der Mittelachse vor der Apsis befindet sich dort, wo der Altar gestanden hat, ein von sorgfältig bearbeiteten Kalksteinen umgebenes rechteckiges Loch, $0·57 \times 0·77^{m}$ groß, das Reliquiengrab, über welchem der Altar errichtet war. Zu dem Ciborium über dem Altar gehören wahrscheinlich zwei in der Nähe gefundene Kalksteinsäulen, von $0·25^{m}$ oberem Durchmesser und angearbeiteten Capitellen von $0·355^{m}$ Höhe (Fig. 5). Ihr Standort ist noch durch zwei Stellen, an denen das Mosaik fehlt, gesichert.

Im Innern der Kirche, vor dem erhöhten Altarplatze und in der Längsachse des ganzen Gebäudes, erhebt sich ein niedriger Bau, dessen Bestimmung nicht klar ist. Auf das Fußbodenmosaik direct, ohne Fundierung aufgesetzt, begrenzen zwei etwa $0·40^{m}$ dicke, im Äußern verputzte parallele Mauern eine Art Gang von $1·15^{m}$ Breite. Der Zwischenraum zwischen den Mauern ist durch eine Steinschüttung angefüllt, über der ein $0·10^{m}$ dicker Mörtelestrich liegt; die Höhe über dem Fußboden der Kirche beträgt $0·45^{m}$. Eingebettet in diesen liegt etwa in der Mitte des jetzt Erhaltenen ein flacher Marmorstein. An der südlichen Mauer sind zwei Einarbeitungen wie Einstecklöcher für Pfosten (Fig. 6). Das Ganze war eine Art Podium oder vielleicht ein erhöhter Gang, dessen Anfang und Ende zerstört sind und der auffallenderweise ohne Vermittlung auf das Fußbodenmosaik der Kirche aufgesetzt wurde. Nur das Eine ist sicher, daß es sich um einen späteren Einbau, aber noch vor Beginn der zweiten, obersten Basilica handelt.

Zwischen diesem Einbau und der Außenmauer liegt gestürztes Mauerwerk, da die Steine, soweit dies noch zu erkennen, mit ihren Lagerflächen vertical stehen (Fig. 7). An einer Stelle ist ein Strebepfeiler zu erkennen und da dessen Maße genau mit den früher an der Außenmauer der älteren Basilika festgestellten passen, kann man wohl mit Sicherheit annehmen, daß dies ein Stück dieser Außenmauer



Fig. 5 Capitell vom Ciborium-Altar (5. Jahrhundert).



Fig. 6 Einbau in der Mitte der älteren Kirche.

ist. Nach dem Einsturz der alten Kirche wurden diese Trümmermassen nicht weggeräumt, sondern die Kalkbettung für den Mosaikfußboden der neuen Kirche einfach darüber gelegt, wovon noch ein großes Stück an dieser Stelle erhalten ist (Fig. 7).



Fig. 7 Gestürztes Mauerwerk von der älteren Kirche.

An die nördliche Mauer des Atriums ist noch ein kleiner Bau angebaut. Außer den über 1 m dicken Fundamentmauern ist wenig von dem aufgehenden 0·76m dicken Mauerwerk erhalten. Es zeigt an der Ostseite vier schmale Strebepfeiler. Die auffallende Dicke der Mauern und die Form des kleinen Baues läßt einen Glockenturm vermuten. In der Reconstruction (Fig. 3) ist die Eingangstür im Westen angenommen, da hier das aufgehende Mauerwerk vollkommen fehlt, während an den übrigen Seiten doch so viel erhalten ist, um ein Fehlen der Tür als sicher feststellen zu können.

Nach Einsturz des alten Kirchenbaues wurde darüber eine große dreischiffige Basilika gebaut, deren nur an wenigen Stellen noch erhaltener Mosaikfußboden um etwas über einen Meter höher lag als der alte. Die Reste der bisherigen Außenmauern wurden verbreitert

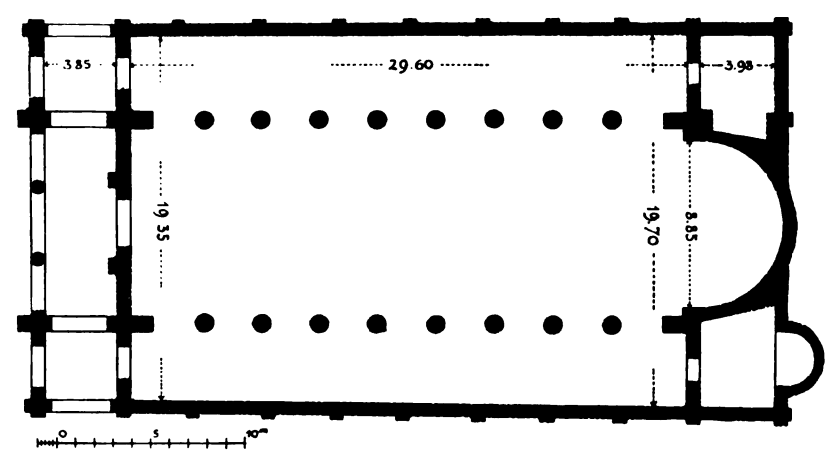


Fig. 8 Grundriß der späteren Basilika (9. Jahrhundert).

und nunmehr als Fundamente für die Mittelsäulen benutzt, deren Standorte man noch deutlich in den Vertiefungen für die Basissteine erkennt. So bildete die ursprüngliche Breite der ganzen Kirche jetzt die Breite des Mittelschiffes, an das nördlich und südlich zwei etwa 4·5 m breite Seitenschiffe neu angebaut wurden. Von dem ganzen Bau sind fast nur noch die Fundamente erhalten, doch ließ er sich mit ziemlicher Sicherheit reconstruieren (Fig. 8). Die Apsis ist wieder in das Mauergeviert eingebaut, so daß, wie bei der älteren Anlage, die beiden Kammern entstehen. An der Außenseite tritt das Apsisfundament ein wenig über die Flucht der Außenmauern vor. Die südliche Kammer hat eine eigene


Fig 9 Ansicht der Grabungen von Südwest.

kleine Apsis, deren Anlage aber etwas später zu sein scheint als der ursprüngliche Bau der Basilika. Eine offene Bogenhalle mit zwei Mittelsäulen und Marmorpflaster lag dem ganzen Gebäude vor. Unter dem Boden der Vorhalle sowohl wie der Seitenschiffe fanden sich eine Menge Ziegelgräber, Graburnen, Sarkophage, von letzteren auch mehrere an die Nord- und Südmauer angelehnt (Fig. 9). An



Fig. 10 Capitell aus der späteren Basilika (9. Jahrhundert).

Architekturfragmenten ist außer dem unter Fig. 5 gegebenen Capitell das wichtigste ein kleines 0·165 m hohes Capitell (Fig. 10), dessen unterer Teil aus derb modellierten Blättern in Kerbschnitt besteht, während auf der oberen Hälfte verkehrt liegende Voluten eingeritzt sind. Es ist 0·36 m breit, während ein offenbar derselben Spätzeit angehöriges, kleineres nur 0·15 m Breite hat.

Außerdem fanden sich verschiedene (gegen Hundert zählende) Stücke dünner Marmorplatten, darunter 0·011 m dicke, wahrscheinlich der Altarbelag. Dazu besitzen wir, wie unten darzustellen sein wird, auch die



a

Fig. 11 Fragmente der Altartransennen (5.—6. Jahrhundert).

Mensaplatte. Von den Altartransennen aus dem 5.—6. Jahrhundert (0·54 × 0·21 m, 0·40 × 29 m) bringen wir eines in Fig. 11 *a*, ein feiner gearbeitetes ibid. *b* (0·48 × 0·26 m). Zu den Capitellen der Basilika gehört jedenfalls auch das im Vorgarten der Fortino Pension befindliche Stück, das eher dem fünften als dem sechsten Jahrhundert zuzuschreiben ist. Von den gleichzeitig gefundenen Inschriften publicieren wir vorläufig als die wichtigsten die unten gegebenen.

Wie die Architektur so weisen auch die bei den Grabungen gemachten kleinen Funde auf dieselben zwei Hauptbauperioden, die durch die Capitelle (Fig. 5 und 10) sich charakterisieren: auf die Zeit um 500 und um 800.

Die ältere Anlage, die in Fig. 3 herausgehobene einschiffige Basilika mit Turm und Vorhalle, gehört in die erste Blüteperiode Grados nach Attila, die mit der Erbauung des jetzigen Gradenser Domes unter dem Patriarchen Elias ihren Höhepunkt erreichte. Das Nachklingen antiken Lebens ist an den Formen des erstgenannten Capitells mit den länglichen Blättern und den schräg geratenen Eckvoluten noch immer zu spüren, ohne jedoch an den ravennatischen Charakter anzuklingen. Diesem Bau dienten jene Altartransennen (Fig. 11), deren Reste im Museum von Aquileja aufbewahrt werden; eine davon scheint ein freier aufgefaßtes Monogramm Christi gehabt zu haben. Die Dedicationsinschriften des Fußbodenmosaikes zeigen Letternformen, welche wohl älter als die des Domes sind, doch nicht allzuweit davon abliegen.

Die Sarkophage, welche sich an der Außenwand dieses Baues in großer Zahl drängten, sagen uns nicht nur, daß hier ein hervorragendes Heiligtum war, sondern mit ihren tief gelegenen Standflächen deuten sie sogar auf eine Bauperiode vor der soeben angegebenen. Der größte dieser Sandsteinsärge mit einem doppelten Monogramm Christi und Alpha und Omega entzog bei unserem persönlichen Aufenthalt in Grado seine Inschrift einem näheren Studium, da er, schräg stehend, zur Hälfte mit Wasser bedeckt war. Jedesfalls stand er aber einstens frei neben der Basilika in ihrer frühesten Form und das könnte, bloß nach dem Monogramm zu urteilen, nicht vor dem Ende des vierten, am besten im fünften Jahrhundert der Fall gewesen sein (Fig. 12). Prof. Kubitschek, der die Inschrift nach Hebung des Sarkophags entzifferte, teilt uns freundlichst deren Abschrift mit:



Fig. 12 Sarkophaginschrift (5. Jahrhundert).

MEMENTO NOSTRI | ϤUI LEGES SIC XPM UIƋEAS IN ƋIE IUƋI | CII INMONES A PENES EBAƋAS

Memento nostri, | *qui leg[i]s. Sic Christum videas, in die iudi cii inm[u]n[i]s a pen[i]s e[v]adas.*

Der Verstorbene oder die Verstorbenen wünschen dem für sie betenden Leser, er möge eben so sicher, als er dies lese, mit ihnen immunis a poenis am Gerichtstage sein. Die epigraphischen Merkmale lassen Prof. Kubitschek ebenfalls ans fünfte Jahrhundert „eher als ans sechste" denken. Sehr gut würde sich ferner der Baubeginn durch eine daselbst gefundene Inschrift datieren lassen, von der wir nicht angeben können, ob sie das Fragment einer Grabschrift oder einer Dedication ist, die wir aber mit Prof. Maionica ergänzen:

[Basilisco] p(er)p(etuo) Aug[(usto)
[et Arm]ato v(iris) c(larissimis)

Damit wäre das Consulatsjahr 476 gegeben, eine Zeitangabe kurz nach der Zerstörung Aquilejas, womit noch folgende Beobachtungen stimmen.

Seevenetien war 539 griechisch geworden, wofür neuestens Kretschmayr, Gesch. Venedigs S. 412 die Beweise aus Prokop, De bello Gothico zusammenstellte. Narses, der 551 zum ager venetus kam und in recuperandis basilicis studiosus war, hinterließ sogar im Dom von Aquileja an den Capitellen des Querschiffes die Spuren seines Wirkens, und der Gradenser Erzbischof Macedonius (539—556) stand in Fühlung mit dem Erzbischof Maximianus, der 549 S. Apollinare in Classe bei Ravenna consecriert hatte. Da unsere älteren Capitelle keine Spur griechisch-ravennatischer Formen zeigen, weisen sie auf die Zeit vorher, genauer vor 539.

Wir müssen aber für diese einschiffige Kirche sogar einen doppelten Bau annehmen, wovon der erste wohl durch Brand, wie die Spuren auf dieser Schicht zeigen, zerstört wurde. Die Kirche behielt dieselben Umfassungsmauern, nur war in ihrer ersten Periode die Apsis breiter und die Längsachse kürzer.

Die jetzige Apsis besteht nämlich, wie die oben gegebene Beschreibung und die Fig. 1 zeigen, eigentlich aus zwei ineinander gelegten Rundmauern, wovon die äußere die ältere ist. Diese hat an ihrer Innenfläche ganz unleugbare Bemalungsreste, sie stand also selbst einmal in Benutzung. Auch endigt ihr Mörtelbewurf 0·15 m unter dem jetzigen Mosaikfußboden, der also nicht der älteste ist. Damit stimmt ferner die Beobachtung, daß im Innern des jetzigen Baues, circa 2 m von der Eingangswand, parallel mit dieser ein älterer Mauerzug in der Erde steckt, den man mit der Sonde feststellen und in der Mosaiksenkung darüber sich ausprägen sehen kann. Da diese Mauer schon wegen ihrer abweichenden Richtung dem früher erwähnten Römerbau nicht angehören kann, muß sie als Rest des ersten christlichen Baues aufgefaßt werden, dessen Eingangswand sie höchstwahrscheinlich, um nicht zu sagen sicher, war. In dieser ersten Periode war also unsere Basilika wohl ebenso breit wie im sechsten Jahrhundert, aber sie war etwas kürzer und ihr Fußboden lag etwa 0·15 m tiefer.

Wenn wir diesen Erstlingsbau bald nach der Zerstörung Aquilejas (452) ansetzen, haben wir hierzu auch einen hagiographischen Grund. Im Chronicon Gradense (ed. Monticolo S. 37) wird nämlich erzählt, daß der Priester Geminianus, ein Triestiner, nach der Verödung des Festlandes eine große Anzahl von Heiligenleibern zuerst in Triest und mehrere Märtyrerleiber im zerstörten Aquileja erhoben und nach Grado gebracht habe. Außer einzelnen nament-

lich angeführten Heiligen habe er die 42 Triestiner Märtyrer in der Kirche der heiligen Agatha auf Grado beigesetzt. Wer die altchristliche Auffassung schon aus den Katakomben her kennt, muß erwarten, daß eine solche Kirche zum Mittelpunkte für zahlreiche Grabstätten wurde. Nehmen wir nun diesen Titel für unsern Fund in Anspruch, so würde sehr gut die Vorliebe, sich hier, innerhalb der Stadtmauern, begraben zu lassen, erklärt. Die Christen wollten so in die iudicii die Clienten dieser mit ihnen auferstehenden, im Altar begrabenen Patrone sein.

Die Schwierigkeit aber, daß der Gradenser Agathakirche eine Krypta des heiligen Vitalis in den mittelalterlichen Quellen zugeschrieben wird, während unser ältester Bau wohl ein interessantes Altarsepulcrum, aber keine unterirdische Kryptenanlage aufweist, führt uns zur zweiten Bauperiode, auf die Zeit um 800, genauer den Anfang des neunten Jahrhunderts, besonders auf die Bautätigkeit des Patriarchen Fortunatus (803—830).

Fortunatus war der bedeutendste Gradenser Patriarch und stand in besonderer Gunst bei Kaiser Karl dem Großen, dem er wertvolle künstlerische Geschenke, darunter Türen aus Elfenbein, verehrte, wie auch der Gradenser Thesaurus durch Karl eine hervorragende Bereicherung erfuhr. Seine Bautätigkeit, die wahrscheinlich nach 810 begann, schildert der Patriarch selbst in seinem Testament (Ughelli, Italia sacra, V. 1101 ff.).

Für unsere Frage entnehmen wir diesem leider nicht ganz erhaltenen Schriftstück zwei wichtige Mitteilungen. Mehrere der Gradenser Basiliken waren zur Zeit des Fortunatus ganz verfallen: S. Agatha, S. Johannes Evang. und S. Peregrinus. Die Mauern der letzteren waren pro timore franchorum von den Gradensern selbst zerstört worden. Etwas ähnliches scheint nach dem Fundbestande auch bei unserem Bau geschehen zu sein, denn durch ein Erdbeben erklärt sich der concentrische Sturz der Mauern und die Verstreuung der Ciboriensäulen nicht. Ebensowenig darf bei dem gänzlichen Mangel von Brandspuren auf dieser Schicht an Feuer gedacht werden, noch könnten die einseitig anstürmenden Meeresfluten die Art des Sturzes erklären. Hier haben offenbar Menschenhände, und zwar in großer Hast die schon brüchige Kirche zerstört. Die Veranlassung dazu war im Herbste 808, als alles zum Entscheidungskampfe zwischen Franken und Griechen bereit war (vgl. Kretschmayr, Gesch. Venedigs 57), gegeben.

Wohl aber würde die Lage unserer Kirche sehr gut mit dem von Fortunatus für dieselbe Zeit berichteten wunderbaren Vorgang stimmen, wonach die Fluten nicht ganz bis an die Reliquien in der verfallenen Agathakirche hinanzukommen wagten. Damals war auch der Strand noch ein Stück weiter als heute von der Kirche entfernt.

Weiter erzählt Fortunatus, daß er unter den erwähnten wieder in Stand gesetzten Kirchen besonders S. Agatha höher gelegt und großartiger neugebaut habe. Dadurch steigert sich der Indicienbeweis dafür, daß wir die Kirche gleichen Namens vor uns haben. Im Zusammenhang mit gleichartigen Bildungen in der Krypta von Aquileja und sonst in Oberitalien können die erwähnten Capitellformen (Fig. 10 und eines im Museum von Aquileja) nur für die Zeit des Fortunatus sprechen, womit auch die spärlichen Mosaikreste der obersten Kirche sehr gut zusammengehen.

Hier hatte nun der Patriarch eine dreischiffige Basilika unter Benutzung der älteren Mauern errichtet, so daß das bisherige eine Schiff, respective dessen Umfassungsmauern die Träger des neuen Hauptschiffes wurden und rechts und links Seitenschiffe dazukamen, wie schon oben aus der Fundbeschreibung und dem Plan (Fig. 1) hervorgeht. Die außen gebrochene Apsis, welche ravennatische Einflüsse zeigt, wird vergrößert und nach rückwärts verlegt. Weiter wird südlich neben derselben, und zwar tiefer gelegen, eine Seitenkapelle mit eigener vorspringender Apsis angebaut. Das könnte sehr gut die Kapelle des heiligen Vitalis gewesen sein, die von den späteren Schriftstellern schon dem ursprünglichen Bau zugeschrieben wurde, denn keine der Gradenser Chroniken geht vor das zehnte Jahrhundert zurück. So stünden wir vor einem Heiligtum, das für die altchristliche Hagiographie Österreichs von größter Bedeutung war, obwohl uns directe inschriftliche Zeugnisse für diese Benennung fehlen.

Aber die Bedeutung der Kirche schon in ihrer ersten Periode geht auch aus dem kostbaren Marmorbelag des Altares hervor.

An Ort und Stelle sieht man noch die Öffnung des Altarsepulcrums schachtförmig in die Erde hinabgehen. In der Tiefe ist eine stufenartige Unterbrechung, auf welcher wohl die Marmorkiste mit den Reliquiarien aufruhte. Was aber unter jener stufenartigen Ziegellage sich verbirgt, vermochten wir mit der Sonde nicht festzustellen und ebensowenig durften wir an eine Zerstörung des Fundes in seiner jetzigen

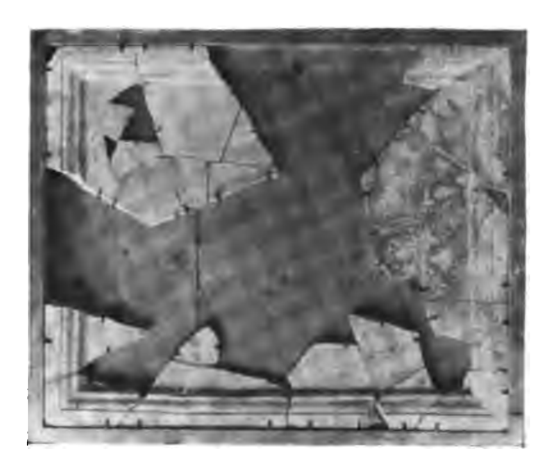


Fig. 13 Mensaplatte.

Form denken. Möglicherweise hängt es nur mit der Stellung des früheren Altares, der sicher circa 0·15 m tiefer lag, zusammen. Eine Krypta ist aber auf jeden Fall ausgeschlossen.

Diese Öffnung im Presbyteriumboden für die Reliquien ist außerordentlich interessant und wird obendrein wieder in Grado bestätigt, wo der gegenwärtige Pfarrer Msgr. Rodaro bei Abtragung des seinerzeitigen Hochaltares im Dom eine Marmorkiste mit den bekannten Silberreliquiarien fand. Diese einfache Kiste steht jetzt unter dem Josefi-Seitenaltar im Dom und mißt 0·3 m in der Länge, 0·14 und 0·125 m in der Breite und Höhe. Der seinerzeit in Pola unter einem Altar gefundene Steinbehälter maß 0·65, 0·47 und 0·4 m. Näheres über diese und ähnliche Funde in meiner Abhandlung über frühmittelalterliche Reliquiarien in den Mitt. d. C.-C. Bd. XVI N. F.

Der Altar selbst war blockähnlich aufgemauert, vielleicht innerlich hohl, aber der Plattenbelag, der noch an Ort und Stelle sichtbar ist, wie die zahlreichen Reste im Museum von Aquileja lassen keinen Zweifel, daß ein Altarblock von 1·08 m Länge und 0·90 m Breite in ungefähr einem Meter Höhe hier stand. Sogar die Mensaplatte ist in fragmentierter, aber genügender Erhaltung hier gefunden; sie befindet sich gegenwärtig, von Professor Maionica zusammengestellt, im Museum von Aquileja (Fig. 13). Ihre Länge und Breite 1·03 × 0·85 m entspricht ungefähr den angegebenen Maßen der Wände, so daß es ein ziemlich schlanker Altar war, dessen Mensaplatte ein dem Quadrate sich stark näherndes Rechteck ist, wie dies auch sonst bei ältesten christlichen Altären vorkommt. Diese Form stimmt auch ganz mit den Altardarstellungen des sechsten Jahrhunderts aus Ravenna, S. Apollinare in Classe und S. Vitale. Von marmornen Altartischen aus altchristlicher Zeit sind uns einige wenige erhalten, aber eine Mensaplatte zu einem Altar in Blockform dürfte vor dem Gradenser Fund nicht nachzuweisen sein.

Daß die Platte einen erhöhten Rand hat, sticht



a



b





Fig. 14 *a—d* Mosaikinschriften.

d

allerdings gegen die moderne Praxis ab, stimmt aber mit den wenigen altchristlichen Stücken gut überein, wie die mensa von Baccono, Auriol und S. Elia bei Nepi zeigen. Auch die frühmittelalterliche Platte des Hochaltares von Aquileja hat einen erhöhten Rand. Auffällig ist nur das in der einen Ecke befindliche, offenbar ursprüngliche Loch, das 0·10 m vom Rand absteht. An der erwähnten Mensaplatte in Aquileja ist eine ähnliche Öffnung als Abzugloch für das bei der ablutio altaris verwendete Wasser angebracht, aber es führt nach außen. Sollte hier eine Ableitung nach innen geplant gewesen sein? Consecrationskreuze, die sich in ältester Zeit in Stein gemeißelt finden, fehlen hier.

Weiter bedeckt ein Mosaikteppich das um zwei Stufen erhöhte Presbyterium und den mittleren Teil des Schiffes. Dort befinden sich die Donatoreninschriften, wie ähnliche aus dem Dom von Grado bekannt sind und in Aquileja, in S. Felice wie in der Tulliobasilika, in Monastero, wie in Cilli und sonst gefunden wurden (Fig. 14 *a—d*).

a) Hilaris et D[. . . .]|us et Afrodi[sia cu]|m suis o[mnib]|us f(ecit) p(edes) C . . .

b) Lu]cina | . . . . ilia cu|[m suis f(ecit)] p(edes) CL.

c) Agapitus | et Daim[. . .] | c(um) s(uis) [f(ecit) p(edes) . . . .]

Am schwersten zu verstehen ist das oben eingehend beschriebene merkwürdige, niedrige Mauergebilde, das ohne Fundament direct auf die Mosaiken aufgesetzt ist. Es bildet jetzt das Bruchstück des länglichen Dammes, der vom Presbyterium aus gegen die Mitte des Schiffes führte. Obwohl Ort und Form seiner Endigung nicht festgestellt werden kann, muß darin ein aus irgendeinem Grunde improvisierter Ambon gesehen werden, wie er sich ganz ähnlich in S. Maria antica auf dem Forum mit achteckiger Endigung und ebenso in der neu entdeckten Marienbasilika von Ephesus findet. Die beiden Standlöcher am Südrande bei dem auffälligen Trittstein (Fig. 6) dürften für das Epistelpult gedient haben, während das Evangelium auf dem fehlenden Endstück gesungen wurde.

Aber warum wurde der Ambon nicht ursprünglich projectiert und gleichzeitig mit dem Mosaik ausgeführt?

Es ist klar, daß die Kirche nicht für große oder pontificale Functionen geplant war. Ihre erhöhte Bedeutung bekam sie erst später, wahrscheinlich durch die dorthin überbrachten Reliquien. Aber unser baulicher Eingriff, der die schönen Mosaiken ohne weiteres zudeckt, erklärt sich ungezwungen erst dann, wenn wir an die Zeit denken, während der Dom von Grado durch Elias zwischen 575 und 579 umgebaut wurde. Ohne diese oder eine ähnliche Annahme bleibt es unerklärlich, daß man diese gewiß nur von einer Zwangslage verlangte Stein- und Mörtelmasse offenbar als Provisorium aufführte. Daß aber gerade diese einschiffige Basilika für den feierlichen Interimsgottesdienst gewählt wurde, spricht nicht für die Größe der übrigen Kirchen von Grado im sechsten Jahrhundert, außer es hat vielleicht die Lage dieser Basilika mitbestimmend gewirkt. Prof. Maionica betont mit Recht, daß sie auf dem höchsten und sichersten Punkt Grados liegt, wo bis in die neueste Zeit ein kleines Fort an die alten Befestigungen erinnerte. Ob ein südwestlich der Basilika durch Maionica aufgedeckter kleiner Rundbau als Baptisterium gedient habe, läßt sich vorläufig nicht bestimmen.

Die von Fortunatus näher beschriebene Ausgestaltung der zweiten mittelalterlichen Basilika kann dem oben citierten Testamente ihres Erbauers entnommen werden. Unter arcus volutiles sind jedenfalls die Zierbögen zu verstehen, von denen mehrere Stücke neben dem Dom aufbewahrt werden.

Wer gegenwärtig nach Grado kommt sieht nur den mittleren Teil der jüngsten dreischiffigen Kirche des Fortunatus, damit freilich auch unter den Resten der ehemaligen Hochmauer und zwischen diesen den mosaikgeschmückten Raum der altchristlichen Basilika, für welche wir eine zweimalige Anlage anzunehmen haben, ohne dem Wirrsale von Reparaturen nachzugehen, die in der Eingangshalle erkennbar sind. Jedesfalls gehörte der Turm der jüngeren Hälfte dieser ersten Periode an. Damals legte man den Boden hier höher und brachte das barbarische Mosaik vor dem mittleren Tore an. Diese Vorhalle, die sich einst in drei Arcaden öffnete, ähnlich wie ihre jüngere frühmittelalterliche Nachfolgerin, ist in ihren baulichen Resten noch gut erkennbar.

Wien. HEINRICH SWOBODA
WILHELM WILBERG

Forschungen im südlichen Istrien.

I. Ausgrabungen in Val Catena auf Brioni grande.

Tempelanlage. Die bisherigen Untersuchungen (vgl. Jahreshefte V Beibl. 159 ff. VII Beibl. 131 ff.) hatten ergeben, daß die Gestade der Catenabucht in

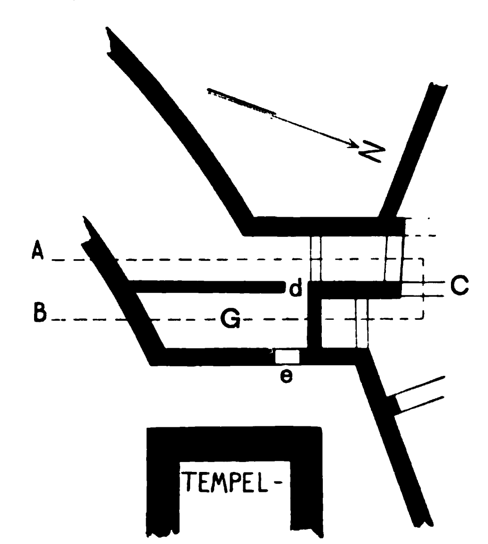


Fig. 15 Einbauten an der Stirnseite der Periboloshalle hinter dem nördlichen Tempel.

ihrer ganzen Ausdehnung von mächtigen antiken Bauanlagen eingesäumt waren, die, in Terrassen ansteigend, im innersten Winkel der Bucht in einer Tempelanlage und einer dem Küstencontur entsprechend halbkreisförmig ausladenden Porticushalle ihren architektonischen Abschluß fanden (vgl. Jahreshefte VII Beibl. 135 Fig. 18). Hier setzten die Arbeiten im October vergangenen Jahres wieder ein, um durch Aufdeckung des hinter dem nördlichen Tempel (*C* in Fig. 18 a. a. O.) gelegenen Teiles der Periboloshalle Anhaltspunkte zur Feststellung des Niveaus des Hallenganges zu gewinnen. Noch außerhalb der nördlichen Stirnseite der Halle (*C* in Fig. 15) kam zunächst ein Treppenabsatz zutage, von dem aus sich zwei parallel laufende Treppengänge öffneten: der eine mit zwei Stufen von 0·2 und 0·27 m Höhe, einem auf 0·25 m abfallenden Gangstück und einer weiteren 0·2 m hohen Stufe, wohl erhalten, aber nachträglich vermauert (s. Fig. 15 und den entwickelten Schnitt Fig. 16), führt in das Souterrain der Halle; in demselben ist linker Hand durch eine 0·35 m starke Mauer ein durch eine schmale Türe *d* zugängliches Gelaß *G* abgesondert, das ursprünglich auch nach außen mit dem Raume hinter dem Tempel durch eine späterhin aufgelassene Türe *e* communicierte. Allem Anscheine nach diente es als Latrine, während das übrige Souterrain als Magazinsraum in Verwendung gewesen sein dürfte; vgl. über derartige Anlagen in Hallenbauten Vitruv V, 9, 8. — Die zweite nur in den Substructionen erhaltene Treppe führte aufwärts in die Wandelbahn der Porticus; von ihr dürfte eine innerhalb des Baues gefundene Steinstufe herrühren, die nach der auffallend geringen Breite sich als Türschwelle zu erkennen gibt.

Die Höhe des Porticussockels und damit ungefähr auch die der Wandelbahn wird durch folgende Erwägung gegeben: der Fußboden im Souterrain liegt 0·6 m unter dem antiken Niveau des gewachsenen Bodens. Nimmt man für die Gangbarkeit der Souterrainräume eine ungefähre Höhe von 2 m an, so ergibt sich für das Aufgehende der Sockelfassade eine Höhe von etwa 1·4 m.

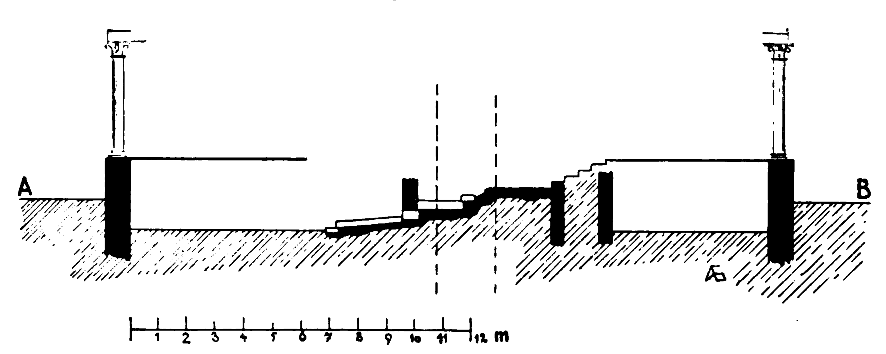


Fig. 16 Schnitt durch den Treppenbau im nördlichen Teil der Periboloshalle.

Mit dem beschriebenen Treppenbau schließt die Periboloshalle gegenüber der Rückwand des nördlichen Tempels ohne directe Verbindung mit den Hallenbauten und übrigen Objecten des Nordgestades ab, da weiterhin das Jahreshefte VII Beibl. 139 f. beschriebene Wohngebäude in stumpfem Winkel ansetzt und die äußere Langseite des Tempels flankiert. (Vgl. a. a. O. Fig. 18.) Auf der correspondierenden Südseite hingegen setzt sich die Halle, den zweiten Tempel gleichfalls in einem stumpfen Winkel umfassend, noch ungefähr 50 m über dessen Front hinaus fort bis an die Substructionen eines großen Baucomplexes, der den Hang eines heute 15 m hohen Plateaus in vier Terrassen mit einer Frontentwicklung von mindestens 125 m einnimmt. Tastgrabungen ließen eine systematische Untersuchung dieser umfänglichen Anlage lohnend erscheinen, wiewohl sie bereits in früher Zeit — wie ein mächtiger mittelalterlicher Kalkofen beweist — bis auf die Fundamente auf Baumateriale ausgebeutet worden war.

Terrassenbau am Südgestade (Fig. 17). Ober den unmittelbar am Strande in einer Länge von ungefähr 280 m verfolgbaren Substructionen läuft parallel der vom Tempelbezirke kommenden Porticus eine Futtermauer, hinter der in der genauen Entfernung von 20 römischen pedes sich die Stützmauer der ersten Terrasse erhob; das dazwischen liegende Terrain ist noch nicht abschließend untersucht.

Auch die Gliederung der ersten Terrasse ließ sich vorläufig nur im wesentlichen klarstellen.

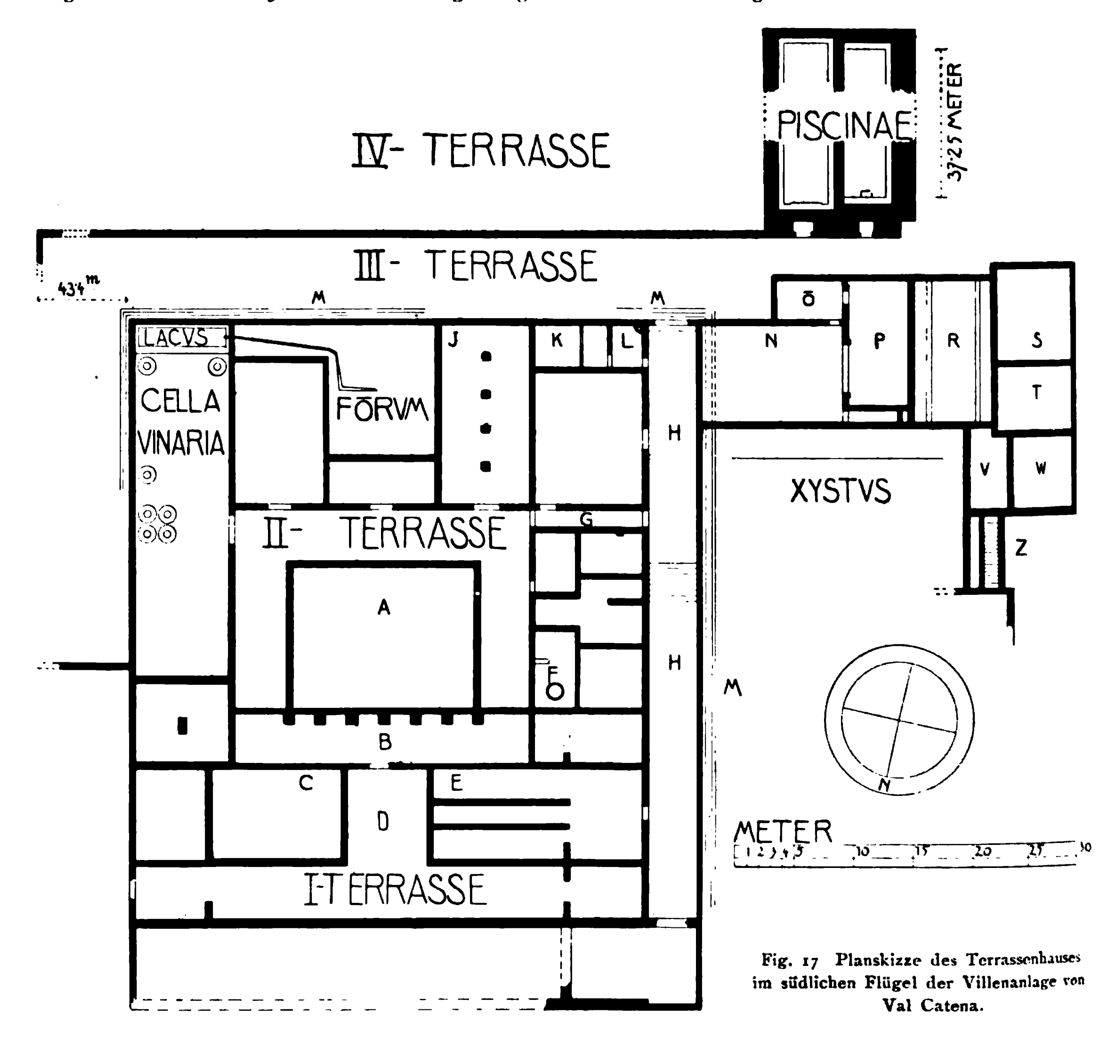


Fig. 17 Planskizze des Terrassenhauses im südlichen Flügel der Villenanlage von Val Catena.

Sicher ist, daß sich in dieselbe bereits vom Gebäude der zweiten Terrasse beiderseits zwei Flügel vorschieben, die die verfügbare Bodenfläche auf die Area *D* (s. Fig. 17) einschränken. Wie Reste von Unterbauten und gemauerten Säulen beweisen, war sie von Portiken umgeben und communicierte durch eine in der Rückwand nicht genau central angelegte Türe mit einem langgestreckten ungedeckten Gange, der zwischen dieser Rückwand und den Substructionen der zweiten Terrasse verläuft (*B* in Fig. 17).

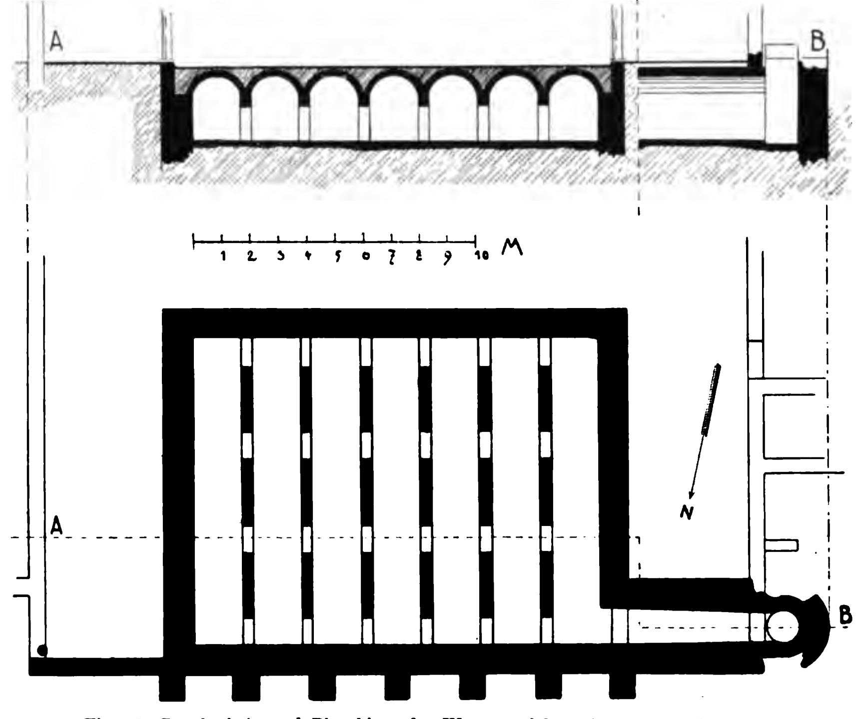


Fig. 18 Durchschnitt und Planskizze des Wasserspeichers der zweiten Terrasse am Südgestade von Val Catena.

Die zweite Terrasse, der die Hauptuntersuchung galt, erhebt sich über die erste mit einem ungefähr 3 m hohen Unterbau, der basis villae, dessen Stirnmauer durch sorgfältig gemauerte Pfeiler von quadratischem Querschnitte gegliedert und gestützt wird. Dieser Unterbau trägt einen nach der Seeseite geöffneten Säulenhof mit einer triplex porticus (*A* in Fig. 17), jenem typischen Bauteil antiker Villen, welchen Plinius (ep. V, 6, 15) eine porticus lata et prominula nennt. Die Dimensionen stimmen mit Vitruvs Vorschrift: peristylia autem in transverso tertia parte longiora sint quam introrsus (De arch. VI, 4, 7).

In den Boden des Hofraumes *A* ist ein Wasserspeicher (piscina) eingebaut, der nach Anlage und Einrichtung von gleichartigen antiken Bauten in Istrien erheblich abweicht.[1]) Das Reservoir unterkellert mit 14·3 × 10·75 m Bodenfläche die gesamte Area des Hofes, so daß drei von den hinter die Umfassungswände aus Beton gelegten Futtermauern aus Bruchstein die Stylobate des Peristyls tragen, während die vierte an der Stirnseite mit der erwähnten Terrassenmauer gebunden ist. Der ganze Raum ist durch sechs Reihen aus Kalkstein gemauerter Pfeiler in sieben Schiffe geteilt, die mit jetzt größtenteils eingestürzten Tonnengewölben von 1·7 m Spannweite eingedeckt waren (vgl. Fig. 18). Die Höhe der Gewölbeansätze beträgt, vom Cisternenboden aus gemessen, 1·6 m, die der Gewölbescheitel 2·3 m, die Stärke der Gewölbe 0·25 m. Je drei Pfeiler waren durch Gurten gebunden und bildeten das Gewölbelager. Die Speisung erfolgte, wie eine in der Mitte des Hofes aufgefundene Platte mit Einlauföffnung beweist, außer den Traufen durch das auf der Hofarea sich sammelnde Regenwasser. Von der letzten Kammer rechts führt, von der Porticus überdeckt, ein Stollen in schwacher Neigung zu einem Brunnenschacht, der in einem kleinen mit opus spicatum gepflasterten Hofe im Niveau der Wohnräume der zweiten Terrasse mündete (*F* in Fig. 17 und *B* in Fig. 18). Abweichend von den übrigen antiken Wasserversorgungsanlagen Istriens, bei denen das Wasser aus den Reservoiren in geschlossenen Druckleitungen zur Abgabe gelangte,

[1]) Vgl. Durm, Handbuch der Architektur II 2, 456.

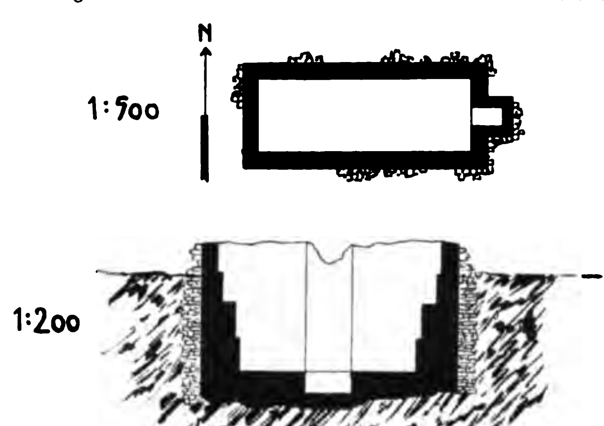


Fig. 19 Grundriß und Querschnitt einer antiken Cisterne am Fuße des Monte Lesso.

wodurch allein dessen Reinhaltung zu bewirken war, erfolgte hier die Entnahme mittels Schöpfeimer; dieser Umstand und die erwähnte Art der Speisung berechtigen um so mehr zur Annahme, daß man in dieser piscina nur ein Depot für Nutzwasser zu erblicken habe, als die vorauszusetzenden Trinkwasserbehälter auf der vierten Terrasse nachzuweisen sind.

Für analoge Anlagen mit Wasserschöpfung ist mir aus dem südlichen Istrien nur ein einziges Seitenstück bekannt geworden: die am Südfuße des Monte Lesso (nördlich von der Punta Gustigna zwischen Rovigno und Barbariga) unmittelbar am Strande einer kleinen Bucht gelegene Cisterne, deren Schema Fig. 19 vergegenwärtigt. Das 15·3 × 4·8 m im Geviert messende Reservoir von 3·4 m Tiefe ist von Betongußmauern eingefaßt, die sich absatzweise von oben nach unten von 0·4 auf 1 m verstärken und mit einer teilweise noch intakten Bruchsteinmauer umfüttert sind. An der einen Schmalseite des Baues ist eine schachtartige Vertiefung für den Schöpfbrunnen vorgelegt. Die Cisterne gehörte offenbar zu einer unweit gelegenen, jetzt völlig zerstörten Villa rustica, von der zahlreiche Funde von Scherben großer Dolien, verschiedenes Ziegelmateriale, ferner Stücke gebrannten Lehmes von der Ausfütterung einer Heizanlage herrühren.

Rings um den peristylen Hof (*A* in Fig. 17) der Anlage von Val Catena sind Räume angeordnet, von denen Wohnzwecken nur die im Westflügel gelegenen dienten. Derselbe wird umgrenzt einerseits von einer Flanke der Porticus, anderseits von einem 4 m breiten Gange, der mit eingeschalteten Treppenabsätzen geradlinig von der Küste bis auf die Höhe der dritten Terrasse führt (*H* in Fig. 17). Als Wohnräume geben sich zu erkennen die um den Brunnenhof *F* angeordneten Gelasse, die durch einen Gang abgeschlossen werden, der die rückwärtige Porticushalle mit dem Gange *H* verbindet (*G* in Fig. 17). Von *G* aus führt eine Türe in einen größeren Raum, der auch mit dem Gange *H* communiciert. Hinter ihm, bereits an der Rückfront des Gebäudes und nur von *H* aus zugänglich, sind drei kleinere Gemächer angeordnet (*K*, *L* in Fig. 17), von denen zwei Ziegelpflasterung, das dritte einen guten Mosaikboden und, in eine Ecke eingebaut, einen offenen Kamin aufweist. Die Wände zeigen Spuren von Bemalung, u. a. einen schwarzen Sockelstreifen mit abwechselnd roten und gelben Feldern.

Die Räume des Rück- und Osttractes dienten ausschließlich Wirtschaftszwecken; so zunächst das von der Rückwand der Porticus aus zugängliche, an den zuletzt beschriebenen Wohncomplex unmittelbar anstoßende Gemach *J*. Es mißt 14·9 × 7·45 m im Geviert und ist auffällig durch vier gemauerte Säulen, die in der Achse der Türöffnung hintereinander angeordnet als Deckenstützen gedient haben müssen. Nach seiner ganzen Ausstattung gibt sich der Raum als Depositorium zu erkennen.

An diesen Raum grenzt, gleichfalls von der Rückwand der Porticus zugänglich, ein Gemach von der auffällig geringen Tiefe von 3·55 m, die sich daraus erklärt, daß hier ein Vorsprung der dritten Terrasse in die Area der zweiten eingreift, eine Niveaudifferenz, die genutzt wurde, um das für eine Keltereianlage technisch erforderliche Gefälle zu gewinnen. Der ganze Complex ist in Resten wohl erhalten: zunächst der eigentliche überdachte Kelterraum (forum, vgl. Fig. 17), dessen mit opus spicatum sorgfältig gepflasterter Boden sich mit starkem Gefälle zu einem schmalen Gange senkt, aus dem eine



Fig. 20 Auslauf in den lacus der cella vinaria.

gedeckte Steinrinne den Most behufs Klärung einem Betonbassin (lacus, vgl. Fig. 17) zuführte. Der Auslauf der Rinne war mit einem Löwenkopf verziert (Fig. 20). Dieses Maischbassin (7·6 m lang, 1·5 m breit, 0·75 m tief) nimmt, 1·5 m über das Niveau erhöht, den rückwärtigen Teil des langgestreckten, eingedeckten Gärkellers (cella vinaria, s. Fig. 17) ein, der, im Ostflügel des Gebäudes gelegen, nur von der Porticus aus mit einer Türe zugänglich war, deren 2·36 m breite Öffnung durch fünf eingeschobene Bohlen von je 1 römischen Fuß Breite auf 0·77 m reduciert werden konnte. — Von dem hochliegenden lacus wurde der Most in einer Leitung von Tonröhren großen, zu zwei Drittel in den Boden der cella vinaria eingelassenen Tondolien von ca. 15 *hl* Inhalt zugeführt, die in Gruppen zu je vier Stück in zwei Reihen angeordnet waren.

Die Anlage entspricht in allem wesentlichen der Kelterei einer Villa rustica bei Boscoreale,[2] bei der gleichfalls der Wein auf einem höher liegenden Kelterboden ausgepreßt und sodann zur Gärung in einen cisternenartigen Behälter von allerdings viel kleineren Dimensionen und eine 80 Dolien fassende cella vinaria, die indes ungedeckt war, geleitet wurde.

Daß die Anlage von Val Catena im Nordtracte des Gebäudes untergebracht war, entspricht durchaus den bezüglichen Weisungen des Plinius (n. h. XIV) und Vitruv (VI, 7, 2).

Der ganze Baucomplex der zweiten Terrasse

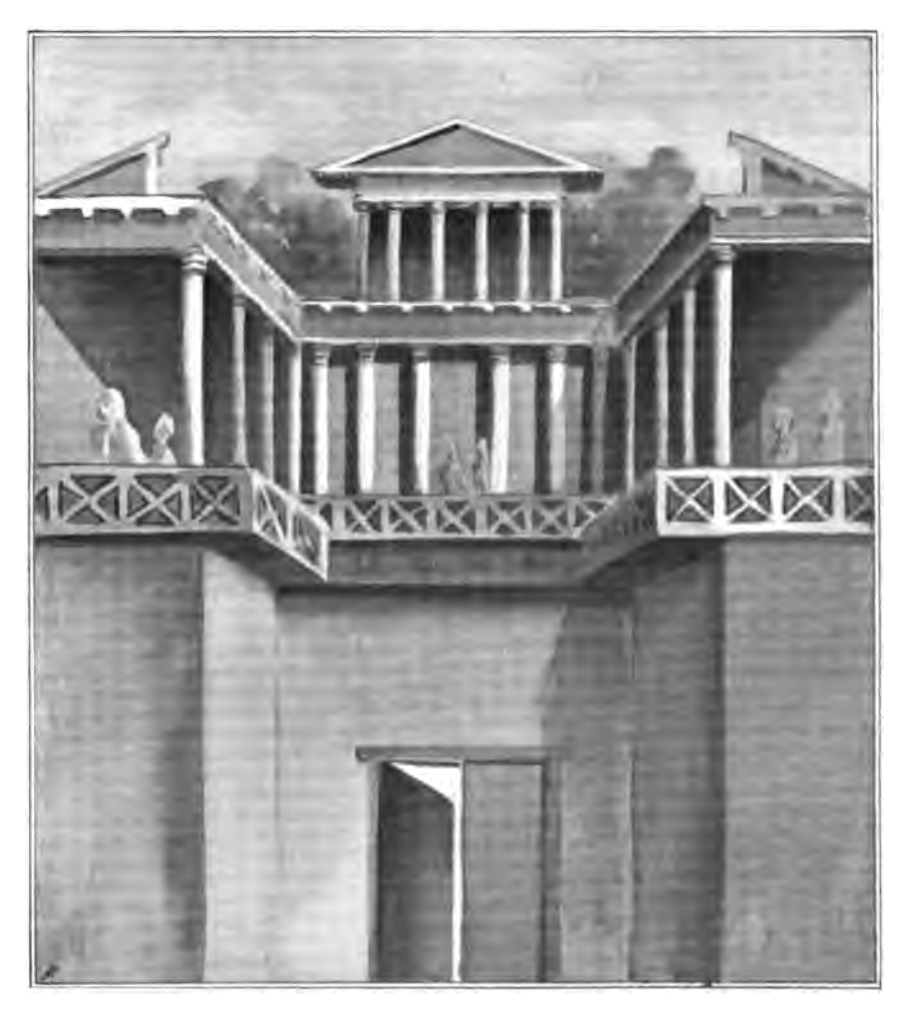


Fig. 21 Offenes Peristyl auf hohem Unterbau nach einem pompejanischen Wandgemälde.

trägt durch das Überwiegen von Wirtschaftsräumen den Charakter einer Villa rustica; gleichwohl erhielt er in Übereinstimmung mit allen anderen am Gestade der Catenabucht gelegenen Bauobjecten eine reiche architektonische Gliederung, die ihn mit einigen Modificationen dem Typus der peristylen Villa an-

[2]) Vgl. Mau, Pompeji in Leben und Kunst 358 ff.

gleicht, wie ihn z. B. das antike Landhaus von Barbariga vergegenwärtigt. Von diesem unterscheidet sich die Anlage von Val Catena außer durch die kleineren Dimensionen des Hofraumes und größere Tiefe des Gebäudes noch durch die von den Niveaudifferenzen des Bauplatzes bedingte bewegtere Gliederung: den kräftig gehobenen Unterbau mit zwei in die Area der ersten Terrasse vorspringenden Flügeln, während der Rücktract wieder von dem im Niveau der dritten Terrasse vortretenden Kelterraume überhöht wird.

Halten wir in der Überlieferung nach analogen Bauten Umschau, so erinnern wir uns zunächst der Schilderung, die Cicero vom Laterium seines Bruders Quintus gibt.[3]) Ungleich sinnfälliger aber wirkt ein Vergleich mit Darstellungen pompejanischer Wandgemälde, von denen ich als nächste Parallele zu unserer Anlage eine Vedute herausheben möchte, die schon wiederholt leider ohne genauere Angaben reproduciert wurde.[4]) Auf einer hohen, mittseits von einer halb offenen Türe unterbrochenen Substruction sieht man von einem Gittergeländer umsäumt ein offenes Peristyl mit seinen Portiken. Den Mitteltract überragt mit zurücktretender Fassade ein in der Front von sechs Säulen getragener Giebelbau; eine Anlage also, die mit der von Val Catena vollkommen übereinstimmt, nur daß das in die Substruction eingebaute Wasserreservoir hier durch einen betretbaren Raum ersetzt ist (s. Fig. 21).

Die Baulichkeiten der d r i t t e n und v i e r t e n, das Plateau des Hügels einnehmenden T e r r a s s e sind infolge Ausbeutung auf Steinmateriale so weitgehender Zerstörung anheimgefallen, daß von Hochbauten bis auf eine über 100 m lange Stützmauer und kleinere Baureste nichts erhalten blieb. Nur im Unterbau des Westflügels der vierten Terrasse haben die eisenharten Betonmauern der antiken Trinkwassercisternen allen Zerstörungsversuchen widerstanden und sind bis auf die zusammengebrochenen Wölbungen und einige mittelalterliche Adaptierungen für Wohnzwecke intact (vgl. Fig. 17 Piscinae). Die Einrichtung der Cisterne ist die in Istrien auch sonst übliche. Wasserfeste Betongußmauern umfassen, von oben nach unten von 0·3 m auf 0·6 m Dicke wachsend, zwei getrennte rechteckige Piscinen und werden durch umgelegte Isolationsmauern aus Bruchstein verstärkt. Die westliche Piscine bildet einen einzigen Raum von 37·25 m Länge und 3·52 m Breite, während die östliche bei annähernd gleicher Länge in drei Kammern zerfällt, die im Bodenniveau durch kleine Canäle miteinander communicieren. In der Stirnmauer der beiden Piscinen sind kleine Räume für Verteiler und Absperrhähne eingebaut; in den Auslauföffnungen sind noch in situ befindliche Bleibüchsen versetzt, von denen Leitungsstränge das Wasser den unteren Terrassen zuführten. Der Fassungsraum der Cisterne berechnet sich auf 779 Cubikmeter.

Fassen wir nun die Terrassenanlage als ganzes ins Auge, so sehen wir hier besonders eindrücklich das auch anderwärts im römischen Villenbau nachweisbare Princip verfolgt, den einheitlichen Bau zu vermeiden und an dessen Stelle über verhältnismäßig ausgedehnte Areale mit Ausnutzung des Terrainprofils eine Reihe kleinerer Objecte zu verteilen, die nach Lage und Bedarf verschiedene Bestimmung erhielten. Aufgabe des Architekten war es, diese Vielheit der Formen künstlerisch gestaltend zu einer monumentalen Einheit zusammenzufassen. Wie glücklich die alten Baumeister dergleichen Probleme zu lösen verstanden, wird uns an dem Villenbaue von Val Catena meines Wissens zum ersten Male am Objecte im einzelnen anschaulich.

Ein z w e i t e r B a u c o m p l e x, der von dem vorigen nur durch den Treppengang *H* getrennt, aber von ihm aus nicht zugänglich ist, wurde im December vorigen Jahres in der Höhe der zweiten Terrasse aufgedeckt. Leider ist die Zerstörung hier so weit vorgeschritten, daß sichere Anhaltspunkte zur Bestimmung der Räume nicht zu gewinnen und selbst deren Eingänge zum Teile nicht festzustellen waren.

Der Grundriß der Anlage scheint vom Raumarrangement der bisher untersuchten Einzelbauten antiker Villen völlig abzuweichen. An der rückwärtigen Front eines Xystus sind zehn Gemächer angeordnet (*N—Z* in Fig. 17), von denen das unmittelbar an den Treppengang *H* stoßende sich durch besondere Größe (8 × 12 m) auszeichnet (*N* in Fig. 17); der Boden ist mit schwarz-weißem opus tessellatum belegt, dessen von einem Flechtband umrahmtes Ornamentfeld von einem vielfach verschlungenen Mäandersystem eingenommen wird; Quadrate mit

[3]) Vgl. Rostowzew, Jahrbuch XIX, 112.

[4]) Das Wandgemälde des 4. Stiles gehört einem Hause der Insel 7 a reg. IX an; vgl. Nicolini, Pompei IV tav. 15, p. 36. Zuletzt teilweise wiedergegeben bei Durm, Handbuch der Architektur II_2, 117 Fig. 130. Danach obige Figur 21.

Rosetten füllen die zwischen den Mäanderzügen sich ergebenden Kartuschen.

Dieser vielleicht Triclinium zu benennende große Saal communiciert durch einen schmalen Gang mit einer Latrine, von der ein Canal unter dem Xystus zum Strande hinabführt; ferner mit auffallend breiter Türöffnung mit einem oblongen Gemache *P*, das auch durch den hinter *N* liegenden kleineren Raum *O* zugänglich war. Beide Gemächer sind mit noch wohl erhaltenem, einfachem, schwarz-weißem Mosaikboden belegt. Der an die Längsseite von *P* anschließende Raum *R* gibt sich durch zwei eingebaute Längsmauern, wohl Reste von Stylobaten, als dreischiffiger Säulensaal zu erkennen, der indes an der Rückwand einer Säulenstellung entbehrte, wie sie ähnliche Räume in Pompeji aufweisen. Der Fußboden war mit großen Platten verschiedenfarbigen Marmors belegt, von denen sich Stücke im Schutte vorfanden, z. B. quadratische Platten (0·22 m Seitenlänge) aus weißem und rotgeädertem Marmor und kleine weiße Platten von 0·09 m Seitenlänge. Die Räume *S*—*W* (s. Fig. 17) dürften nach zahlreich gefundenen Bruchstücken feinen und gröberen Geschirres zum Teil Wirtschaftszwecken gedient haben.



Fig. 22 Triton vom Fries des Neptuntempels.

In der dem Gange *H* gegenüberliegenden Front des Xystus ist ein Treppenhaus eingebaut: ein Treppenflügel führte vom Niveau des Gebäudes in ein Obergeschoß, ein zweiter, abwärtsführender konnte 15 Stufen weit verfolgt werden, bis eine spätere Abmauerung Einhalt gebot. Hier fanden sich zahlreiche Abfälle, Scherben von Gefäßen, namentlich Amphoren, die die unten Sp. 40 f. besprochenen Marken lieferten.

Schließlich ist noch von technischen Einrichtungen ein beiden Baucomplexen gemeinsames Canalsystem zu erwähnen, das die Überfallwässer aus den Traufen und Cisternen, ferner die Schmutzwässer abzuführen hatte. Hierfür diente ein längs des Ganges *H* verlegter schliefbarer Canal (0·50 m breit, 0·65 m hoch), der einerseits Zuflüsse vom Brunnenhofe *F* und von der Rückseite des Hauses der zweiten Terrasse, anderseits den von der Latrine neben dem Saale *N* kommenden Ablauf aufnimmt (vgl. *M* in Fig. 17).

Funde.

A. Im Tempelgebiete. Untersuchungen auf der Area des sog. Neptuntempels (vgl. Jahreshefte VII Beibl. 137 f.) ergaben weitere Reste von dessen Architektur und bildnerischem Schmucke. Zum Friese mit der Darstellung von Meergottheiten (vgl. a. a. O. 138) gehört ein Reliefbruchstück mit der Darstellung eines Triton (Fig. 22). Erhalten ist nur der Oberkörper, die Ergänzung aber durch ein gleichartiges Stück im Lapidarium zu Pola[5]) vollständig zu sichern. Der Triton, auf dessen Körper Schuppen angedeutet sind, schwimmt mit emporgerichtetem Oberkörper nach links; ebendahin ist das bärtige Antlitz mit in Büscheln aufstrebendem Haare und spitzem Ohre im Profil orientiert. Er bläst in ein großes, gewundenes Muschelhorn, das die ausgestreckte Rechte unterfängt, während die Linke einen Stab schultert, offenbar ein Steuerruder, dessen Blatt abgebrochen ist. Unterhalb des Nabels hat man die Windungen eines geschwänzten Fischleibes zu ergänzen. Zwei andere Friesfragmente zeigen einen Meerdrachen (Fig. 23) und ein an der Angelschnur hängendes Bündel Fische (Fig. 24). Ein Relieffragment mit dem



Fig. 23 Meerdrachen vom Fries des Neptuntempels.

[5]) Vgl. Archäol.-epigr. Mitt. XV 166 und Fig. 10.



Fig. 24 Fische vom Fries des Neptuntempels.

Kopfe einer Meeresgottheit in dreiviertel Profil dürfte mit Rücksicht auf dessen Höhe (0·135 ^{m}) dem Giebelschmucke zuzuweisen sein (Fig. 25).

In der Umgebung beider Tempel wurden zahlreiche Bruchstücke von Akroteren aufgelesen, so daß der Firstakroter des Neptuntempels in den Hauptteilen zusammengestellt werden konnte (Fig. 26). Das Zierstück war aus einem einzigen Stück weißen istrischen Plattenkalksteines herausgesägt und bestand aus einem Akanthuskelche, aus dem, um ein reich mit Eichenlaub geschmücktes Mittelblatt angeordnet, neun Palmettenblätter herauswuchern. Nach der Höhe des Kelches von 0·28 ^{m} und der Palmetten von 0·6 ^{m} berechnet sich die Gesamthöhe des Firstakroters auf rund 3 römische Fuß. Die Eckakrotere, von denen gleichfalls zahlreiche Bruchstücke vorliegen, stimmen in den Elementen und Größenverhältnissen, wie zu erwarten, vollkommen überein.

In der Nähe der Tempel haben sich mehrere Bruchstücke kleiner Marmorsäulen gefunden: beim nördlichen Tempel eine Trommel und ein Schaft aus weißem Marmor von elliptischem Querschnitte, mit schuppenartig übereinander greifenden Lorbeerblättern ornamentiert; die Zwickel zwischen den Blättern sind beim ersten Stücke mit je drei Beeren gefüllt; ferner eine gewundene Marmorsäule von elliptischem Querschnitt; der untere, aus einem Blattkelche bestehende Teil des Schaftes ist stark verstoßen. Zu einer Candelabersäule gehören zwei aneinander passende Bruchstücke eines reich ornamentierten Schaftes, der folgende Gliederung aufweist: Auf drei Reifen (0·071 ^{m} Gesamthöhe) folgen zwei schmale Rippen und ein Kugelstab; über weiteren vier zurückspringenden Reifen (0·07 ^{m} Gesamthöhe) beginnen die Canneluren, auf denen, durch einen Eichelstab getrennt, eine Blatt- und Herzlaubleiste aufsitzt.



Fig. 25 Kopf einer Meeresgottheit vom Giebelfeld des Neptuntempels.

Das neue inschriftliche Materiale beschränkt sich auf Marken keramischer Ware, die bereits nach früheren Funden bekannt waren.

B. Bei den Villenbauten. Die Hauptausbeute an Kleinfunden lieferten die Sp. 38 erwähnten Abfälle, die in dem westlich vom Terrassenbau bloßgelegten Baucomplexe zutage kamen: Bruchstücke von Bechern, Schüsseln, Schalen und Flaschen aus weißem oder grünlichem Glas, Bronzebleche von Beschlägen, eine Glocke mit Handgriff aus Bronze, eine Fischangel aus Bronze, eine kleine Ara aus Kalkstein; ein oblonges Steinbecken (0·42 × 0·71 ^{m}) mit reich profilierten Pilastercapitellen dürfte als Blumenbehälter oder Wasserbecken im Xystus gedient haben. Das beste Fundstück ist eine 0·193 ^{m} hohe, stark ausgebauchte Bronzeamphora, deren massive Rippenhenkel am Gefäßbauche mit Masken aufsitzen. Tonscherben, die zumeist von Amphoren herrühren, tragen die bekannten Doppelmarken C(aii) Laek(ani) B(assi) und Com(ini) in einem noch nicht beachteten Typus, ferner Laek(ani) mit Viat(oris). Die im Berichte Jahreshefte VII Beibl. 146 mitgeteilte Marke AEK ist nach neuen Funden zu Laek(ani) zu berichtigen, wobei *L* unter Verlust der Querhasta mit *A* ligiert ist. — Für das Dacheindeckungsmateriale der Bauten der ersten und zweiten Terrasse figuriert ausschließlich der bekannte A. Faesonius A. F. als Lieferant, während sich die Amphorenfragmente aus diesen Bauten wieder als Erzeugnisse der Töpfereien des C. Laecanius Bassus verraten.



Fig. 26 Bruchstücke von der oberen Partie eines Firstakroters.

Neben den Grabungen in Val Catena gingen topographische Untersuchungen der Nachbargebiete der Insel einher. Zu den bereits bekannten Siedlungsplätzen (Jahreshefte V Beiblatt 159 f.) kommt nunmehr das Strandgebiet von Val Saline mit antiken Bauresten, ferner Val Madonna, wo innerhalb der frühmittelalterlichen Befestigung antike Fußböden (opus spicatum) und verschleppte Architekturstücke zutage kamen (tuskisches Capitell, Teile eines cannelierten Pfeilers).

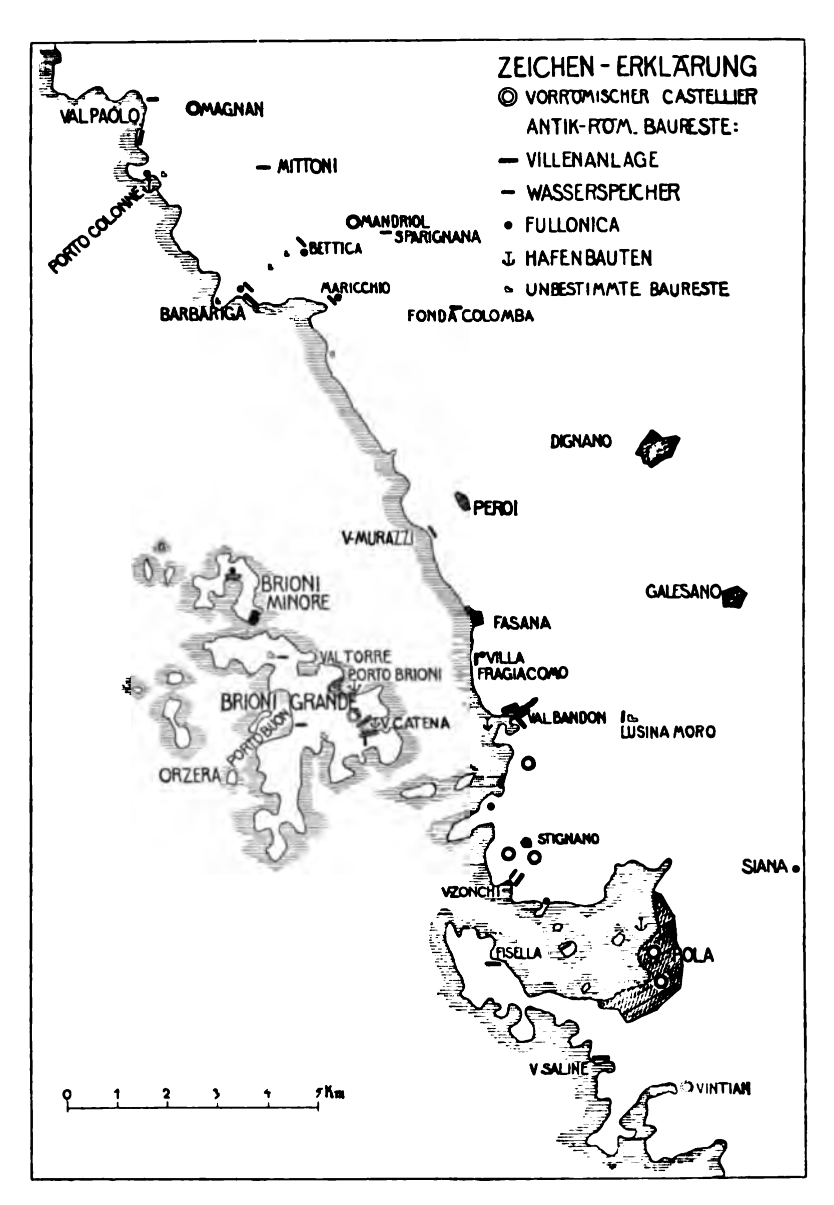


Fig. 27 Situation wichtigerer antiker Fundplätze in Brioni und an der benachbarten Festlandsküste.

II. Untersuchungen auf dem istrischen Festlande.

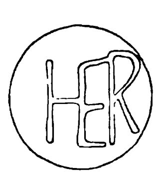
I. In der Höhe von Val Catena erfährt die Küste des istrischen Festlandes eine kräftigere Gliederung durch die tief einschneidende Bucht von Val Bandon (Fig. 27), die in alter Zeit die festländische Kopfstation für den Trajectverkehr über den Canal von Fasana nach dem unmittelbar gegenüberliegenden Val Catena gebildet haben muß. Schon der moderne Name der Bucht[6]) (valle abbandonata) bezeugt indirect eine Besiedlung in alter Zeit; bestätigend kamen gelegentliche Funde hinzu, die eine vom Grundbesitzer Herrn Moritz Stallner zuvorkommendst gestattete eingehendere Untersuchung der Örtlichkeit wünschenswert machten.

[6]) Bei dieser Gelegenheit möge auch die geläufige unrichtige Erklärung des Namens Val Catena richtiggestellt werden. Catena bezeichnet nämlich keineswegs eine Kette für die Sperrung des Hafens, sondern nach dem örtlichen Sprachgebrauche die langgestreckten, submarinen Mauerzüge aus antiker Zeit, die namentlich für die Bucht von Val Catena charakteristisch sind.

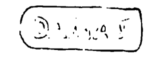
Die Bucht, die gewiß wie die von Val Catena mit Hafenanlagen ausgestattet war, ist im ganzen Umfange von antiken Bauresten umsäumt. Am Südgestade liegt ein reich gegliederter Villenbau, dessen seeseitige Front leider vor wenigen Jahren Erdabgrabungen zum Opfer gefallen ist. Die bisher untersuchten Mosaiken und Architekturreste verraten gute Arbeit des ersten Jahrhunderts. Landeinwärts schließt sich an den Bau eine noch nicht genauer untersuchte Area, in der Betonbauten für zwei Wasserspeicher mäßiger Größe constatiert werden konnten. Am Nordgestade wurde vor längerer Zeit eine seewärts sich öffnende halbkreisförmige Exedra von circa 40 römischen Fuß Durchmesser aufgedeckt. In situ befindet sich noch das schwarze mit unregelmäßig verstreuten Alabaster- und Marmorstücken belebte Mosaikpflaster, das sich in einem langen Hallengange fortsetzt.

Sonst konnte nur noch an zwei Punkten der Val Catena gegenüberliegenden Festlandsküste antike Besiedelung nachgewiesen werden: zwischen Punta Christo und Val Ronzi, gegenüber dem Eiland Cosada, wo in kleinen Cisternenbauten [7]), deren Substructionen im Meere liegen, Bruchstücken mächtiger Tuchwalktöpfe aus Stein und sonstigem Bauwerk Reste gewerblicher Anlagen constatiert werden konnten. Zwischen Fasana und Val Bandon (vgl. Fig. 27) birgt der Boden der Villa Fragiacomo Reste einer Villa rustica, der allem Anscheine nach eine Fullonica angegliedert war. Gelegentlich erzielte Funde haben in einer kleinen Antikensammlung der Villa Unterkunft gefunden; die Inschriften sind bereits CIL V 184 add; 836 veröffentlicht; einige neue Töpfermarken teile ich nachstehend mit:

1. Auf der Unterseite eines Amphorendeckels von 0·075 m Durchmesser *Her(i)*, vielleicht identisch mit dem von aquilejensischen Ziegeln bekannten C. L. Herius (vgl. Atti e memorie II 241). Vgl. auch Q. Heri in zwei verschiedenen Stempeln auf Amphorendeckeln aus Vercellae (CIL V_2 8115_{59}).



2. Auf dem Mundrand einer fragmentierten Amphora: *Damas.*



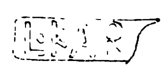
3. Mehrere Exemplare der bereits bekannten, nun auch für die Gegend zwischen Pola und Fasana nachgewiesenen Ziegelstempel: *C. Titi Hermerotis* (CIL V_2 8110_{44}; Atti e memorie II 233, 234), *Euvaristi* (CIL V_2 8110_{80}; Atti e memorie II 241), *Q. Clodi Ambrosi* (CIL V_2 8110_{70}) und *C. Aratri* (CIL V 8110_{47}).





4. Auf dem Hals einer Amphora in erhabener Schrift *(Se)cundio*, vielleicht identisch mit CIL V_2 8110_{132}.

II. Hinter der antiken Villa von Barbariga wurde auf einem Felde eine kleine Grabung vorgenommen, die große, schön gearbeitete Steinrinnen (Länge 2·03 m, Querschnitt 0·295 × 0·26 m, Tiefe 0·064 m) ergab, ferner Ziegelmateriale, wovon ich neben verschiedenen Exemplaren der bekannten Marke Q. Clodi Ambrosi die fragmentierte Marke *L. Kar[(m)ini]*



auf dem Bruchstücke einer 0·035 m dicken tegula aus gelbem Ton notiere; dieselbe war bisher aus Aquileja und Cividale bekannt (CIL V_2 8110_{64}).

III. Um für den Typus der istrischen Villa rustica möglichst vollständiges Materiale zu gewinnen, schritt ich, von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Kunst und Wissenschaft in Böhmen dankenswerterweise unterstützt, an die Freilegung einer etwa 4 Kilometer nordöstlich von Pola im Kaiserwald (Siana, vgl. Fig. 27) gelegenen Villa. Ich gebe im folgenden einen vorläufigen Fundbericht, ohne auf das Verhältnis der Anlage zu den italischen und den nördlich der Alpen, namentlich in den Rheinlanden festgestellten Typen einzugehen.

Die Villa erhebt sich in unmittelbarer Nähe der über Nesactium an der Küste verlaufenden Römerstraße auf einer besonders gegen Nord dominierenden Hügelkuppe, von der aus sich eine reizvolle Fernsicht auf das tief liegende Val Siana, den Monte Vernale und die Gegend bis gegen Dignano eröffnet. Das Gebäude ist hart an den nördlichen Hang der Kuppe herangeschoben. Wie anderwärts war auch hier die Anordnung und Bestimmung der Räume mit Rücksicht auf die Himmelsgegend durchgeführt, der Wohntract gegen Südwest und West, der Wirtschafts-

[7]) Vgl. Mitt. der Central-Commission 1904 Sp. 233 f.

tract gegen Nordost, also gegen die Boraseite orientiert. Das Schema des Gebäudes ist ein annähernd quadratisches (vgl. Fig. 28), das nur durch eine einspringende Ecke mit dem breiten Haupteingange

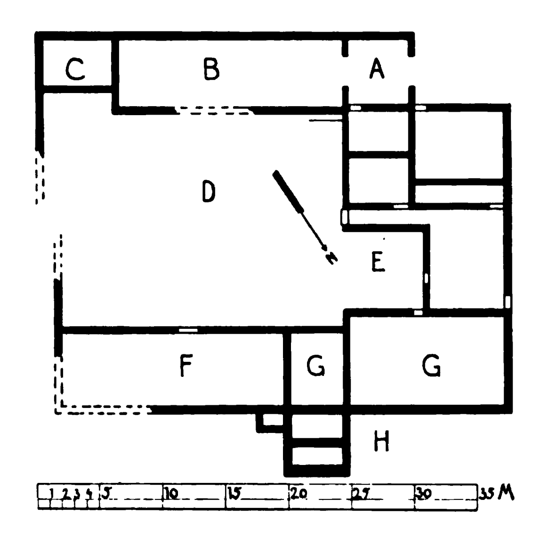


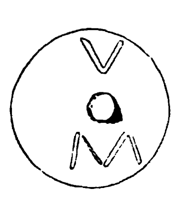
Fig. 28 Villa rustica im Kaiserwald (Siana) bei Pola.

(bei *A*) einerseits und einer Seitentüre anderseits, ferner durch den aus der Nordostfassade vortretenden Unterbau, wohl eines Turmes *H*,[8]) alteriert wird. Den Mittelpunkt der Anlage bildet der große Hof *D*, um den sich von drei Seiten Gemächer anordnen, während die vierte durch eine Mauer begrenzt wird, die auffälligerweise nicht in einer Flucht verläuft. Da sie in der mittleren Partie bis auf den gewachsenen Fels abgetragen ist, ist nicht zu entscheiden, ob sich dieser Befund durch eine hier eingelegte Toröffnung oder durch einfache Knickung der Mauer erklärt. Links vom Haupteingange *A* ist eine Reihe von Gemächern gruppiert, die nur zum Teile miteinander communicieren und sich deutlich als Wohnräume zu erkennen geben. Das letzte (vor *G*) öffnet sich mit einer Türe unmittelbar ins Freie, mit einer zweiten nach einer gegen den Hof *D* durch eine Säulenstellung geöffneten Halle *E*; zwei Sockel fanden sich, allerdings nicht mehr in situ, vor. Die Pflasterung dieser sämtlichen Räume war mit sechseckigen prismatischen Ziegelkörpern durchgeführt, ist aber fast durchwegs der Zerstörung anheimgefallen. Die beiden gegen NNO orientierten Räume *GG* charakterisieren sich als Wirtschaftsräume, und zwar nach dem erhöhten, mit einem wasserfesten, sehr sorgfältigen opus spicatum gepflasterten Boden als Kornspeicher, womit die Angabe Vitruvs stimmt, daß granaria nach Norden zu verlegen und mit einem die Umgebung überhöhenden Fußboden zu versehen seien, damit das Getreide vor Fäulnis und Wurmfraß bewahrt bleibe. Die Bestimmung der beiden langgestreckten Räume *F* und *B* ist unsicher; denkbar wäre, daß in dem nach Süden geöffneten Raume *F* Stallungen, in *B* Depositorien für Heu, Geräte u. dgl. untergebracht waren. Wasserversorgungsanlagen konnten nicht eruiert werden und waren auch entbehrlich, da sich am Fuße des Hügels im Val Siana leicht zu erschließende Grundwässer vorfinden.

Von Funden erwähne ich einige schlecht profilierte Gesimsstücke aus Kalkstein, Fragmente von großen Dolien und Amphoren, spärliche terra sigillata-Scherben, Bruchstücke von imbrices und tegulae, mehrere hievon mit der Marke *Pansae Vibi* (CIL V 8110_1). Neu ist der Stempel *Coponi* auf dem Mundrande einer



Amphora; ein Coponius ist auf einer Grabinschrift aus Aquileja genannt (CIL V 1027). Als Erzeugermarke werden auch die Buchstaben *VM* auf einem Amphorendeckel aufzufassen sein.



In nächster Nähe dieser Villa rustica wurde auf der Höhe des Monte S. Lorenzo ein bereits seit längerem bekanntes Bauwerk (vgl. Jahreshefte IV Beibl. 206 und Mitt. der Central-Commission 1904 Sp. 233 ff.) aufgedeckt, wobei eine Ölfabrik mit drei Pressen der gewöhnlichen Construction (Durm, Baukunst der Etrusker und Römer [2] 508) constatiert wurde. Das Object ist nach der Ziegelmarke Pansae Vibi gleichalterig mit der nahen villa rustica.

IV. In Pola stellte ich Untersuchungen am römischen Theater an, das bis ins siebzehnte

[8]) Darauf führt die besondere Stärke der Mauern von fast drei römischen Fuß. Über Turmanlagen antiker Villen vgl. Rostowzew, Jahrbuch XIX 118 und 124. Im vorliegenden Falle wäre hierdurch die ohnehin beträchtliche Sichtweite unseres Platzes noch erhöht worden. Auf der linker Hand vorgelegten kleinen Substruction mag ein Vorraum des Turmes fundiert gewesen sein.

Jahrhundert wohl erhalten und von Architekten wie Palladio und Serlio viel bewundert und eifrig studiert, heute bis auf eine in der Via Zaro und in der Via della specola gelegene Parzelle vollständig verbaut ist. In der Absicht, die Pläne der genannten Architekten in noch zugänglichem Detail zu überprüfen und den Lageplan des Baues zu fixieren, deckte ich Teile der östlichen Stirnwand des Zuschauerraumes und eines ihr entlang laufenden Zuganges zur Orchestra auf. Die Bauteile erwiesen sich in solidem Quaderwerk sorgfältig gefügt. Technisch interessant ist ein Entlastungsbogen, der der Substruction der Cavea angehört; eine die letztere nach oben abschließende Porticus konnte noch in Fundamenten constatiert werden, desgleichen Mauerbettungen für die Stufen des Zuschauerraumes.

Zahlreiche, zumeist von der Bühnenwand herrührende Architekturstücke, die vor Jahren bei einer Erdbewegung in der Orchestra zutage kamen, finden sich gegenwärtig in dem über dem Zuschauerraume sich hinziehenden Garten des Palais Koburg. Aus weißem Marmor sorgfältig hergestellt, geben sich diese Glieder ionischer und korinthischer Ordnung als Arbeit bester römischer Zeit zu erkennen.

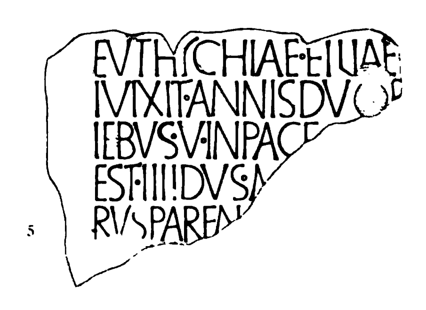
V. Funde in Pola. Beim Abbruch der Fundamente der mittelalterlichen Stadtmauer nächst der porta gemina kamen einige Torsi von lebensgroßen Gewandstatuen aus Kalkstein sowie eine kleine 0·25 m hohe Sitzfigur aus gleichem Materiale zutage, ferner neben Architekturstücken eine Gruppe zweier antithetisch angeordneter Löwen, die nach analogen Funden einem sepulcralen Monumente zuzuweisen sind[9]). Ein Torso einer überlebensgroßen bekleideten Sitzfigur aus Marmor wurde auf der Höhe des Capitoliums gefunden und für den staatlichen Bestand des Museums erworben.

Ein in der Androna di Pietà Nr. 7, woher auch der Jahreshefte VII Beibl. 142 veröffentlichte Sarkophag der Cincia Aphrodisia rührt, gefundenes Fragment eines Sarkophagreliefs aus weißem Marmor (0·6 m hoch, 0·53 m breit) zeigt in guter, leider stark verstoßener Arbeit links den gefesselten Marsyas, rechts den Kopf Apollons, in der Mitte einen Baum (Mitt. der Central-Commission 1905 Sp. 266, Fig. 44). Sechs Fragmente von der Längswand eines Sarkophags, gefunden in der Via Kandler, jetzt im Privatbesitz Turina in Pola, die sich zur Darstellung eines Schiffkampfes zusammenfügen, werden zu gesonderter Behandlung gelangen.

Architekturreste kamen an verschiedenen Stellen des Abhanges des ehemaligen Capitoliums zutage, darunter zusammengehörige Gesimsteile von einem größeren Bauwerke, ferner Werkstücke von einem kleinen Rundbau neben den Fundamenten eines kleinen römischen Wohnhauses in der Via Castropola n. 20.

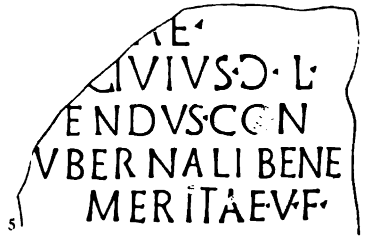
Von Inschriften wurden für das staatliche Lapidarium erworben:

1. Bruchstück eines christlichen Grabsteines aus Kalkstein, 0·32 m hoch mit 0·058—0·06 m hohen Buchstaben des ausgehenden vierten Jahrhunderts. Gefunden in der Via Castropola bei Pola.



. . . .
Eutychiae filiae [. . . . . *qu-*
i vixit annis duob[*us mensibus* . . *d-*
iebus V in pace [*recessit, deposita*
est III idus M[*artias* . . . *et Ve-*
rus paren[*tes* . . . . . . [*posuerunt*].

2. Fragment einer Grabplatte aus Kalkstein, 0·45 m hoch, 0·34 m breit, 0·21 m dick. Buchstabenhöhe 0·045—0·05 m. Gefunden in einer zerfallenen Mauer neben dem Bahnwärterhaus Nr. 73 der istrischen Staatsbahn zwischen Galesano und Pola.



. . . . *ae*
Or]*civius* (*mulieris*) *l*(*ibertus*)
. . *endus con-*
t]*ubernali bene*
meritae v(*ivus*)
f(*ecit*).

Pola. ANTON GNIRS

[9]) Vgl. Jahreshefte V Beibl. 109 ff. Kalinka, Antike Denkmäler in Bulgarien 347 f. Fig. 150.

Ein Paar militärischer Grabsteine in Verona.

Einer Anregung unseres verehrten Herrn Professors Dr. E. Kalinka folgend, besuchten wir gelegentlich eines Pfingstausfluges nach Verona das Museo Lapidario Maffeiano, um zwei Denkmäler von hervorragender Wichtigkeit, die bisher nur in unzureichender Weise bekannt sind, ihrer Bedeutung entsprechend genau zu beschreiben, die Reliefs des Centurionen Q. Sertorius Festus und des Aquilifer L. Sertorius Firmus; vgl. Orti, Gli antichi marmi alla gente Sertoria spettanti 7 ff. Fig. 2 und 3, unzulänglich wiederholt von L. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit (Braunschweig 1882) Taf. I 6 und II 2, woraus die Abbildungen in viele Handbücher übergegangen sind, und A. Müller, Philologus XL 221 n. 19 und 20.

Das Aussehen der Steine ist, auch abgesehen von den Figuren und den Inschriften, so übereinstimmend, daß wir die allgemeine Beschreibung unter einem geben können. Es sind hohe, schwere Stelen ohne Giebel, 2·08^{m} hoch, 0·68^{m} breit, 0·52^{m} dick. Die Vorderseite beider ist so eingeteilt, daß das untere Drittel die Inschrift, die zwei oberen das eingetiefte Relieffeld einnimmt. Dieses ist 1·23^{m} hoch, 0·54^{m} breit und hat die Form einer seichten Nische, deren Standfläche nach rückwärts sanft ansteigt, während der obere Abschluß gewölbt ist. Die größte Tiefe des Relieffeldes (zwischen den Füßen) beträgt 0·185^{m}; das Relief selbst ist so gearbeitet, daß es über die Fläche der Umrahmung nicht vorspringt. Auch das Material der beiden Steine ist dasselbe, es schien uns rötlicher Kalkstein zu sein. Damit erklärt sich teilweise ihr gleicher Erhaltungszustand, der ein sehr guter zu nennen ist; größere Verletzungen zeigen sich nur an den exponierten Stellen, im Gesichte, an den Knien und am Schwertknauf.

I: CIL V 3374
Q(intus) Sertorius
L(uci) f(ilius) Pob(lilia) Festus
centur(io) leg(ionis) XI.
Claudiae piae
5 *fidelis.*

Q. Sertorius Festus ist in Vorderansicht stehend dargestellt (Fig. 29); Standbein ist das rechte Bein, das linke ist leicht zur Seite gesetzt. Den Kopf trägt er aufrecht und nur wenig nach rechts gewendet; die rechte Schulter ist stark gesenkt. Das Gesicht ist, soviel die Verletzung erkennen läßt, bärtig; die Augensterne sind nicht angedeutet. Das in die Stirne fallende Haar ist geschmückt mit einem Blätterkranz, von dem hinten links vom Kopfe ein Band herabfällt; zwischen den Windungen dieses Bandes zeigen sich Spuren des zweiten.



Fig. 29 Grabstein des Centurio Q. Sertorius Festus.

Die gesenkte Rechte hält einen Stab, die vitis der Centurionen; sie ist oben ganz schwach gebogen und kegelförmig verdickt. Die Haltung des linken Unterarmes, der wagrecht am Körper anliegt, ist durch zwei Momente bedingt. Erstens fängt er das sagum, das auf der linken Schulter ruht und rückwärts hinabfällt, so auf, daß es, von ihm herabhängend, in die letzten Falten ausläuft. Diese Haltung kehrt öfter auf Grabsteinen von Kriegern wieder (vgl. Lindenschmit I 1 und I 7) und ist offenbar auf das Malerische berechnet. An den zwei sichtbaren Zipfeln bemerkt man je ein Anhängsel, das kaum als Quaste, sondern vielmehr als Metallknopf zu deuten sein wird, der den straffen Fall des Kleidungsstückes zu be-

wirken hatte. Das zweite Moment liegt darin, daß die linke Hand zwischen Zeigefinger und Mittelfinger einen Stiel gefaßt hält, an dem eine etwas beschädigte Kugel sitzt. Daß dies Griff und Knauf des Schwertes sind, wird bestätigt durch die ganz ähnliche Darstellung eines Centurionen (Lindenschmit I 7), wo außer dem Griffe noch ein Stück des Schwertes sichtbar ist. Auffällig ist dann freilich das Fehlen des Wehrgehenkes; doch mag dafür die künstlerische Absicht maßgebend gewesen sein, die Symmetrie des Riemenwerkes der phalerae nicht zu stören und die phalerae selbst nicht zu verdecken.

Der Centurio trägt einen ungegürteten, bis zur Mitte der Schenkel reichenden Schuppenpanzer (lorica squamata); dieser endigt hier in zwei Reihen halbkreisförmiger Zacken (πτέρυγες), die alle (in der unteren Reihe fünf, darüber vier) gleichfalls mit Schuppen bedeckt sind; unter ihnen fallen noch befranste Streifen bis zu den Knien herab. Solche Streifen erscheinen auch an den Oberarmen als Begrenzung des Panzers. Als Unterlage für die Schuppen ist ein Lederkoller anzunehmen; dafür sprechen deutlich die an den Oberarmen als Abschluß der Schuppenschichten erscheinenden Parallelstreifen, deren wulstartige Form ihre Entstehung durch Auswalken verrät. Aus Leder, vielleicht aus einem Stück mit dem Koller, sind auch die genannten Streifen an den Schenkeln und Oberarmen, die eine Auswalkung dort zeigen, wo die Fransen beginnen. Von der Tunica ist nichts zu sehen.

Zu den Armaturstücken eines Centurio gehörten noch die Beinschienen, die auch bei unserem nicht fehlen. Sie sind augenscheinlich aus getriebenem Metall hergestellt; an den Knien ist ein Haupt mit wirrem Haar (Gorgoneion als Apotropaion), am Schaft ein symmetrisches Volutenornament herausgearbeitet. Die Fußbekleidung bedeckt den ganzen Fuß und läßt nur die Zehen frei. Von den Schnürriemen ist nichts sichtbar, dafür am oberen Schuhrand je ein überhängender Haken, durch welchen die Sandalenbänder, die gemalt waren, gezogen wurden.

Von den militärischen Ehrenzeichen (dona militaria), die Q. Sertorius schmücken, haben wir die corona (civica) schon genannt. Außerdem trägt er noch auf der Brust zu oberst zwei torques aus gewundenem Metall und darunter an einem Gitterwerk von Riemen neun phalerae, die in der Kaiserzeit ständige Zahl, s. v. Domaszewski, Fahnen 52, 1. Die Art der Befestigung der torques sowohl wie der Riemen, von denen drei horizontale und in deren Mitte ein verticaler dargestellt sind, ist nicht zu erkennen. An ihren Kreuzungs- und Endpunkten sind die phalerae in drei Reihen geordnet. Von den drei Schildchen der mittleren Reihe zeigt das linke einen bärtigen(?) Kopf im Profil (Kaiserbildnis?), das mittlere den von einem Kranz umgebenen Medusenkopf ebenso wie das rechte Schildchen(?) derselben und die beiden äußeren untersten Reihe, während das mittlere dieser der Reihe die deutlichste Figur, ein nach rechts stehendes Pferd, aufweist, dessen linkes Vorderbein erhoben ist; oberhalb des Pferdes war dem Anschein nach eine Rosette angebracht. Am meisten verwaschen sind die drei phalerae der obersten Reihe; im linken Schildchen ist nichts mehr kenntlich (Orti: Adler), auf dem rechten läßt sich ein stehender Vogel (Adler?) vermuten; rätselhaft sind die Reste im mittleren, von denen sich unten ein aufwärts gerichteter Halbmond mit aufsitzender Scheibe (Orti: Amazonenschild), weiter oben etwas wie ein kleines Bukranion erhalten hat.

II: CIL V 3375

L(ucius) Sertorius L(uci) f(ilius)
Pob(lilia) Firmus,
signif(er), aqui(lifer) leg(ionis) XI.
Claud(iae) piae fidelis,
missus cural(or) veter(anorum)
leg(ionis) eiusdem.
Domitiae L(uci) f(iliae)
Priscae uxori.

Das Denkmal stellt gleichfalls einen Krieger in Vordersicht stehend dar (Fig. 30). Der Körper ruht auf dem rechten Bein, das linke ist zur Seite und ein wenig zurückgesetzt. Die linke Hand faßt den Schwertgriff, die rechte die Stange des Legionsadlers. Das ein wenig nach links gewandte Gesicht, in dessen Augen die Sterne leicht angedeutet scheinen, ist bartlos; das Haupthaar fällt reich in die Stirne; es ist unbedeckt und unbekränzt.

Der Mann ist angetan mit einem dem oben beschriebenen ganz ähnlichen Schuppenpanzer, den jedoch nur eine Reihe πτέρυγες abschließt. Die mittleren sind durch die vom cingulum militiae herabfallenden Lederstreifen bedeckt; die zwei rechts und links daran unmittelbar anstoßenden sind beschuppt, wie die des Centurio Q. Sertorius, während eine dritte πτέρυξ rechts am Ende ein Medusenhaupt trägt; die entsprechende links ist nur noch in Umrissen erkennbar. Weiters sind am Panzer zwei über die Schulter sich legende Klappen zu bemerken, die, auch zu wirksamerem Schutze der Schultern, aus

Metall angefertigt waren. Sie dienten offenbar dazu, die Vorder- und Rückseite des Panzers, die zum Durchschlüpfen getrennt waren, zusammenzuhalten. Der eigentliche Zusammenschluß beider Teile wurde zweifellos durch eine Verschnürung hergestellt, von der nur das Ende, eine Riemenschleife am linken Ellenbogen, noch sichtbar ist. Bei schärfstem Zusehen erkennt man nun auch auf der rechten Schulter des Centurionen eine solche Achselklappe. Als Abschluß



Fig. 30 Grabstein des Adlerträgers L. Sertorius Firmus.

des Panzers an den Schenkeln und Oberarmen erscheinen befranste Lederstreifen in derselben Weise wie bei Q. Sertorius. Auch der Ledersaum zur Begrenzung der Schuppen an den Schultern fehlt nicht, doch ist in der ausgewalkten Rinne noch je eine Reihe von kleineren Schuppen angebracht. Die Beine sind von den Knien ab ungeschützt; die Fußbekleidung hat die gewöhnliche Form der caligae mit reichem Riemzeug.

An Waffen trägt L. Sertorius das Schwert, und zwar an der linken Seite, weil er keinen Schild führte, rechts den Dolch. Diese Waffen hängen an zwei übereinander liegenden, in der Mitte sich kreuzenden Gürteln, von denen der untere an der linken, der obere an der rechten Hüfte hinabgezogen erscheint. Daß der Künstler damit andeuten wollte, daß auf der betreffenden Seite Schwert und Dolch am Gürtel befestigt war, unterliegt keinem Zweifel. Der obere Gürtel ist geschmückt mit rechteckigen Metallplatten, von denen abwechselnd eine leer gelassen, eine mit den Diagonalen verziert ist. Der untere, an dem das Schwert hängt, das cingulum militiae, ist schmucklos; dafür trägt er die Schutzriemen. Wir zählten deutlich fünf solcher herabfallender Riemen, die am Ende mit einem eichelförmigen Anhängsel versehen sind.

Wozu diente nun aber der von der rechten Schulter zur linken Hüfte verlaufende Riemen, der den Eindruck eines balteus macht? Die Vermutung, er sei als Schildhalter aufzufassen, kann schon deshalb nicht ernst genommen werden, weil der Schild hier vollkommen fehlt und der Riemen auch auf dem andern Denkmal, das zum Vergleich herangezogen wird (Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung Taf. III 1; v. Domaszewski, Fahnen Fig. 12), nicht zur Befestigung des Schildes gedient haben kann. Eine Zeitlang dachten wir daran, daß mittels des Riemens wie heutzutage die Fahne getragen werden sollte; doch verhehlen wir uns nicht, daß sich auch hiegegen manches, insbesondere der Mangel an Belegen einwenden läßt, obgleich das eben bezogene Denkmal gleichfalls das eines Fahnenträgers ist. So ist denn vielleicht hier (im Gegensatz zur Wirklichkeit, vgl. Pauly-Wissowa II 2068) an eine praktische Verwendung des Riemens überhaupt nicht zu denken und war es künstlerische Rücksicht, ihn als Zierde auf der leeren Brust anzubringen, wo man den balteus zu sehen gewohnt war. Diesen Zweck konnte er bei der parademäßigen Tracht, die ja dargestellt werden soll, auch in Wirklichkeit haben; vgl. Baumeister, Denkmäler III 2068.

Die von der rechten Hand gehaltene Stange des Legionsadlers ist von auffälliger Dicke und verjüngt sich nach unten. Hier ist nahe dem Ende ein Querholz angebracht, das zu tiefes Einsinken des Feldzeichens in die Erde verhindern, das Herausziehen erleichtern sollte. Der Adler, dessen Kopf weggebrochen ist, sitzt, die Fittige zum Fluge erhoben, auf dem Donnerkeil des Zeus, der von Blitzen umzuckt ist; der Donnerkeil ist wie gewöhnlich gewunden und nach beiden Seiten zugespitzt, vgl. Baumeister, Denkmäler III 2130.

Was uns bestimmte, diese beiden Grabsteine zusammenzustellen, ist nicht allein der gleiche Standort; ihre enge Zusammengehörigkeit ergeben neben

den Übereinstimmungen in Form und Maßen auch die Inschriften und die Arbeit der Reliefs. In letzterer Hinsicht ist die gleiche Bildung der Panzer besonders hervorstechend; nimmt man dazu noch die gleichartige Haltung der Körper, vor allem daß die Köpfe einander zugewendet sind, so ist man versucht, die Grabsteine als Gegenstücke gearbeitet zu denken. Von vorneherein würde dies wahrscheinlich gemacht durch den aus den Inschriften gezogenen Schluß, daß Q. Sertorius Festus und L. Sertorius Firmus Brüder waren (vgl. A. Müller a. a. O. S. 221 f.). Mindestens entstammen beide Stücke derselben Werkstätte und derselben Zeit. Sie sind nicht vor dem Jahre 42 n. Chr. entstanden, da erst in diesem Jahr die legio XI. den Beinamen Claudia pia fidelis erhielt; daß sie aber noch ins erste Jahrhundert gehören, erweist Mommsen im Hermes VII 321 und XIX 20; vgl. A. v. Domaszewski, Fahnen 31, Anm. 1. Auch in der Folgezeit haben die zwei Steine das Schicksal miteinander geteilt; sie wurden beide nahe bei Verona im Bette des Gießbaches Illasi aufgefunden und in dem genannten Museum derselben Stadt aufgestellt; vgl. CIL a. a. O.

Innsbruck. PETRUS ORTMAYR
LEONHARD SIEGEL

Inschrift aus Aquae Albulae.

Im Jahre 1902 wurden zu Acque Albule, an der Via Tiburtina, dicht bei dem kleinen See della Regina, der aus den Abflüssen der schon im Altertum berühmten Aquae Albulae gebildet wird, gelegentlich der landwirtschaftlichen Arbeiten in geringer Tiefe zwei Hermenschäfte gefunden, von denen der eine, ohne Kopf und Basis, die Inschrift Θέσπις Θέμωνος Ἀθηναῖος trägt, während der andere, dessen Kopf zwar abgebrochen, aber bis auf kleine Schäden wohl erhalten ist, ohne Inschrift gelassen ist. Dabei wurde eine Marmorplatte gefunden, 0·26 m hoch, 0·16 m breit, deren Rückseite nach Art einer Console gestaltet ist (verkleinert in Fig. 32) und die im oberen Rande noch deutlich das Loch für einen Nagel erkennen läßt, durch den sie mit dem ehemals darüberstehenden Gegenstand verbunden war. Die Inschrift ist von L. Borsari in den Not. d. scavi 1902, S. 113, veröffentlicht, doch nicht genau. In der zweiten Zeile liest er zum Schluß ein **L** und ergänzt lympha (?), es ist in Wirklichkeit aber deutlich ein **P** zu erkennen.

Fig. 31 Inschrift aus Acque Albule.



Fig. 32 Rückansicht der Platte Fig. 31.

Ebenso hat eine genaue Untersuchung des Steines, bei der ich mich der Beihilfe von Prof. Hülsen zu erfreuen hatte, noch die Buchstaben **NYMP** und die obere Hälfte der ersten Hasta von **H** erkennen lassen und in der letzten Zeile erkennt man **EKE** oder **EFF**. Danach läßt sich mit einiger Sicherheit ergänzen:

Effigiem ca[rae tibi con-
jugis Albula p[ono puros quod
voltus tu dea[restituis
Quos ego descri[psi pu-
ro fulgente m[etallo
et compos voti n[umi-
nis auxilio
viri]bus ecce tuis pos-
ca]que salute co[orta
dono tibi]nymph[ae
coniugis]eff[igiem.

Das sind somit drei Distichen, von denen das erste in drei Zeilen enthalten ist, während jeder Vers, sowohl Hexameter wie Pentameter, der beiden folgenden je zwei Zeilen in Anspruch nimmt.

Auf der Basis, deren Vorderseite die obige Inschrift trug, muß offenbar das Bronzebildnis einer Frau gestanden haben, die ihre Gesundheit der Anwendung des Schwefelwassers zu verdanken glaubte, und zwar muß sie wohl an einer Art Hautkrankheit gelitten haben, von der sie durch Anwendung von Schwefelbädern befreit wurde. Um eine Frau, nicht einen Mann muß es sich handeln, weil CARI in Zeile 1 zu kurz sein würde. Das puros der zweiten Zeile empfiehlt sich wegen des puro metallo der Zeile 5. Daß metallo richtig ergänzt wird, daß also das *m* nicht zu fulgente gehört, beweist die Metrik des Verses. Auch n[umi]nis auxilio ist wohl als sicher zu bezeichnen. Ebenso scheint mir viri]bus durch das darauf folgende tuis gesichert. Posca ist aqua aceto mixta, das neben dem Schwefelwasser mit zur Anwendung gekommen sein könnte, vgl. Cels. 4, 5 ad fin. si plus doloris est, dandus panis ex posca frigida. Plin. 27, 12, 1 radix decoquitur in posca dolori dentium. Id. 28, 14, 3 posca colluere oculos contra lippitudines. Scribon. comp. 46 proderit (eruptioni sanguinis de naribus) aqua frigida, vel posca subinde aspergere totam faciem.

Der geringe Raum, der für *ca* am Anfange der 9. Zeile in Anspruch genommen wird, darf nicht stören, da der Steinmetz offenbar von Zeile 7 an überhaupt sich genötigt sieht, die Buchstaben weiter auseinander zu setzen. Man könnte das zweite Distichon mit salute beendigen wollen, dagegen spricht aber 1. der Gebrauch, jeden Vers mit einer neuen Zeile zu beginnen (abgesehen vom ersten Distichon), und 2. der Umstand, daß das deutlich erkennbare pos dann notwendig eine Form von positus sein müßte, die an dieser Stelle keinen Sinn geben würde.

Ob man sagen kann salute coorta, scheint mir sehr fraglich, doch ist meines Wissens für den Versschluß ◡ – ◡̄ kein anderes Wort als coorta oder coacta vorhanden, und das letztere scheint fast noch weniger geeignet. Ob der letzte Pentameter, der den ersten Hexameter wieder aufnimmt, so möglich ist, muß ich dahingestellt sein lassen. Jedesfalls würde diese Leseart den erkennbaren Buchstaben gerecht werden. Daß der Stein hier zu Ende ist, scheint einigermaßen sicher, da der vorauszusetzende Inhalt des Epigrammes wohl erschöpft ist. Dem Vorstand der Accademia Pontificia degli nobili Ecclesiastici, der mir die Prüfung der Inschrift wiederholt gestattet hat, sage ich hiermit meinen verbindlichsten Dank.

Rom. RICHARD ENGELMANN

Zum Athenaios eines Psephismas aus Notion.

Der Volksbeschluß von Notion (Jahreshefte VIII 161 ff.) feiert ‚un certain' Athenaios, dessen Todestag nach des Herausgebers Ansicht festlich begangen wird. Aber die Ergänzung Z. 11 ff. τὸν γυμνασίαρχον | [τῶν ἐφήβων κατ' ἐνιαυτ]όν, ἐν ἧι ἡμέραι Ἀθήναιος ἐ[τελεύτησε, θυσίαν τελεῖν steht in Widerspruch mit der Motivierung des Beschlusses Z. 5 ff.: die Obrigkeiten des Gymnasions haben den Vorschlag gemacht, den Athenaios zu ehren τιμῆσαι Ἀθήναιον ὄντα | [εὐμενῆ καὶ ἀεὶ τῶν καλλ]ίστων ὀρεγόμενον; sie wollen also einen Lebenden feiern. Demnach ist Z. 12 ff. vielmehr im Sinne einer Geburtstagsfeier zu ergänzen: κατ' ἐνιαυτ]ὸν ἐν ἧι ἡμέραι Ἀθήναιος ἐ|[γένετο, θυσίαν συντ]ελεῖν καὶ διαδρομὴν τῶν νέων | [καὶ τῶν ἐφήβων Ἀθη]ναίωι.

Die engste Parallele hierzu, enthalten in dem Beschlusse der Sestier Dittenberger OGIS 339 Z. 35 f., führt zur Bestimmung der in Notion gefeierten Persönlichkeit: ἔν τε τοῖς γενεθλίοις τοῦ βασιλέως (Attalos III) καθ' ἕκαστον μῆνα θυσιάζων ὑπὲρ τοῦ δήμου διαδρομὰς ἐτίθει τοῖς τε ἐφήβοις καὶ τοῖς νέοις; vgl. außer den von Macridy citierten, von E. Preuner Ath. Mitt. XXVIII 358 ff. gegebenen Nachweisungen über διαδρομαί die neuerdings in Pergamon gefundene Inschrift Ath. Mitt. XXIX 152 = Dittenberger OGIS 764. Notion gehörte zur Zeit des Volksbeschlusses, den Macridy überzeugend um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts ansetzt, zum pergamenischen Reiche. Also ist der in so ähnlicher Weise wie König Attalos III gefeierte Athenaios der Bruder Eumenes II. Man erkennt: auf den Namen des Königs finden alle Monate, auf

den Namen des königlichen Prinzen alle Jahre die gleichen Feiern seitens der Gymnasien statt, vielleicht nach dem gleichen Muster in Pergamon wie in Sestos wie auch in Notion.

Aus dem Angeführten ergibt sich für die erste Hälfte des Bruchstückes der nachfolgende Ergänzungsversuch, dessen Z. 5. 9. 10 und 12 noch nicht ganz den vorhandenen Spatien entsprechen. Zur Bezeichnung der Apollonis sind aus Dittenberger OGIS 308 und 309 Beinamen wie Εὐσεβής und Ἀποβατηρία in Erwägung zu ziehen.

ΚΛΑΡΙ.
στῆσαι δὲ — ΝΕΙΚΟΝΑ
. ΕΡΟΥΠΛΗΣΙΟΝ
τοῦ πατρὸς θεοῦ βασιλέως Ἀττάλ ΟΥΚΑΙΤΗΣΜΗΤΡΟΣ
θεᾶς βασιλίσσης? Ἀπολλωνίδο ΣΚΑΙΕΠΕΙΔΗΟΙ πε-
ρὶ τῆς παιδείας τῶν παίδων ΚΑΙΤΩΝΕΦΗΒΩΝΤΗ ροῦν-
τες τὰ πρέποντα ἐγνώκασι ΤΙΜΗΣΑΙΑΘΗΝΑΙΟΝΟΝΤΑ
εὐμενῆ καὶ ἀεὶ τῶν καλλ ΙΣΤΩΝΟΡΕΓΟΜΕΝΟΝΤΑΙΣ
εὐεργεσίαις ἀποδώσ ΟΝΤΕΣΕΠΙΦΑΝΗΚΑΙΜΝΗΜΗΣ
ἀξίαν — — — ΑΣΧΑΡΙΝΔΕΔΟΧΘΑΙΠΕΡΙΤΟΥ
των τῆι βουλῆι καὶ τῶι ΔΗΜΩΙΤΟΝΓΥΜΝΑΣΙΑΡΧΟΝ
καθ᾽ ἕκαστον τὸν ἐνιαυτ ΟΝΕΝΗΙΗΜΕΡΑΙΑΘΗΝΑΙΟΣΕ-
γένετο, θυσίαν συντ ΕΛΕΙΝΚΑΙΔΙΑΔΡΟΜΗΝΤΩΝΝΕΩΝ
καὶ τῶν ἐφήβων Ἀθη ΝΑΙΩΙΣΥΝΤΕΛΕΙΝΔΕΕΝΤΗΙΑΥ-
τῆι ἡμέραι καὶ τ ΟΝΠΑΙΔΟΝΟΜΟΝΑΓΩΝΑΠΑΙΔΩΝΔΙΔΟ
σθω δὲ αὐτοῖ ΣΥΠΟΤΟΥΟΙΚΟΝΟΜΟΥΕΙΣΤΕΤΗΝΘΥΣΙΑΝ
ΚΑΙΤΗΝΔΙΑΔΡΟΜΗΝΚΑΙΤΟΝΑΓΩΝΑ;ΟΑΝΟΔΗΜΟΣΤΑΞΗΙ
ΕΓΚΡΟΝΙΩΝΙΜΗΝΙ κτλ.

Friedenau bei Berlin, 27. Januar 1906.

ALFRED BRUECKNER

Zur Bibliothek in Ephesus.

Die Zweifel an der Annahme eines Oberlichtes in der Bibliothek, welche G. Niemann schon beim Entwurfe der auf Grund der vorläufigen Aufnahme W. Wilbergs angefertigten Reconstructionsskizze Jahreshefte VII Beiblatt Sp. 65 f. Fig. 17 äußerte und die auch im Texte Sp. 62 Ausdruck gefunden haben, wurden durch die von Wilberg während der Grabungsperiode 1905 durchgeführte Detailaufnahme vollauf bestätigt.

Nach derselben waren in beiden Geschossen große Fenster angeordnet, welche für die Lichtzufuhr in den Innensaal vollständig genügen, so daß keine Nötigung vorliegt, zu der Hypothese eines mit constructiven Schwierigkeiten verbundenen Oberlichtes in der Decke zu greifen. Auch für den Aufbau der Galerien im Innern haben sich neue Gesichtspunkte ergeben.

RUDOLF HEBERDEY

Zu C. C. Edgar, „Über antike Hohlformen“.

Der dankenswerte Commentar, welchen Herr Edgar oben S. 27 ff. zu den nichtpräcisen und daher in einem Punkt von mir mißverstandenen Worten seines Catalogs mitteilte, berührt meine Schlüsse in keiner Weise. Ich kann daher nur die Bitte wiederholen, in klarer Weise angeben zu wollen, welche Formen zusammen mit dem Ptolemäerporträt gefunden wurden; denn selbstverständlich nur auf mitgefundene Stücke läßt sich das Datum Ptolemaios IV übertragen.

FRIEDRICH HAUSER

BEIBLATT

Die Ämterlaufbahn des M. Nonius Macrinus.

Bei den Grabungen, die das k. k. archäologische Institut seit Jahren in Ephesus veranstaltet, wurde im Jahre 1903 ziemlich nahe am Südosttore der griechischen Agora (vergl. Jahreshefte VII Beiblatt 49 ff.) das Mittelstück einer Basis aus weißem Marmor zutage gefördert.[1]) Die Maße sind: Höhe 1·1^{m}, Breite 0·52^{m}, Tiefe 0·48^{m}; an der Schriftseite ist der Stein oben und unten abgestoßen. Die Buchstaben sind durchschnittlich 0·017^{m}, die der letzten Zeile 0·035^{m} hoch, die Ω durchweg kleiner. Die Schrift ist die etwas gezierte des zweiten Jahrhunderts. Ligaturen sind häufig: HΓ Z. 16, HM Z. 18, HT Z. 14, ME Z. (7). 14. 22, NE Z. 25, NT Z. 4 (bindet 2 Worte), NT Z. 4. 5. 14 (bindet 2 Worte), TH 10mal.

Die Inschrift enthält den wohlgeordneten cursus honorum eines Plebeiers senatorischen Ranges. Nach dem Namen, von dem nur das cognomen Μακρεῖνον erhalten ist, steht das Consulat zur Bezeichnung der Rangclasse, dann die Statthalterschaft von Asien, das Amt, das der Geehrte zur Zeit der Dedication innehatte; darauf folgen die dauernden priesterlichen Stellungen, endlich die übrigen staatlichen Ämter in absteigender Folge. Die letzten vier Zeilen geben das Motiv der Ehrung und den Namen dessen, der die Statue aufstellte. Der Besprechung der einzelnen Ämter möchte ich vorausschicken, daß uns ein Statthalter Asiens Μακρῖνος bisher nur aus der Unterschrift[2]) zu or. XXII (nach der neuen Zählung in der Ausgabe von B. Keil = XIX bei Dindorf) des Rhetor Aristides bekannt war: ἐλευσίνιος, ἐγράφη ὅσον ἐν ὥραι ἐν σμύρνηι μηνὶ δωδεκάτωι, ἐπὶ ἡγεμόνος μακρίνου ἐτῶν ὄντι $\overline{\nu\gamma}$ καὶ μηνῶν $\bar{\text{ϛ}}$. — Vor seinem Eintritt in den Senat gehörte Macrinus dem Collegium der X viri stl. iud. an und diente hernach sein Halbjahr als senatorischer (laticlavius) tribunus militum bei der 16. (?) Legion ab. Die Bezeichnung ἐπιμέλεια τῶν δικῶν bezieht sich auf die dem Colleg von Augustus zugewiesene Tätigkeit als Vorsitzende im Centumviralgericht (Sueton. Aug. 36). Die Zugehörigkeit zum Collegium ist ausgedrückt durch ἐν, wie z. B. Bull. de corr. hell. III 273 XV vir sacr. fac. durch ἱερεὺς ἐν τοῖς ιε ἀνδράσιν wiedergegeben ist. Am vollständigsten ist die Competenz der X viri griechisch ausgedrückt bei Cassius Dio LIV 26 οἱ δέκα οἱ ἐπὶ τῶν δικαστηρίων τῶν εἰς τοὺς ἑκατὸν ἄνδρας κληρουμένων ἀποδεικνύμενοι; eine directe Übersetzung bietet eine Inschrift aus Ancyra IG ad res Rom. pert. III 172 ⟨πεντεκαι⟩δέκανδρος τῶν ἐκδικαζόντων τὰ πράγματα und ähnlich das. III 249.[3]) χειλίαρχος πλατύσημος ist geläufig. Die Zahl der Legion ist verdorben; denn die 17. Legion, die erste der varianischen, hat mit der 18. und 19. seit der Niederlage im Jahre 9 n. Chr. zu bestehen aufgehört. Einige Wahrscheinlichkeit hat es für sich, an ein Verlesen des Zahlzeichens XVI für XVII zu denken. Diese Möglichkeit der Erklärung zugegeben, hätte Macrinus bei der legio XVI Flavia — der Beiname der Legion fehlt auch Z. 17 — gestanden.[4])

[1]) Die Veröffentlichung aus dem epigraphischen Apparate des Institutes erfolgt mit gütiger Erlaubnis der Direction und Prof. R. Heberdeys.

[2]) Über die Zuverlässigkeit der Unterschriften im Aristidestexte vgl. B. Keil, „Apollo in der Milyas" im Hermes XXV 313—317.

[3]) Die Übersetzungen römischer Amtsbezeichnungen sind jetzt am besten zusammengestellt bei D. Magie, De Romanorum iuris publici sacrique vocabulis sollemnibus in Graecum sermonem conversis. Leipzig 1905.

[4]) Wann die legio XVI Flavia ihren ersten Standort in Kappadocien mit Syrien vertauschte, wissen wir nicht genau. In dem bekannten inschriftlich erhaltenen Verzeichnisse der Legionen CIL VI 3492 *ab* erscheint sie bereits in Syrien, war also unter Antoninus Pius

Mit Bekleidung der Quästur kam er in den Senat; den Quästorier nahm ein Proconsul von Asien als Legaten mit. Daß er Volkstribun war, erweist seine plebeische Abkunft. Nach der Prätur war Macrinus Legionscommandant in Carnuntum, wo seit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts die legio XIV gemina in Garnison lag. Wohl nur nach dem zufälligen Stande der inschriftlichen Überlieferung ist die Bezeichnung ἡγεμὼν λεγιῶνος häufiger als die genauere πρεσβευτής. Das nächste Amt führte Macrinus nach Rom, und zwar trat er in die fünfgliedrige Commission für die Tiberregulierung ein. Der Titel ἐπιμελητὴς τοῦ Τιβέρεως ποταμοῦ τῆς ἑκατέρωθεν ὄχθης ist singulär[5]) und unvollständig, da ein Teil der Competenz, die cura cloacarum urbis, die seit Trajan mit der cura Tiberis verbunden ist, nicht genannt wird. In lateinischen Inschriften ist dieser Zusatz nur einmal weggelassen: CIL XIV 3900 (um 200 n. Chr.) heißt C. Caesonius Macer Rufinianus nur curator alvei Tiberis. Die Worte τῆς ἑκατέρωθεν ὄχθης sind wohl nur eine genaue Übersetzung des lateinischen Genetivs riparum. Ob daraus zu schließen ist, daß Macrinus an beiden Ufern terminiert hat (vgl. die zweimalige Erwähnung der ripa Veientana CIL VI 31547. 31548*b*), sei dahingestellt. Noch als Prätorier verwaltete Macrinus dann die Provinz Unterpannonien, darauf als Consular (ἡγεμὼν ὑπατικός) Oberpannonien. Von den Statthaltern, die in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts beide Pannonien verwaltet haben, kennen wir nun einen Macrinus, den M. Nonius M. f. Fabia Macrinus, durch Inschriften aus seiner Heimatstadt Brixia: CIL V 4325. 4336. 4361 sind Widmungen an Freunde, die vielleicht mit ihm einem Collegium angehört haben; 4300. 4864 sind Weihungen an Götter, letztere pro salute seiner Gattin Arria; 4343 und 4344 nennen die beiden Statthalterschaften. n. 4343 lautet: M. Nonio M. f. | Fab. Macrino, | cos. XV vir. sacris | fac., leg. Aug. propr. | prov. Pann. super., [5] T. Iulius Iulian. trib. coh. | prim. Pann. praesidi optim., und n. 4344 (Name) cos., |[2] XV vir. sacr. fac., pr(aetori), | leg. Aug. pr(o)praet. prov. | Pannon. inferior., [5] L. Ussius Picentin. commil. praesidi optimo et rarissim. Die noch PIR II 412 n. 108 in Frage gestellte Verwaltung beider Provinzen ist durch unsere Inschrift zur Gewißheit gebracht und so Ritterlings[6]) Aufstellung durchaus bestätigt, der mit Ausnahme der chronologischen Bestimmung in allem zu folgen ist. n. 4344 gilt dem scheidenden Prätorier (— voransteht das neue

ΜΑΚΡΕΙ.
ΥΠΑΤΟΝ ΡΩΜΑΙΩΝ ΑΝΘΥ
ΤΑΤΟΝ ΑΣΙΑΣ ΤΩΝ ΕΠΙΤΕ
ΛΟΥΜΕΝΩΝ ΙΕΡΩΝ ΤΩΝ ΠΕΝ
ΚΑΙΔΕΚΑ ΑΝΔΡΩΝ ΑΝΤΩΝΕΙ
ΝΙΑΝΟΝ ΟΥΗΡΙΑ ΟΝ ΕΚ ΤΩΝ
ΣΥΝΚΑΤΗ ΝΩΝ ΦΙΛΤΑ
ΤΩΝ ΙΕΡΕΑ ΠΡ ΣΒΕΥΤΗΝ
ΚΑΙ ΣΥΝΑΠΟΔΗ ΜΟΝ ΤΟΥ ΜΕΓΙΣ
ΤΟΥ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ Μ ΑΥΡΗΛΙΟΥ
ΑΝΤΩΝΕΙΝΟΥ ΗΓΕΜΟΝΑ ΥΠΑ
ΤΙΚΟΝ ΠΑΝΝΟΝΙΑΣ ΤΗΣ ΑΝΩ
ΗΓΕΜΟΝΑ ΠΑΝΝΟΝΙΑΣ ΤΗΣ ΚΑ
ΤΩ ΕΠΙΜΕΛΗΤΗΝ ΤΟΥ ΤΙΒΕΡΕΩΣ
ΠΟΤΑΜΟΥ ΤΗΣ ΕΚΑΤΕΡΩΘΕΝ
ΟΧΘΗΣ ΗΓΕΜΟ ΙΑ ΛΕΓΙΩΝΟΣ
ΤΕΣΣΑΡΕΣΚΑΙ ΕΚΑΤΗΣ ΣΤΡΑΤΗ
ΓΟΝ ΡΩΜΑΙΩΝ ΗΜΑΡΧΟΝ
ΠΡΕΣΒΕΥΤΗΝ ΤΗΣ ΑΣΙΑΣ ΤΑΜΙΑΝ
ΧΕΙΛΙΑΡΧΟΝ ΠΛΑΤΥΣΗΜΟΝ
ΛΕΓΙΩΝΟΣ ΕΠΤΑΚΑΙΔΕΚΑΤΗΣ
ΕΝ ΤΟΙΣ ΔΕΚΑ ΤΗΣ ΕΠΙΜΕΛΕΙΑ
ΤΩΝ ΔΙΚΩΝ ΠΡΟΣΤΑΝΤΑ
ΤΗΣ ΕΠΑΡΧΕΙΑΣ ΣΩΤΗ
ΤΗ ΤΕΙΜΗΝ ΑΝΕΣΤΗΣΕΝ
ΜΙΑΝΟΣ

schon dort; vgl. P. Meyer, Das Heerwesen der Ptolemäer und Römer in Ägypten 155 und A. 545 (über den Untergang der legio XXII Deiotariana, die im Verzeichnisse nicht mehr aufgezählt ist) und R. Cagnat bei Daremberg-Saglio dict. VI 1088.

[5]) Es ist auch die einzige Übersetzung; aus der Zeit des Claudius kennen wir einen ritterlichen Hilfsbeamten des Collegs, einen ἐπίτροπος Καίσαρος πρὸς ὄχθαις Τιβέρεως IG ad res Rom. pert. III 263. Vielleicht fällt das Amt erst nach der Statthalterschaft von Unterpannonien; dann war Macrinus in dieser Provinz entsprechend den Ausführungen auf Sp. 66 der Vorgänger des Iallius Bassus.

[6]) Arch. epigr. Mitt. XX 1 ff. ‚Die Statthalter der pannonischen Provinzen'; M. Nonius M. f. Fab. Macrinus S. 32 n. XIIII.

Amt, das Consulat, vielleicht bekam er damit zugleich auch die Priesterstelle —), n. 4343 bereits dem Consular. In der Zeitbestimmung folgte Ritterling dem Ansatze von Borghesi oeuvres VI 65, der an der Stelle Hist. Aug. vita Albini 2 (Brief des Commodus an Albinus) . . . . audio enim et Septimium Severum et Nonium Murcum male de me apud milites loqui, ut sibi parent stationis Augustae procurationem . . . . . den Beinamen Murcus in Macrinus geändert hat.[7]) Danach wäre Macrinus zur selben Zeit Statthalter in Unterpannonien gewesen, als Septimius Severus in der oberen Provinz commandierte und diesem 193 daselbst gefolgt. Diese Datierung fällt; für die neue ist auszugehen vom Proconsulate in Asien, das, wie unten nachgewiesen werden soll, in das Jahr 170/1 fällt. Zur Losung um Asien kamen in diesen Zeiten die rangältesten Consulare gewöhnlich 14 Jahre nach der Bekleidung des Consulates, wobei gemäß den Bestimmungen der lex Papia-Poppaea das ius liberorum Vorzüge gewährte.[8]) Einen Sohn des Macrinus können wir bestimmt nachweisen, der im Jahre 204 zur Zeit der von Septimius Severus veranstalteten Säcularspiele XV vir sacr. fac. war (Ephem. epigr. VIII 293 = C. VI 32329 Z. 31) und so kämen wir für das Consulat des Macrinus etwa auf das Jahr 157. Wie die Inschrift CIL V 4344 wahrscheinlich macht, ist Macrinus noch während seines Aufenthaltes in Unterpannonien zum Consul ernannt worden,[9]) wird also in dieser Provinz wohl der Nachfolger des M. Iallius Bassus gewesen sein. Letzterer verwaltete als Consular Moesia inferior im Jahre 161 und Anfang 162 als Vorgänger des M. Servilius Fabianus, dessen Consulat nach CIL III D LXVII in den Juli 158 fällt. Daraus folgt, daß das Consulat des Iallius Bassus als des rangälteren vor 158, sein letztes prätorisches Amt, die Statthalterschaft von Pannonia inferior, etwas früher und zwar 156 anzusetzen ist.[10]) So bleiben für des Macrinus Verwaltung von Oberpannonien die Jahre 157 bis etwa 161 übrig. In dieser Provinz war am 3. November 154 (nach CIL III D. XXXIX p. 881) noch Claudius Maximus im Amte, und in die ersten Jahre der Doppelregierung von L. Verus und M. Aurelius ist mit großer Wahrscheinlichkeit die Legation des L. Dasumius Tullius Tuscus gesetzt worden (nach CIL III 4117, XI 3365; Ritterling a. a. O. S. 27 n. VIII). In die Kriegsjahre 166 ff. können wir aber Macrinus' Statthalterschaft nicht verlegen, da er damals bereits in anderer Stellung in Pannonien beschäftigt war. Da Ritterling die Conjectur Borghesis billigte, mußte er Macrinus gleich bei seiner Er-

Umschrift.

. . . .
. . . . Μακρειν[ον
υπατον Ρωμαιων ανθυ-
πατον Ασιας των επιτε-
λουμενων ιερων των πεντ[ε
και δεκα ανδρων Αντωνει-
νιανον Ουηριανον εκ των
συνκατηξιωμ[ε]νων φιλτα-
των ιερεα πρ[ε]σβευτην
και συναποδημον του μεγισ-
τ]ου αυτοκρατορος Μ. Αυρηλιου
Αντωνεινου ηγεμονα υπα-
τικον Παννονιας της ανω
ηγεμονα Παννονιας της κα-
τω επιμελητην του Τιβερεως
ποταμου της εκατερωθεν
οχθης ηγεμονα λεγιωνος
τεσσαρεσκαι[δ]εκατης στρατη-
γον Ρωμαιων δημαρχον
πρεσβευτην της Ασιας ταμιαν
χειλιαρχον πλατυσημον
λεγιωνος επτακαιδεκατη[ς
εν τοις δεκα της επιμελεια[ς
των δικων προσταντα τ[ης
της επαρχειας σωτη[ριας
τη[ν] τειμην ανεστησεν
. . . . . . μιανος

Übersetzung.

(Voraussetzliche Vorlage.)
Macrino,
co(n)s(uli), proconsuli
Asiae, XV viro sacris
faciundis, sodali Antoniniano Veriano
ex cooptatis amicissimis,

legato et comiti maximi
imperatoris M. Aurelii
Antonini,
legato consulari Pannoniae superioris,
legato Pannoniae inferioris,
curatori alvei et riparum
Tiberis,
legato legionis XIV,
praetori,
tribuno plebis,
legato Asiae, quaestori,
tribuno laticlavio
legionis XVI (?),
X viro stlitibus iudicandis

[7]) Daß Borghesi, Oeuvr. V 407 die Lesung Macer vorgezogen habe, wie H. Peter, ‚Prosopographia imperii Romani' in Ilbergs Neuen Jahrb. I 39 A. 2 schreibt, scheint irrig.

[8]) Vgl. Marquardt, Staatsverwaltung I² 546 und Heberdey in den Jahresheften VIII 237.

[9]) Ähnliche Beispiele führt Ritterling a. a. O. S. 31 A. 83 an.

[10]) PIR II 150 n. 2; Ritterling a. a. O. S. 29 n. X. Das Jahr 156 ergibt sich aus der Jahreshefte VII

nennung zum Consul nach Severus' Provinz abgehen lassen. Dies anzunehmen, sind wir jetzt nicht genötigt; wahrscheinlich ist es doch, daß Macrinus seine Stelle als cos. suffectus in Rom angetreten hat. — ὑπατικός bezeichnet den consularischen Statthalter zum Unterschiede vom prätorischen Collegen und findet sich seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ziemlich häufig in Inschriften der syrischen Statthalter (vgl. Le Bas III (expl.) 2212. 2213. 2237. 2308. 2348 [aus dem Jahre 169 n. Chr.] und S. 544 zu n. 2212); ὑπατικὸς ἡγεμὼν gebraucht Strabo III p. 166 C. Auf römischen Inschriften ist der Titel consularis, z. B. III Daciarum, seit Ende des zweiten Jahrhunderts geläufig (CIL III 1174. 1178. 1374. 1393. 7741 vgl. VIII 7978 consul(aris) provinc. et exerc(ituum) Pann. inferior. et superior.). — Nach der Verwaltung von Oberpannonien war Macrinus als comes im Stabe des Kaisers M. Aurelius. Die Stellung eines πρεσβευτὴς καὶ συναπόδημος ist so zu verstehen, daß Macrinus in seiner Eigenschaft als comes ein selbständiges Commando übernommen hat.[11]) Dabei kann es sich nur um die Kriege an der Donau handeln, die seit dem Jahre 167 von den beiden Kaisern geführt wurden. Daß Macrinus zu dieser Dienstleistung herangezogen wurde, ist ohne weiteres verständlich; beim ehemaligen Legionscommandanten von Carnuntum und Statthalter beider Provinzen war genaue Kenntnis des Kriegsschauplatzes vorauszusetzen. Wenn auch im Titel nur der eine im Jahre 171 noch lebende Kaiser genannt ist, möchte ich doch annehmen, daß Macrinus gleich vom Beginne des Krieges an im Gefolge der Kaiser war. Spätestens Frühjahr 170 ist er aus dieser Tätigkeit geschieden.

μέγιστος im Titel des Kaisers beweist neben dem Fehlen von θεός, daß M. Aurelius damals noch lebte.[12]) — Comes wird übersetzt mit συνέκδημος, z. B. Diodor XXXVII 5, 4 (c. eines Proconsuln) und auf einer Inschrift aus Milet, Revue phil. 1895 p. 131 heißt ein c. delatus in aerarium συνέκδημος ἀναγραφεὶς ἐν αἰραρίῳ. συναπόδημος bezeichnet den Begleiter eines Privaten, Dittenberger, Syll. I² n. 342 Z. 5/6 und ebenso Orientis Gr. inscr. sel. I n. 196 Z. 5, keine officielle Stellung. Für das Amt des comes, wie es durch M. Aurelius geschaffen wurde, haben wir keine Übersetzung. Dies über die Ämterlaufbahn.

Von priesterlichen Stellungen hat Macrinus zwei innegehabt. Einmal gehörte er einem der vier großen Collegien als XV vir sacr. fac. an, dann war er Mitglied einer Kaisersodalität. XV vir wurde er, wie schon erwähnt, wahrscheinlich bei seiner Ernennung zum Consul; die Liste der Säcularspiele des Jahres 204 hat ihn natürlich nicht mehr. In den Inschriften von Brixia kehrt dies Priesteramt wieder, was die Identität unseres Macrinus mit dem dort genannten über jeden Zweifel erhebt. Die Form τῶν ἐπιτελουμένων ἱερῶν hat ihre sprachliche Analogie im Titel eines praef. frumenti dandi = [ἔπαρχ]ος τοῦ σιτηρεσ[ίου τοῦ δια]διδομένου. I. G. ad res Rom. pert. III 629. — Für die Stellung des sodalis Antoninianus Verianus wäre als Übersetzung ein ἱερεὺς Ἀντωνεινιανὸς Οὐηριανός zu erwarten, wobei ἱερεύς nach Bull. de corr. hell. III 272 für sodalis

Beiblatt 11 ff. edierten Inschrift aus Aquincum, wo Iallius Bassus als Legat von Unterpannonien und die Consuln dieses Jahres genannt sind.

[11]) Von den comites, die in diesem Kriege in Verwendung waren, kennen wir den L. Dasumius Tullius Tuscus, der, wie oben erwähnt, im Anfange der 60er Jahre auch Statthalter in Oberpannonien war (sein cursus honorum bei Dessau inscr. Lat. sel. I n. 1081), dann den Vitrasius Pollio (D. n. 1112), endlich nennt D. n. 1100 einen comes, dessen Name auf der Inschrift fehlt. Daß einer von diesen ein Commando führte, ist nicht überliefert, für das des Macrinus bieten Parallelen D. n. 1098. 1141. 1142. 1159; er wird einen größeren, aus Vexillationen verschiedener Legionen zusammengesetzten Truppenkörper befehligt haben (vgl. v. Domaszewski, Die Chronologie des bellum Germanicum et Sarmaticum 166—175 n. Chr. in den Neuen Heidelb. Jahrb. V 122). Wenn in unserer Inschrift die dona militaria fehlen, möchte ich dies als eine Stütze der Datierung ins Jahr 171, d. i. vor den im Jahre 176 gefeierten Triumph ansehen.

[12]) Z. B. in Briefen Dittenberger, Orientis Gr. inscr. sel. II n. 493 Z. 44 ff. ἀεὶ καὶ μᾶλλον ἐπιδείκνυσθε τὴν πρ[ὸς τὸν] | μέγιστον αὐτοκρ[ά]τορα ἡμῶν [Α]ἴλ[ιον] | Ἀντωνεῖνον Σ[εβ]αστὸν εὐ[σέβειαν... (Pius im Jahre 138) oder das. n. 509 Z. 5 διά τε τὴν πρὸς τὸν μέγιστον αὐτοκράτορα εὐσέβειαν Μᾶρκον Αὐρήλιον | Κόμοδον Ἀντωνῖνον Σεβαστόν... (Commodus wahrscheinlich vor 190), dann auf Inschriften des Hadrian CIG 339, CIA III 12, des Septimius Severus CIG 2154. 3883 i.

steht. In unserer Inschrift ist ἱερεύς nachgebracht infolge des Zusatzes ἐκ τῶν συνκατηξιωμένων φιλτάτων und muß sodalis bedeuten; denn daß es für pontifex stünde, ist ausgeschlossen, da zu jener Zeit ein gewöhnlicher Senator nicht zweien der amplissima collegia angehören konnte. Hieße es flamen, müßte eine nähere Bestimmung dabei sein; an eine Municipalstellung, etwa in Brixia, ist in dieser in Ephesus gesetzten Ehreninschrift nicht zu denken. Der eingeschobene Zusatz gibt eine willkommene Bestätigung zu Hist. Aug. v. Marci 7, 11 et laudavere uterque (Verus et Marcus) pro rostris patrem flaminemque ei ex adfinibus et sodales ex amicissimis Aurelianos creavere. Also dies Colleg wurde aus den engsten Freunden des Toten constituiert und, wie unsere Inschrift zeigt, auch wohl durch solche ergänzt. Über die sodales Antoniniani oder, wie sie später hießen, Aureliani haben wir nur wenige Zeugnisse überliefert, soviel aber steht fest, daß sie die letzte Kaisersodalität waren, die den Cult der divi von Pius bis auf Alexander Severus übernahmen, und daß, wie Hist. Aug. v. Pert. 15, 4 Marciani sodales, qui divi Marci sacra curabant, Helviani sunt dicti propter Helvium Pertinacem zeigt, die Aufnahme eines neuen divus in den Cult keine Vermehrung der Mitglieder zur Folge hatte.[13]) Die Worte ἐκ τῶν συνκατηξιωμένων φιλτάτων sind die directe Übertragung eines lateinischen ex cooptatis amicissimis und erweisen wohl sicher die lateinische Vorlage. Da deutlich von einer Cooptation die Rede ist, war Macrinus gewiß nicht unter den ersten sodales des Jahres 161. Es ist nun die Frage, ob er als amicissimus des Pius in einem der Jahre zwischen 162 und 169 aufgenommen und mit dem Tode des Verus auch Verianus wurde oder ob er erst nach diesem Todesfall als Freund des Verus mit anderen eintrat. Ich möchte mich für letzteres entscheiden und annehmen, daß Macrinus während der Expedition gegen die Germanen als comes Freund des Verus geworden war. Unter den bekannten Antoniniani Veriani begegnen kaum zufällig die ehemaligen comites des Verus M. Pontius Laelianus (CIL VI 1497) und Vitrasius Pollio (das. 1540). Dann würde eine außergewöhnliche Aufnahme mehrerer Personen gerade um das Jahr 170 sich sehr gut erklären lassen. Durch die Kriege und die Pest des Jahres 169 waren in einzelnen Collegien wohl bedeutende Lücken entstanden, wie wir dies von den flamines der divi wissen. Aus CIL VI 1978 geht hervor, daß im Jahre 170 aus den salii Palatini fünf Mitglieder für die flamines entnommen werden mußten.[14]) An Verständlichkeit gewinnt der Zusatz ἐ. τ. σ. φ., wenn er eine zeitlich nächstliegende Ehrung hervorhebt.

Auf griechischen Inschriften begegnet, soweit ich beim Durchsehen fand, nur ein einziger Antoninianus Verianus, und zwar auf einer Inschrift aus Philippopel (Schriften der Balkancommission antiq. Abt. IV 94 n. 96 Z. 8 Ἀντ]ωνεινιανὸν Ο[ὐηριανόν.... doch was voranging und folgte, ist unsicher). συνκαταξιοῦν ist für uns eine Einzelbildung dessen, der den griechischen Text gestaltet hat, ἐκ ein Latinismus wie z. B. Bull. de corr. hell. X 148 ex iudicibus selectis übersetzt ist mit ἐπίλεκτος κριτὴς ἐκ τῶν ἐν Ῥώμῃ δεκουριῶν. — Z. 23 f. nennen als Grund der Ehrung die Fürsorge, die Macrinus der Provinz Asien angedeihen ließ.[15]) Der Name dessen, der die Aufstellung der Statue besorgt hat, kann beispielsweise zu T. Φλ. Ἀμμιανός ergänzt werden. Für τὴν τειμὴν ἀνέστησεν sind Parallelen aus ephesischen Inschriften bei Hicks, Ancient Greek inscr. III/2 n. DXLI u. DLIII τὴν τειμὴν ἀναστησάντων (τῶν δεῖνα). Wer die Statue gestiftet hat, muß auf dem fehlenden Kopfstücke der Basis gestanden haben; höchst wahrscheinlich ist es die Stadt Ephesus gewesen, und dann stand dort nach zahlreichen Analogien entweder einfach Ἐφεσίων ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος ἐτείμησεν oder auch wohl der solenne Titel der

[13]) Über die sodales Antoniniani vgl. G. Wissowa, Religion und Cultus der Römer S. 287 u. 490 (Iwan Müllers Hdb. V/4). — Dasselbe wie v. Pert. 15, 4 ergibt auch v. Marci 15, 4 flaminem et Antoninianos sodales et omnes honores qui divis habentur eidem dedicavit (sc. Marcus Vero).

[14]) CIL VI 1978 [C. Erucio Claro] | M. Cornelio Cethego cos., | I | Q. Tineius Rufus loco L. Anni Largi flaminis, | M. Claudius Fronto Neocydes loco | L. Salvi Kari flaminis, | T. Fundanius Vitrasius Pollio loco | L. Rosci Aeliani flaminis, | T. Cornelius Annaeus Fuscus loco | L. Cossoni Eggi Marulli flaminis, | L. Hedius Rufus Lollianus Avitus loco | M. Acili Vibi Faustini flaminis, | 7; darüber Dessau, Eph. ep. III 227.

[15]) Hier hört natürlich das lateinische Concept auf. Ähnliche Wendungen sind zu allen Zeiten geläufig, z. B. Dittenberger, Orient. Gr. inscr. sel. I n. 56 Z. 15 (aus dem Jahre 239/8 v. Chr.) oder ebendort II n. 556 Z. 15.

Stadt als τῆς πρώτης καὶ μεγίστης μητροπόλεως τῆς Ἀσίας καὶ β̄ νεωκόρου τῶν Σεβαστῶν Ἐ. ἡ. β. κ. ὁ δ. ἑ.

Das wesentlich Neue, das unsere Inschrift gebracht hat, besteht außer den bisher unbekannten Übersetzungen römischer Titel darin, daß nunmehr die Identität des Statthalters der beiden Pannonien und des Proconsul von Asien feststeht. Demnach fallen die Vorschläge weg, in dem von Aristides erwähnten Macrinus den Consul des Jahres 164 M. Pompeius Macrinus (PIR II p. 314 n. 21 nach B. Keil, Hermes XXV 316) oder den P. Julius Geminius Marcianus, den Statthalter von Asien unter Commodus (nach CIG 2742; W. Schmid, Rhein. Mus. XLVIII 78) zu erkennen.[16]) Literarisch wichtig aber wird dieser ephesische Fund, insofern er neues Material und wohl auch die Entscheidung für die Frage nach dem Geburtsjahre des Rhetor Aristides bringt.

Die Fixierung des Proconsulates des M. Nonius Macrinus muß nunmehr den Ausgangspunkt für die äußerst schwierige und strittige Chronologie des Aristides bilden. Die bis zum Jahre 1893 darüber erschienene Literatur ist in der Abhandlung von W. Schmid, „Die Lebensgeschichte des Rhetor Aristides“ im Rhein. Mus. XLVIII 52—83 verzeichnet und besprochen. Seither ist erschienen der Artikel bei Pauly-Wissowa RE II/1 Sp. 886—894 von W. Schmid, dann PIR I p. 131 n. 859 P. Aelius Aristides Theodorus rhetor. Dem Ergebnisse von W. Schmids Ausführungen hat B. Keil in dem Aufsatze „Kyzikenisches“ im Hermes XXXII 497—508 beigestimmt (s. S. 501 A. 3) und sich für 129 als das Geburtsjahr des Aristides ausgesprochen. Im Vorworte seiner kritischen Ausgabe des Rhetors (Bd. II p. XXXI) hat B. Keil dann eine Vita des Aristides in Aussicht gestellt und zugleich W. Schmids Beweisführung für falsch erklärt. Das Geburtsjahr des Aristides kann nach astronomischen Berechnungen, die Halley auf Grund der or. L § 58 K (= XXVI p. 520 D) beschriebenen Constellation der Geburtsstunde angestellt hat, nur das Jahr 117 oder 129 sein. Nach dem Zeugnisse der Sp. 62 ausgeschriebenen Unterschrift zu Aristides or. XXII K (= XIX D) war Aristides unter dem Statthalter Macrinus im 12. Monate des asianischen Jahres $53^1/_2$ Jahre.[17])

Daraus ergibt sich fürs erste eine nähere Bestimmung des Geburtsmonates: da der 12. Monat dieser Ära unserem 23. August — 22. September gleichkommt, ist Aristides innerhalb der entsprechenden Tage der Monate Februar und April geboren.

Wenn nun die Proconsuln von Asien im Monate Mai antreten,[18]) so war Macrinus entweder Mai 170 — Mai 171 oder 182/3 Statthalter. Die besprochene Inschrift schließt das Jahr 182/3 aus; denn wie das Priesteramt eines Antoninianus Verianus — im Jahre 183 mußte Macrinus wohl auch Marcianus heißen — und die Erwähnung des Kaisers M. Aurelius deutlich zeigen, muß sie vor dem Tode dieses Kaisers, also vor dem 17. März 180 eingegraben worden sein. War aber Macrinus 170/1 in Asien, dann ergibt sich mit Notwendigkeit 117 als Geburtsjahr des Aristides. — Dies Ergebnis hat nun an den von W. Schmid a. a. O. vorgebrachten Argumenten für das Jahr 129 die Probe zu bestehen. W. Schmid verwertet, angeregt durch B. Keils Aufsatz im Hermes XXV 313 ff., die bishin für die Chronologie noch nicht ausgenutzten Unterschriften zu or. XXX. XXXVII. XL K (= X. II. V D) und gibt eine ausführliche Besprechung der ἱεροὶ λόγοι, die des Redners Krankheitsgeschichte enthalten. Am wertvollsten ist die Unterschrift von or. XXXVII K (= II D): ἀρισ(τείδου) ἀθηνᾶι ἐν βάρει ἐπὶ σευήρου ἡγεμόνος ἐτῶν ὑπάρχοντος λε καὶ μηνός (p. 312 K), die besagt, daß Aristides unter dem Proconsul Severus 35 Jahre 1 Monat alt in Baris (Pisidien) eine Rede auf Athena hielt. Einen weiteren sichern Punkt gibt or. L (= XXVI D) § 1 u. 12, wo der Beginn des 10. Krankheitsjahres auf etwa Neujahr Anfang Jänner) des Jahres des Severus angesetzt ist. Von diesen Stellen geht W. Schmid aus und versucht, die von Aristides or. LI § 42—48 K (= XXVII p. 544/5 D) geschilderte zweite Reise nach Kyzikus auf das 10. Krankheitsjahr zu fixieren. Diese Reise unternahm Aristides vier Jahre nach der ersten im gleichen Monate und in denselben Tagen, als die kyzikenischen Olympien herannahten

[16]) Die Liste der Statthalter bei V. Chapot, La province romaine proconsulaire d'Asie 305 bis 319, die nach Waddingtons Fastes und D. Vaglieris Zusammenstellung im Diz. epigr. s. v. Asia gearbeitet ist, enthält Macrinus nicht.

[17]) Das asianische Neujahr beginnt mit dem 23. September; vgl. Th. Mommsen und U. v. Wilamowitz-Moellendorf, „Die Einführung des asianischen Kalenders“ in den Ath. Mitt. XXIV 275—293 und Dittenberger, Or. Gr. inscr. sel. II 48—60.

[18]) Zuletzt V. Chapot, La province romaine proc. d'Asie 292.

(§ 42 πέμπτῳ μὲν ἔτει περιόντι, d. i. um die Wende des asianischen Jahres μηνὶ τῷ αὐτῷ καὶ ἡμέραις μάλιστα ταῖς αὐταῖς . . . Ὀλυμπίων ἐπιόντων). Die Zeit der ersten Reise (§ 18 als προτέρα bezeichnet) ist § 11 angegeben περιόντι δὲ τῷ ἔτει καὶ μηνὶ μάλιστα θᾶττον, also Juli | August. Bei seinem ersten Aufenthalte in Kyzikus hielt Aristides, wie er § 16 selbst bezeugt, die uns erhaltene Festrede, den πανηγυρικὸς ἐν Κυζίκῳ περὶ τοῦ ναοῦ (or. XXVII K = XVI D), welche von § 23 an wesentlich eine Lobrede auf zwei Kaiser ist, unter denen M. Aurelius und L. Verus verstanden werden. Darnach muß diese Rede und damit das sechste Krankheitsjahr nach 161, Aristides' Geburtsjahr infolge dessen notwendig 129 fallen. Allein bei einer genauen Prüfung der Stellen, auf Grund deren W. Schmid die zweite Reise nach Kyzikus ins 10. Krankheitsjahr verlegt, erheben sich gegen die Beweisführung Bedenken. Er hat nämlich a. a. O. S. 66/7 und 71/2 angenommen, daß die or. L § 8. 9 (= XXVI p. 504 D) geschilderte Besserung identisch sei mit einem sechsmonatlichen Besserungsstadium, das mit dem zweiten Aufenthalte des Aristides in Kyzikus Juli | August begann und bis in den Winter hinein anhielt (or. LI § 42—49 K = XXVII p. 544—546 D). Eine Überprüfung des Textes macht mir die Identification unwahrscheinlich. Im Anfange von or. L erzählt Aristides, wie am Beginne des 10. Krankheitsjahres, kurz nach der Wintersonnenwende eine Traumerscheinung ihn aufgefordert habe, sich an den Aisepus, den Ort, wo er erkrankt war, zu begeben. Aristides reist hin und kehrt nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen in seine Heimat zurück. § 8 sagt er dann: θεῶν δὲ οὕτω διδόντων ἐγένετο ἀπὸ τούτων ἤδη τῶν χρόνων μεταβολὴ περὶ πᾶν τὸ σῶμα καὶ τὴν δίαιταν σαφής . . . . ἀγῶνας ἐντελεῖς ἠγωνιζόμεθα οἴκοι τε κἀν τοῖς δημοσίοις καὶ δὴ καὶ πόλεις ἐσήλθομεν ἡγουμένου τοῦ θεοῦ μετὰ τῆς ἀγαθῆς φήμης καὶ τύχης. καὶ χρόνοις δὴ ὕστερον ἡ λοιμώδης ἐκείνη συνέβη νόσος ἧς ὅ τε σωτὴρ καὶ ἡ δέσποινα Ἀθηνᾶ περιφανῶς ἐρρύσαντό με. καὶ ἓξ μῆνας μέν τινας θαυμαστῶς ὡς τὸ μετὰ τοῦτο διήγαγον· ἔπειτα ἡ ξηρότης πολλὴ ξυνέβη καὶ ἕτερα ἐνώχλησεν. Diese Besserung hätte nach W. Schmid im Sommer des 10. Krankheitsjahres begonnen (a. a. O. S. 72). Dagegen spricht jedoch der Wortlaut: ἀπὸ τούτων ἤδη τῶν χρόνων kann nur heißen ‚schon von der Zeit der Rückkehr vom Aisepus, also etwa Jänner an'. Und dafür gibt es eine von W. Schmid zwar angeführte, aber nicht ausgenutzte Beweisstelle. Aristides sagt, daß er während der Dauer dieser Besserung Städte bereist und seine Rednertätigkeit wieder aufgenommen habe. Dazu gehört nun auf jeden Fall seine Reise nach Pisidien und die Rede auf Athena. Nach dem angeführten Zeugnisse der Unterschrift ist die Rede unter Severus, und zwar, da auch die Zahl der Monate von Aristides' Leben beigefügt ist, April | Mai gehalten. Da nun diese Reise und Rede sicher in das Besserungsstadium unter Severus hineinfallen muß, kann es nicht erst im Hochsommer begonnen haben. — Der zweite Aufenthalt des Aristides in Kyzikus dehnte sich etwas aus, Aristides erfreut sich eines guten Befindens or. LI § 48 K (= XXVII p. 545/6 D): συνέβη τοίνυν καὶ τὰ τοῦ σώματος τοῦτον δὴ τὸν χρόνον ῥᾷστα καὶ φαιδρότατα σχεῖν ἐξ οὗ πρῶτον ἔκαμον. ὅσον τε γὰρ χρόνον ἦμεν ἐν τῇ Κυζίκῳ καὶ μετὰ τοῦτο ὡς ἐπανήλθομεν ἓξ μῆνας τοὺς ἅπαντας ἐρρωμενέστατα ἐμαυτοῦ διετέθην. ἔξω τε ἀνιστάμενος καὶ βαδίζων μακρὰ καὶ πολλάκις τῆς ἡμέρας καὶ τῆς ἀρχαίας φύσεως ἔτι ἐγγυτάτω γενόμενος und § 55 K (= p. 548 D): καὶ τὸ ἀπὸ τούτου πάντ' ἦν εὔκολα εἰς μέσον τὸν χειμῶνα. Handelt es sich an den beiden ausgeschriebenen Stellen um dieselbe Besserung, so hätte die Krankheit des Aristides eine ganzjährige Unterbrechung erfahren, davon wissen wir aber nichts. Eine weitere Schwierigkeit hat W. Schmid selbst (S. 76) angeführt, doch die von ihm vorgeschlagene Lösung wurde PIR I p. 132 mit Recht verworfen. Der Statthalter Severus wählt Aristides zum εἰρηνάρχης. Aristides will das Amt nicht annehmen; während der Verhandlungen, die or. L § 71—93 K (= XXVI p. 523—529 D) ausführlich erzählt sind, kommen für Aristides Briefe aus Italien § 75 ἡμέραις οὐ πολλαῖς ὕστερον ἐξ Ἰταλίας ἀφικνοῦνται ἐπιστολαί μοι παρὰ τῶν βασιλέων τοῦ τε αὐτοκράτορος αὐτοῦ καὶ τοῦ παιδός, ἄλλας τε εὐφημίας ἔχουσαι καὶ τὴν ἀτέλειαν ἐπισφραγιζόμεναι τὴν ἐπὶ τοῖς λόγοις, εἰ τυγχάνοιμι χρώμενος αὐτοῖς. Mit dem Worte αὐτοκράτωρ und παῖς können nur Kaiser Pius und M. Aurelius bezeichnet sein.[19]) W. Schmid, der das Proconsulat des Severus auf 164/5 ansetzt, muß, wie wohl jeder, der Aristides 129 geboren sein läßt, den Zusatz zu βασιλέων als Glossem erklären. Wer sich dagegen für 117 entschieden hat, für den

[19]) So auch B. Keil zur Stelle p. 444.

ist alles in Ordnung und Severus war, wie aus der Stelle klar hervorgeht, unter Pius und M. Aurelius, nach unserem Ansatze 151/2 Statthalter. — Auf das abfällige Urteil PIR a. a. O. hat W. Schmid im Philologus LVI NF. X S. 721 n. 17 „Das Geburtsjahr des Aristides" geantwortet, die Datierung der zweiten kyzikenischen Reise als sein stärkstes Argument bezeichnet und zwei neue hinzugefügt. Das erste knüpft an die oben Sp. 62 wiedergegebene Unterschrift der XXII (K = XIX D) Rede an. Diese Rede ist ein θρῆνος auf den durch Brand zerstörten Tempel von Eleusis. Den Untergang des Heiligtums bezog D. Philios (Ath. Mitt. XXI 242—246) auf den von Pausanias X 34, 5 erwähnten Einfall der Kastaboker und verband damit auch eine von ihm im Bull. de corr. hell. XIX p. 119 n. 2 edierte metrische Inschrift, die einen Priester rühmt ὅς ποτε Σαυροματῶν ἀλεεινων ἔργον ἄθεσμον ὄργια καὶ ψυχὴν ἐξεσάωσε πάτρῃ | 2 | Αὐσονίδην τε ἐμύησεν ἀγακλυτὸν Ἀντωνῖνον. Unter den Sauromaten versteht er mit großer Wahrscheinlichkeit die Kastaboker. Wenn er aber, den Aufstellungen R. Heberdeys (Arch. epigr. Mitt. XIII 186 ff.) folgend, die Invasion der Kastaboker ins Jahr 176 verlegt, anderseits die Rede des Aristides im Jahre 182 gehalten sein läßt, muß er diese als ein ‚ψιλὸν ῥητορικὸν γύμνασμα' erklären, das allerdings einen historischen Hintergrund hätte, und weist dafür auf den Ausdruck ὅσον ἐν ὥραι der Unterschrift hin. Allein wer diese Rede liest, wird wohl kaum auf den Gedanken kommen, daß es sich um eine lange Jahre nach dem Tempelbrand gehaltene Declamation handelt. Anfang und Schluß der Rede zeigen vielmehr unverkennbar, wie der Sprecher unter dem frischen Eindrucke des Gottesfrevels steht. Wie könnte z. B. Aristides im Jahre 182 gesagt haben (§ 12 K = p. 422 D): Βοηδρομιῶν δὲ οὗτος ἑτέρας τὰ νῦν δεῖται βοῆς, οὐχ οἵας ὅτε Ἴων Ἀθήναζε ἐβοήθησεν? Der Monat Boedromion ist ja die Zeit, auf die an dieser Stelle als unmittelbar bevorstehend hingewiesen wird.[20]) Darnach müßte aber der Kastabokereinfall schon 170 angesetzt werden entgegen der bisherigen Datierung, die auf der Inschrift des Vebilius Gratus (Dessau n. 1327 = C. VI 31856) und der Nachricht bei Cassius Dio LXXI 12 beruht. Über diese Möglichkeit wird an anderer Stelle gehandelt werden. Was D. Philios und nach ihm W. Schmid vorbringen, ist also kein stricter Beweis für Aristides' Geburtsjahr 129. Einen zweiten Anhaltspunkt findet weiter W. Schmid für seine Datierung darin, daß Aristides aus Hadrianoi stammt. Die Gründung dieser πόλις ist mit Dürr, Die Reisen des Kaiser Hadrian 54 auf 123/4 anzusetzen. Daher könne Aristides der Hadrianeer nicht 117 geboren sein. Dem entgegen führe ich nur eine Stelle des Aristides selber an, die, mag sie auch sonst wie immer verstanden werden, in diesem Punkte keinen Zweifel lassen kann: or. L § 173 K (= XXVI p. 523 D) Severus hat Aristides zum εἰρηνάρχης gewählt ὁ δ' οὐδέν πω τῶν ἐμῶν σαφῶς εἰδὼς ἀλλ' ἢ τοσοῦτον ἀκηκοώς, ὅτι κτήματα εἴη μοι περὶ τὸν τόπον τοῦτον (d. i. Hadrianoi § 72 genannt πόλισμα τῆς Μυσίας, οὗ τοὔνομα οὐδὲν δέομαι λέγειν)..... παριδὼν καὶ ἀτιμάσας ἅπαντα τὰ πεμφθέντα ὀνόματα προὔκρινεν ἄρχειν ἐμέ, οὐκ ἐνθυμηθεὶς οὐθ' ὅτι τῇ Σμύρνῃ προσήκει πολλοῖς πρότερον χρόνοις, πρὶν ἐκείνοις γενέσθαι πόλεως ἐλπίδας, οὐθ' ὅτι πᾶν ἀλλοῖον τὸ ἡμέτερον. Da ist klar von der Ansiedlung die Rede, die πόλις wurde und nach ihrem κτίστης den Namen führte.[21]) Warum sollte Aristides, 117 in dieser Ansiedlung geboren, nicht ‚aus Hadrianoi' heißen?

Zweck dieser Zeilen war es, kurz, ohne die mannigfachen Probleme, die sich an die Aristidesvita schließen, im einzelnen erledigen zu wollen, mit der Fixierung der Statthalterschaft des Macrinus auf das Verwaltungsjahr 170/1 einen anscheinend festen Punkt mehr für die Chronologie des Aristides zu gewinnen. Mit dem Vorbehalte näherer Ausführung setze ich an den Schluß die Amtsjahre der bei Aristides erwähnten Proconsuln von Asien:

Iulianus	143/4	Severus	151/2
Glabrio zwischen	144—150	Quadratus	152/3
Pollio	150/1	Macrinus	170/1

Wien, im April 1906.

RUDOLF EGGER

[20]) Dies scheint übrigens auch W. Schmid in der Lebensgeschichte des Aristides S. 62 A. 1 angenommen zu haben.

[21]) So hat auch Chapot, a. a. O. S. 261 A. 1 die Stelle wohl verstanden.

Zur altattischen Haartracht ‚Tettix'.

Bei Hausers Behandlung des schwierigen Problems (oben S. 75 ff.) sind soviele bildliche Denkmäler heller beleuchtet worden, daß man nur wünschen könnte, den Schriftzeugnissen wäre es ebensogut ergangen. Letztere sind es, aus denen bewiesen werden soll, daß der altattische Tettix nichts anderes sei als eine Stlengis, beide nur eine metallene, goldene Hülle oder Berge des Krobylos, und daß dieser nicht mit Studniczka (Jahrbuch 1896 S. 248) im Nacken, sondern über der Stirn zu suchen sei.

Bei Lucian, Πλοῖον 2 f. ist es am evidentesten, daß der nachdrücklichst gerühmte Zeuge just das Gegenteil von dem sagt, was H. ihn sagen läßt: der Bursch, der sein Haar nach freier Ägypter Weise trägt, repräsentiert allerdings ‚das Gegenteil von dem, was in Attika' einst Mode war, doch nicht dadurch, daß er den Zopf, besser Schopf, hinten trägt, während die Altattiker ihn nach H.s Meinung vorn getragen hätten, sondern indem er und seine ägyptischen Altersgenossen die fragliche Haartracht nur ἔστε πρὸς τὸ ἐφηβικόν tragen, während es bei den Vorfahren der Athener gerade für die Alten ein Stolz war, das Haar so zu tragen, wie es Thukydides I 6 beschreibt. Lucian läßt nicht den geringsten Zweifel, wohin bei seiner Gegenüberstellung die Accente fallen, nicht auf hinten und vorn, die gerade an der Hauptstelle gar nicht erwähnt werden, sondern auf Jugend und Alter. Offenbar weicht Lucian auch insofern schon von Hausers (S. 82 A. 6) und Studniczkas (S. 254; 272) Auffassung der Thukydidesstelle ab, als er diese Tracht nur den Alten zukommend versteht, wogegen nach H. und St. Thukydides sage, daß sie nur zuletzt noch bei den Greisen sich behauptet habe. Daß Lucian im Rechte war, scheint aus dem hervorzugehen, was Thukydides hinzusetzt: ἀφ' οὗ καὶ Ἰώνων τοὺς πρεσβυτέρους κατὰ τὸ ξυγγενὲς ἐπὶ πολὺ αὕτη ἡ σκευὴ κατέσχε. Ob Thukydides ganz im Rechte war, ist eine andere Frage.

Wenn demnach bei Lucian das ‚Umgekehrte' der Athener Sitte bei den Ägyptern in dem Alter der Träger beruht, so versteht sich von selbst, daß die Tracht, etwa vom τέττιξ abgesehen, ungefähr dieselbe ist; denn sonst fehlte der ganzen Gegenüberstellung die Pointe. Also versteht Lucian den κρωβύλος der alten Athener so, wie er die Haaranordnung des jungen Ägypters beschreibt ἀναδεδεμένον ἐς τοὐπίσω τὴν κόμην ἐπ' ἀμφότερα τοῦ μετώπου ἀπηγμένην und weiterhin ἐς τοὐπίσω ὁ πλόκαμος συνεσπειραμένος, d. h. er dachte ihn wie St. im Nacken, nicht wie H. an der Stirn. Und wie könnte sich Thukydides es anders gedacht haben, da doch die Hauptmasse der Haare vom Kopf nach den Seiten und hinten fällt. So paraphrasiert ja auch Duris die Worte des alten Asios von den üppigen Samiern κατεκτενισμένοι τὰς κόμας ἐπὶ τὸ μετάφρενον καὶ τοὺς ὤμους, während die von ihm angeführten Worte des Dichters leider dunkel und wahrscheinlich verderbt sind, worüber nachher zu sprechen sein wird. Nun meint H. 84 und 87, daß Herakleides, dem er, mit sehr zweifelhaftem Rechte, gegen St. 251 Unabhängigkeit von Thukydides vindiciert, mit κόρυμβοι, so gut wie der Athener mit κρωβύλος, einen bestimmten Teil der Haare bezeichnet habe und daß dieser das Stirnhaar sei, erschließt er aus Xenophons Beschreibung der paphlagonischen Helme, beides wider die Grammatik. Denn an den beiden ersten Stellen können die genannten Worte nicht den von H. geforderten Sinn haben, weil sie ohne Artikel stehen, also prädicativisch sind: Die Krobyle und Korymben der Kopfhaare entstehen erst durch die ἀνάδεσις; der Stirnschopf, den H. denkt, besteht aber schon an und für sich. Die paphlagonischen Helme sodann nennt Xenophon παροειδῆ, eben weil sie einen κρωβύλος κατὰ μέσον hatten. Das verstand St. 255 ganz richtig, und nichts könnte die Verkehrtheit von H.s Auffassung besser dartun als die treffliche Illustration, die er jenen Worten durch Abbildung zweier, dem Louvre gehöriger Helme gibt. Diese sind zwar von Metall, ahmen in den Einzelformen aber eine lederne Kappe nach, an der gerade der für den Tiaras charakteristische Krobylos am deutlichsten faltiges Leder nachbildet. Nur er jedoch, nicht die Stirnhaare vorn, befinden sich κατὰ μέσον. Auch gehören diese Stirnhaare, unter denen sogar die Stirn selbst nachgebildet ist, gar nicht zur Technik und Idee jenes Lederhelmes, dessen vielleicht mit einem Metallreif eingefaßter Rand vorn als unter dem alexandrisch emporwallenden Stirnhaare verschwindend gedacht ist. Vielleicht gehört aber auch der Reif schon zur Übersetzung in Metallarbeit.

Das von H. 95 citierte Scholion zu den Wolken 10 stellt das attische Wort κρωβύλος gar nicht direct mit κορδύλη zusammen, sondern mit κιδάριον, durch das wir, auch bei Hesychius, eher

auf den Tiaras zurückgeführt werden, wenn wir es nicht als ‚Angeschnürtes‘ oder durch Umwicklung mit dem Kopf Verbundenes verstehen wollen. Dem Geschwulst, das aber κορδύλη oder κόνδυλος heißt, gibt H. den Platz auf der Stirn willkürlich zugunsten seiner Deutung: Im Scholion steht nur ἐν τῇ κεφαλῇ ὑπερεξέχον οἴδημα.

Was gäbe der aufgebundene Stirnschopf aber auch für eine fremdartige Vorstellung von den εὐδαίμονες Alt-Athens! Müßten wir dabei nicht vielmehr an die Seilene der Françoisvase denken? Tragen die alten athenischen Herren das Haar nicht vielmehr auf die Stirn herabgekämmt, wie ja auch die Kopfbinde in älterer Zeit das Stirnhaar niederhält und erst später es aufstaut? Nur lockiges Haar bildet naturgemäß einen höheren Rahmen um die Stirn, immer jedoch nur durch seine eigene Structur, wie H. selber S. 99 eingesteht, und Unbefangene wohl auch in den daselbst angeführten Beispielen, die nach H.s Überzeugung eine Ausnahme bilden, anerkennen werden. Wie wäre es denkbar, daß, was H. 101 prophezeit, künftige Funde der Einstimmigkeit der jetzt vorhandenen zahlreichen Zeugen entgegen eine andere Regel ergäben?

Doch H. beweist uns ja den ‚Tettix‘ auf der Stirn: Herakleides sagt, daß die Helden von Marathon χρυσοῦς τέττιγας περὶ τὸ μέτωπον καὶ τὰς κόμας ἐφόρουν; und mußte auch seinen κόρυμβοι die ihnen von H. gegebene Bedeutung abgesprochen werden, so kann hier sogar mehr zugestanden werden, als H. verlangt: als Hendiadyoin lassen sich die Worte sehr gut verstehen ‚um das Stirnhaar‘. Aber Herakleides spricht ja von langvergangenen Dingen; also wenn er auch nicht aus Thukydides allein schöpfte, so doch jedenfalls aus dem, was andere gesagt und nirgends eher als aus den Erklärern des Thukydides und Aristophanes. Auf sie beruft sich auch H. 95; wenn aber von den zwei daselbst vorgelegten Fassungen die eine den Krobylos, die andere den Tettix als ἐπὶ τῆς κεφαλῆς ἔμπροσθεν ἐγκαθήμενος erklärt, so haben wir dies zur Hälfte bereits als Irrtum erkannt.

Nicht minder irrtümlich ist eine andere antike Erklärung, die in der Ciris der cecropia cicada — an der Bezeichnung erkennt man den gelehrten Ursprung — gegeben wird: hier ist es eine goldene fibula, mit welcher der Pandionide Nisus den Krobylos nectit, worin er sein eines rotes Schicksalshaar versteckt. So erklärte richtig St. 294, nur daß er den teres dens der Fibel als deren Nadel versteht, als brauchte man eine aus so häufiger Anschauung geläufige Vorstellung wie die einer Nadel erst durch Gleichung mit einem Zahn zu vermitteln. Da Zähne nicht allein beißen, sondern auch festhalten, namentlich gekrümmte, so ist vielmehr der die Nadel, die ja mit der fibula selbst gegeben ist, festhaltende Haken zu verstehen; denn erst, indem die Nadel unter den Haken gedrückt wird, vollendet sich das nectere. Unglaubliches aber macht H. 93f. daraus, offenbar unter der Voraussetzung, daß der schwierige τέττιξ im Altertum — anders als heut — immer in gleicher Weise verstanden sei, und natürlich so wie von ihm. Die fibula müsse ‚das rote Haar wie ein Etui umschließen‘, man ‚brauche nicht an eine spitze Nadel zu denken‘; diese selbst — nicht etwa der Bügel, den H. ausdrücklich ablehnt — soll das Etui, die Metallhülle sein und wird so zum Diadem!

Woher kommt nun jener diademartige Tettix, mit dem H. überall wie mit einer gegebenen Vorstellung operiert? Das Diadem wird sehr hübsch nachgewiesen, golden, von Schläfe zu Schläfe reichend, so daß das Stirnhaar fast dahinter verschwindet. Fast, denn ein Goldgeschmeide will sich nicht als Natur geben, sondern selbst zur Geltung kommen, und wo nicht darüber oder darunter, wie in Fig. 24, oder dahinter, wie in Fig. 27 (stilistisch so freilich unmöglich), das wirkliche Haar zum Vorschein kommt, ist ein Geschmeide kaum anzunehmen. So bei den Köpfen vom Mausoleum und von Priene, Fig. 22 f., wo nicht Archaismus des Künstlers, aber der Mode anzuerkennen ist. Auf solchen Diademen ist nun das Stirnhaar, schlichtes wie gelocktes, plastisch nachgebildet; sie selbst haben die Form eines breiten Bandes, einer Stephane begrifflich und formell nah verwandt. Bald nehmen sie nach der Mitte, bald nach den Enden etwas zu an Höhe, letzteres mit Andeutung der Scheitelung in der Mitte. Wenn auch an den Seiten, wie bei Fig. 25, noch schmale Streifen mit Haarandeutung darauf herabfallen, so braucht diese Form, da sie im menschlichen Haar stets ihr Vorbild hat, nicht von viel älteren Vorbildern hergeleitet zu werden. Solche hat von Palestrina und Vetulonia H.s Scharfblick erkannt, und er stellt dazu die wohlbekannten goldenen von Ilion, deren Anhängsel ihn sogar an τέττιγες erinnern, ohne daß er sie für seine Lösung des Problems, die ja in andere Richtung geht, benutzte. Es ist auch in der Tat kein directer Weg von da zu dem attischen ‚Tettix‘ abzusehen.

Nun bemerkt freilich H. 99 selbst, daß diese Diademe Frauenschmuck sind, und für Männer kann er, speciell aus der Zeit, auf die es ankommt, kein attisches Beispiel beibringen; denn der Talleyrandsche Kopf, Fig. 34, ist archaistisch. Also versucht H. 102 ff. den Nachweis für die Stlengis, deren Identität mit dem Tettix er zu erweisen glaubt. Die Beispiele gehen nicht über das Ende des fünften Jahrhunderts hinauf, und die goldenen Stlengiden, die bei dem wahnsinnig verschwenderischen Hochzeitsmahl des Karanos, zwei Generationen nach Alexander d. Gr., den Gästen viermal immer neu gereicht und abwechselnd στλεγγίς und στέφανος genannt werden, fallen auch deshalb aus dem Rahmen der Untersuchung, weil diese nur die Tracht beim Erscheinen in der Öffentlichkeit betrifft. Die goldenen Stlengiden aber, welche einer der Condottiere des jüng[illegible] Kyros den Soldaten als Kampfpreise gibt, werden wohl nicht viele mit H. 102 deshalb für Stirnbinden halten, weil goldene Strigeln zu ‚sybaritisch' wären. Man würde das vielleicht nicht begreifen, gäbe nicht H. selbst den Wink, die Soldaten sollten mit den Stlengiden ihre Helme schmücken, wie er auch den ‚Tettix' als Helmschmuck, und zwar gerade für die archaische Periode nachgewiesen zu haben glaubte, in deren Tracht, d. h. mit der ‚Lockentracht' und vor allem dem goldenen Tettix nach seiner Meinung (S. 103), auch die aristophanischen Ritter wieder zu erscheinen wünschen, sobald erst Friede sei, wenn sie V. 580 sagen μὴ φθονεῖθ' ἡμῖν κομῶσι μηδ' ἀπεστλεγγισμένοις. Die Scholien verstehen daraus, von der στλεγγίς als Strigilis ausgehend, da die andere Stlengis ein Frauenschmuck sei, das Verlangen nach Reinigung (deren dürftiger Ersatz im Feldleben die Schur war), und das verderbte κεκαρμένοις findet H., obwohl er nicht umhin kann, es in directem Widerspruch mit κομῶσι zu sehen, doch insofern richtig, als es zeige, daß Aristophanes ‚auf die Haare anspielt'. Wie kann jedoch ein verschriebenes Wort einen richtigen Gedanken enthalten? Es bessert sich, da es sich weiterhin noch einmal richtig wiederholt, von selbst: κεκ(αθ)αρμένοις.

Und der Tettix auf den Helmen? Ja freilich gibt H. 96 f. eine Liste von Helmen aus der alten Zeit und ein Beispiel in Fig. 31. Voraussetzung ist auch hier, daß die mit Nachbildung des Haares verzierte Stlengis auch Tettix geheißen habe. Geben wir dies, dessen eigentlichen Beweis wir noch nicht geprüft haben, auch erst einmal zu, folgt daraus, daß, wenn sich die gleiche Nachahmung des Stirnhaares an Helmen findet, hier der Tettix auf den Helm übertragen sei, wie anderswo (H. 102) ein Kranz um den Helm gelegt wird? Ist es nicht gerade an dem abgebildeten Helm klar, daß jener Lockenkranz ein zum Helm selbst gehöriger Schmuck ist, daß es nur derselbe Kunstgedanke ist, der dort dem Stirnband, hier der Helmstirn die Form des verdeckten Körperteiles aufprägt? Griff der Kunstgedanke bei jenen den paphlagonischen nachgebildeten Helmen nicht auf die Stirn über, bei den archaischen Helmen gar auf das ganze Gesicht, was zu den ‚Gesichtshelmen' führt? Ist es nicht ebenderselbe Kunstgedanke, der auch den Panzer und die Beinschienen ausgestaltet? Die hellere Farbe des Lockenkranzes, auf die sich H. beruft, beweist nichts: sie dient nur der Differenzierung vom übrigen Helm.

Nachdem jetzt alle oder die wesentlichen Hilfsargumente, die sich H. mit der Gleichung von Tettix mit Krobylos und Stlengis schuf, beseitigt sind, wiederholt sich die Frage: Wo ist denn der eigentliche Beweis, daß ‚Tettix' die Hülle des Stirnhaares sei? Der Verdacht, daß Herakleides und die Scholien zu Thukydides nur geben, was sie mit etwas Phantasie aus des Historikers Worten herauslasen, ist durch die Vasenbilder bestätigt, die an der Stirn der alten Herren nicht ein einziges Mal, geschweige denn öfters den charakteristischen Schmuck zeigen. Bleiben also für Ionien, von wo H., wie St., die Sitte nach Attika gekommen glaubt, die bekannten Verse des Asios, oben S. 92. Nebenher frage ich da, ob der Dichter nicht in Erinnerung an die ἑλκεχίτωνες, mit leichter Vertauschung der Begriffe, die Feiernden den Boden schleifen ließ mit ihren weißen Röcken χιονέοισι χιτῶσι πέδον χθονὸς εὐρέος (?) εἷλκον statt εἶχον. Also in Locken sind die Haare gekämmt; goldene κόρυμβαι, was schwerlich mit St. von κόρυμβοι zu unterscheiden, sind auf ihnen (d. h. auf den Männern oder ihren Kleidern) wie Cicaden, und die Haare schwanken, schaukeln, schwingen im Winde in den goldenen Banden'. Undenkbar ist es mir freilich, daß aus einem Gleichnis, zumal einem so schlechten, wofern die Ähnlichkeit nur in dem Daraufsein beruhte, später ein Name der κόρυμβαι geworden wäre. Verständlicher schiene mir, daß schon Asios den Namen Tettix kannte, aber ihn zu motivieren suchte. Freilich würde ich dann erst recht statt des unpoetischen, fast unerträglichen ἐπ' αὐτῶν ein Imperfect wünschen, das den cicadengleichen κόρυμβαι irgend-

ein ins Gesicht oder Gehör fallendes Tun beilegte, wie ‚hüpften‘ oder ‚zirpten‘ (etwa beim Aneinanderschlagen). Mag immerhin dieses, was die Haarbüschel oder Schöpfe mit den Cicaden gemein haben, ungewiß bleiben, wir können die Vorstellung doch präcisieren. Golden heißen die Haarbüschel; deshalb brauchen sie natürlich nicht ganz aus Gold zu bestehen, womit sie ja aufhören würden Haarbüschel zu sein; sie lösen sich im folgenden Verse, der überhaupt die Epexegese des poetischen Vorgängers enthält — auch darum wünscht man im vorigen Vers ein Verbum — in χαῖται und δεσμοί auf. Die δεσμοί entsprechen der ἀνάδεσις. Paßt das nun irgendwie zu H.s ‚goldenen Toupets‘? Sind das δεσμοί, speciell zum ἀναδεῖσθαι? Wird man sich einreden lassen, daß die Haare, die man in Fig. 24 hervorquellen sieht, und deren Erklärung vorher gegeben wurde, vom Winde, der sich ‚in der breiten Goldhülle fängt‘ und ‚die Haare schüttelt‘, hervorgetrieben seien? Gerade diese ‚schwanken, flattern‘ doch nicht in, sondern außerhalb der goldenen Fessel. Wie unendlich viel wörtlicher trifft alles bei St.s Erklärung der von Goldspiralen umschnürten und mittels solcher auch an der Kopfbinde aufgebundenen Lockenbündel zu. Als Krobylos wie als Korymbos hat man dabei nicht den Haarbeutel unten, sondern den über der Umschnürung und Anknüpfungsstelle aufragenden Schopf zu verstehen, dessen einzelne Büschel man ja ebenfalls nach St. Fig. 19 noch von Spiralen umschnürt denken darf. Eine Mehrheit von Tettiges an einem Kopf scheint auch mir wie St. 273 der verschiedene Numerus in Thukydides' τεττίγων ἐνέρσει κρωβύλον ἀναδούμενοι anzuzeigen. Das bestätigen die Worte des Duris κατεκτενισμένοι τὰς κόμας ἐπὶ τὸ μετάφρενον καὶ τοὺς ὤμους, auf die sich H. 90, schwer begreiflich, zum Beweise des Gegenteiles beruft. Der eine τέττιξ bei Lucian kann sehr wohl collectivisch verstanden werden.

Aber die Gleichung mit den Cicaden? Das Verb, das ich bei Asios durch Verschreibung verdorben glaubte, hätte uns vielleicht einen Wink gegeben. Jetzt gestehe ich bei St.s Nachweis keine befriedigende Erklärung des Namens zu wissen. Aber auch H.s Erklärung der Benennung ist so unannehmbar wie die Form, die er dem Zierat gibt. Er bildet auf S. 89 ein goldenes Anhängsel in Gestalt einer Cicadenlarve in drei Ansichten ab, von denen die seitliche (mitten) der Gesamtform seines Toupets, die Oberansicht (links), wenigstens in der unteren Hälfte, dessen Buckelornament ähneln soll. Weniger wäre mehr gewesen, d. h. nur **eine** aber wirklich zutreffende Ähnlichkeit. Doch weder haben die nachgewiesenen Stirnbinden, noch die an marmornen oder gezeichneten Köpfen vorhandenen Stirnlocken solche Mondsichelform, noch sind die Locken an ihnen στοιχηδόν geordnet wie an der halben Larve. Welch seltsame Phantasie aber gehörte dazu, ein etwa 0·24^{m} langes, mit starker Krümmung um Stirn und Schläfen sich biegendes Diadem mit der winzigen Cicadenlarve zu vergleichen, da doch die ganze Form wie das Ornament, speciell die Buckeln, nur den Lockenkranz darstellen und so angeschaut werden sollten.

Namen solcher Dinge, die von Fremden übernommen werden, wie das von den ‚Tettiges‘ leicht sich denken ließe, bilden sich mitunter durch Mißverständnis, Volksetymologie und dergleichen mehr dem Zufall als dem Gesetz und der Analogie gehörende Motive und sind dann natürlich kaum zu deuten. Fragt man endlich, welches denn die altmodische Tracht der ἁβροδίαιτοι gewesen, mit dem langen, auf verschiedene Weise aufgebundenen Haar, dem Goldschmuck, den linnenen und, wie aus Asios zu ergänzen, langen Chitonen, so kann man nicht füglich in Zweifel sein, daß es die ist, die uns noch die streng rotfigurigen Vasen vorspiegeln, aus denen St., speciell für den Conzeschen Krobylos, Beispiele in reicher Zahl gesammelt hat. Es schreckte H, wie wir sahen, nicht, daß er für seinen ‚Tettix‘ in den attischen Vasen keine Beispiele nachweisen kann; aber diejenigen St.s läßt er auch schon deshalb nicht gelten, weil der Trachtwechsel erst um das Jahr 440 falle und also auch die kimonischen Vasen noch Beispiele liefern müßten, was sie nicht täten. Er macht also gegen St. geltend, was seine eigene These wirklich trifft, die St.s jedoch nur unter H.s Voraussetzung, daß das Thukydideische Datum οὐ πολὺς χρόνος, seit die alte Mode ausstarb, so spät fällt. Beim Lesen von S. 82 fragt man sich verwundert, was jenen Ausdruck so eng bemessen lasse, da doch Thukydides in seiner Archäologie mit großen Zeiträumen rechnet und mit nichts andeutet, daß er selbst noch mit eigenen Augen die alte Mode gesehen habe. Auf S. 103 erfahren wir jedoch, worauf sich H.s niedriger Zeitansatz gründet. Das Scholion zu jenem κομῶσι und ἀπεστλεγγισμένοις, das H. zwar mit Casaubon, aber falsch erklärte, berichtet uns von einem Gesetz, das Kineas und Phrinos beantragt, μεταστῆναι τοὺς νέους . . μηκέτι ἁβροδιαίτους εἶναι ὃν τρόπον τὸ πάλαι μηδὲ κομᾶν. Das erinnert

freilich an Thukydides, der auch die Einkehr der alten Sitte mit demselben Verbum bezeichnet ἐς τὸ τρυφερώτερον μετέστησαν. Gleichwohl müßten jene Männer Toren gewesen sein, wenn sie durch ein Gesetz abschaffen wollten, was nach H.s eigener, S. 105 wiederholter Auffassung schon von selbst aufhörte. Oder sollen wir etwa, was H. früher (S. 82 A. 6) und jetzt nur wenig verändert zwischen den Zeilen des Thukydides liest: ‚die jüngeren Leute begannen nämlich überhaupt nicht mehr die Tracht anzulegen', auch noch wieder ergänzen: ‚weil es ihnen verboten wurde'? Dann hätte Thukydides sich allerdings sehr ungenügend ausgedrückt. Widerspricht es denn aber dem, was wir sonst und gerade auch aus Aristophanes wissen, daß die μετρία ἐσθής, die von Lakedaimon her sich verbreitet hatte, zwei Generationen nach Marathon schon, namentlich bei den εὐδαίμονες wieder der τρυφή zu weichen begann? Wie die Alten früher das ἁβροδίαιτον am längsten festgehalten hatten — denn Thukydides' Beschränkung auf die Alten bezog sich schwerlich auf alle Punkte desselben — so später die Einfachheit, und die Jugend war es, die zuerst sich zur Üppigkeit wandte. Dem wollte, wie es scheint, das erwähnte Gesetz steuern.*)

Berlin-Halensee. EUGEN PETERSEN

Inschrift von Rhodos.

In der Ἰωνία ἔτος α' 1874, ἀρ. 24 und im Μουσεῖον καὶ βιβλιοθήκη τῆς Εὐαγγ. Σχολῆς 1875, 9 ist eine Inschrift veröffentlicht, die man zunächst wegen Fehlens jeglichen Zusatzes als smyrnäisch ansprechen wird. Josef Keil hat die Güte gehabt, das Original in der evangelischen Schule zu Smyrna zu vergleichen (Inv. n. 9); es ist eine Platte mit erhöhtem, profiliertem Rande, hoch 0·215 m, lang 0·35 m, tief 0·06 m; mit feiner, sorgfältiger Schrift; die Formen zeigen nichts Ungewöhnliches und passen in das zweite oder den Anfang des ersten Jahrhunderts. Der Text lautet mit Sicherheit:

ΤΟΚΟΙΝΟΝ ΤΟ ΕΡΜΑΙΣΤΑΝ
ΑΥΤΩΝ ΕΤΙΜΑΣΕ
ΑΛΚΙΜΕΔΟΝΤΑΑΛΚΙΣΤΡΑΤΟΥ
ΥΓΑΣΗ
ΧΡΥΣΕΩΙ ΣΤΕΦΑΝΩΙ
ΑΡΕΤΑΣΕΝΕΚΕΝ ΚΑΙΕΥΝΟΙΑΣ
ΚΑΙΕΥΕΡΓΕΣΙΑΣ ΤΑΣΕΙΣΤΟΚΟΙΝΟΝ

Τὸ κοινὸν τὸ Ἑρμαϊστᾶν
ΑΥΤΩΝ ἐτίμασε
Ἀλκιμέδοντα Ἀλκιστράτου
Ὑγασῆ
χρυσέωι στεφάνωι
ἀρετᾶς ἕνεκεν καὶ εὐνοίας
καὶ εὐεργεσίας τᾶς εἰς τὸ κοινόν.

Der Dialect weist auf dorische Stifter, das Demotikon Ὑγασεύς auf rhodische Staatsangehörige, da Hygas(s)os ein bekannter Ort und Demos der rhodischen Peraia war, dessen Lage längst durch die österreichischen Forschungsreisen festgestellt ist.

Auch die Persönlichkeit kennen wir sehr gut; sie kehrt als rhodischer Stratege wieder in der stadtrhodischen Basis IG XII 1, 50 (SGDI 3790, vgl. Hermes XXXVIII 148).

So bleibt nur noch der Name der religiösen Genossenschaft zu erklären. Was bedeutet ΑΥΤΩΝ? Da tritt eine andere Urkunde ein, jetzt im Athener Nationalmuseum, früher in Rhodos; sie beginnt: Πύθων Νικομάχου Λαδάρμιος στεφανωθεὶς ὑπὸ Ἑρμαϊστᾶν αὐτονόμων συνσκάνων χρυσέωι στεφάνωι ἀρετᾶς ἕνεκα [κα]ὶ εὐνοίας etc. (IG XII 1, 101; SGDI 3829, nach Selivanov und den Πρακτικά). Man wird αὐτονόμων besser mit kleinem Anfangsbuchstaben schreiben als mit großem; die Zeltgenossenschaft fühlte sich als autonom, wenn auch natürlich als Teil des rhodischen Heeres. Denn es gibt zwar einen Personennamen Αὐτόνομος (IG XII 1, 175);

*) [Zu der obigen Kritik E. Petersens äußerte sich F. Hauser mit einer Erwiderung, die wir Raummangels halber erst im nächsten Hefte bringen können. D. R.]

aber die Ἀπολλωνιασταὶ Θεαιδήτειοι Ἀστυμήδειοι (n. 163) zeigen, wie ein Verein heißen würde, der von einem Autonomos begründet oder gefördert wäre. Es scheint nicht zweifelhaft, daß es sich um denselben Verein handelt, wie in der smyrnäischen Inschrift, wo der Steinmetz nur zwei Silben ausgelassen hat: ΑΥΤ(ΟΝΟΜ)ΩΝ, was bei den ähnlichen Zeichen Ο und Ω allenfalls entschuldbar ist. Vermutlich sind beide Tafeln aus demselben Vereinsheiligtum in Rhodos nach Smyrna gekommen und von da die eine weiter nach Athen gewandert; sie behielt ihre Provenienzangabe, die ihrer Genossin erst aus inneren Kennzeichen wiedergegeben ist.

Berlin.

F. HILLER v. GAERTRINGEN

Ein Sarkophag aus Doclea.

Durch freundliche Vermittlung des Herrn Josef Nowalski de Lilia erhielt ich Einblick in ein Skizzenbuch des russischen Malers Herrn Tourron v. Kibaltchitch, in welchem dieser einige Antikenfunde, die zur Zeit seiner Anwesenheit in Duklja (November 1905) gehoben worden waren, abgebildet hatte. Daraus copierte ich eine Notiz, die sich auf einen großen Sarkophag aus Marmor bezieht, der am linken Ufer des Moraciflusses am 20. November

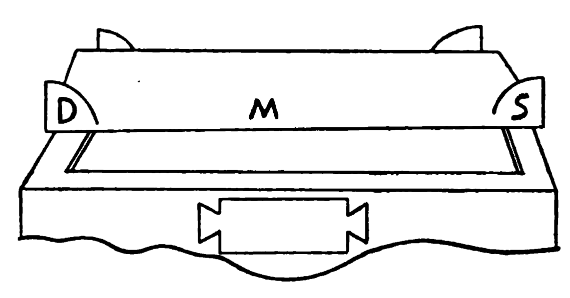


Fig. 33 Sarkophag aus Doclea

bloßgelegt worden war. Seine Inschrift teile ich hier mit Erlaubnis des Künstlers mit, damit sie nicht verloren gehe.

Da der Name der Cornelier sehr verbreitet und auch das Cognomen Iulius[1]) nicht selten ist, findet sich die gleiche Namensverbindung auch anderwärts, z. B. in Asido CIL II 1321 P. Cornelius P. f. Gal(eria) Iulius; ebenso Cornelia P. f. Iulia in Verona V 3586 und Cornelia Julia in Altava (Mauretania Caesariensis) VIII 9853; endlich ein anderes Beispiel für die Verbindung Cornelia Irene in Monoecus V 7829. — Herr Kibaltchitch bezeichnet die Inschrift als gut erhalten; ich muß daher damit rechnen, daß Z. 5 wirklich *filias* steht und kann dann nichts anderes tun als auf Stolz verweisen, der

	d(is) m(anibus) s(acrum)
P · CORNELIO	*P(ublio) Cornelio*
MLIOOVIVIXIT	*[Iu]lio, [q]ui vixit*
AN · LVIVLIAET	*an(nos) LV, Iulia et*
IRENEFILIAS	*Irene filia(e)*
PATRIPIENTIS	*patri pientis-*
SIMO	*simo.*

in seiner Lat. Grammatik (Iwan v. Müllers Handbuch II 2)[3] 120, 5 bemerkt: „*filias* CIL II 38, VIII 3783, *Seiias* VIII 9156 sind ebenso wie *filios* CIL VI 17959 und VIII 7467 nur irrtümlich für die Nominative gesetzte Accusative."

Wien. W. KUBITSCHEK

[1]) Als Personennamen verwendeter Monatsnamen, wie ich im Jahrbuch der Centralcommission II 1 (1904) 283 ff. nachzuweisen versucht habe, also etwa = ‚im Juli geboren'.

Berichtigungen.

Oben S. 237 Z. 6 von unten l. ‚Vater des Danaos' statt ‚Vater des Zeus.'
S. 245 Z. 16 l. ‚Aetion' statt ‚Ätion.'





MARMORGRVPPE AVS EPHESOS

M Frankenstein heliogr Druck v F Schönitz





NEGERKOPF
TONGEFÄSS IM KVNSTHISTORISCHEN MVSEVM ZV WIEN

M. Frankenstein, heliogr. Druck v. F. Schönikle.







NEGERKOPF
TONGEFÄSS IM KVNSTHISTORISCHEN MVSEVM ZV WIEN

M. Frankenstein, heliogr. Druck v. F. Schönikle



JAHRESHEFTE

DES ÖSTERREICHISCHEN

ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTES

IN WIEN

BAND IX

ZWEITES HEFT

MIT 4 TAFELN UND 17 TEXTFIGUREN

AUSGEGEBEN AM 31. OKTOBER

WIEN
ALFRED HÖLDER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
BUCHHÄNDLER DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
1906

